NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07078242 4

Schriften

des

Vereins für Reformationsgeschichte.

XIII. Jahrgang.

Vereinsjahr 1895—1896.

Halle a. S.

656778 A

Inhalt.

Schrift 50:

Ernst Götzinger, Joachim Vadian, der Reformator und Geschichtschreiber von St. Gallen.

Schrift 51 u. 52:

Franz Jakobi, Das Thorner Blutgericht. 1724.

Schrift 53:

Ed. Jacobs, Heinrich Winckel und die Reformation im südlichen Niedersachsen.

Nr. 49. Preis: Mk. 1,20.

Schriften
des
Vereins für Reformationsgeschichte.

Dreizehnter Jahrgang. Erstes Stück.

PUBLICLIBR

Joachim Vadian,

der

Reformator und Geschichtschreiber von St. Gallen

von

Ernst Götzinger.

Halle 1895.
In Commissionsverlag von Max Niemeyer.

Kiel,
H. Eckardt,
Pfleger für Schleswig-Holstein.

Quakenbrück,
Rackhorst'sche Buchhandlung,
Pfleger für Hannover u. Oldenburg.

Stuttgart,
G. Pregizer,
Pfleger für Württemberg.

Name.

Wir bitten unsere Mitglieder alle noch rückständigen Beiträge an die betreffenden Pfleger, beziehungsweise an unsern Schatzmeister, Herrn Dr. Max Niemeyer in Halle a. S. einzahlen zu wollen.

Der Vorstand.

Verzeichnis der noch vorhandenen Vereinsschriften.

1. Kolde, Th., Luther und der Reichstag zu Worms 1521.
2. Koldewey, Friedr., Heinz von Wolfenbüttel. Ein Zeitbild aus dem Jahrhundert der Reformation.
3. Stähelin, Rudolf, Huldreich Zwingli und sein Reformationswerk. Zum vierhundertjährigen Geburtstage Zwinglis dargestellt.
4. Luther, Martin, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Bearbeitet sowie mit Einleitung und Erläuterungen versehen von K. Benrath.

5/6. Vossert, Gust., Württemberg und Janssen. 2 Teile.

7. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. I.
12. Iken, J. F., Heinrich von Zütphen.
13. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. II.
19. Erdmann, D., Luther und seine Beziehungen zu Schlesien, insbesondere zu Breslau.
20. Vogt, W., Die Vorgeschichte des Bauernkrieges.
21. Roth, F., W. Pirkheimer. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation.

PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Dr. Joachim von Watt
genannt
Vadianus
Burgermeister von St. Gallen
geb. 1484. gest. 1551.

Joachim Vadian,

der

Reformator und Geſchichtſchreiber von St. Gallen.

Von

Ernſt Götzinger.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Halle 1895.
Verein für Reformationsgeſchichte.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Digitized by Google

Litteratur.

Joachimi Vadiani Vita per Joannem Kesslerum conscripta. St. Gallen 1865 (nicht im Buchhandel). Davon eine Ueberſetzung in den St. Galler Blättern, Jahrgang 1895.

Ehren-Gedechtnus des Hrn. Joachim von Watt, von Chriſtian Huber, St. Gallen 1683, als Beilage zu Marx Haltmeyers Beſchreibung der Stadt St. Gallen, St. Gallen 1683.

Joachim Vadian. Nach handſchriftlichen und gleichzeitigen Quellen von Theodor Preſſel. Elberfeld 1861.

G. Geilfus, Joachim von Watt als Geographiſcher Schriftſteller. Winterthur 1865.

Johannes Keßlers Sabbata. Chronik der Jahre 1523—1539. Herausgegeben von Ernſt Götzinger. 2 Bände. St. Gallen 1866 und 1868.

Die Feldnonnen bei St. Leonhard (von Ernſt Götzinger). St. Galler Neujahrsblatt von 1868.

Joachim von Watt als Geſchichtſchreiber (von Ernſt Götzinger). St. Galler Neujahrsblatt von 1873.

Joachim von Watt (Vadian), Deutſche hiſtoriſche Schriften, herausgeg. von Ernſt Götzinger. 3 Bde. St. Gallen. 1875—1879.

Der St. Galler Humaniſt Vadian als Geſchichtſchreiber, von G. Meyer von Knonau, Jahrbuch des Bodenſeevereins 1879.

Die reformatoriſche Wirkſamkeit des St. Galler Humaniſten Vadian, von Rudolf Stähelin. In den Beiträgen zur vaterländiſchen Geſchichte, Baſel 1881.

Aus dem Briefwechſel Vadians, v. Emil Arbenz, St. Galler Neujahrsblatt von 1886.

Die St. Galler Täufer, geſchildert im Rahmen der ſtädtiſchen Reformationsgeſchichte. Mit Beiträgen zur Vita Vadiani. Von Emil Egli. Zürich 1887.

Die Vadianiſche Briefſammlung der Stadtbibliothek St. Gallen. Herausgegeben von Emil Arbenz. I 1890; II 1894.

Vadian und Zwingli als Humaniſten, von Ernſt Götzinger. In „Altes und Neues.“ Geſammelte Aufſätze von E. Götzinger. St. Gallen 1891.

Joachim Vadian beim Uebergang vom Humanismus zum Kirchenſtreite, von Emil Arbenz, St. Galler Neujahrsblatt von 1895.

Joachim von Watt, in der Allgemeinen deutſchen Biographie.

Georg von Wyß, Geſchichte der Hiſtoriographie in der Schweiz. Zürich 1895. S. 189—193.

Abgesehen von ihrem Glaubensgehalte, trägt die Reformation ihre Gewähr in der außerordentlichen Entfaltung und Mannigfaltigkeit der durch sie beförderten oder neu hervorgerufenen Kräfte und Wirkungen auf einer großen Reihe von Lebensgebieten. Denn wenn jene Bewegung zwar in erster Linie von der Theologie ausgeht und eine Reformation der Kirche, der Lehre, des Gottesdienstes bezweckt, so hat sie doch zugleich eine Erneuerung der Sprache, der Erziehung, des sozialen Lebens und mehr als eines Gebietes wissenschaftlicher und künstlerischer Thätigkeit in ihrem Gefolge; und sind es wohl in erster Linie die Gottesgelehrten, die Ekklesiasten, wie die Zeitgenossen sie gerne benannten, die an der Spitze der Bewegung stehen, so treten doch auch zahlreiche Vertreter anderer Gelehrtenkreise, die Humanisten vor allem, dann Staatsmänner, Ärzte, Juristen, Geschichtschreiber als willkommene Gehilfen ihnen zur Seite.

Das ist Ein Reiz der Biographie Vadians, einen Mann vorzuführen, der, ein lebendiges Werkzeug der Glaubenserneuerung, nie dem geistlichen Stande angehört, vielmehr ganz und voll dem Berufe als humanistischer Lehrer und Schriftsteller, als Staatsmann, als Arzt und als Geschichtschreiber gelebt hat.

Ein anderes Interesse knüpft sich an den Umstand, daß die reformatorische Thätigkeit Vadians sich auf einem Boden abspielt, der in der Vorgeschichte des deutschen Christentums eine hervorragende Bedeutung hat, in St. Gallen. Die Thätigkeit Vadians bedeutet einen Kampf zwischen dem der alten Lehre treugebliebenen Kloster und der durch ihn bleibend der Reformation gewonnenen Stadt St. Gallen, ein Kampf, der zumal in der Vadianischen Geschichtschreibung eine höchst fesselnde Form erhalten hat.

I.

Jugend- und Humaniſtenzeit.

Das Geſchlecht der von Watt iſt jedenfalls bürgerlicher Herkunft. Auch der Name will keinen Adel bezeichnen, ſondern einfach die Herkunft von einem Orte, Watt genannt, deren es noch heute in der ehemals äbtiſchen Landſchaft mehrere giebt. Im 14. Jahrhundert werden ſie durch Kaufmannſchaft zu Vermögen und Anſehen in der Stadt gekommen ſein; einer des Geſchlechtes fiel i. J. 1403 als Bürgermeiſter von St. Gallen in der Schlacht bei Vögeliſegg gegen die Appenzeller. Ein Wappenbrief, den ſich vier des Namens von Watt von König Sigismund ausſtellen ließen, läßt vermuten, daß die Form ihrer Kaufmannſchaft wie bei zahlreichen andern Geſchlechtern diejenige der Handelsgeſellſchaft innerhalb der Familie geweſen ſein wird. Von einem ſpäter erworbenen Adelsbrief iſt nirgends die Rede.

Der Handelsgeiſt, der die von der Abtei ſich allmählich ablöſende Stadt St. Gallen beſeelte, ſcheint anfangs für Bildung höherer Art wenig empfänglich geweſen zu ſein; doch ſind Anzeichen dafür vorhanden, daß nach der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts auch hier der von Italien herkommende humaniſtiſche Geiſt bemerkbar wurde. Vadian erwähnt im Traktat von der Stadt St. Gallen, daß das Lob gelehrter Leute, welches vor Zeiten dem Kloſter zugeſtanden, bei den Bürgerskindern dieſer und vergangener Jahre noch nicht erloſchen ſei, und noch innerhalb dreißig Jahren (ca. 1510—1540) viel Doctor und Gelehrte geweſen, geborener Burgerskinder, die zu großen Verwaltungen gebraucht worden ſeien und noch werden. Unter den an dieſer Stelle beſonders Erwähnten finden ſich die beiden Brüder Schürpf, Doctor Hieronymus Schürpf, „der heut bei tag des durchlauchtigen fürſten von Saxen rat vil jar geweſen“; es iſt jener Wittenberger Juriſt, der Luthern nach Worms begleitet hat, und deſſen Bruder Auguſtin, der in Wittenberg als Arzt wirkte. Doch iſt nicht zu vergeſſen, daß die beiden Wittenberger ſowohl wie die andern von Vadian erwähnten Gelehrten ihr Brot in der Fremde aßen. Vadian iſt der einzige, der in der Vaterſtadt ſelber Platz fand: „nach welchen Joachim von Watt, doctor, vil guoter künſten

verſtendig und gelert und in der ſtat zuo St. Gallen noch zuo diſer zeit nit des mindſten anſechens iſt".

Für die Jugendzeit des Reformators ſind wir einzig auf die kurze Biographie angewieſen, die Johannes Keßler bald nach Vadians Hinſcheiden in lateiniſcher Sprache verfaßt hat. Sie trägt den Stempel der panegyriſchen Lebensbeſchreibung, wie ſie bei den Humaniſten gebräuchlich war, bezeugt aber zugleich die Treue und Wahrheit, die den Verfaſſer der Sabbata ſo ſehr auszeichnet. Keßlers Bericht lautet:

„Joachim von Watt kam zur Welt am 28. Dezember 1484. Die Eltern waren Leonhard von Watt, Mitglied des Rates, ein verſtändiger und tüchtiger Mann, und Magdalena, eine Frau von hervorragender Frömmigkeit und Würde, aus der angeſehenen Familie der Talmann; ein Bruder von ihr, Anton Talmann, war Doctor beider Rechte."

„Da der Vater ein ausgeſprochener Freund der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften war, beſtimmte er den Sohn Joachim, ſobald dieſer nur gehen und ſprechen konnte, zu gelehrten Studien. Zum Lehrer hatte er einen gewiſſen Simon, der in dieſer Zeit zu St. Gallen an der öffentlichen Schule in der Sprache unterrichtete, einen Mann von außerordentlicher Strenge, der dem Knaben die erſten Elemente beibrachte und den Grund zu ſeiner grammatiſchen Bildung legte. Dazu kam ein ſorgfältiger Privatunterricht (der für die ſittliche Bildung der Jugend ganz beſonders wertvoll iſt) und bei beiden Eltern das Beiſpiel einer durchaus religiöſen und gebildeten Lebensführung. So wuchs denn der edle Knabe gemäß ſeiner glücklichen Anlage und dem fruchtbaren Lerneifer heran, und der Geiſt des Jünglings ſchien ſich täglich ſelber zu übertreffen, und nachdem er die Studien, die man damals pflegte, hinter ſich gelaſſen, ſchien der Geiſt des Jünglings bereits Höheres anzuſtreben. Als daher der Vater den glücklich begonnenen Studien des Sohnes ſeine Gunſt zuwendete und ſich von ſeinen Anlagen nichts Gewöhnliches verſprach, unterließ er nichts, was zu den Fortſchritten des Sohnes beizutragen ſchien."

„Er ſchickte deshalb den ſchon ins Jünglingsalter eingetretenen Sohn nach Wien in Öſterreich, einer Stadt, die damals

als eine hochberühmte Pflegerin der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften und aller ſchönen Bildung galt.“ (1502).

Den Ausſchlag für Wien wird der Umſtand gegeben haben, daß Öſterreich und ſeine Hinterländer, Polen und Ungarn, ein Abſatzgebiet der von Watt'ſchen Kaufmannſchaft war.

Hier in Wien iſt Vadian mit der Zeit ein berühmter Humaniſt geworden. Vorläufig betrieb er in der Artiſtenfakultät ſeine philologiſchen Studien, wobei ihn neben den klaſſiſchen Disziplinen auch Mathematik, Aſtronomie und Naturkunde beſchäftigten. Früh zog ihn beſonders die Dichtkunſt an:

„Ich war achtzehn Jahre alt, als ich nach Wien kam und unter Konrad Celtes mich den Sprachen widmete. Da waren nun einige Mitſchüler, die Verſe machten und, unter Celtes' Leitung, nach einem Lorbeerkränzlein trachteten. Wie ich das bemerkte, überkam mich die Luſt, gleiches zu verſuchen; denn von Jugend an hatte ich am Verſemachen ein außerordentliches Vergnügen.“

Über die Lebensführung des Studenten giebt ſein Biograph folgende anmutige Nachricht:

„Vadian war von kräftigem Körperbau und einem geweckten Geiſte, welcher, zum Kampfe herausgefordert, niemandem zu weichen geſinnt war. Dennoch wurden die trefflichen Kräfte und Anlagen ſeines Geiſtes der Anlaß zu einem allzufreien Leben. Und vielleicht hätte er ſich Lockungen dieſer Art anhaltend ergeben, wenn nicht Gottes Macht und Güte dieſen ausgezeichneten Kopf zu größeren Dingen unverſehrt bewahrt hätte. Nun lebte damals zu Wien ein ernſter und angeſehener Mann, der in eines St. Galliſchen Bürgers und Kaufmanns, genannt Kobler, Handelsdienſt ſtand. Ihm war von Vadians Eltern in Auftrag gegeben, den Sohn, ſoweit es ſeine ehrbaren Studien verlangten, mit Geld zu verſehen und zugleich auf ſeine ſittliche Aufführung ein Auge zu haben. Als dieſer das unbeſonnene und faſt landsknechtmäßige Gebahren des Jünglings wahrnahm und ihn ſelbſt wohlgerüſtet auf der Straße antraf, da machte er ihn ernſtlich auf die Gefahren aufmerkſam und ermahnte ihn, wenn er das überhaupt im Sinne habe, ſo möge er ſich mit der Zeit daheim als einen tapfern Eidgenoſſen verſuchen, und indem er ihm die großen

Unkoſten vorhielt, forderte er ihn ernſtlich auf, er möge ſeine Studien dermaßen betreiben, wie ſein guter und frommer Vater es von Anfang an gemäß ſeiner großen Anlagen und in Hoffnung eines guten Erfolges erwartet habe. Der Zuſpruch machte auf Vadian Eindruck, ſo daß er in ſich ging und zu ſeinen Studien zurückkehrte, und indem er ſeinen Geiſt ſammelte, gab er ſich ganz und gar nach ſeinem Vermögen dem Studium der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften hin, ja es fiel ihm nicht ſchwer, ſeinem Studium ohne Unterbrechung Tage und Nächte hindurch obzuliegen. Oft, wenn der Schlaf über ihn kam, brauchte er kein anderes Kopfkiſſen, als einen Band der Werke des Virgil mit einem großen papierenen Deckel, ein Buch, das heute noch in der St. Galliſchen Stadtbibliothek unter den Büchern Vadians zu ſehen iſt."

Nach erlangter Magiſterwürde übernahm er zu Villach in Kärnthen die Stelle eines öffentlichen Lehrers, kehrte aber bald nach Wien zurück und erhielt hier die Profeſſur für lateiniſche und griechiſche Sprache. In dieſer Eigenſchaft war er nach Celtes' Tode entſchieden der bedeutendſte Wiener Humaniſt, ein Gelehrter von hohen Gaben, hochverehrt von mitſtrebenden Genoſſen und Schülern, ausgezeichnet durch ſeinen Geſchmack, kritiſchen Sinn und ſeltene umfaſſende Gelehrſamkeit, ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen als Polyhiſtor geprieſen. An Gelegenheitsgedichten war er vor allen andern fruchtbar, und er hat ungezählte Schriften der Wiener Humaniſten mit einleitenden oder lobenden Diſtichen, proſaiſchen Zuſchriften und Präfationen verſehen. Von ſeinen Gedichten erſchien 1512 eine Sammlung zu Tübingen unter dem Titel: Minuscule poeticae. Außer einigen hiſtoriſchen und abhandelnden Schriften, darunter eine Poetik, ſind es namentlich ſeine Ausgaben und Kommentare zu römiſchen Autoren, die hochgeſchätzt waren. Er edierte Salluſt, Sedulius und Ovid und kommentierte den Naturforſcher Plinius und die Geographen Dionyſius Aſer und Pomponius Mela.

Es iſt nun freilich ſchwer, die humaniſtiſche Bedeutung Vadians auf ihren innern Wert zu prüfen; denn die Wirkung des Humanismus liegt weniger in beſonderen Verdienſten der Einzelnen, als in der durch ihn hervorgerufenen und getragenen

freien Weltanſchauung, die ſich innerhalb des humaniſtiſchen Kreiſes zugleich in einem wahren Kultus der Zuſammengehörigkeit und Freundſchaft kund thut. Heiterer, jeder Art von Askeſe fremder Lebensgenuß, Weltbildung, Umgang, Vertrautheit mit den alten Litteraturen, freie Handhabung der lateiniſchen Sprache, Freude an der Dichtung, an fremder ſowohl als an eigener, Teilnahme an allem, was ſchöne Bildung betrifft, Streben nach Ruhm und freudige Anerkennung fremden Ruhms ſind Züge, die mehr oder weniger dieſem ganzen Geſchlechte von Poeten-Philologen eigen ſind. Auch unſer Vadian hat das alles an ſich und ſeinen Freunden genoſſen und erlebt. Und der Kreis, dem er angehörte, deſſen Mittelpunkt er für viele war, war ein großer:

Es ſind in erſter Linie die Wiener Genoſſen, darunter Männer von bedeutendem Rufe, wie Collimitius, Camers, Cuſpinian, ſodann die Großzahl anderer Humaniſten, die durch unermüdeten Briefwechſel einander nahe zu kommen ſuchten: Reuchlin, Eoban Heſſus, Glarean, Peter Eberbach, Johannes Eck, Urſinus, Wimpheling, Johannes Faber; dann die reiche Zahl anhänglicher Schüler aus aller Welt, zumal die Schweizer, für die Vadian als unermüdlicher Berater galt. Manchen Freunden und Schülern iſt er ſpäter auf dem Boden des Glaubensſtreites, als Mitkämpfer oder als Gegner, wieder begegnet, ſo Zwingli, Grebel, Johannes Eck, Faber.

Den Umfang ſeiner Freundſchaft erkennt man unter anderm auch aus den Datierungen der an ihn gerichteten Briefe, wobei freilich das unſtäte Wanderleben, das dieſem Geſchlechte eigen iſt, in Betracht gezogen werden muß. An Vadians Adreſſe nach Wien, und die nächſtfolgenden Jahre nach St. Gallen, ſind von humaniſtiſchen Freunden und von ſolchen, die es zu werden wünſchten, Briefe angelangt, abgeſehen von Wien ſelber, aus den öſterreichiſchen und benachbarten Ländern, von Brünn, Olmütz, Paſſau, Buda, Siebenbürgen, Graz, Gran, Innsbruck, Trieſt, Villach, Poſen, Krakau; ſodann von Erfurt, Gotha, Leipzig, Breslau, Neiße; ferner aus Franken und Schwaben von Nürnberg, Ulm, Augsburg, Nördlingen, Ingolſtadt, Stuttgart, Tübingen, Ravensburg, Conſtanz; vom Rheine her von Worms und Straßburg; wieder andere von Freunden, die ſich vorübergehend in

Mailand, Rom und Bologna aufhielten; endlich aus der Schweiz von Freiburg, Basel, Bern, Zürich, Luzern, Schaffhausen, Einsiedeln, aus dem benachbarten Appenzell und aus der Vaterstadt St. Gallen, alle aber, und in diesen Schranken hält sich offenbar sein Verkehr, deutscher Herkunft, ganz wenige aus Ungarn und Polen ausgenommen. Den Kosmopolitismus des Erasmus kennt Vadian nicht; seine Liebe hängt an Wien, Österreich, Germanien und an der schweizerischen Heimat.

Aber wenn nun auch, was wir von Vadian aus seiner Humanistenzeit wissen, im ganzen den allgemeinen Charakter der Zeit trägt: viel Freundschaft, viel Verkehr mit Gleichgesinnten, viel Ehre (er wurde nach einander Baccalaureus, Licentiat und Magister in der Artistenfakultät, Professor, Doktor der Medizin, Rektor der Universität, endlich mit derjenigen Ehre ausgezeichnet, auf welche der Humanismus den allerhöchsten Wert setzte, der Ehre eines gekrönten Dichters), auch Umgang mit den Großen der Erde, zumal mit Kaiser Maximlian, so mangelt es doch auch nicht an besonderen Zügen, die ihn vor anderen auszeichnen.

Dahin gehört der Zug, der bis zu seinem Tode sein Ruhm geblieben ist, die Milde seines Wesens. Daß es nicht Schwäche des Körpers war, bezeugt jene Erzählung von seinem Studentenleben; es war auch weder angeborene Schüchternheit — denn Vadian war gewohnt, mit großer Sicherheit aufzutreten — noch irgend eine Art von Weltflucht, sondern eine milde Art des Lebens und Handelns, des Denkens und Empfindens, die ihm ohne Zweifel schon angeboren und anerzogen war und ihn zum hervorragenden Repräsentanten der humanistischen Bildung seines Zeitalters stempelte. Von seinem Lebensideal, der edlen und schönen Menschlichkeit, hat der Humanismus sich selber benannt; das schließt aber nicht aus, daß viele seiner Angehörigen von jenem Ziele weit entfernt blieben: wieviel Genußsucht, Ruhmsucht, Zanksucht, Ehrsucht findet man bei ihnen! Das unbeschränkte Lob, das Vadian bei seinen Zeitgenossen erfuhr, und das sich auch darin kund giebt, daß man auch während der Reformationskämpfe aus dem Munde der Gegner kaum je ein häßliches Wort über ihn vernimmt, dieses unbeschränkte Lob des milden Mannes ist ein Zeugnis dafür, daß die große Humanistengemeinde, der er

angehörte, wirklich in ihm ihren vortrefflichſten, ja vollkommenſten Genoſſen erkannte.

Ein anderer Zug, der Vadian von der Mehrzahl ſeiner Genoſſen unterſcheidet, iſt der Trieb nach innerer Wahrheit, nach Wirklichkeit und Sachlichkeit. Das iſt ein Trieb, der an Goethe erinnert; aber wohl nicht der einzige. Er erweiſt ſich ſpäter noch in hervorragender Weiſe, vorläufig in der humaniſtiſchen Thätigkeit dadurch, daß Vadian neben ſeiner aktiven und paſſiven Poeten-Arbeit mit Vorliebe Sachſtudien treibt. Schon als Zögling der Artiſtenfakultät hatte er ſich mit mathematiſchen, aſtronomiſchen und naturkundlichen Studien beſchäftigt; jetzt wurde ſein Lieblingsgebiet, zugleich das, welches in den folgenden Generationen ſich am längſten in der Erinnerung ſpäterer Geſchlechter wach hielt, die Geographie. Der alte Biograph drückt ſich darüber recht verſtändig aus:

„Viel Arbeit und Zeit verwandte Vadian auch auf das Studium der Geographie. Er hatte nämlich erkannt, daß dieſer ſo ſchöne Teil der Philoſophie in vieler Beziehung noch im Dunkel liege und mannigfach verdorben ſei. Deshalb erſchienen von ihm, verbunden mit einer geographiſchen Einleitung zu den drei Büchern des Pomponius Mela von der Lage des Erdkreiſes, außerordentlich viele Erklärungen der Oerter und geſchichtlichen Gegenſtände, begleitet von einem Brief an den Rhätier Rudolf Agricola, worin er das zuſammenfaßte, was er irgendwie näher behandeln und eingehender erörtern wollte.“

„Um dieſes Studiums willen war es ihm nicht zu hart noch zu ſtreng, öfters eine weite Reiſe zu thun. Er beſuchte beide Pannonien, das ſarmatiſche und das europäiſche; um es in eigener Perſon geſehen zu haben, bereiſte er Venetien, befuhr den Buſen von Trieſt, ſtieg über ſteile helvetiſche Alpenpäſſe und ließ ſich weder durch die zerbröckelte Rauheit, noch durch die ſteile Höhe der Schluchten und Berge davon abſchrecken, die Gegenſtände, von denen man bis dahin unverbürgte Gerüchte, aber ſehr wenig ſichere Beobachtungen hatte, in genaue Erfahrung zu bringen.“

Die letzte Bemerkung bezieht ſich auf Vadians Beſteigung des Pilatus, überhaupt eine der erſten Alpenbeſteigungen, die man kennt. Die Beſchreibung dieſer im Jahr 1519 unternom-

menen Reiſe findet ſich in der Basler Ausgabe des Pomponius Mela vom Jahr 1522 und iſt veranlaßt durch eine aus Thracien berichtete Pilatus-Sage. Obgleich nun Vadian den Pilatus nicht um landſchaftlichen Genuſſes willen beſtiegen hat, ſondern weil er, dem Geiſte ſeiner Zeit gemäß, die Wahrheit oder Unwahrheit einer von ihm bezweifelten übernatürlichen Naturerſcheinung prüfen wollte, ſo iſt die Beſchreibung doch nicht aller Züge bar, welche einen jetzt ſchon erwachenden Sinn und ein Auge für landſchaftliche Naturanſchauung bezeugen.

„In der Schweiz giebt es unweit der alten und weitberühmten Stadt Luzern einen Berg von gewaltiger Höhe, welcher wegen ſeiner rauhen Zerklüftung und jäh abfallenden Wände noch jetzt in der Landesſprache der gebrochene heißt, ſo nämlich, daß in der Form Fracmönt die Spur des fremden Ausdruckes ſich erhalten hat. Unterhalb des höchſten Gipfels liegt ein See, der Pilatusſee genannt, welcher einen ganz geringen Umfang hat und deswegen mit größerem Rechte ein Tümpel denn ein See heißen könnte. Gegenſtände, welche da abſichtlich hineingeworfen werden, erregen nach dem Glauben des Volkes die größten Unwetter und überſchwemmen die ganze Umgebung. Was aber zufällig hineinfällt, ſoll den See nicht im geringſten aufregen, gerade als ob er menſchliches Wiſſen davon hätte, daß für den Zufall niemand verantwortlich iſt. Eine Beſtätigung findet dieſer Glaube in folgender Thatſache. Wie man in der Stadt ſich erzählt, ſind einſt Leute, welche den See aufzuregen ſich unterfingen, wegen des Unglückes, das ſie über die Anwohner gebracht, am Leben geſtraft worden.“

„Als ich im Auguſt des vergangenen Jahres nach Luzern kam, um den See zu ſehen, wurde ich von dem Kanonikus Johannes Zimmermann auf das liebenswürdigſte empfangen und brach am folgenden Tage nach dem Berge ſelbſt auf. Meine Begleiter waren der gelehrte Oswald Myconius und mein künftiger Schwager Konrad Grebel aus Zürich. Bei Tagesanbruch verließen wir die Stadt und legten den ſchweren und nicht eben gangbaren Weg bis etwa zur halben Höhe des Berges auf Pferden zurück. Als das nicht mehr ging, trieben wir die Tiere auf die nächſte Weide, dingten einen Hirten als Führer und erſtiegen zu Fuß auf ſchmalem Pfade, welcher zwiſchen mächtigen Steintrümmern im Zickzack ſich emporwindet und den zu gehen nicht jedermanns Sache wäre, den übrigen Teil der Höhe. Endlich kamen wir ſchweißtriefend am Ufer des Teiches an. Der Berg ſelbſt, der in ſeinen übrigen Teilen faſt ſenkrecht abfällt, iſt hier mit Weiden bedeckt. In mächtiger kreisförmiger Senkung hat ſich ein tiefes Thal gebildet, in deſſen Mitte der See liegt. Dieſer iſt von ſpärlichem Schilfe umgeben und in einem dichten Walde verborgen, deſſen Totenſtille den Beſucher mit heiligem Schauer erfüllt. Der See hat keinen Zufluß und keinen Abfluß; das Waſſer iſt von ſchwärzlicher Farbe wie das der Unterwelt und noch unbeweglicher als ſonſt ein

Tümpel zu ſein pflegt. Auch die Winde vermögen ſeine Ruhe nicht leicht zu ſtören, denn vor dem Süd- und Weſtwind ſchützt ihn die mächtig anſteigende Lehne des Berges, im Oſten und Norden die tiefe Lage des Thales und der bereits genannte dichte Wald. Bemerkenswert iſt auch, daß weder die Niederſchläge des Winters noch die Trockenheit des Sommers eine Aenderung des Waſſerſtandes herbeiführen; vielmehr ſollen ſeine trägen Fluten, wie erzählt wird, ſtets die gleiche Höhe zeigen. Auch das will ich noch erwähnen, daß wir von unſerem Führer während des Aufſtieges faſt unter einem Eide verpflichtet wurden, am See nichts Ungeziemendes zu thun oder gar etwas hineinzuwerfen. Er ſtellte uns vor, wie ſein Leben auf dem Spiel ſtehe, und immer wieder empfahl er uns Mäßigung und Schweigen, als ob er uns in ein Heiligtum führe. Infolgedeſſen war ich faſt verſucht, der alten Sage Glauben zu ſchenken, welche von dieſem Orte erzählt wird, daß nämlich Pilatus in ſeiner Amtstracht als Landpfleger im Waſſer zu ſchauen ſei, und daß, wer ihn geſehen, das betreffende Jahr nicht überlebe, obwohl dergleichen entſchieden in das Reich der Fabel gehört. So iſt nämlich der menſchliche Aberglaube, daß er die Stätten, welche durch irgend eine ſeltſame Naturerſcheinung bemerkenswert ſind, mit dem Beiwerk der Sage umſpinnt. Dann iſt es im Weſen des Menſchen begründet, daß er ſolche Erzählungen gerne glaubt, da eine geheimnisvolle innere Scheu uns zu dieſem Glauben beſtimmt, und anderſeits der Trieb, Neues zu erfahren, ihm Vorſchub leiſtet. Uebrigens möchte ich die Wahrheit der Sage, welche die Anwohner von der Eigenart des Sees immer wieder erzählen, weder bekräftigen noch in Abrede ſtellen, da mir nicht möglich war, die Sache zu unterſuchen, und wäre es mir möglich geweſen, ſo hätte es nicht ohne große Gefahr geſchehen können. Immerhin dürfen die zahlreichen Naturerſcheinungen, welche durch Erfahrung und Anſehen vieler Perſonen als in jeder Hinſicht auffällig erwieſen ſind, mir eine Mahnung ſein, nicht voreilig zu erklären, daß mir jene Sage bei der Eigenart und hohen Lage des Ortes ganz natürlich erſcheine. Denn wie hoch der Berg iſt, geht aus folgendem hervor: Morgens in der Frühe brachen wir nach dem Pilatusſee auf, erſtiegen dann die Höhe des Berges, kehrten ohne Aufenthalt nach langem Marſche zu unſern Pferden zurück und langten endlich nach Sonnenuntergang wieder in Luzern an. Das Mittageſſen und eine Raſt auf halber Höhe des Berges hatte höchſtens zwei Stunden in Anſpruch genommen."

Von Wien aus hat Vadian auch u. a. Breslau und Buda beſucht und iſt bei Krakau in ein Salzbergwerk hinuntergeſtiegen.

Erasmus hat das Verdienſt, auf die Idee der Italiener, die wiſſenſchaftliche Methode aus den Alten zu lernen, zuerſt eingegangen zu ſein. Ob Vadian dieſer Anregung des Erasmus gefolgt, iſt nicht auszumitteln; ſicher aber iſt, daß er die Notwendigkeit eines ſeparaten geographiſchen Unterrichtes zuerſt er-

kannt und Hand angelegt hat, ihn ins Werk zu ſetzen. Er betrachtete zunächſt die Geographie als Hilfslehre zum Verſtändnis der alten Schriftſteller, ſpäter auch des alten und neuen Teſtaments. Zugleich aber wollte er dieſe Disziplin als eine reale Wiſſenſchaft behandelt wiſſen, weshalb er an die Spitze ſeiner Lehrmethode folgenden bedeutungsvollen Satz ſtellt: „Es iſt das Los des menſchlichen Geiſtes, ſo lange er vom Leibe eingeſchloſſen iſt, daß er ſich nur das durch die Sinne Wahrgenommene zum innern Verſtändnis bringen kann. Allem, was wir zu denken und uns vorzuſtellen pflegen, geben wir beſtimmte Umriſſe und Bilder; daher fordert denn auch die Art, wie wir zur Erkenntnis gelangen, ſelbſt, daß für die Kenntnis von der Erde, dem Wohnſitze der Menſchen, es vor allen Dingen der Geographie bedarf, welche uns alles durch Abbildung verſinnlicht.“

Die Autopſie der geographiſchen Objekte iſt daher die einzig richtige Quelle der geographiſchen Kenntniſſe, und wo dieſe nicht ſtatthaben kann, ſind gute Landkarten und andere Mittel zur Verſinnlichung brauchbare, aber in einem gewiſſen Grade doch unbrauchbare Surrogate. Der Unterricht in der Geographie hat vor allen Dingen mit einer allgemeinen Überſicht über die Erdoberfläche zu beginnen, und hierbei ſoll Veranlaſſung genommen werden, die Anfänge der mathematiſchen Geographie, die Parallelkreiſe und Meridiane an den Mann zu bringen, ohne ſich tiefer in die Aſtronomie einzulaſſen. „Der geht recht, wer die Erde zuerſt, den Himmel in zweiter Linie zur Behandlung bringt.“

In eben der geographiſchen Schrift, der dieſe Worte entnommen ſind, erwähnt Vadian da, wo er den untern Flußlauf des Rheines beſchreibt, des Erasmus.

„Die bataviſche Inſel iſt nicht bloß in uralter Zeit durch die dort geführten Kriege berühmt, ſondern auch heute bekannt durch den ihr angehörigen Erasmus von Rotterdam, einen auf allen Gebieten erfahrenen Mann, der namentlich der erſte Kenner der griechiſchen und lateiniſchen Litteratur iſt; in ihm bezeugte die Natur zur Genüge, daß dem Geiſte der Deutſchen nichts mangle, um in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache es ſo weit zu bringen, daß ſie mit den Eingeborenen jener Sprachen ſogar um die Palme zu ringen im ſtande ſind.“

Kunde der alten Sprachen ist der höchste Ruhm des Humanismus; aber der Fürst des deutschen Humanismus ist für Vadian noch mehr gewesen; in ihm erkannte er das Muster des vollkommenen Gelehrten und Menschen, ja, wie es scheint, das für ihn vorbildliche Ideal des Lebens. Und zwar keineswegs bloß in seiner Humanistenperiode; die Stelle, die wir im Auge haben, steht vielmehr in einer Schrift, die Vadian in Mitte der 40er Jahre verfaßt hat, in einer Zeit, wo Erasmus schon mehrere Jahre von der Welt abgeschieden war. Da ist es nun nicht nur wiederum ein Zeugnis der Milde, wie Vadian von dem vielgeschmähten Erasmus spricht, sondern ein Beweis dafür, wie der St. Galler — und von wenigen seiner Zeitgenossen wird man das sagen können — sich ein bestimmtes Programm des äußern und innern Lebens aufgestellt hat. Im Traktat vom Mönchtum handelt Vadian von den dreierlei Arten des Mönchtums: 1) Die alten ägyptischen und syrischen Einsiedler, 2) der Mönchenstand ohne gestellte Regel, 3) die spätern Klosterleute oder Coenobiter. Die zweite Art der Möncherei hat u. a. „der heilige Hieronymus geführt, und zu unsern Zeiten der teuer und hochgelehrt Mann Erasmus von Rotterdam, wiewohl er sich nicht in Einöden oder auf dem Land, sondern mehr in den Städten mit freundlicher Gemeinsame frommer und gelehrter Leute, doch außerhalb des Ehestandes, besonders auch geistlicher und weltlicher Aemter, in einschichtigem, aufrechtem, christlichem und unbeflecktem Leben enthalten, von Jugend an in England, Niederland, Frankreich allen Fleiß angewendet, gute Künste zu erlernen und die Sprachen sich anzueignen, die zum Verständnis der biblischen Schriften dienlich, ja notwendig sind. Und hat demnach aus diesen Ursachen etliche Jahre in Italien zugebracht, damit er zu seinem Vorhaben genugsam gegründet und verfaßt wäre. Und nach allem ist er nach Deutschland (daher er gebürtig war) gekommen und hat sich zu Basel niedergelassen und die Frucht seiner teuern Arbeit nach und nach an Tag gegeben, und hat wahrlich zur Förderung des rechtschaffenen christlichen Lebens und unseres heiligen Glaubens mit Verbesserung und Erklärung biblischer Schriften, dazu der Lehren der Altgläubigen, mehr Nutzens und Frommens geschafft, denn kein Mann vor ihm in lateinischer

Sprache der vorangegangenen tausend Jahre je gethan hat. Man hat ihn oftmals durch kaiserliche und päpstliche Vermahnungen zum Bischof, ja zum Kardinal machen wollen; er aber hat sich solcher Ehren und Stände, wie sie jetztmals geartet sind, nicht beschweren noch beladen wollen, sondern hat sich bis zu Ende seines Lebens einschichtig, mit freiem und ungefangenem christlichem Wandel, einzig der Mühe und Arbeit ohne Unterlaß beflissen, die er sich um Gottes Ehre und seines Sohnes Christi und um Verbesserung der Kirchen willen vorgenommen, und hat mit solcher seiner angewandten Mühe allen lateinischen Kirchen mehr gedient, denn irgend ein Bischof, Abt oder Mönch vor ihm je gethan hat. Dazu zu Ausgang seines Lebens mit seinem hinterlassenen Gut armen geschickten Schülern jährlichen Unterhalt gestiftet und verordnet, durch welchen sie zu gutem Verstand kommen und den Gemeinden Christi — jeder nach der Gnade, die ihm Gott verlieh — nutzbar und dienstlich Heil schaffen möchten."

Sollte es wahrscheinlich sein, daß Vadian bei dieser Schilderung nicht zugleich an sich gedacht hätte? der wie Erasmus von Jugend an „mit freundlicher Gemeinsame frommer und gelehrter Leute" allen Fleiß angewendet, im Ausland gute Künste zu erlernen und die Sprachen sich anzueignen, der dann in die Heimat zurückgekehrt wahrlich zur Förderung des rechtschaffenen christlichen Lebens mehr Nutzen geschafft denn irgend ein Bischof, Abt oder Mönch vor ihm je gethan und dazu zu Ausgang seines Lebens mit seiner hinterlassenen Bücherei es erst möglich gemacht, daß der durch ihn gepflanzte Geist der Bildung in der Vaterstadt je und je erhalten und vermehrt werden könne?

Im Jahre 1518, nachdem er schon einmal 1509 der Heimat einen Besuch abgestattet, verließ Vadian Wien und kehrte in die Vaterstadt zurück. Ob das Auftreten der Pest in der Donaustadt ihn dazu veranlaßte, oder ob andere, uns unbekannte Umstände ihm seine bisherige Stellung verleidet hatten, ob die alternden Eltern es gewünscht, oder ob es endlich ein schon früher gefaßter Entschluß war, in den Dienst seiner Vaterstadt zu treten, läßt sich auch den Briefen jener Zeit nicht mit Sicherheit entnehmen. Immerhin darf man nicht vergessen, daß der Humanist dieser Periode überhaupt viel und gern wanderte, und gewiß ist, daß

in dieſen Kreiſen, zumal in Wien, ein ſtarkes Heimatsgefühl gepflegt wurde, die patria ſteht neben der musa und der amicitia in der erſten Reihe der loci communes dieſer Poeten-Philologen. In ſeiner im Jahre 1517 verfaßten Ausgabe des Pomponius Mela, da wo vom Bodenſee die Rede iſt, bricht Vadian in folgende begeiſterte Worte über ſeine Vaterſtadt aus: „Etwa achttauſend Schritte weſtwärts vom Arboner Ufer in einer nicht völlig bewaldeten noch unfruchtbaren Berggegend liegt die Stadt des hl. Gallus. Dieſen Namen hinterließ ihr der heilige und durch ſeine Frömmigkeit berühmte Gallus, da er an dem vorher öden und wegen der wilden Tiere und der Rauheit der Wälder unheimlichen Orte das beſcheidene Fundament legte, womit er einer inſonders berühmten Stadt den geſegneten Anfang verlieh. Das iſt meine ſüße Vaterſtadt, das iſt — und zwar nicht erſt ſeit einem Jahrhundert — die wohlwollende, mildthätige Nährerin der Familie von Watt. Dieſer Pflegerin alſo bin ich Schuldner, ſowohl auf allgemeine Rechnung des Geſchlechts, wie durch perſönliche Schuldverpflichtung. Denn welchem Manne ſollte der Anblick des Vaterlandes nicht erfreulich ſein? wem nicht ſüß der Boden der Heimat?“

Und in der an den Abt des Kloſters St. Gallus gerichteten Vorrede desſelben Buches kündigte er öffentlich den Entſchluß an, jetzt nach dem Abſchluß ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung in die Vaterſtadt zurückzukehren und hier „als den Mann ſich zu erweiſen, von dem nach Platos Ausſpruch auch die Nachwelt einſtimmig ſagen ſoll, daß er nichts unterlaſſen habe, worin er ſeiner Geburtsſtadt, ſeinen Angehörigen und jedem Rechtſchaffenen ſich nach Kräften habe dienſtbar erweiſen können.“

Aehnlich, zugleich aber mit Hervorhebung beſonderer Umſtände, lautet die Nachricht in Keßlers Biographie:

„Immerhin ſchien es ihm, als ob ſein wachſendes Alter und die Rückſicht auf ſeine Studien es verlange, daß er einen beſtimmten Wirkungs- und Lebenskreis aufſuche, und obgleich er einen Teil ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit den kaiſerlichen Geſetzen gewidmet und nicht ohne Erfolg darin geblieben war, ſo warf er ſich jetzt doch nach einem beſtimmten Plane auf das Studium der Medizin und erlangte ungefähr vier Jahre nach der Dichterkrönung, am

9. November 1517, den Grad eines Doktors der Medizin. So hatte er denn ein volles Jahrzehnt der Wiſſenſchaften halber in Wien zugebracht und es ſtand bei ihm, am Hofe der Fürſten ſich weitere Reichtümer und Anſehen zu erwerben. Aber nicht uneingedenk, welche Pflicht er der Vaterſtadt ſchuldig ſei und was ſie von ihm beanſpruchen dürfe, machte ſich Vadian auf, ſie wiederzuſehen."

„Kaum war er unter großer Erwartung der Mitbürger in der Heimat angelangt, ſo nahm ihn ſofort, im Auguſt 1518, der Rat von St. Gallen für mehrere Jahre in ſeinen Dienſt, um ſeine Thätigkeit für irgend welchen Anlaß beanſpruchen zu können. So voll an Sorgen und Mühen dieſes Verhältnis auch war, — denn es enthielt in ſich nicht bloß das Amt der öffentlichen Arzneikunſt, ſondern zugleich Fürſorge für die Stadt überhaupt — ſo zog er es doch den angeſehenſten Ehrendienſten vor, die man ihm anbot."

In Wien freilich, wo er ſogar vorläufig ſeinen Hausrat zurückgelaſſen hatte, erwartete man die baldige Rückkehr des geehrten Mannes, und in der Schweiz gab es Freunde und Verehrer, die eine Ueberſiedelung nach Zürich erhofften. Er iſt aber, nachdem er zur Ordnung ſeiner Angelegenheiten Wien noch einmal beſucht, bleibend der Heimat treu geblieben. Auch gründete er ſich durch Verehelichung mit Martha Grebel von Zürich einen eigenen Hausſtand (1519), deſſen ökonomiſche Führung ihm durch den das Jahr darauf erfolgten Tod des Vaters ſehr erleichtert wurde.

Es lag in Vadians Naturanlage, daß er in allen Gebieten ſeines Wirkens nie gewaltſam, ſprungweiſe, in Folge plötzlicher innerer Erregung zu Werke ging, ſondern ſtets ruhig, gemeſſen ſeinen Weg, ſein Ziel verfolgte; nicht daß er neuen, an ihn herantretenden Bewegungen aus dem Wege gegangen wäre; aber er baut langſam, ohne Lärm; er verſichert ſich zuerſt im eigenen Innern der neuen Ueberzeugung und beweiſt dann dieſelbe Sicherheit in der Art, wie er in ſeinem Kreiſe nach Erfolg ringt; ſo läßt er auch über neuen Wegen, die er einſchlägt, die alten Gleiſe nicht außer Acht; langſam, die alten Intereſſen mit den neuen verzahnend, geht der humaniſtiſche Gelehrte zu den kirchlichen Intereſſen der Reformation über, und in gleicher Weiſe verknüpfen ſich bald darauf die kirchlichen Studien mit den politiſchen und

mit den auf die Vaterſtadt gerichteten geſchichtlichen Arbeiten. Aber der humaniſtiſchen Bildung bleibt er ſein ganzes Leben hindurch treu, wie er denn auch bleibend geſchichtliche Studien mit theologiſchen zu verknüpfen pflegt. Ja noch mehr: wie er auch als Reformator und Geſchichtsſchreiber ſtets in ſich ſelber die menſchlich ſchöne Denkweiſe des Humaniſten bewahrte, ſo hat er ſpäter ſeine ausgiebigen theologiſchen Studien mit Vorliebe im Lichte der Geſchichte, ſeine geſchichtlichen Anſchauungen im Lichte des Gottesreiches betrieben: immer Humaniſt, immer Gottesgelehrter, immer der geſchichtlichen Bildung zugewandt, ſtets eine geſchloſſene, abgerundete, ſeltene Erſcheinung. Das iſt die Polyhiſtorie, die ſeine Zeitgenoſſen an ihm rühmten; es iſt aber nicht Vielwiſſenheit, es iſt angeborene, in ſeinem ſittlichen Weſen begründete Allgemeinheit der innern und äußern Bildung, darin ein Vorgänger Goethes und Herders.

Vorläufig ſtehen nach ſeiner Ueberſiedelung in die Heimat für einige Jahre die humaniſtiſchen Intereſſen in voller Thätigkeit. Zu den alten Freunden, den Wienern namentlich, die mit ihm in lebhaftem Briefwechſel ſtehen, geſellen ſich neue; eine Reiſe nach Baſel giebt ihm Veranlaſſung, den von ihm ſo hochgeſchätzten Erasmus perſönlich kennen zu lernen; und wenn auch die frühere aktive Beteiligung an der Wiener humaniſtiſchen Gelegenheits-Schriftſtellerei aufhörte, ſo bezeugte doch die ſehr vermehrte zweite Auflage ſeines Pomponius Mela, die in einem ſtattlichen Bande 1522 zu Baſel erſchien, daß er den Platz, den er ſich unter den Philologen erworben, nicht zu räumen gedachte. Doch mangelt es in den Noten zum Mela nicht an Zeugniſſen dafür, daß jetzt ſchon der begonnene Glaubensſtreit für Vadian eine Herzensſache geworden war. Er benützt hier ſeinen Text, um an paſſenden Stellen exkursweiſe über Reliquienverehrung, über den falſchen Prunk bei Leichenbegängniſſen, über Wunderglauben und über die übermäßige Ausſchmückung der Kirchen ſich auszuſprechen.

Schon im Jahre 1511 war Vadian in Wien mit Hutten zuſammengekommen und hatte ein Gedicht des Ritters auf Kaiſer Max zum Druck befördert. So nahm er auch lebhaft Partei für Reuchlin in deſſen Kampf mit den Dunkelmännern. Katholiſche Chroniſten wollten ſpäter wiſſen, Vadian ſei es geweſen, der mit einigen

Wiener Schülern zuerſt Lutheriſche Schriften nach der Schweiz gebracht habe. So unwahrſcheinlich das auch iſt, ſo zeigt die Nachricht immerhin, was man gegneriſcherſeits von ihm hielt. Doch geben wir auch hier vor allem ſeinem Biographen und vertrauteſten Freunde das Wort.

„Da nun in Deutſchland die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften aufblühten, geſchah es durch die unausſprechliche Güte Gottes, daß auch eine aufrichtigere Art im Erklären der heiligen Schriften aufkam, und das verfallene Studium der Theologie durch vortreffliche ſprachenkundige Männer, Bürgen einer gediegenen Wiſſenſchaft, zur Reinheit der heiligen Schrift zurückgeführt ward, nachdem die größten Irrtümer, die eine häßliche Unwiſſenheit ſowohl als der einträgliche Betrug der römiſchen Ware unter dem Vorwande der Frömmigkeit eingeführt hatte, durch das helle Licht der evangeliſchen Wahrheit aufgedeckt worden waren. Da glaubte Vadian, von der Liebe zur Wahrheit beſeelt, nachdem er ſich bisher durch ſeine Schriften und Studien auf alle Weiſe um die Wiſſenſchaft verdient gemacht hatte, es wäre für ihn wenig ehrenwert, wenn er nicht in dieſem ſchwierigſten und notwendigſten Geſchäft, das zur Aufrichtung des Reiches Chriſti diente, ſeine Treue und ſeine Mühe ebenfalls offenbaren würde. Und obgleich es hätte ſcheinen können, daß es ſich, des Unterſchieds in den Wiſſenſchaften halber, für einen der Arzneikunſt Befliſſenen nicht ſchicke, ſo hielt er doch, nach dem Beiſpiel des Evangeliſten Lukas, eines Arztes, dafür, daß das gemeinſame Heilsgeſchäft auch ſeine Sache ſei. Was er über die wiederauflebende Reinheit der Religion urteilte, darüber hat er beſonders in ſeinen Kommentaren zum Pomponius Mela, mit deſſen Herausgabe er beſchäftigt war, in ausgezeichnet gelehrten und für gebildete, fromme Leſer keineswegs läſtigen Exkurſen ſeine Anſicht nicht verheimlichen wollen, wie man bei der Beſchreibung von Jonien, Thrazien, Makedonien, Hiſpanien, Aethiopien und gelegentlich an andern Stellen ſehen kann.“

Nach drei Richtungen hin läßt ſich nun Vadians Arbeit in den zunächſt folgenden zehn Jahren ſcheiden. Einmal ſind das die Jahre, wo er durch unausgeſetztes Studium der Bibel, der Reformationsſchriften und im weitern Sinne der kirchlichen

Literatur überhaupt, für ſich ſelber den inneren Grund ſeiner neuen Glaubensrichtung legt, eine Arbeit, die in ſteigendem Maße von einem lebhaften Briefwechſel mit alten und neuen Genoſſen begleitet iſt, mit Zwingli vor allem, mit dem er noch kurze Zeit in Wien zuſammen ſtudiert hatte und der von da an immer mit ihm befreundet geblieben war; aber auch ſchon mit Luther eröffnete er im Jahre 1520 einen Briefwechſel, wobei es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß es Vadian war, der Luther zuerſt auf ſeinen Züricher Mitarbeiter aufmerkſam gemacht hat. Die Fortſetzung der bis jetzt, bis zum Jahre 1520, erſchienenen Briefſammlung läßt in dieſer Beziehung neues Licht erwarten. Ein zweites Arbeitsgebiet, in das wir reichlichere Einſicht haben, betrifft die Reformation der Vaterſtadt, ein drittes, das natürlich eng mit dieſem zuſammenhängt, die wachſende Beteiligung an der eidgenöſſiſchen Reformations-Politik. Der Kampf mit dem Kloſter blieb der nächſten Periode vorbehalten.

II.

Der Reformator ſeiner Vaterſtadt.

Es ſind verſchiedene Umſtände, welche die Geſchichte der Reformation der Stadt St. Gallen zu einem überaus durchſichtigen, abgeſchloſſenen und lehrreichen Geſchichtsbilde geſtalten: die Einfachheit der gegebenen Verhältniſſe, die Perſon des Reformators, die Art, wie er die Bewegung leitet, ganz beſonders aber die in ſich vollendete, geradezu klaſſiſche Erzählung, welche der eben von Wittenberg zurückgekehrte Johannes Keßler ſeiner „Sabbata“ einverleibt hat.

Der Typus der Reformationsbewegung in den Städten deutſcher Zunge beſteht wohl darin, daß der von Luther in das Volk hineingeworfene kirchlich-religiöſe Gedanke zunächſt kleinere Kreiſe der neuen Richtung zuführt, daß dann, vielleicht unterſtützt durch einzelne fortſchrittlich geſinnte Geiſtliche, die Erregung um ſich greift und meiſt nach ſchweren Kämpfen die Obrigkeit gezwungen wird, ſich und damit die geſamte ſtädtiſche Gemeinde der Reform anzuſchließen.

In St. Gallen geht von Anfang an die Bewegung von

Vadian und durch seine Vermittelung von der Obrigkeit aus, weshalb der Verfasser der „Sabbata“ da, wo er sich anschickt, „die teuren und wunderbarlichen historien, geschichten und läufe dieser unserer gegenwärtigen zeit“ niederzuschreiben, „wolwirdig und notwendig unsern kindskindern ze entdecken,“ in die Worte ausbricht, die zu wiederholen kein Biograph Vadians unterlassen darf:

„Damit aber der Brunn göttlicher Wahrheit, von den Hirten aufgeworfen, nicht von den gottlosen Philistern von Stund an wiederum verstopft, desgleichen die helle Sonne nicht von den Wolken und Wasser bedeckt, sondern durch Beistand und Fürschub einer christlichen Obrigkeit der Wahrheit geholfen würde, hat der barmherzige Gott aus sonderer Gnade uns einen Mann in einen ehrsamen und weisen Rat vor etlichen Jahren verordnet, nämlich unsern Herr Doktor Joachim von Watt, den die Lateiner Vadianum nennen. Und hat ihn mit so viel seiner Gaben geziert, mit Kunst, Gelehrsamkeit, Weisheit, dazu rechtmäßiger Bescheidenheit, daß er, Herr Doktor. durch sie, aus Beihilf seiner redreichen Zungen, jedermann und besonders, wo es am notwendigsten, in einem ehrsamen Rate, wenn etwas fürgetragen ward was diesen evangelischen Handel betraf, denen, so der Wahrheit nicht unterrichtet, vielmehr mit Wüten und Toben dawider stritten als wider unchristliche Neuerungen, — Bescheid und Antwort zu geben verstand; denn gleichwie er vormals in den weltlichen Künsten hochberühmt gewesen, so hat er sich jetzt mit höchstem Fleiß in das Studium der wahren heiligen Schrift vertieft und ist so weit gekommen, daß er bald zu mehrerer Aufstiftung und tapferer Verteidigung des Wortes Gottes den Priestern und Prädikanten in unserer Stadt, damit sie desto gründlicher in der Wahrheit unterrichtet und zu fleißiger Übung der heiligen Schrift bewegt würden, die Apostelgeschichte vorgelesen, erklärt und mit gelehrten Verzeichnungen aufschreiben lassen. — O Herr Gott, gnädiger Vater, dir sei Lob und Dank, der uns solche Obrigkeit verliehen. Wie sollen wir es doch von deiner Güte für eine hohe Gabe erkennen! An viel Orten müssen die frommen Herzen von wegen tyrannischer Obrigkeit des Wortes Gottes beraubt sein, ja die Tyrannen wüten, brennen, morden, streben, ob sie die Gedanken verbieten möchten. Hier aber wird nicht allein zugelassen, frei Gottes Wort zu hören,

ſondern hier predigt die Obrigkeit und lehret ſelbſt. Was ſoll ich ſagen, Herr? Wenn du bauen und pflanzen willſt, weißt du dir wohl Werkmeiſter, Bauleute und Inſtrumente zu bereiten".

Schon 1519, als die Peſt das Leutprieſter- und Helfer-Amt an der Leutkirche zu St. Laurenzen erlediget hatte, geſchah es, ohne Zweifel durch Vadians Einfluß, daß zwei jüngere, der neuen Richtung zugetane Männer, vom Rate gewählt wurden, Benedict Burgauer als Pfarrer, Wolfgang Wetter, genannt Fuſli, als Helfer, beides tüchtige, ernſte Leute, der erſtgenannte von Wien her Vadians Schüler, doch beide nicht von derjenigen Energie des Charakters und Geiſtes, die ſie zu Leitern der Bewegung vorausbeſtimmt hätte; doch waren ſie die erſten Werkzeuge in der Hand ihres väterlichen Leiters und Freundes. „Gleichwie Gott ſeines geliebten Sohnes Geburt zum erſten den Hirten kund gethan hat, berichtet die Sabbata, und gleichwie die freudenreiche Sonne mit ihrem roſenfarbenen Morgenglanze nach der finſtern Nacht die Höhe der Berge und Türme anfänglich zu erleuchten gewohnt iſt, ſo waren es bei uns die berufenen und verordneten Prädikanten, welche die väterliche Gnade Gottes zuerſt mit dem Schein des aufgehenden Evangeliums erleuchtete, alſo daß ſie, durch die Bücher Martini Luthers unterrichtet, in ihren Predigten dem Volke von der Kanzel herab die groben Irrtümer des Papſttums, wie den geldſüchtigen Ablaß und anderes, vorhielten und davor warnten".

Mit ihnen alſo, und zugleich mit einigen andern dem geiſtlichen Stande angehörigen ältern und jüngern Männern, mit denen er zum Teil ſchon früher im gegenſeitigen literariſchen Verkehr geſtanden hatte, hielt Vadian ſchon von Anfang an freundliche Unterredungen und Geſpräche aus der hl. Schrift, und entſchloß ſich dann, ihnen die Apoſtelgeſchichte zu erklären; auch hier der Lehrer, dem es in erſter Linie um die Begründung der geſchichtlichen und örtlichen Tatſachen des reinen, d. h. des Ur-Chriſtentums zu thun war. Aus dieſen Vorträgen iſt die Epitome trium terrae partium, Asiae, Africae et Europae (Kurze Beſchreibung der drei Erdteile) hervorgegangen, die Vadian auf den dringenden Wunſch Bullingers 1534 und noch einmal 1548 zu Zürich erſcheinen ließ.

Das alles war ſeit dem Jahre 1520 geſchehen. Tiefere Wirkung auf das Volk war jedoch erſt im Jahr 1523 bemerkbar

als ein Bürger der Stadt, der damals Prior in einem Argauischen Kloſter war, den Waldshuter Pfarrer Dr. Balthaſar Fridberger Hübmaier nach St. Gallen brachte.

„Da dieſer nun den Namen eines gelehrten evangeliſchen Prädikanten trug, ward er von etlichen Bürgern ermahnet und gebeten, er wolle dem Volk das Wort Gottes öffentlich verkünden. Deſſen ergab er ſich gutwillig und wurde in die Kirche nach St. Magnen geführt, allda er eine Predigt gethan, demnach für das Tor hinaus gen Sanct Lienhart. Wie dann dahin auf den dritten Tag Mai nach alter Gewohnheit und päpſtlichem Brauch aus der Stadt hinaus ein großer Kreuzzug gehalten und an ſelbigem Ort viel päpſtlicher Ablaß erlangt und ausgeteilt wird, hat er von der Viele wegen des Volkes nicht in dem Tempel, ſondern dahinter oben an dem Berg hinab gepredigt, erklärend die evangeliſche Hiſtorie Luc. 1: der Engel Gabriel ward geſandt von Gott in ein Stadt in Gallilea, die heißt Nazareth".

Damit war für St. Gallen vorläufig der Charakter der öffentlichen religiöſen Bewegung gegeben; es ſind nicht die immerhin in evangeliſchem Geiſte gehaltenen Kirchenpredigten, von denen die größere Wirkung ausgeht, dazu mag es wohl den Prädikanten an innerer Wärme gemangelt haben; ſondern es ſind Privatverſammlungen, Lektionen oder Leſenen, wie man ſie nannte, weil hier die hl. Schrift geleſen und erklärt wurde. Wenn auch dieſe Leſenen, ſoweit es anging, in die Ordnung der ſtädtiſchen Reformation einbezogen wurden, ſo war das wieder ein Verdienſt Vadians. Das geſchah, als die Lectionen durch Keßler eine ſtändige Einrichtung wurden.

Im Jahre 1502 aus einer einfachen Bürgerfamilie hervorgegangen, war der begabte und außerordentlich harmoniſch mild angelegte Johannes Keßler zum geiſtlichen Stande beſtimmt worden. In der Kloſterſchule vorgebildet, hatte er ſpäter in Baſel ſeine akademiſchen Studien begonnen und entſchloß ſich, wohl nicht ohne Vadians Zuthun, um der neuen Lehre innerlich gewiß zu werden, nach Wittenberg zu reiſen. Wer kennt nicht die liebliche Erzählung aus der Sabbata, wo der Schweizer Student, zuſammen mit einem auch aus St. Gallen gebürtigen Reiſekameraden, nach einem häßlichen Wandertage, in der Faſtnacht im ſchwarzen Bären

zu Jena einen „Rüter“ antraf, der nach Standes Gewohnheit da ſaß in einem roten Schläppli (Hut) in bloßen Hoſen und Wamms, ein Schwert an der Seiten, mit der rechten Hand auf des Schwertes Knauf, mit der andern das Heft umfangen? Es iſt der von der Wartburg heimkehrende Luther. Ein Brief, ſicher von Vadian, an Luthers Freund, den Juriſten Dr. Hieronymus Schürpf aus St. Gallen, bahnte dem braven Jüngling den perſönlichen Zugang in den Lutherſchen Kreis. Jetzt, nachdem er drei Semeſter hindurch zu Luthers, Melanchthons, Bugenhagens, Karlſtadts Füßen geſeſſen, war er, im Glauben feſt geworden, in die Heimat zurückgekehrt; aber eine beſoldete Predigerſtelle anzunehmen, ſchien ihm gegen das Weſen des prieſterlichen Amtes, er ging zu einem Sattler in die Lehre.

Auf ihn, den 22jährigen Jüngling, richtete ſich jetzt der Blick einiger Mitbürger, die ſich in der Bibel näher zu unterrichten wünſchten, und Keßler entſchloß ſich auf ihr Begehren ihnen in einem Privathauſe vorläufig die Epiſtel St. Pauli zu den Römern leſend zu erklären.

An dieſe Leſenen alſo knüpft ſich das erſte erkennbare Eingreifen der ſtädtiſchen Obrigkeit in die religiöſe Bewegung. Und zwar iſt es noch längere Zeit nicht der kleine Rat, dem ſonſt hier wie anderswo die engere Leitung des Regimentes zuſtand, ſondern der große Rat, der ſich der Sache annimmt, wiederum durch Vadians Einfluß, der ſeit dem Tode ſeines Vaters, 1520, Mitglied dieſer Behörde geworden war. Keßler betont das im Entwurf ſeiner Hauschronik, indem er erzählt: was im Rate anfänglich mit Fleiß und Ernſt, auch mit großer Arbeit von dem Gotteswort und Evangelium gehandelt und verordnet worden ſei, das ſei vom großen Rat ausgegangen; denn von einem kleinen Rat, der aus den reichſten und fürnehmſten Bürgern beſetzt worden, habe die Bewegung keinen Fortgang haben mögen, weil ſie, „fürauß wegen Niederlegung ihres Nutzens im Handel und in der Gewerbſchaft, die grimmige und unabläſſige Drohung der katholiſchen Eidgenoſſen fürchteten, ja allezeit in ihren Ratsverſammlungen, — wie an allen Orten — darwider geſtrebt, daß einer möchte mit dem Phariſäer ſprechen: Crediditne aliquis ex principibus? (Glaubet auch einer der Oberſten an ihn? Joh. 7, 48). Darum

wie die Gadarener Chriſtum ermahnten, daß er hinweg wollte ziehen, daß nicht alle ihr Schweine verdürben, alſo wollten etliche eher des Gotteswortes mangeln als Schaden erleiden, ja dergeſtalt darwider geſtrebt, daß von wegen ihrer Hartnäckigkeit ein großer Rat von der ſiebenten Vormittagsſtunde an bis auf die 1., 2., 3. Stunde Nachmittags im Anfang der Sache geſeſſen iſt. Ach, Herr, es iſt ihre Unwiſſenheit! Erlernten ſie die Süße und Luſt deiner Worte, ſie ſprächen: O Herr, dein Wort iſt ſüße über Honig und Waben, ja köſtlicher denn alles Gold und Edelgeſtein. Gieb ihnen, Herr, Gnade, daß ſie es verſtehen und ſchmecken! O Herr, dir ſei Lob und Preis, der du alle Zeit und alle Wege lebeſt!"

Selbſtverſtändlich war es wieder derſelbe Mann, auf dem die Laſt dieſes Kampfes in erſter Linie ruhte, der mit Wort, Geiſt und Überzeugung die Sache des Evangeliums vertrat. Eben dieſes ſein Wirken im großen Rat muß Keßler im Auge gehabt haben, als er in der Biographie erzählte, wie Vadian mit der ihm von Gott geſchenkten lieblichen Art, milde und feſt, die Sache der Religion verteidigte und die Lehren erörterte, um die es ſich handelte, ſo daß der Rat nicht allein über die Religion verſtändig zu urteilen begann, ſondern nichts höheres wünſchte, als daß die reine Lehre von der Bürgerſchaft und von allen Einwohnern angenommen werde.

Außer den, namentlich im kleinen Rat vertretenen reichen Kaufleuten gab es aber noch andere Feinde: die Anhänger des alten Glaubens überhaupt in der Bürgerſchaft, die zahlreich in der Stadt wohnende katholiſche Geiſtlichkeit, die katholiſchen Orte der Eidgenoſſenſchaft. Um den letzteren möglichſt Urſache zu klagen zu nehmen, beſtimmte man Keßlern, von den Leſenen zurückzutreten; das geſchah, aber andere traten an ſeine Stelle, und die Menge der Zuhörer ſchwoll dergeſtalt an, daß man aus ihrer Mitte an den großen Rat das Verlangen richtete, er möge ihnen für ihre Lektionen die Stadtkirche öffnen. Der Rat geſtattete ihnen nicht nur den Wunſch, er dankte ihnen ſogar, daß ſie ihn ſo freundlich als ihre hohe Obrigkeit und gnädige Herren um ihr Anliegen begrüßt und erſucht hätten. Zugleich ward beſtimmt, um die groben und unziemlichen Diskurſe auf der Gaſſe und in der Kirche zu vermeiden, daß jeder, der der Lehre halb mit einem

Prädikanten zu ſprechen wünſchte, dieſes vor den vier dazu verordneten Schiedsrichtern thun ſollte. An die Spitze dieſes Ausſchuſſes wurde natürlich Vadian geſtellt, den Predigern aber geboten, fortan nur gemäß der heiligen Schrift zu predigen. Bald darauf, es war im Sommer 1524, wurde nach dem Vorgang anderer evangeliſcher Städte, eine Armenordnung aufgeſtellt. Die Sakramente aber ließ man, um größeren Unfrieden zu vermeiden, vorläufig beſtehen. Und eben dieſelbe zurückhaltende Klugheit erkennt man wiederum an der Art, wie die Stadtkirche geſäubert wurde; der Rat beauftragte die Kirchenpfleger, ſie möchten zu nachts, damit Aergernis und Unruhe vermieden würden, allmählich anfangen, in der Pfarrkirche zu St. Laurenzen die Götzen ab den Wänden und Taflen zu nehmen und hinweg zu tragen, alſo daß man alle Morgen etlicher Götzen gemangelt hat, bis an ſolche Bilder, welche Eigentum einzelner Korporationen waren.

War es bis dahin gelungen, die religiöſe Bewegung in ruhigen Bahnen zu halten, ſo erhob ſich jetzt, ſeit dem Jahre 1524, eben mitten aus den volkstümlichen Lektionen, an denen nunmehr, mit Bewilligung des Rates, auch Keßler wieder teilnahm, eine Strömung, die für einen Augenblick das ganze Werk wieder in Frage ſtellte, der Wiedertauf. Und was den Sturm für den beſorgten Leiter der Stadt ſo ſchwer und betrübend machte: es war ſein ehemaliger Schüler aus Wien und jetziger Schwager, der Bruder ſeiner Martha, Konrad Grebel, ein ſehr begabter, aber unruhiger und innerlich haltloſer Jüngling, der das Unkraut ausgeſät hatte. Er war es geweſen, der in Zürich unter den Anhängern Zwinglis eine Spaltung erweckt hatte, indem er, behufs einer ſchnelleren Verwirklichung des Gottesreiches, eine engere Gemeinſchaft der Sündloſen, der Unbefleckten gegründet hatte, die ſich namentlich durch die Verwerfung der Kindertaufe von der neuerrichteten evangeliſchen Kirche abſonderte. Jetzt ſcheute ſich Grebel nicht, unter den Augen ſeines früher ſo hoch geſchätzten Lehrers und väterlichen Freundes, in St. Gallen perſönlich zu predigen. Waren aber die Gemüter ſchon durch den bisherigen Gang der Glaubenserneuerung aufgeregt, ſo ſchien jetzt alles außer Rand und Band gehen zu wollen. Der Beſuch des öffentlichen Gottesdienſtes nahm von Tag zu Tag ab; in der Bürgerſchaft, im Rat,

und zwar im großen Rate, in den umliegenden Gemeinden gährte der neue Stoff. Und dieser Glaube berief sich ja auch auf die neuentdeckte Quelle der göttlichen Wahrheit, auf das Wort Gottes; ja es schien vielen, als ob erst die Täufer es recht ernst und wahrhaft mit ihm meinten. Johannes Keßler hat diese bösen Tage aus eigner Anschauung und mit der ihm eigenen Wärme beschrieben; aber auch die andern St. Galler Chronisten wissen davon zu erzählen, und Vadian selbst hat später in der kleinen Chronik der Aebte ein lebhaftes Bild davon entworfen. „Keine Kirche" sagt er, „war des Leibes Christi, denn ihre Kirche; kein Glaube der Gerechtigkeit Christi, denn ihr Glaube; es kannte niemand Christentum, denn sie, und sie waren allein heilig, allein gerecht und allein ohne Sünde. Und war das Mindeste, daß sie den erstempfangenen Tauf wiederholten und sich wiederum in Flüssen und Bächen taufen ließen und den Kindertauf als bös und verdammt ausgossen. Alle zeitlichen Güter mußten ihnen gemein sein, des Nächsten Hab und Gut war ihr Gut; wußten nicht, was Gottes Gebot war: deines Nächsten Gut sollst du nicht begehren! Weder Zins noch Rückerstattung durften sie von Geld und Gut nehmen mit Gott, und keiner mit Gott, das heißt aus Zulassung der heiligen Schrift, das weltliche Schwert führen, sondern sagten, der Brauch des Schwertes wäre tyrannisch und heidnisch, voller Rache und Unbarmherzigkeit. Item daß Niemand einen Eid thun sollte, keinen Krieg führen, keine Waffen tragen. Sie scheuten keine Krankheit, verachteten alle Arzenei und sagten, wenn es der Wille des Vaters wäre, daß man sterben sollte, so könnte Niemand helfen, zeitliches Leben zu erhalten. In Summa, sie henkten alles an den Willen Gottes, versuchten Gott auf's Höchste, verwarfen alle Mittel seiner Geschöpfe. Wer sie warnte und strafte, dem waren sie totfeind. Von welcher grausamen, verletzlichen und aufrührerischen Thaten ein Bürgermeister und Rat zu St. Gallen unsäglich Mühe und Arbeit erdulden mußte, solchem Allem Abbruch zu tun und das Unmaß zu dämmen. Manchmal wurden öffentliche Gespräche und mehr als einmal vor dem Rat gehalten. Die man gefangen legte, wollten darnach keine Urfehde schwören. Und doch war man nicht gesinnt, schnell jemanden an dem Leben zu strafen, weil man von andern Orten

her Bericht hatte, daß das wenig fruchte, ſondern ſie nur halsſtarriger machte. Zuletzt ward des ungehorſamen Trutzens ſo viel, daß ſich die Räte vereinbarten, zweihundert redliche, geſtandene Männer zur Obrigkeit in dieſem Falle beſonders ſchwören zu laſſen und mit Gewehr und Harniſch auf alle Stunden Tags und Nachts zu verſaſſen; damit, wer der wäre, wenig oder viele, die eines Rates Geheiß, Willen, Gebot und Anſehen nicht nachkommen wollten, ſondern ungehorſam und wider gethane Eidespflicht ſich demſelben widerſetzten und eigenen Gewalt und Mutwillen anwendeten, daß man dieſe mit der Hand und der That zum Gehorſam weiſen und keinem frevelhaften Gewalt Raum noch Statt geben möchten. Das geſchah nun, und ſchwur man zuſammen. Darüber dieſe heiligen Leute ſo viel erſchracken, daß ſie ihr Stürmen und Zuſammenlaufen unterließen und man ſie alſo in der Stadt gar von einander brachte. Und kam eine Stadt zu guter Ruhe; denn als man ſie erſt noch mit Geld zu ſtrafen anfieng, ließen ſie die Milch gar nieder und wurden ſo geſchlacht, daß man ſie um einen Finger gewunden hätte."

Das müſſen für Vadian ſchwere und oft ſchmerzliche Stunden geweſen ſein; denn gerade ſeine milde Denkart mußte ihm den Kampf mit einem Gegner doppelt ſchwer machen, deſſen beſſere Elemente es wirklich ernſt nahmen mit ihrer Ueberzeugung. Er ſelbſt hat für die Haupt-Disputation, die vor dem Rate ſtattfand, offenbar weil ihm die beiden Stadtgeiſtlichen in dieſem Falle ihrer Aufgabe nicht gewachſen ſchienen, eine ausführliche ſchriftliche Verantwortung der evangeliſchen Lehre eingelegt, und er war es, der Zwingli veranlaßte, auf dasſelbe Geſpräch hin die Schrift vom Tauf, Wiedertauf und Kindertauf zu ſchreiben. Wie Vadian ſich auch in dieſer Sache treu geblieben iſt, beweiſt wieder die Erzählung ſeines Biographen; „Dieſes Geſchlecht unruhiger Leute verwirrte durch ihre traurigen Streitigkeiten die Ruhe der Kirche und verurſachten der Obrigkeit und beſonders dem Bürgermeiſter durch ihren unerhörten Wahnſinn Mühe und Verdruß. Doch ſuchte er ihr ungeſtümes Weſen weder durch das Anſehen, das er genoß, noch durch harte Strafe, ſondern weit mehr durch Gründe und durch Zeugniſſe der Schrift tapfer zurückzuwerfen. In dieſem Kampfe der Wiedertäufer, bemerkte Vadian, habe er

zuerſt kennen lernen, was eigentlich Ketzerei ſei, obgleich ihm das Wort aus der Kirchengeſchichte nicht unbekannt geweſen ſei. Wie viel Mühe, was für ein ſchwerer Laſt der Sorgen, welche Zwieſpältigkeiten, die im Namen der Religion und der Obrigkeit auftraten, bei einer ſolchen Verrücktheit, Lärm und Erbitterung übel müßiger Leute quälten den verehrten Mann!“

Der Kampf mit den Wiedertäufern hatte jedenfals das Gute, daß die evangeliſche Partei in Rat und Gemeinde des evangeliſchen Prinzips feſter und ſicherer ſich bewußt wurde, daß das Heil des Chriſten nicht in äußeren Dingen, ſondern im Aufbau des inwendigen Lebens beſtehe. Jetzt, nach der Niederwerfung der Täufer, und nachdem die beſſern Elemente unter ihnen der Gemeinde ſich wieder angeſchloſſen, konnte verhältnismäßig ſchnell zum Ausbau der Kirche geſchritten werden, zumal als Vadian mit dem Neujahrstag 1526 zum Bürgermeiſter gewählt worden war. „Auf dieſes Jahr“, erzählt die Sabbata, „iſt zu einem Burgermeiſter erwählt der ehrwirdig, hoch- nnd wohlgelehrt Herr Doctor Joachim von Watt, Vadianus, welches Weisheit, Gelehrte und Verſtand wir in dieſen ſchwebenden und gefährlichen Läufen ganz nottürftig ſind. Gott wolle ihm ſeine Gaben mehren und behalten, damit er uns weislich regiere und wir ihm ſchuldig Gehorſam leiſten.“

Im Jahr 1525 geſtattete man den Predigern an St. Laurenzen die Meſſe zu unterlaſſen und richtete eine Predigtordnung ein; mit dem Abendmahl aber wollte man noch zuwarten, da auch hierin eine Spaltung zwiſchen den Anhängern Zwinglis und denjenigen Luthers eingetreten war. Das Jahr darauf wurden endgültig die Bilder aus St. Laurenzen entfernt und im Jahre 1527 die Abendmahlsordnung nach dem Vorſchlage Vadians endgültig geregelt. „Dieſe Ordnung iſt auf den 9. Tag Aprils vor klein und großen Räten verleſen und beſtätigt worden. Darnach auf den Oſtertag dieſes gegenwärtigen Jahres zum erſten im Namen Gottes an die Hand genommen; iſt zum erſten hinzugegangen der fromme, weiſe, fürſichtige und gelehrte Burgermeiſter, Doctor Joachim von Watt, demnach Burgermeiſter Chriſtian Studer, zu der Zeit Reichsvogt, und die andern gutherzigen des Rates, denſelben nach die Gemeinde“.

Mit der unmittelbar darauf angenommenen Ordnung der Taufe und des Katechismus-Unterrichts war für die Stadt St. Gallen das Reformationswerk endgültig abgeschlossen.

Neben der Arbeit für die engere städtische Heimat mangelte es Vadian nicht an Mühewaltung für auswärtige Dinge. Der berühmte Gelehrte war bald zum berühmten Eidgenossen geworden. Vor allem stand Zürich ihm nahe, mit dem ihn die aus Wien stammende Freundschaft mit Zwingli verband. Keine schweizerische Stadt hat in diesen Tagen Zürich so nahe gestanden wie St. Gallen. Zwar die Ehe mit Martha Grebel, so glücklich sie sonst war, brachte ihm, was ihre Familie betraf, schweres Leid. Von Konrad Grebel, dem Wiedertäufer, war schon die Rede; Vadians Schwiegervater aber, ein angesehener Mann aus altem Geschlechte, kam wegen Annahme fremder Pensionen unter das Richtschwert. Im Übrigen aber galt Vadian in Zürich viel, so daß Pellican später in seinem Tagebuch, da wo er die Züricher Gelehrten aufzählt, folgendes schreiben konnte: „Dabei habe ich Joachim von Watt von St. Gallen gar nicht mitgerechnet, diesen gelehrten, beredten, frommen Mann. Er wird es sich gerne gefallen lassen, unter die Gelehrten der Kirche zu Zürich gezählt zu werden. Hat er doch die Züricher Gelehrten zum großen Teil selbst herangebildet in treuem Unterricht und sich als unermüdlicher Verteidiger unserer Lehre erwiesen, als ihr Förderer und Vorkämpfer. Ewig werden die Züricher seinem Namen ein treues Andenken bewahren".

Als Zürich im Jahre 1523 sämtliche Eidgenössischen Mitstände zur s. g. zweiten Disputation einlud, erschienen einzig Abgesandte von Schaffhausen und St. Gallen, von letzterem Vadian und Burgauer, worauf der Rat von Zürich Vadian zum ersten Präsidenten ernannte. Dasselbe Ehrenamt bekleidete er später bei der großen Berner Disputation (1528).

Wie verhaßt aber anderseits der St. Galler Staatsmann bei manchen Katholiken war, bezeugt die Erzählung, die Keßler von einer Tagsatzung zu Zug i. J. 1524 überliefert hat. „In diesen Tagen" erzählt er, „wurden wir von St. Gallen auf einen Tag gen Zug verschrieben und sind durch unsere ehrsame Ratsbotschaft, nämlich aus besouderer Freundlichkeit und Weisheit Herr Doktor Joachim von Watt und Unterburgmeister Andreas Müller, gehorsam er-

ſchienen. Nun war aber dieſer ehrwürdige Herr Doktor bei etlichen Ratsboten als ein Hauptketzer verunglimpft und verleumdet, aus welches Rat und Anſchlag alle Dinge bei uns und an mehr Enden regiert würden, zudem ein Präſident auf der Disputation zu Zürich und trefflicher Handhaber und Verfechter Zwingliſcher Ketzerei; deshalben ſie gegen ihn in trotzigem Eifer verbittert und entzündt worden ſind. Wie er nun gleich andern auf dieſem Tag ſeinen Auftrag auszurichten ſich anſchickte, mochte er kaum ſeinen Mund aufthun, ſo etliche gegen ihn aufſprangen und warfen ihm Scheltworte nach; aber bevor er ſich gegen ſolche Unbeſcheidenheit, Zorn und Frevel verantworten konnte, hatte ihn ein guter Gönner am Rock erwiſcht und zu der Thüre heraus begleitet, und nachdem noch ein anderer guter Freund zu ihnen getreten, wußten ſie nichts beſſeres ausfindig zu machen, als Stiefel, Sporn, Roß und Wat, damit man nicht vermute, ſie wären abgereiſt, in der Herberge zurückzulaſſen; worauf ſie mit langſamem Tritt durch die Stadt gegangen, als ob ſie ſpazierten und die Gebäude anſähen, darauf vor das Thor und alsbald in eine ſteinige Gaſſen ab der Straße über die Berge aus geſtiegen, und wie wohl der Herr Doktor groß und „feißt", (ſchwer und korpulent), dennoch war er über die Hecken zu klimmen, durch das Geſtäude zu ſchlüpfen und auf die Berge zu ſteigen gar raſch und behend. Nun war es aber gar ein Regentag und ganz unluſtig zu wandeln, wußten nicht, wo ſie wieder an die rechte Straße kommen und wo ſie ereilt und ausgekundſchaftet würden. In dem begegnet ihnen ein Bauersmann, der über die Achſeln eine Axt trug, und damit er keinen Argwohn ab ihnen ſchöpfen möchte, warum ſie zu Fuß und in ſolchen Abweg getreten wären, ſprachen ſie, es wäre ihnen angezeigt, wie der Abt von Kappel hübſche Pferde hätte, die wollten ſie beſehen und die, ſo ihnen gefielen, kaufen, er möge ein gutes Trinkgeld nehmen und ſie bis gen Kappel auf rechter Straße — denn ſie ſeien irre gegangen — begleiten. Da der Bauer von dem Trinkgeld ſagen hörte, wurde er munter und gutwillig. Als ſie ganz naß vom Regen gen Kappel kommen, ſind ſie von dem Herrn Abt — er war ein Freund Zwinglis — freundlich empfangen, hat ſich ob ſolchen unerwarteten Gäſten verwundert und ſie mit ſeinem trockenen Gewande bekleidet. Onlang darnach iſt eine Rede

ausgegangen: wenn ihnen der Herr Doktor in ihre Hände gekommen wäre, ſo wollten ſie ihm die Ohren abgehauen und die Naſenlöcher geſchlitzt haben".

„Aber der Herr Doktor, nach ſeiner angebornen Güte und chriſtlichen Geduld, hat ſolche gefährliche Mißhandlung — größere Unruhe zu vermeiden — nicht klagweiſe ſeiner Obrigkeit anzeigen wollen, ſondern ihrer Unwiſſenheit zugerechnet. Ja, wie nach etlichen Monaten, als man einen Hauptmann des Gotteshauſes nach Gewohnheit nach St. Gallen begleitet, und dieſe Frevler und fürnehme Leute hierher gekommen ſind, hat er ſie freundlich gegrüßt und ihnen dadurch, daß er ſie unter den Armen führte, auch mit ſtehen und gehen Ehre erwieſen. Er hätte ja gern, wofern es ihnen möglich, wie Paulus ſpricht, feurige Kohlen auf ihre Häupter geſchüttet".

Größeren Umfang gewann aber Vadians Teilnahme an der eidgenöſſiſchen Politik erſt in der folgenden Periode, als der Kampf zwiſchen Stadt und Kloſter St. Gallen ausbrach.

III.

Die große Chronik der Äbte.

Die Stadt St. Gallen iſt eines jener zahlreichen ſtädtiſchen Gemeinweſen, die, an eine größere geiſtliche Stiftung angelehnt und ihr urſpünglich zugehörig, als Mittelpunkt des Handels- und Gewerbeverkehrs entſtanden und herangewachſen ſind. So teilt ſie auch mit ungezählten ähnlichen Städten eine allmählige Entwicklung zu politiſcher Selbſtändigkeit. Früh verlegte ſich die Bürgerſchaft, der der Boden im rauhen Hochthale der Steinach wenig ausgiebige Nahrung bot, auf das Leinwandgewerbe, das durch einen kräftigen Großhandel zu bedeutender Blüte gedieh. Längere Zeit ſuchte und fand die aufſtrebende Reichsſtadt ihren Rückhalt bei den ſchwäbiſchen Bodenſee-Städten, ſpäter bei der Eidgenoſſenſchaft; doch mußte ſie ſich, wie das Kloſter auch, mit der beſcheidenen Stellung eines zugewandten Ortes begnügen. Ihre Lage inmitten des Gotteshauſes, wie das dem Kloſter unterthänige Gebiet genannt wurde, hinderte ſie daran, ihr Anſehen durch ein eigenes Unterthanengebiet zu vermehren, wozu freilich

der von der Bürgerſchaft gepflegte einſeitige Handelsgeiſt nicht gerade drängte. Nur einen Augenblick hatte ſich um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts die Bürgerſchaft aufgerafft, um an der Spitze der Appenzeller den Kampf mit dem alternden Gotteshaus vollends auszufechten; da erlahmte ſchnell ihre Thatkraft, und ſie nahm mit dem Abt und mit den ihm verbündeten Reichsſtädten um den See Anteil an der unrühmlichen Niederlage bei Vögelisegg, bei der jener Vorfahr Vadians, der Bürgermeiſter Kuno von Watt, ſein Leben ließ. Nachdem dann durch die fortgeſetzten Vorſtöße der Appenzeller die Abtei in noch tiefere Zerrüttung gefallen war, ſchien um die Mitte des 15. Jahrhunderts wiederum die Sache für die Stadt günſtig zu ſtehen. Ein regierungsmüder Abt entſchloß ſich, die weltliche Herrſchaft des Stiftes gänzlich aufzuheben und an die Stadt St. Gallen zu verkaufen. Schon war der Handel vor dem Rat zu Bern ſo gut wie abgeſchloſſen, als aus dem Konvente der Rächer des Gotteshauſes emporſtieg. Es war ein ehmaliger Küchenjunge des Kloſters, Ulrich Röſch, der rote Uli genannt, ſeit Jahrhunderten wieder der erſte Abt bürgerlicher Herkunft. Er iſt die erſte moderne Perſönlichkeit auf dem Stuhle der Abtei St. Gallen, geſcheit, herrſchſüchtig, ein rückſichtsloſer Handhaber der ökonomiſchen, kirchlichen, politiſchen Intereſſen ſeines Kloſters, ſein Neuordner und Reformator, ein zweiter Gallus und Otmar, aber ohne Spur innerer Heiligkeit. Auch die Stadt, die, zwar dem Weſen nach längſt ſelbſtändig, doch in mannigfachen Rechtsverpflichtungen zur Abtei ſtand, wurde er nicht müde zu berechtigen, ja er haßte ſie dergeſtalt, daß er, um ihren Einfluß zu vernichten, zu Rorſchach ein zweites Kloſter zu bauen ſich anſchickte. Das ſchlug aber bei den ihm nicht minder feindlichen Appenzellern und bei den Bürgern der Stadt dem Faſſe den Boden aus; ohne Mithülfe ihrer beiderſeitigen Obrigkeiten, aber auch ohne von dieſen daran verhindert zu werden, zog ein wilder Haufe nach Rorſchach und verbrannte und zerſtörte den begonnenen Kloſterbau. Abt Ulrich klagte bei den Eidgenoſſen und veranlaßte ſie, vor die Stadt zu ziehen; das einzige mal, daß überhaupt die Stadt einer Belagerung unterlag. Stadt ſowohl als Bergleute mußten ſich einen demütigenden Frieden gefallen laſſen. Das Jahr darauf, 1491, ſtarb Ulrich Röſch.

Die letztgenannten Ereigniſſe hatten noch in Vadians Jugend hinübergeſpielt. Der folgende Abt wird von Vadian ſelbſt gar ein freundlicher und herrlicher Mann genannt. Ihm folgte 1504 Franz Geißberg. Er war „ein großer Liebhaber und Stifter von prachtlichen Ceremonien, Bildern und Gewändern, zudem fürtreffenlich geſchwind und verſtändig auf des Kloſters Brauch und Haushaltung, ſo daß er vor den Seinen als karg und geizig geſcholten ward, ſonſt ganz ein gemeſſener, beſcheidener Mann, eines ſittigen Wandels, aber einer hochtraglichen Demut, von Perſon klein, ſchwach und ganz gelb von Angeſicht“. Wenn Vadian von ihm ſagt, kunſtreiche und gelehrte Leute habe er nicht hochgeachtet, „denn er auch ſelber ſchlechten Verſtandes geweſen“, ſo ſcheint das ſchwer damit zu vereinbaren, daß Vadian mit ihm von Wien aus in freundlicher Correſpondenz ſtand, ihm die erſte Ausgabe ſeines Mela widmete und für andere oft den Vermittler mit dem Abte machte; es wird wohl an der geſellſchaftlichen Stellung der beiden Männer gelegen haben, daß ſie einem angemeſſenen gegenſeitigen Verkehr nicht aus dem Wege giengen.

Im Übrigen hatten Abt und Konvent auf das Regiment der ſtädtiſchen Obrigkeit keinen Einfluß, ſo wenig, als der Rat in die klöſterlichen Dinge einzugreifen befugt war. Dagegen brachten es jetzt die Verhältniſſe mit ſich, daß, je energiſcher die Stadt die Sache der Reformation vertrat, deſto größer der Zwieſpalt zwiſchen ihr und dem Kloſter ſich geſtaltete. Von einer dem Evangelium günſtigen Minderheit im Kloſterkonvente war kaum zu reden; geiſtige Intereſſen der Bildung und Gelehrſamkeit waren in der St. Galliſchen Pfalz überhaupt wenig vorhanden, wie es denn ſeit dem Niedergang jener alten Kloſterblüte zur Zeit der Karolinger und Ottonen bis auf Vadians Zeit keinen einzigen wahrhaft gelehrten Mann im Kloſter St. Gallen gegeben hatte. Eine kleine Kloſterſchule neueren Datums, von der kümmerliche Nachrichten vorhanden ſind, friſtete ihr beſcheidenes Daſein; was aber dazu diente, der Kirche und dem Gottesdienſte in den Augen des andächtigen Volkes durch Bildwerke, Cermonien, Prozeſſionen Anſehen zu verleihen, dazu ſparte man die Mittel nicht.

Um ſo größer wurde daher jetzt der Gegenſatz zwiſchen Stift und Stadt. Fanden die Anhänger des alten Glaubens in der Bürger-

ſchaft ihren Anhalt in der Pfalz, ſo ſuchten umgekehrt immer zahlreicher werdende Scharen von äbtiſchen Unterthanen aus der Landſchaft die Stadt auf, um hier Belehrung, Auskunft und Erbauung zu finden; lehnte ſich die Stadt an Zürich an, ſo fand der Abt Rückhalt bei den katholiſchen Ständen; verbot der Rat ſeinen Bürgern den Beſuch der Meſſe, ſo that der Abt ſeinen Unterthanen gegenüber dasſelbe mit der Bibel, den lutheriſchen Büchlein und der Predigt. Jedenfalls wußte er ſich, ſo lange Zürich allein ſtand, in ſeinem kirchlichen ſowohl als territorialen Beſitzſtande geſichert.

Das wurde aber anders, als Bern in Folge der Berner Disputation im Jahre 1528, an der ja Vadian als erſter Präſident teilgenommen hatte, die Reformation in ſeinem ganzen großen Gebiete durchführte. Nachdem in Folge davon Baſel und Schaffhauſen endgültig die neue Lehre angenommen, ſchien ihr Sieg in der Eidgenoſſenſchaft geſichert. In St. Gallen gab ſofort der Rat die von den Kirchgenoſſen längſt begehrte Erlaubnis, die Kirche zu St. Mangnen, die als Lehen der Abtei dem Kloſter zuſtand, aber auf ſtädtiſchem Boden liegt, zu räumen. So wurden auch die beiden, im Gebiet der Stadt liegenden Frauenklöſter reformiert, bei der Neuwahl der Räte die Anhänger des alten Glaubens völlig übergangen und alle in der Stadt wohnenden Meßpfaffen, ſofern ſie die neue Lehre nicht anerkannten, ausgewieſen.

Nunmehr beſchloß auch der Rat, das Münſter zu reinigen. Man hatte den Abt ſchon ſeit längerer Zeit vielfach angegangen, er möge in ein Geſpräch zwiſchen ſeinen und der Stadt Prädikanten einwilligen, und ſofern dadurch erwieſen werde, daß Bilder und Meſſe in der heiligen Schrift begründet ſeien, wolle der Rat den Gottesdienſt im Kloſter in Ruhe laſſen. Der Abt gab natürlich ſeine Erlaubnis nicht, ſo daß die in der Stadt immer noch zahlreich vorhandenen altgläubigen Bürger ihre Andacht zu verrichten ins Kloſter gingen. Nun war aber der Abt, um offener Gewalt aus dem Wege zu gehen, auf ſein Schloß nach Rorſchach geritten und dort in eine tödliche Krankheit gefallen. Daraufhin ſchickte der Rat ſeine Botſchaft nach Rorſchach hinunter, um den Abt zu bitten, er wolle dazu thun, daß die hohen, in

ihrer Stadt Mauern geübten Mißbräuche abgeſtellt würden, denn ſie ſei nicht im Stande, das länger anzuſehen und zu dulden, was dem Namen Gottes zur Unehre gereiche. Man gab den Boten zur Antwort, ein Herr Abt habe ſich Krankheits wegen dahin geſchickt, ſich nicht mehr um leibliche Dinge zu bekümmern. Worauf am 23. Februar 1529 der große Rat beſchloß, ſofort die Bilder zu verbrennen und die Altäre abzubrechen, ehe ſich deſſen weder in der Stadt noch im Kloſter jemand verſehen hätte. Unter jedes Thor wurden heimlich zwei Mann verordnet und jedes Ratsmitglied angewieſen, auf ein beſtimmtes Zeichen hin mit zwei von ihm beſtimmten Männern ins Kloſter zu kommen. Um 12 Uhr mittag erſchien eine Abordnung des Rates, Herr Doktor Joachim von Watt an der Spitze, vor Dekan und ganzem Konvent, um ihnen ihren Entſchluß kund zu thun. Erſchrocken erbaten ſie ſich Bedenkzeit. Während man aber unterhandelt, bricht das Geſchrei in der Stadt aus, Jung und Alt läuft ins Münſter. Nachdem die Verhandlungen ſich umſonſt erwieſen, tritt der Bürgermeiſter Joachim von Watt im Chor vor die verſammelten Männer und eröffnet den Beſchluß der Obrigkeit, wobei er aufs höchſte und teuerſte bei Leib, Ehre und Gut, auch bei geſchworenem Eid verbietet, daß abgeſehen von den Bildern ſonſt an Niemanden oder nichts anderes Hand angelegt werde, auch Niemand etwas, wie klein und unachtbar es auch ſei, heimtrage. Sieh zu, erzählt Johannes Keßler, kaum hatte er ſeinen Mund nach den letzten Worten beſchloſſen, ſo fiel jedermann in die Götzen; man riß ſie ab den Altären, Wänden und Säulen; die Altäre wurden zerſchlagen, die Götzen mit den Aexten zerſcheitet oder mit Hämmern zerſchmettert, du hätteſt gemeint, es geſchehe eine Feldſchlacht. Wie war ein Getümmel, wie ein Gebrächt, wie ein Toben in dem hohen Gewölbe! Ja in einer Stunde war nichts mehr ganz an ſeinem Ort, Niemand war eine Laſt zu heben zu ſchwer; kein Scheuen, in gefährliche Höhen nach den Götzen zu ſteigen, daß ich oft in meinem Herzen gedacht: O wie ein Wunder! wird auf heutigen Tag in dieſem Sturm Niemand verletzt! Alſo fielen die ſchweren Götzenläſte von Stein und Holz ſamt ihrem Gehäus und Gefäß vornen, hinten und beiſeits hernieder mit weitem Zerſpreiteln. Was köſtlicher, was ſubtiler Kunſt und Arbeit gieng zu Scherben!“

„Der Herr Burgermeiſter, unſer Joſias (2. Könige 23), ſamt den übrigen Vorſtehern des Rates hielten ernſtlich Aufſehen, daß nichts Unbefohlenes zerbrochen und das notwendig zerbrochene hinweg ab den Augen und aus den Füßen behend abgefertigt werde.“ Auf den zweiten darauf folgenden Sonntag wurde im Münſter von einem Prädikanten der Stadt die erſte evangeliſche Predigt gehalten.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Räumung des Münſters, zu der der Rat ein formelles Recht nicht beſaß, mit dem Aufzug des Zürcheriſchen Hauptmannes im Gotteshauſes im Zuſammenhang ſtand. Ulrich Röſch hatte ſeiner Zeit, um die Eidgenoſſen enger in ſein Intereſſe zu ziehen, mit den vier Orten Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus einen Schirmvertrag errichtet, nach welchem dieſe wechſelsweiſe je für zwei Jahre ein Ratsmitglied als Hauptmann zu verordnen hatten, der auf Koſten des Gotteshauſes in der Nähe des Fürſten wohnen und ihn mit Rat und That in weltlichen Geſchäften unterſtützen ſollte. Zuletzt hatte ein Luzerner, natürlich zu Gunſten des alten Glaubens, geamtet; jetzt war die Reihe an Zürich, das einen energiſchen Haudegen, Jakob Frei, mit dem Amte betraut und ihm jedenfalls ſehr beſtimmte Inſtruktionen mitgegeben hatte. Im November 1528 trat er ſein Amt an.

In den Gemeinden des Gotteshauſes wartete die evangeliſche Partei ſehnſüchtig auf dieſen Augenblick, um nicht bloß die Bilder aus den Kirchen zu räumen, ſondern womöglich das Joch des geiſtlichen Regimentes, das ja der heiligen Schrift zuwider ſein ſollte, für immer abzuſchütteln. Schlag auf Schlag wehrten die Gemeinden zu Gunſten des Evangeliums ab. Durch den bald darauf erfolgten Tod des Abtes verſchärfte ſich die Situation noch mehr. Zwar wählten die nach Einſiedeln geflohenen Konventualen einen neuen Abt, Kilian, dem aber Zürich und die Gotteshausleute die Anerkennung verſagten.

Damit hatte ſich auch die Stellung, die Aufgabe und das Arbeitsgebiet Joachims von Watt weſentlich geändert. So lange es für ihn gegolten hatte, die Vaterſtadt dem evangeliſchen Bekenntnis zuzuführen, hatte ſich das innere und äußere Lebensziel gedeckt, ein einfaches, für ihn durchaus reines Rechenexempel war

zu lösen gewesen. Jetzt treten Rücksichten, Beweggründe und Erwägungen an ihn heran, die einen inneren Zwiespalt in sich tragen: so groß sein Ansehen bleibt, er ist es nicht mehr, der das Schicksal St. Gallens in seiner Hand hat, er kann nur noch das Beste thun, der schließliche Erfolg liegt an der Politik, die Zwingli verfolgt, an der Entwickelung der eidgenössischen Verhältnisse, am Glück und Unglück der Reformation überhaupt.

Die Dinge lagen für St. Gallen jetzt folgendermaßen: Der neue Abt, der übrigens bald durch plötzlichen Tod einem Nachfolger Platz machte, war über den See geflohen und versuchte durch fremde Hilfe wieder zur Herrschaft zu gelangen; die Gotteshausleute glaubten den Augenblick gekommen, sich zu einem selbständigen Gemeinwesen zu ordnen, während Zürich, Zwingli in erster Linie, die Gelegenheit auszunützen gedachte, sein Gebiet durch Einverleibung des Gotteshauses bis zum Bodensee zu erweitern, wogegen sich aber namentlich Bern als gegen ein widerrechtliches Gebahren widersetzte. Die Stadt St. Gallen, die der natürliche Mittelpunkt eines neuen größeren St. Gallischen Gemeinwesens gewesen wäre, mußte sich damit begnügen, von den beiden Schirmorten Zürich und Glarus die Klostergebäude käuflich zu erwerben, selbstverständlich unter lautem Protest des Abtes sowohl als der katholischen Eidgenossenschaft.

War es nun, daß für Vadian der Moment gekommen schien, daß das Kloster seine Rolle für immer ausgespielt und die Stadt an seine Stelle getreten, daher es an der Zeit sei, diese geschichtliche Thatsache auch geschichtlich zu begründen, oder war es, vielleicht in zweiter Linie, die Muße, die dem Leiter der Stadt wenigstens im Vergleich zu den vorhergehenden Jahren diese Arbeit auf sich zu nehmen ermöglichte, oder war es mehr die, durch die Lebensschicksale des Gelehrten nur zurückgedrängte, jetzt aber sich neuerdings geltend machende Lust an schriftstellerischer Bethätigung: genug, jetzt, mitten unter den geschilderten Wirrungen, machte sich Vadian daran, eine Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben.

Günstige Vorbedingungen zu seinem Berufe als Geschichtschreiber lassen sich früh erkennen: sein starkes, von Jugend auf genährtes Heimatsgefühl; der für den Wiener Humanismus bezeichnende Zug zur Aufdeckung der deutschen Geschichtsquellen, der ja an Kaiser

Max einen freudigen Förderer beſaß; Vadians Drang nach ſachlicher Erkenntnis in Natur und Geſchichte; das Vorbild und der Anſporn ſeines älteren Freundes Hermann Miles, des Dekans zu St. Mangen, der ſchon vor Dezennien eine Chronik St. Gallens angelegt hatte; ohne Zweifel war Vadian auch wohl bekannt, daß der junge Johannes Keßler fleißig daran war, „die teuren und wunderbarlichen hiſtorien, geſchichten und läufe dieſer unſerer gegenwärtigen zeit“ aufzuzeichnen, und nicht minder wird er gewußt haben, wie die Diener des Wortes zu Zürich an einer Zeitgeſchichte arbeiteten; Keßler erwähnt ſogar, Martin Luther habe eine ecclesiasticam historiam zu ſchreiben unternommen. Nichts deſto minder bleibt es eine außerordentliche Thatſache, daß der gelehrte Humaniſt, der Lateiner, der Weltbürger ſich jetzt entſchloß, mit dem ganzen Umfang ſeiner geiſtigen Kräfte, in deutſcher Sprache, für ſeine Mitbürger, eine Geſchichte ſeiner beſcheidenen Vaterſtadt auszuarbeiten, ein Werk, ſcheinbar ſo klein durch das vorgeſteckte Ziel, aber innerlich ſo groß, ſo bedeutend, ſo von wahrem geſchichtlichen Geiſte, und zugleich vom Geiſte des Proteſtantismus getragen, daß es unbedingt als eine der reifſten Früchte am Baume der deutſchen und ſchweizeriſchen Reformation gelten darf.

Zur näheren Würdigung des St Galliſchen Chronikbuches, das man, zum Unterſchied einer ſpäter zu beſprechenden Bearbeitung, die größere Chronik der Aebte nennt, iſt es notwendig, einen Blick auf die ältere St. Galliſche Geſchichtſchreibung zu werfen.

Die ſeltene Blüte, die dem Kloſter St. Gallen im Karolingiſchen und Ottoniſchen Zeitalter beſchieden war, und die bezeugt iſt durch die zahlreich daraus hervorgegangenen Träger jener Bildung, durch Tutilo, Ratpert, Salomon, Iſo, ja durch ganze Geſchlechter von ſolchen, wie die Notkere und die Ekkeharde, ſodann durch das Lied von Walther und Hiltgund, durch die ganz einzig daſtehende Art und Weiſe, wie man hier die deutſche Sprache gepflegt hat, — eben dieſe Blüte erweiſt ſich auch in der eigentümlichen, ununterbrochenen Folge der hier entſtandenen Kloſterhiſtorien. Sie beginnen, noch von einem kaum durchdringlichen Schleier wundergläubiger Vorſtellungen bedeckt, mit den

Lebensbeſchreibungender beiden Kloſtergründer Gallus und Otmar, auf welche dann, eine Periode von fünf Jahrhunderten umklammernd, die Casus monasterii Sancti Galli folgen. Ihr Anfänger iſt Ratpert, ein Zeitgenoſſe Ludwigs des Deutſchen; an zweiter Stelle folgt Ekkehard, dem wir das in den Thatſachen zwar ſehr unſichere, aber von ungemeiner Liebe und Anhänglichkeit zur Stiftung des hl. Gallus getragene Kloſterbild verdanken. Fünf weitere Nachfolger ſetzen die Kette der Kloſtergeſchichte bis in den Beginn des 13. Jahrhunderts fort, worauf endlich hundert Jahre ſpäter nicht mehr ein lateiniſch ſchreibender Mönch, ſondern ein Bürger der Stadt, Chriſtian Kuchimeiſter, in deutſcher Sprache und mit ſeltener geſchichtlicher Treue die Geſchichte des Kloſters bis in ſeine Zeit aufſchreibt. Dann aber verſiegt die St. Galliſche Kloſtergeſchichtſchreibung bis auf geringe Spuren, und ebenſo wenig iſt in der Bürgerſchaft der Stadt St. Gallen bis auf den genannten Hermann Miles irgend ein Trieb zur Aufzeichnung ihres geſchichtlichen Werdeganges zu entdecken. Daran, daß Jemand bis dahin die Geſchichte St. Gallens als ein zuſammenhängendes Ganzes erkannt und beſchrieben hätte, iſt vollends nicht zu denken.

So galt es denn, ſelbſtändig die Quellen der ſtädtiſchen Geſchichte aufzugraben, in erſter Linie das Archiv der Stadt auszuforſchen.

„Tag und Nacht, erzählt Keßler in der Biographie, las er die Geſchichten ſeiner Vaterſtadt, die er einzig liebte, und trug an glaubwürdigen Urkunden zuſammen, was irgend dazu dienen konnte, ihre Rechte und Privilegien zu erhellen, zu ſchützen und die Freiheit der Stadt zu erhalten.“

Nun verſtand es ſich aber für Vadian von ſelbſt, daß er ſeine Darſtellung nicht auf ſeine Vaterſtadt beſchränkte; auch hier darf Keßler unſer Gewährsmann ſein, wenn er in der zweiten Vorrede zur Sabbata erzählt, unſer Herr Doktor Joachim Vadianus habe auch ein köſtlich Chronikwerk unterhanden zu ſchreiben, „und wiewohl er ſich allein vorgenommen, unſerer Stadt zu gut unſerer Stadt Händel von ihrer erſten Geburt her zuſammen zu bringen, doch, wie ich von ihm ſelber weiß, wird er zu Zeiten hinausſpringen in anderer Herren, Städte und Perſonen Verhandlungen,

die zur gleichen Zeit geſchehen ſind, und welche ſich ohne Zweifel weit in unſere Zeit hinein erſtrecken werden.“

In unſere Sprache übertragen, kann das nichts anderes heißen, als daß Vadian die Geſchichte ſeiner Vaterſtadt im Lichte der allgemeinen Geſchichte darzuſtellen gewillt ſei. Die Mittel dazu gaben ihm die mittelalterlichen Geſchichtſchreiber an die Hand, die in den letzten Jahrzehnten, manche darunter erſt vor wenigen Jahren, zum erſten Mal veröffentlicht worden waren; einige unveröffentlichte Quellen bot ihm die Kloſterbibliothek, die eben jetzt als ein Beſtandteil der Kloſtergebäude in den Beſitz der Stadt gekommen war und deren Schlüſſel der Rat in die Hände ſeines gelehrten Vorſtehers gelegt hatte.

Unſere Chronik beginnt erſt mit dem Jahre 1199; was vorausging, hat Vadian ſelbſt unterdrückt, wahrſcheinlich deshalb, weil die erſt i. J. 1531 in ſeinen Beſitz gelangten Kloſterurkunden ihm eine völlige Umarbeitung des erſten Teiles ſeiner Chronik zur Pflicht zu machen ſchienen. Wir werden dieſem Teil in ſeiner zweiten Bearbeitung wieder begegnen.

Daß die ſtoffliche Gliederung durch die Reihenfolge der Aebte bedingt war, verſtand ſich den Quellen gemäß von ſelbſt, und ebenſo daß im Anſchluß an die mittelalterlichen Geſchichtsquellen innerhalb der Aebte eine annaliſtiſche Ordnung einzuhalten war. Jene Gliederung nach Aebten bot dem Geſchichtſchreiber zugleich Veranlaſſung, ſeine Kunſt der leiblichen und geiſtigen Charakteriſtik, die ja auch eine Frucht des Renaiſſance-Zeitalters iſt, an mehr als einer Stelle glänzend zu bewähren. Sonſt aber iſt Vadian weit davon entfernt, ſeinen Blick auf das einzelne Jahr oder auf die einzelne Regierungszeit zu beſchränken, im Gegenteil: ihm iſt die Geſchichte die natürliche zeitliche Geſtalt des Menſchen und ſeiner Inſtitutionen. Nicht die Thatſachen ſelber, ſondern ihre Bedeutung für die ſittliche Natur der Menſchen zu erkennen iſt er bemüht. Vadian erſieht, den meiſten Zeitgenoſſen darin weit vorauseilend, in den Erſcheinungen der Geſchichte, in der Kirche, dem Staat, dem Königtum, dem Adel, dem Papſttum, in den einzelnen Klöſtern und Stiftungen, zumal im Kloſter St. Gallen, in den Städten, zumal in der Stadt St. Gallen, aber auch in andern ſtädtiſchen Gemeinweſen, lebendige, von innen

heraus ſich entwickelnde hiſtoriſche Individuen, deren Lebenskraft, Entſtehung, Ausbildung und Untergang er nachgeht. Kein zweiter Geſchichtſchreiber legt wie er Zeugnis davon ab, in welchem Maße die Reformation, verbündet mit dem Humanismus, auch auf dieſem Gebiete die Geiſter befreit hat.

Verſuchen wir nun, einen Gang durch unſer Chronikwerk zu machen.

Mit dem Jahre 1199 alſo, mit welchem Abt Ulrich von Veringen auf die Abtei kam, ſetzt das Buch ein und ſtellt uns mitten in die Hohenſtaufenzeit. Von der Stadt St. Gallen iſt noch kaum die Rede, viel von den Aebten, aber am meiſten von den beiden großen Mächten, welche das Schickſal des Kloſters wie der ganzen Welt in dieſen Tagen beſtimmt und bedingt haben, von den Kaiſern und den Päpſten. In dieſer Zeit und von viel Jahren her waren die Herzöge von Schwaben mächtig und anſehnlich, und dabei redlich und großartig, „aber nit guet pfaffenfründ.“ Welches daher kam, daß der römiſche Papſt ſamt ſeinen Legaten und Prälaten Kaiſer Friedrich, den man nennt Rotbart, und andern Kaiſern vor ihm, die von dem Stamm zu Schwaben waren, große Untreue bewieſen und in manigfaltigen Koſten gedrungen hat. So geſchah auch dem frommen Fürſten König Philipp groß Schmach, Trotz, Hochmut und Unbill von Innozenz III., welcher von ſeinen Vorfahren her der Fürſten von Schwaben Erbfeind war. Denn da dieſe des Reiches Verwaltung in ihren Händen hatten, hatten ſie ſich dem großen Geiz der Päpſte, durch welchen dieſe nach aller Landſchaft um die Stadt Rom ſtellten, entgegengeſetzt, ſo daß jene nicht viel zu erlangen vermochten. Dazu war niemand mit Mannſchaft dieſen Fürſten überlegen; denn der Kreis der Schwaben iſt von jeher mit redlicher Mannſchaft über alle Nationen geweſen und in allen Landen großthatig erſchienen; aber zuletzt haben die Päpſte die Fürſten von Schwaben um Leute, Land, Leib und Leben gebracht. Sie waren es, die den Königen und Kaiſern eine Unruhe über die andere anſtifteten, davon man in Zwitracht, Fehde und Feindſchaft kam, mit großem Abgang des römiſchen Reichs und deutſcher Nation Ehren, Gewalt und Anſehen. Und erzeigten ſie ſich gar übermütig gegen den Kaiſer mit Trotz und Argliſt, mit frevelhaften

Geboten, mit Drohen und Warnen, da ſie nicht allein der Seelen, ſondern auch der Welt und aller Fürſten Herr und Oberer zu ſein vorgaben. Wozu ſie durch ihre gelehrten Ohrenkratzer, die Scholaſtiker, hingehetzt und gewieſen wurden. Die gaben dem Papſt unſäglichen Gewalt zu und lehrten alle Welt, daß der Papſt über Kaiſer und König wäre und hätte die auch in ſeiner Hand und möchte ſie an- und abſetzen, wenn und wie es ihm gefiele, dieweil er ein irdiſcher Gott wäre. Mit den Schullehrern von Paris ſtimmten die Juriſten von Bologna, die machten aus dem Papſt gar einen Herrgott. Demnach mußten die Päpſte hochmütig werden, und wo ſie ſich vormals in zeitliche Herrſchung wider Gott und ihres Amtes Vermögen eingelaſſen, unter dem Schein, daß ihnen Kaiſer Conſtantin durch Papſt Silveſter viel Gut geſchenkt, alſo wurden ſie auf dieſer Doktoren neue Lehre und Meinung hin erſt mutwillig, und mochten die frommen Kaiſer, denen alle zeitliche Verwaltung in der Stadt Rom und davor in Italien von Gott und Rechts wegen zugehörte, keine Ruhe vor ihnen haben und nicht bei den hergebrachten Uebungen des Reiches beſtehen und bleiben, ſondern ſind ohne Unterlaß gegen ſie in Kriegen und anderm auffätzigem Widerwillen geſtanden. Daraus nun der gemeinen Chriſtenheit ein merklicher Abbruch an Leut und Landen begegnet, und wahrlich von ſolcher Zwitracht wegen und ſonſt von keinen Urſachen der Türk und der Sultan, dergleichen der Tartar, mächtig und anſehnlich geworden iſt. Denn wenn die Fürſten ſchon eins waren, ſo konnten die Päpſte Uneinigkeit zwiſchen ihnen anſtiften und ſie über einander hetzen, damit der Papſt mittenzu mit ſeinen Landen ſchaffen möchte, was ihm bequem wäre.

Die andere Kunſt, die ſie wider die Kaiſer und Könige gebraucht haben, iſt die: Wenn ſie fürchteten und merkten, daß der König an ihrem Thun kein Gefallen trug, ſo haben ſie dies praktiziert, daß man um einen Heerzug übers Meer wider die Ungläubigen und zur Eroberung des hl. Grabes würbe, und alſo das Kreuz und aller Sünden Vergebung predigen laſſen denen, die ſich zu der Reiſe rüſteten; dazu auch den Kaiſern und Königen bei ihrem Gehorſam und auch bei dem Bann bieten laſſen, damit ſie ſie aus dem Land brächten und dafür ihren eigenen Leuten

Thür und Thor öffnen möchten. Mit welcher Liſt ſie viel hunderttauſend Männer aus Deutſchland und Frankreich, darzu viel redlicher Fürſten und Herren, in einem falſchen Wahn und Misglauben ums Leben gebracht haben. So iſt das römiſche Reich zuletzt ganz und gar von ſeinen Rechten und Gewaltſamen in Italien gedrängt werden. Und haben wir ſeitdem bloß noch den Namen davon behalten, den haben uns die heiligen Väter zu Rom und die einfältigen Welſchen gern gelaſſen, damit wir auch etwas hätten, ſie aber haben mittenzu Städte, Leut und Land und das Gut behalten. Wir aber haben mit dem leeren Namen und dem öden Titel vom römiſchen Reich in alle die Gefahren und Beſchwerden ſtehn müſſen, die das Reich zu jenen Zeiten, als es noch großes Eigentum beſaß, mit gemeinem Koſten aller ſeiner Landſchaften kaum hat tragen mögen. Wie hätte der römiſche Vater uns Deutſche — die von Alter her alle Welt fürchtete — beſſer geißeln und demütigen mögen, denn da er den Anſchlag vornahm, des Reiches Titel uns über das Gebirg mit leerem Sack und ohne allen Nutzen zu ſchicken? Und dieſe Bürde weit von ſich geſchoben, damit er Herr und Meiſter in Italien ſein möchte? So müſſen denn die armen Deutſchen alle verſalzen Suppen, wer immer ſie eingebrockt habe, mit Darſtreckung ihres Leibes und Gutes auffreſſen und in allen Gefahren der Chriſtenheit den Lotterbuben machen.

In ähnlicher Stärke und anſchaulicher Bildlichkeit, wie ſich Vadian hier gegen die Kampfweiſe der Päpſte und gegen die Kreuzzüge ausſpricht, eifert er an andern Stellen gegen die Appellation der geiſtlichen Sachen nach Rom, gegen den Bann, gegen den Opferſtock, gegen die Inkorporation der Pfründen, gegen das Jubeljahr.

Aus den Tagen des Papſtes Innocenz III. kommt der Mißbrauch, daß man geiſtliche Sachen gen Rom appelliert und zogen hat, und daß die römiſchen Ladbriefe, Mandate, Verbote, Verzüge, Urteile in Deutſchland, von Pfründen, Kirchenlehre und anderer geiſtlicher Mißhellungen wegen angegangen ſind. Von dieſen Rechtfertigungen iſt dem Papſt unſäglich Gut gen Rom gegangen und ſein Vermögen dadurch nicht wenig befeſtigt worden. Darum der Abt von Urſpringen, der zu dieſer Zeit gelebt und lange in

Rom ſich aufhielt, in ſeiner Chronik billig ſchreibt und ſpricht: Freu dich jetzt, Rom, die Wolkenbrüche aller Schätze des Erdreichs thun ſich jetztmal auf, damit die Wetterrunſen mit großer Menge Goldes und Geldes dir zufließen!

O Herr Gott, ſchließt Vadian eine dieſer, zum Teil von gewaltiger Kraft getragenen Betrachtungen, was unſäglichen Schadens haben die römiſchen Biſchöfe aller Chriſtenheit durch ehrgeizige und eigenſüchtige Praktiken angerichtet!

Wie ſah es nun in dieſen Tagen im Kloſter St. Gallen aus? Vadian hat es mit voller Sicherheit erkannt, daß die Stiftung des hl. Gallus nur noch dem Namen nach geiſtlich geblieben war, der That und Wahrheit nach, innerlich, war ſie eine weltliche Macht geworden. Da wird denn in den Kloſterchroniken erzählt, wie der und jener Abt zu Hofe reitet, und ward von dem Könige dem alten Brauch und Herkommen nach beſtätiget. Denn zu dieſer Zeit und allweg davor ſind unſers Gotteshauſes Aebte nicht von den Päpſten noch Biſchöfen, ſondern von Königen und Kaiſern des Reichs inveſtiert und auf die Abtei beſtätiget und gewidmet worden. Daß guter Gunſt weltlicher Fürſten ein großer Schatz aller Gotteshäuſer ſei, iſt ein mehrmal wiederholter Ausſpruch eines Abtes dieſer Periode; darum man ſich billig nicht ſollte Koſtens bedauern laſſen in ſolchen Dingen, die ihre Ehre und Wohlfahrt betreffen. Namentlich waren die Fürſten von Schwaben um unſer Gotteshaus nicht wenig verdient. Daraus man merkt, daß zu dieſen Zeiten noch nicht der Brauch geweſen iſt, daß ein erwählter Abt mit ſo viel Pomp und Koſtens ſeine Beſtätigung zu Rom erholen mußte. Denn das Gotteshaus lag noch nicht unter dem Stuhl zu Rom, ſondern von Anfang ſeiner Stiftung in Verwaltung des Reichs deutſcher Nation. Darnach aber, als des Papſtes Trotz und Gewalt in deutſcher Nation anſehnlich ward und man ſah, wie er mit Königen und Kaiſern fuhr und ſie bannte, ſetzte und entſetzte, wie es ihm gefiel, da ward dieſer Schirm gefunden und dem Papſt auch wohlgefällig, daß man ſich der rechtmäßigen Anſprachen der Fürſten entzöge und in den Schirm des Stuhls zu Rom käme. Nach welchem weder Biſchof noch Kaiſer noch irgend eine ordentliche Obrigkeit viel an dieſen Aebten und Gotteshäuſern

vermocht haben, denn des Papſts Bann aller Welt furchtbar war, und legte ſich niemand gern wider ihn, wie wir das auf unſere Zeit und Tage in mancherlei Weg erfahren und aber dabei erlebt haben, daß derſelbe Bann ganzer deutſcher Nation ſpöttlich und verächtlich wurde. Alſo iſt die Unterwerfung unter den Stuhl zu Rom nichts anders geweſen, denn ein widerchriſtlicher Alefanz und Abzug.

Die Urſachen aber des Verfalls der Klöſter liegen darin, daß man ihnen geſtattet hat, das geiſtliche Weſen bloß äußerlich zu bewahren und im Uebrigen der Welt anzuhängen. Mit keinem Gift konnte man die vorgenommene Andacht beſſer verderben; mit keinem Nachlaß die Geiſtlichkeit, Zucht, Demut, den guten Wandel, die Mäßigkeit und die Regeln der Orden und Gelübde ſchneller in den Grund richten, als daß man dieſen Mönchen die äußerliche Kutte in dem äußerlichen Kloſter anließ und aber die Kutte des Herzens und die inwendige Abſage der Welt ihnen abnahm und wiederum mit Bullen und Briefen ihnen erlaubte und geſtattete, in die Welt zu gehen und derſelben Leute, Land, Gericht und Recht zu verwalten und zu handhaben. Zwar geſchah das nicht mit lauterem und offenem Nachlaß (denn die Gleißnerei ſollte ihren Fortgang haben), ſondern mit dem Deckmantel guter Gaben und Wohlthaten, damit ſich die Geiſtlichkeit mehren und befeſtigen möchte. Darum die Kaiſer und Könige den Klöſtern zu Mehrung der Andacht und nicht zur Minderung (wie ihre Briefe das lauter ausweiſen) ſolche Gnaden und Gaben gegeben haben. Siehe, das iſt gerade der gleißnende Trug und das Gift unter dem Honig geweſen, das der Teufel durch der Fürſten Blindheit in die Klöſter getragen hat, durch welchen aus Gotteshäuſern Geizhäuſer und Teufelshäuſer geworden und alle die Werke, die der Tugend Schein hatten, zu eitel Ehrgeiz, Wolluſt, Hoffahrt, Prang, Trotz, Hochmut, Unkeuſchheit, Geiz, Aufſatz und Verachtung alles Gottesdienſtes abgewendet ſind. Und zuletzt — wo die göttliche Wahrheit uns aus Gottes Zorn weiter hinterhalten und nicht an den Tag gekommen wäre — ſolch Irrtum und Uebel ſo groß geworden wäre, daß die Welt es nicht hätte ertragen mögen. Aber Gott ſei Preis und Ehre, der mit ſeinem ewigwährenden Wort dieſen Trug aufgeſchloſſen und der

Welt für Augen gestellt hat, damit Aenderung dieses falschen Herkommens an die Hand genommen werde.

Ganz besonders schädlich für die geistlichen Stiftungen und für unser Kloster war es, daß sie den Adel angenommen haben. Nach den Tagen nämlich, als das Gotteshaus aus Gaben der Fürsten und Herren und aus biederer Leute Vermächtnissen und Almosen zu guter Hablichkeit gekommen war, brachte der Adel dieser Landschaft seine Kinder oft dahin, und kam gemeltes Kloster gar und ganz in des Adels Gewalt und Regierung, besonders von der Zeit her, als die Klöster und die Bistümer dahin gekommen waren, daß man sie zu Fürstentümern machte und diejenigen, die vormals Väter und Diener der Gemeinden geheißen hatten, jetzt gnädige Herren genannt und von Königen und Kaisern für Fürsten gehalten und beschrieben wurden. Darum alle fürstlichen Stifter, wie Mainz, Trier, Köln, Speier, Worms, Straßburg, Konstanz, Basel, Chur, Salzburg, Bamberg, Würzburg, Passau und andere dergleichen Stifter von dem Adel besessen und dergestalt von ihm eingenommen worden sind, daß man keine andern zu Chorherrn dahin empfangen hat, sie wären denn des Adels; wodurch, so man die Sache im Grund besieht, in diesen Stiftungen dem Adel mehr als Gott gedient worden ist. Denn die Werke der Gleißnerei und der menschlichen Satzungen, Cermonien und Ordinanzen, die sie gebraucht haben, sind stracks wider Gott gewesen. Dem Adel aber sind solche Stifter gute Spitäler gewesen, wie auch die alten Frauenklöster. Denn wo einer viel Kinder gehabt, hat er einen Teil zu Pfaffenjunkern und Chorherrn und zu Nonnen gemacht, damit man die übrigen desto besser anbringen möchte, unangesehen, wer fromm, gelehrt, weise, gut oder ungut wäre. Und ist das zu unseren Tagen nicht die geringste Ursache, weshalb viel des Adels die evangelische und christliche Wahrheit, welche sie die Lutherische und Zwinglische Lehre heißen und lästern, so gar zu verfolgen sich unterstehen, weil sie den Abgang ihres Nutzens und ihrer Nachkommen darin wohl sehen und ermessen können. Also ist unser Gotteshaus zu St. Gallen etliche hundert Jahre in Verwaltung des Adels gestanden, und hat neben denselben niemand zukommen können.

Im Uebrigen hat Vadian auch vom Wesen des Adels eine

durchaus freie Anſicht. Er ſieht auch in ihm eine aus dem Leben des Staates herausgewachſene Inſtitution; er erkennt an, daß dem Adel im Mittelalter im Gefolge der deutſchen Könige und Kaiſer eine große Aufgabe zu löſen beſtimmt war; Vadians Kenntnis zumal des St. Galliſchen Adels iſt eine außerordentlich reiche und im Ganzen ſichere und hiſtoriſch wahre, aber auch der Niedergang des Adels iſt ihm nicht verborgen geblieben. „Man hat aber den Adel vor Jahren nicht von Reichtum, ſondern von Tugend und Tapferkeit wegen geſchätzt, dannen her er auch entſprungen und in Aufnahme gekommen; aber (wie alle Dinge der Menſchen) hat er ſich nach und nach von ſeinem Urſprunge gezogen und iſt in Müßiggang, Füllerei, Hochfahrt, Mutwillen und Achtung des Reichtums gefallen, alſo daß man in unſern Tagen faſthin Reichtum dem Adel, das iſt angeborner Schicklichkeit nnd Redlichkeit, vorzieht und ein Sprichwort dannen her entſprungen iſt, daß man ſagt: gutedel und blutarm, oder, wie es etliche verkehren, blutedel und gutarm, wie denn der Adel des Blutes iſt und Armut des Gutes."

Innerhalb der genannten Anſchauungen, die das Zeitalter der Hohenſtaufen betreffen, wird nun die Geſchichte der in dieſer Periode lebenden Aebte nach den Zeitbüchern der Abtei in großen Zügen geſchildert, ein mächtig wirkendes, von hohem, nationalem, proteſtantiſchem Geiſte getragenes Zeitbild. Daſſelbe reicht etwa bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts; dann treten andere Geſtalten und andere geſchichtliche Kräfte und Erſcheinungen auf. Der große Kampf zwiſchen Gibellinen und Welfen tritt zurück, die Romzüge der Kaiſer haben aufgehört, Rudolf von Habsburg erſcheint, von deſſen Schalten und Walten namentlich in unſern Gegenden ſehr viel, aber wenig Großes zu erzählen war. In kleinen Dingen bewegt ſich auch das Leben der dahingehörigen Vorſteher des Kloſters St. Gallen, von deren einem es heißt, daß dieſer Jahren zu St. Gallen große Ruhe geweſen wäre, wenn der Abt nicht Unruhe gemacht hätte. Zürich und andere Städte machen ſich bemerkbar. Auch in der Nähe des Kloſters regt es ſich von neuen, aus dem mittelalterlichen Staate herauswachſenden Gemeinweſen, die Appenzeller und die Gotteshausleute vereinigen ſich zu den erſten Bünden. Ab und zu iſt wohl auch

noch vom Papſt und vom Reiche die Rede, aber nur zeitweiſe und in das kleinere Moſaik dieſer bunten Geſchichtswelt eingeſchoben.

Dagegen tritt jetzt diejenige Stadt, der zu Ehre und zu Liebe das große Geſchichtswerk überhaupt unternommen ward, die Stadt St. Gallen in den Vordergrund, um von da an nicht wieder zu verſchwinden. Die Erzählung von ihrem Anfang war früher als ein Ereignis des 10. Jahrh. gegeben worden. Seit jener Zeit war nur ſehr dürftiges von ihr mitzuteilen geweſen, und erſt jetzt, i. J. 1291, gab es Veranlaſſung, die Handveſte der Stadt und damit ihre erſte Verfaſſung zu beſprechen. „Nun wellend wir von dem alten recht unſerer ſtadt ſagen.“ Dabei zu merken iſt, daß zu dieſen Jahren alle Gotteshausleute außerhalb unſerer Stadt des Gotteshauſes Leibeigne geweſen ſind, wie denn Leibeigenſchaft im Thurgau und allem Schwaben dazumal und lange Zeit darnach in Uebung und Brauch geweſen und noch an viel Orten iſt. Und da wir von St. Gallen von Anfang vom Gotteshaus hergekommen, erwachſen und aufgegangen, iſt wohl zu ermeſſen, daß ſolche Beſchwerde der Leibeigenſchaft uns ebenſogut, als andere des Gotteshauſes Mannen und Leute, belangt und betroffen habe. Des ſich aber niemand beſchweren ſoll und uns unbillig von den Aebtiſchen vorgeworfen wird, daß wir nicht allweg eine Reichsſtadt geweſen ſeien. Denn wir auch nicht allweg eine Stadt, ja ihr Kloſter und ihre unbillige Herrſchaft iſt etwa auch nichts anderes geweſen, als Holz und Berg und eine große Wüſte. Vielen iſt aber wohl wiſſend, daß aller Städte Anfang ſich aus kleinen Dingen gezogen und ſich mit der Zeit zu größerem und beſſerem gebracht hat. Die Stadt Rom iſt anfangs von etlichen Hirtenhäuſern entſprungen und von Romulus, ihrem erſten Herrn und Regenten, und der Schar und Verſammlung ſeiner Leute beſetzt worden, die von Uebelthat wegen an keinem andern Ort bleiben durften. Von welchen Geſellen nachmals das heilige römiſche Reich entſprungen iſt, an deſſen Titeln ſich Fürſten und Herren freuen. Die Stadt Zürich war etwa ein Dorf, ebenſo Schaffhauſen, Bern, Luzern. Alſo waren die Länder etwa der Klöſter Dienſtleute, Uri gehörte ans Fraumünſter in Zürich, Schwyz nach Einſiedeln, Unterwalden nach Luzern und Engel-

berg, Glarus nach Säkkingen. Jetzt aber iſt es dazu gekommen, daß ſie Städte, Leute und Land und Gotteshäuſer bevogten und beherrſchen. Das Städtlein Zug iſt allweg Oeſterreichiſch geweſen, Soloturn auch, Baſel in der Biſchöfe Gewaltſam geſtanden. — So nun dem alſo, wer will uns von St. Gallen darüber abhold ſein, daß wir durch Käuſe und Verträge frei zu ſein uns unterſtanden, ja von den Gnaden Gottes frei worden, durch Verwilligung, Brief und Siegel der Aebte; und mit Gott es weiter werden wollen?

Noch deutlicher ändert ſich der Charakter unſers Geſchichtsbuches von der Mitte des 14. Jahrhunderts an. War ſchon 100 Jahre früher die ältere, in lateiniſcher Sprache verfaßte Reichsgeſchichtſchreibung mit dem Untergange der Hohenſtaufen erloſchen, ſo hörte nun auch, nachdem Kuchimeiſter unſerm Geſchichtſchreiber die vortrefflichſten Dienſte gethan, der zuſammenhängende Faden der Kloſtergeſchichtſchreibung auf. Um ſo mehr galt es jetzt, die St. Galliſche Geſchichte aus den ſtädtiſchen Urkunden, die nunmehr recht ausgiebig wurden, zu ergänzen und zu vertiefen, und da ſich zu gleicher Zeit Kloſter und Stadt enger an die Eidgenoſſenſchaft anlehnten, war es notwendig, die eidgenöſſiſchen Geſchichten in breiterer Fülle heranzuziehn. Und da iſt es nun wieder für den echten hiſtoriſchen Geiſt Vadians und überhaupt für ſeine Wahrheitsliebe und ſeine ſachliche Denkart bezeichnend, daß er in den Legenden von der Entſtehung der Eidgenoſſenſchaft, die eben jetzt in die ſchweizeriſchen Geſchichtsbücher eindrangen und durch einen jüngern Zeitgenoſſen, Aegidius Tſchudi, für Jahrhunderte hinaus zu kanoniſchem Anſehen gelangten, daß unſer Reformator — auch hier ein rechter Proteſtant — in ihnen keine Geſchichte erkannte. „Von den drien lendern ſagend vil, ires alters und harkomens halb, ſeltzam ſachen, und daß ſie anfangs fri gſin und erſt bi künig Ruodolfs von Habspurg zit zuo ghorſamen beredt worden ſigend. Beſorg ich, daß vil fabelwerch von denſelben anzeigt ſi und anders darnebend, das ſich mit der warheit nit verglicht."

So galt es denn, nicht die Sagen, ſondern die geſchichtlichen Thatſachen, namentlich die Freiheitskriege der Eidgenoſſen in die St. Galliſchen Geſchichten einzuflechten. Sie beginnen mit der Schlacht

Morgarten. „Von welcher That wegen dieſe Länder darnach einen großen Namen überkamen, und ſich die, ſo um ſie ſaßen, anhuben, zu ihnen lieben. Und wie man ſah, daß die Sache geraten wollte, daß ſie frei und von Herren ledig ſein möchten, da wollte dieſelbe Meinung andern, die daſelbſt herum lagen, auch gefallen. Demnach ſich ihr Ding von Tag zu Tag mehret, und der Fürſten und des Adels Gewalt und Anſehen täglich abnahm. Denn die Landſchaft war zur Abwehr günſtig, daß die Reiſigen darin nichts ſchaffen konnten, und die Mannſchaft dazumal ſo feſt, daß ihr auch nicht wohl abzubrechen war. Dannenher die Eidgenoſſenſchaft entſprungen iſt.“

Im Anſchluß daran galt es die Kriege Zürichs mit Oeſterreich in Folge der Staatsumwälzung darzuſtellen, wobei Vadian, wohl in Folge ſeiner Anhänglichkeit an Wien, eine auffallende Milde in der Beurteilung der ſchweizeriſch-öſterreichiſchen Konflikte zeigt; dann den Sempacher- und Näfelſer-Krieg, die Eroberung der Thurgaus und Argaus, den alten Zürichkrieg, die Burgunderkriege, wobei überall St. Gallens Teilnahme an dieſen Händeln ſorgfältig verfolgt wird. Der Zeit nach ſchließen ſich an den Sempacherkrieg die Appenzellerkriege, an denen die Stadt St. Gallen hervorragenden Anteil hatte, und in ihrem Gefolge der immer deutlicher hervortretende Verfall des Kloſters. Dann auswärtige Verwicklungen anderer Art, wie die Konzilien von Konſtanz und Baſel in ausführlichſter Darſtellung, wobei natürlich die kirchliche Stellung des Geſchichtſchreibers zum ſtarken Ausdruck kommt; war ja auch das Kloſter St. Gallen von dem in ſeiner Nähe tagenden Konſtanzer Konzil nicht unberührt geblieben. Auf den weitläufig erzählten alten Zürichkrieg folgt die Geſchichte des ſchwachen Abtes Kaſpar von Landenberg, der ſchon die Vogteien des Kloſters an die Stadt verkauft hatte, und als Gegenſchlag dazu die Wirkſamkeit des Abtes Ulrich Röſch. Der Kampf zwiſchen dieſem Abte und der Stadt nimmt einen ganzen Dritteil der großen Chronik in Anſpruch.

Nächſt der Darſtellung der Hohenſtaufenzeit iſt dies die bedeutendſte Partie des Vadianiſchen Geſchichtswerkes, was Kunſt und Wärme der hiſtoriſchen Darſtellung belangt. Mit der lebendigſten Liebe für ſeine Vaterſtadt und glühendem Haß gegen

den, der, wie kein anderer, ihrem Glücke im Wege geſtanden, mit der Verachtung der religiöſen und ſtaatlichen Principien des Papſttums, die Abt Ulrich, ein Papſt im Kleinen, durch Wort und That verfocht, verbindet ſich offenbar ein perſönlicher Widerwille gegen den großen Kirchenräuber, „der alles, das er hat mögen, an ſich zogen und bracht, damit man fürſtenleben und pracht füeren mögen.“ „Und wil nit achten, daß von anfang der abtei diſes gotzhus bis uf hütigen tag keiner, der ſo weltwis, anſchlägig, geſchwind und vorteilig geweſen iſt, als diſer pfiſterſon von Wangen geſin iſt“, der Mann mit dem Trotz, dem Hochmut, der Gleißnerei; den man der Erſtellung falſcher Briefe bezichtigte; der rote Uli wie ihn ſeine Zeitgenoſſen nannten und wie er heute noch heißt, der noch jüdiſcher war als ein Jud; der rotbrächte, vierſchröte, ſtarke Mann, der gegen jedermann freundlicher Worte und ſchmeichelnder Rede war, im Gemüt aber hitzig, hochfertig, unverträglich und häſſig; der einem wohl von Rotem ſagen durfte und dabei Schwarzes im Sinne hatte. Wir haben ſchon oben erwähnt, daß in Vadian, der noch zu Abt Ulrichs Zeit geboren war, der unvergeſſene Grimm der Bürger gegen dieſen Ausbund aller Feinde ihrer Wohlfahrt lebte; auch ſcheint ein beſonderer Haß der Familie von Watt gegen ihn nachzuwirken. Jedoch, ſo ſchlecht es der Stadt in ihrem Kampfe gegen Ulrich ging, — er gipfelte im Rorchacher Kloſterbruch, in der Belagerung der Stadt durch die Eidgenoſſen, in einem demütigenden Frieden und endlich in einem ſtädtiſchen Aufruhr —: für den Geſchichtſchreiber gab es Gelegenheit, die Kunſt ſeiner Rede und die Glut ſeines Herzens aufs glänzendſte zu bewahrheiten. In wiefern dabei der Hiſtoriker dem Feinde ſeiner Vaterſtadt gerecht geworden, das zu unterſuchen, bleibt Aufgabe der beſondern Forſchung. Liebe und Haß werden ohne Zweifel in manchen Punkten Vadians Anſichten getrübt haben.

Aber das politiſche Prinzip, dem dieſer und andere Aebte huldigten, hat er ſicherlich mit voller Klarheit durchſchaut: ſie haben ſich an allen Gewalt gehenkt und an allen, ja gar widerwärtigen Orten Schutz und Schirm geſucht. Denn erſtlich haben ſie ſich unter den Stuhl zu Rom geworfen und ohne Mittel demſelben ſich zugehörig gemacht, damit ſie ja zu Zeiten,

wenn es ihnen bequem wäre, ſich aller Obrigkeit entſchlagen möchten. Und zu mehrerer Sicherheit, wie ſie der Eidgenoſſen Zunehmen und Macht geſpürt haben, auch ſich an dieſelben mit Burg- und Landrecht gezogen, item ſich ihnen als Vögten und Herrn unterworfen. Und nichts deſto minder ſich an den Kaiſer mit möglichem Fleiß gehuldet, zugeſagt und geſchworen; was ſie ſelten gehalten haben. Mit ſo mannigfaltiger Pflicht, in welchen allen ſie ihres Gottes vergeſſen, ſind ſie aller Welt ausgewichen. Denn ſo der Papſt etwa an unſere Aebte geworben und ſie um Unterhaltung oder dergleichen Koſten angelangt hat, haben ſie ſich ausgeredet, ſie ſeien von den Eidgenoſſen bevogtet, und zieme ihnen nicht, ohne deren Gunſt den oder dieſen Weg zu handeln. Hat der Kaiſer Hilfe oder Geld haben wollen, ſo iſt ihr Orden dem Stuhl zu Rom haftbar geweſen, desgleichen das Gotteshaus den Eidgenoſſen. Haben dann die Eidgenoſſen von ihnen etwas haben wollen, ſo iſt man ohne alles Mittel unter dem Stuhl zu Rom gelegen. Und in Summa: wo man hin gehauen hat, haben ſie verſetzen können, damit nichts aus dem Sack käme, und doch durch ihrer aller Hilf und Schirm das Ihre mehren und befeſtigen können. Ueber das alles, ſo iſt kein Landsbreſten eingefallen, ſo haben ſie davon Nutzen gehabt, ſo alle Welt Schaden litt. Denn in Kornteuren thaten ſie ihre Scheunen auf und löſten dreifach Geld aus dem Korn; war der Wein teuer, ſo ſchenkten ſie um dreifaches Geld das aus, was ſie wohl bis zu ſeiner Zeit liegen zu laſſen vermochten; kam Krieg, ſo genoſſen ſie derſelben Beſchwerden, nämlich der Teuren; denn Kriege ſelten ohne Teuerungen kommen. Kamen Landeskrankheiten und Peſtilenzen, ſo wurden der Todfälle (Steuern auf Todesfall) deſto mehr. Und wo der einige Gott mit ſeines Wortes Eröffnung nicht gekommen, wäre dies Volk in aller Chriſtenheit zu ſolcher Macht gekommen, daß ihr Gewalt von Zunehmens und Größe wegen der Welt unerträglich hätte ſein müſſen.

Mit Ulrich Röſchs Tode 1491 bricht die große Chronik der Aebte plötzlich ab. Die Niederlage der Evangeliſchen bei Kappel hatte den Geſchichtſchreiber veranlaßt, den ſchon ausgearbeiteten letzten Teil um des Friedens willen zu unterdrücken. Doch geſtatten uns erhaltene Aufzeichnungen, die Vadian zur Fortſetzung

ſeines Geſchichtswerkes bis in die Gegenwart angelegt hatte, einen genügenden Einblick in dieſen Schlußabſchnitt. Bevor wir jedoch dieſe Aufzeichnungen einer näheren Betrachtung unterziehen, begleiten wir — wenige Monate vor der Kataſtrophe, alſo in einem Momente, wo ſeine Wünſche und Ausſichten für ſeine Vaterſtadt auf dem höchſten Punkte ſtanden — den Geſchichtſchreiber im Kreiſe einiger Freunde auf die Berneck, nach einem Berichte, den Johannes Keßler uns in der Sabbata hinterlaſſen hat.

Berneck heißt eine Anhöhe unmittelbar über der Stadt St. Gallen. Hier hinauf begab ſich Mitte Auguſt 1531 Vadian in Begleitung einiger Freunde, um einen von Theophraſtus von Hohenheim (der zu der Zeit ſich in St. Gallen aufhielt, um den Bürgermeiſter Chriſtian Studer zu „arznen“) und von dem gelehrten Nürnberger Mathematiker Johannes Schaner (Schoner) gedeuteten und ausgelegten Kometen zu beobachten.

„Wie man erſtmalen ſagte, es würde ein Komet erſcheinen, desgleichen am Morgen ein grauſamer feuriger Stern, iſt unſer Herr Doktor Joachim von Watt, zu der Zeit Reichsvogt, verurſacht, und wir nachbenannten, ſein Bruder David von Watt, Konrad Eppenberger, Andreas Eck, Jakob Riner, Johann Rütiner und ich, mit ihm auf die Berneck gezogen, um allda auf der Höhe durch die Nacht des Kometen zu Abend und des Sterns am Morgen wahrzunehmen und zu erkundigen, ob der erſte ein wahrhafter Komet oder ſonſt ein Planet, der einen Glanz von ihm würfe, oder ob der am Morgen ein beſonderer Stern, oder ob ſich der zu Abend nach ſeinem ſchnellen Lauf am Morgen wiederum zeigte. Wie wir nun in des Hochreutiners Bürgli, an der Berneck gelegen, um den Herrn Doktor ſaßen und er fleißig in dem Almanach die Stätte und Gelegenheit der Planeten und der Zeichen ausſpähte, befand ſich, daß es nicht ein Planet, ſondern ein ungewöhnlicher Stern ſein müſſe, die man Kometen nennt.“

„Demſelben nach um die 11. Stunde ſprach er, ob wir gar auf die Höhe, die man Wendelisbild nennt, hinauf ſteigen wollten. Des wir gute Luſt trugen. Nun war es ein ſehr finſterer und gar ein ſterniger Himmel und der Boden ganz feucht von kühlem Tau. Spricht Andreas Eck: „Herr Doktor, es iſt nicht für Euch, denn Ihr ſeid ſchwer, und wird Euch das Steigen hart ankommen;

ſo habt Ihr lederne Hoſen an, die werdet Ihr in dem Tau ganz verwüſten. Antwortet Herr Doktor: Ich will mit euch hinauf, denn ich von guter Geſellen wegen nicht allein die Hoſen, ſondern auch einen Fuß wollte dahinnen laſſen. — Als wir nun auf der Höhe waren, ſetzte er ſich auf den Boden nieder in das feuchte Tau, und wir um ihn her; fing er an, nach ſeiner angeborenen Freundlichkeit, gar mancherlei Materien betreffend zu erzählen. Jetzt ſagte er uns (wie er den ſchönen Himmel, mit ſo hellen Sternen wunderbarlich geziert, ob ihm ſah) von der Schöpfung und der gewaltigen Ordnung des Geſtirns und beſonders mit großer Verwunderung, wie Gott der allmächtige dem Zodiaco, das iſt dem Zirkel, darin die 12 Zeichen verordnet und ausgeteilt ſind, in ſeiner Schöpfung einen Druck gegeben habe, daß er wieder zu dem Firmament einen beſonderen Lauf vollbringe, aus welchem die Aenderung der Tage und Nächte, auch der Zeiten entſtehe. Zeigt dabei mit dem Finger vieler Geſtirne Namen an, und ſpricht zuletzt mit aufgehebten Augen gegen dem Himmel: O wie will ich dieſen wunderbarlichen Schöpfer ſo gerne ſehen!"

„Demnach kehrt er ſeine Augen hin und wider durch die umliegenden Landſchaften, erzählend, wie es vor Zeiten hier herum geſtanden ſei und wie er kürzlich den Sebaſtian Münſter hier herauf geführt, die Gegenden und Landſchaften zu beſehen. Und zeigte an, welche Summe Geldes — nämlich eine Tonne Goldes — man aus dieſer reichen Landſchaft allein an dem Leinwandgewerb jährlich von dem Boden ziehen könne. Auch, ſprach er, hie auf dieſer Anhöhe iſt vor Zeiten von wegen der weiten Umſicht ein verordnet Wachthaus geſtanden (ſprach Andreas Eck: Wie ich deren viel in England geſehen habe) und zu mehrer Sicherheit mit ſolchen Gräben umſchanzt; ſo iſt die ganze Berneck hinab bis an die Stadt ein Wald geſtanden, welchen die Stadt in Verbindung mit dem Abt abgehauen und ausgereutet hat."

„Weiter offenbart er, wie weit ſich vor Zeiten der Römer Regiment in dies unſer Land geſtreckt habe, wie ſie all hierum Kriege geführt und ſich niedergelaſſen, hin und wider Schutzwehren aufgerichtet, wie deſſen zu wahrem Urkund viel Örter, Dörfer, Flecken und Städte römiſche und den Römern nach genannte Namen überkommen und behalten haben, wie Chur und

in der Umgegend von Chur und von Marcus Cicero: Cicers; vom Fabius: Pfävers, jetzt mit heilsamem Badwasser berühmt; vom Milo: Mels; item im Oberriet Montikel = Monticulus, ein Bühl, wie dann das die Gegend ausweist; item etliche feste Häuser, als Montfort-Starkberg; Aspermont-Rauhberg; item bei uns Arbon, wird bei den Alten genannt Arbor felix ein fruchtbarer Baum, will achten, vielleicht von dem edeln und guten Obstboden allda herum, wie denn solcher an unsern Märkten gespürt wird. Auch haben wir hier einen Berg in der Richtung nach Konstanz, Rotmont genannt, ist nichts anders denn rotundus mons, ein kugelichter oder runder Berg; desgleichen gegenüber in der Richtung nach Herisau ein Berg, den wir Mänzel nennen, ist von den alten Welschen genannt Mons coeli, das ist Himmelberg, wie noch heut bei Tag ein Geschlecht Himmelberger dabei gesessen ist."

„Demnach gingen wir wiederum herab in das Bürgli und zerteilten uns hin und her in die Gemächer. Legte sich der Doktor bei dem Fenster gegen Morgen auf die Bank, des vorgemeldten Sterns wahrzunehmen. Ich aber und der Johann Rütiner gingen in das oberste Gemach; bald sahen wir am Horizont gegen Morgen jenseits des Sees wie eine Röte oder eine Hausbrunst; als wir des Feuers fleißiger wahrnahmen, erhob es sich von dem Boden. Da erfand sich bald, daß es nicht ein Komet, sondern Venus der Morgenstern war, von dem die Maier und Wächter sagten."

„Wie nun aber der lichte Morgen anzubrechen anfing und die nahende Sonne ihre vorhergehende Morgenröte vor ihr herum spreitete, und die wackern Vögelein mit lieblichem Gesang die Tagzeit verkündigten, fingen wir an herabsteigen. Aber dieweil es noch früh und besonders lustig, setzten wir uns zu mitter Berneck nieder gegen der Stadt, und indem der Herr Doktor die Stadt ansah, fing er an zu reden, wie und wann sie erbauet, wie sie von alterher gestaltet, wie oftmals sie verbrannt und was sie je zu Zeiten von den Aebten erlitten, wie und wann unser löblicher und notwendiger Leinwandgewerb aufgekommen und wie grob er im Anfang gewesen sei. Desgleichen zeigt er an, was alte, ehrsame Geschlechter allhie und an welchen Gassen sie gesessen wären, auch von wannen her etliche Gassen ihre Namen empfingen,

wie der Heiden Gaß, Judengaß, ſo man jetzt nennt: Hinter der Brotlauben, item Speiſergaß und Speiſerthor haben ihren Namen von einem alten Geſchlecht, an dem Thor geſeſſen, die Beiſſer genannt, welche in ihrem Wappen einen Mohrenkopf, mit weißen Binden umſchlagen, führen, gleich wie zu unſrer Zeit Schibinerthor von den Schibinern, und dergleichen Mancherlei, ſo ich zu melden unterlaſſen will. Sondern noch gegen dem erſchrecklichen Kometen wenden und gedenken, daß der allmächtige Gott ſolche Zeichen dannzumal an den Himmel ſetzt, wenn er in ſeinem Grimmen über uns erzürnt und ſein Zorn über uns entbrennt und billige Strafe fürzunehmen trachtet, aber hiervor väterlich warnet, ob wir unſern argen Stand beſſern und zu ihm um Gnade und Erbarmung rufen und ſchreien wollten. Denn wie er durch den Propheten ſpricht: ſo wahr ich lebe, begehre ich nicht des Sünders Tod noch habe Luſt an ſeinem Verderben, ſondern daß er ſich bekehre, lebe und ſelig werde."

Unſere Teilnahme an dem Vadianiſchen Geſchichtswerke liegt teils an dem darin verarbeiteten geſchichtlichen Stoffe, teils an der perſönlichen Auffaſſung des Geſchichtſchreibers. Für beide finden ſich im Nachlaſſe willkommene neue Zeugniſſe in zwei Kollektaneen-Sammlungen. Die eine derſelben, von Vadian ſelbſt Epitome genannt, enthält mehrere hundert meiſt kürzere Auszüge und Notizen aus Chroniken und ſtädtiſchen Archivalien. Die andere, umfangreichere, Diarium genannt, iſt als ein geſchichtliches Tagebuch gleichzeitig mit der Anhandnahme der großen Chronik angelegt worden, alſo in dem Augenblicke, wo der Reformator zur Ueberzeugung gelangt war, daß dem Kloſter ſein letztes Stündlein geſchlagen und die Stadt an ſeiner Stelle der Träger der Geſchichte St. Gallens geworden ſei. An Hand dieſer meiſt aus obrigkeitlichen Akten geſchöpften Aufzeichnungen hat dann in der That Vadian den in die unmittelbare Gegenwart fallenden Schlußabſchnitt ſeines Werkes herausgearbeitet, die Niederlage von Kappel aber hat ihn leider veranlaßt, den Entwurf zu den vier letzten Aebten ſeit dem Tode Ulrichs Röſch zu vernichten.

Das Diarium als materielle Geſchichtsquelle zu würdigen, iſt hier nicht der Platz, dagegen bietet uns das Tagebuch eine willkommene Einſicht in die Gemütsverfaſſung Vadians beim Hereinbruch der Kataſtrophe. Daß er darin mit Zwingli übereinſtimmte, daß er das Kloſter und das von ihm verteidigte kirchliche Princip als mit dem göttlichen Rechte unvereinbar erachtete, liegt außer Zweifel; eben die Geſchichte des Kloſters, des Papſttums, der deutſchen Nation, der Stadt bewies für ihn auf das entſchiedenſte, wo das Recht uvd wo das Unrecht liege. Aber unwahrſcheinlich iſt es doch, daß der ſonſt ſo milde, gerechte und gewiſſenhafte St. Galler mit der Zwingliſchen Eroberungspolitik innerlich vollſtändig übereingeſtimmt haben ſollte, zumal als dieſe dem geſchichtlichen Rechte der Stadt wenig entgegenkam. Wie furchtbar traf ihn und ſeine herzgeliebte Vaterſtadt jetzt der plötzliche Schlag. Sein bewegtes Gemüt und die unſicher gewordene Hand erkennt man ſchon aus den Worten, mit denen er das Datum der Kappeler Schlacht ſeinem Tagebuch eingefügt hat: „uf ainlif tag octobris (1531) geſchach geſchach die ſchlacht zue Capel um die drü nach mittag.“ Er ließ ſich ſelber als Mitglied der Ratsbotſchaft nach Zürich und ins Lager abordnen, „der hofnung, daß ein guet frid ſolt fonden werden. Und ward aber jamer und ellend, Got erbarms! Des ſich doctor von Watt mit ſölichem komer und nachſinnen annam, daß er zue Bremgarten tötlich krank und zum teil von ſinnen kam und man in dadannen gen Zürich und darnach gen S. Gallen mit ſonderer ſorg füeren mueßt.“ Keßler ergänzt die Nachricht dadurch, Vadian habe zu Bremgarten, als die Artikel des Sonderfriedens bekannt wurden, den Zürich mit den fünf Orten abgeſchloſſen hatte, clagender wis mit luter ſtim geſprochen: o einer frommen gmaind Sant Gallen!“ Jener Friede[1]) aber war die unheilvolle Folge der Uneinigkeit, die ſchon lange zwiſchen Zürich und Bern beſtand: „niemand glaubt, ſagt Vadian, was heiter zwitracht zwüſchet Zürich und Bern was, Got erbarms; iedweder teil ſorcht, der ander würd im ze mechtig;

[1]) Die verhängnisvolle Bedeutung des Zürcher Friedens lag darin, daß Zürich überhaupt zu einem Separatfrieden einwilligte und St. Gallen, von dem in dem Frieden gar nicht die Rede war, einfach dem Feinde auslieferte, reſp. es ihm überließ, ſich mit ihm abzufinden.

welichs hochmuets die übrigen ort zue ſchand und ſchaden komend, und wir von St. Gallen durch ſarläſſikeit der ſtat Zürich von eeren und wolfart, zu denen man kon was, widerum zue großer gfarlikait komend." Und bald darauf: „Daher es leider mit großer Unehre und Schande beider Städte kam, daß ſie alle die preisgaben, die zu ihnen gehalten und ſich auf ihre Hilfe, Standhaftigkeit und Troſt auf ihr tapferes Zuſagen hin verlaſſen hatten. Darum das Sprichwort wahr bleibt, daß auf Herrengunſt wohl zu ſehen ſei; denn dieſelbe rieche, wie Lägelwein, über Nacht aus. Und hat Gott ein ſo gottlos Volk mehrmals liegen laſſen, damit wir uns demütigten und aus der Herrſchaft der Abgötterei alſo zu Fleiß und Ernſt durch Anfechtung gebracht würden. Gott ſei Lob in alweg, amen." Eine andere ſchmerzliche Erfahrung, die gewiß von Vadian auch ſchon früher empfunden, aber durch die Macht der Zeitumſtände verdeckt war, bezieht ſich auf die Kriegsluſt der evangeliſchen Prädikanten. Da wo er die Namen der im Kriege umgekommenen Prädikanten, es ſollen ihrer 24 geweſen ſein, in das Tagebuch einträgt, ſetzt er die Worte bei: „die alle da waren, das Volk zu ermahnen und ſtandhaft zu machen, aus Zwinglis Ratſchlag; an welcher Strafe Gott wohl angezeigt hat, daß die Diener des Wortes nicht zu Krieg, ſondern zu Frieden richten und lehren ſollen."

„Aus Zwinglis Ratſchlag". Der gleiche ſchmerzliche Ton klingt aus einer lateiniſch geſchriebenen Randbemerkung dieſer Tage wieder: „Da wo ich Zwinglis Tod erwähnen werde, werde ich ſeine Lehre loben, aber ſein hitziges Gemüt und ſein ſchnelles Urteil weniger hochſchätzen". Doch ließ ihn auch Zwingli gegenüber ſein großes, überall auf den Grund ſehendes Urteil nicht im Stich; man erkennt das aus einer andern, ebenfalls in lateiniſcher Sprache dem Tagebuche anvertrauten Notiz:

„Wenn ich den Tod Zwinglis erwähnen werde, ſo werde ich die Summe ſeines Lebens ziehen und namentlich betonen, daß er ſich, trotz glänzenden Verſprechungen von Päpſten, Kardinälen, Biſchöfen und Aebten, nicht von ſeinem Vorhaben abbringen ließ. Bei Kappel hat er ſich dahin vernehmen laſſen, die Guten müßten darauf bedacht ſein, mit den Gottloſen den Kampf aufzunehmen, wenn dieſe unſere Sache antaſten wollten. Und des weitern:

Viele halten mich für blutdürſtig und mordluſtig, doch davon bin ich weit entfernt; nur das Eine möchte ich wünſchen, daß die Obrigkeit, wie ja auch das bürgerliche Geſetz es verlangt, zum Schutze der Unmündigen und Waiſen thue, was die Pflicht ihr auflegt, und dem göttlichen Worte ihren Schutz angedeihen laſſe, damit der Ehre Chriſti kein Abbruch geſchehe. Zwingli wollte die Schweiz zur alten Sittenſtrenge zurückführen, um ihren Beſtand in der Zukunft zu ſichern."

Noch war, nachdem die Stadt St. Gallen den Züricher Frieden angenommen, für Vadian eine überaus ſchwere Pflicht zu erfüllen, die Leitung der Friedensverhandlungen mit dem Abte und die Neuordnung der kirchlich-politiſchen Verhältniſſe in der Stadt. Mit der Rückkehr des Abtes in ſeine Herrſchaft und der Wiederaufrichtung des alten Gottesdienſtes in der Pfalz regten ſich natürlich auch in der Stadt die Anhänger des Alten, namentlich unter den Webern und „Dienſten", und umgekehrt gab es eine Partei unter der evangeliſchen Bürgerſchaft, die ohne Rückſicht auf die allgemeine Lage abſolut nichts preisgeben wollte. Dazu kamen die Kriegskoſten, hohe Entſchädigungsſummen an das Kloſter, die Rückkehr der Landſchaft zur alten Kirche und die damit verbundene Vertreibung der evangeliſchen Prädikanten, Schmäh- und Trutzworte aller Art, namentlich gegen Vadian, das gewiſſenloſe Verhalten der Züricher, ja Himmelserſcheinungen, Geſichter und Geſpenſter, wie ſie in ſolchen aufgeregten Zeiten nicht auszubleiben pflegen; endlich, um das Unglück voll zu machen, ein eben erſchienenes Büchlein von Luther, worin die Niederlage der evangeliſchen Schweizer als Strafe für ihre ketzeriſche Lehre vom Abendmahl gebrandmarkt war. O wie viel menſchliche Klugheit, wie viel Geduld, wie viel Gottvertrauen bedurfte es, um — es iſt ein ſchweizeriſcher Ausdruck, den wir anwenden — alle dieſe Wirrungen zu überhauen. Wenn die Stadt ungeſchwächt aus dieſer Trübſal hervorging; wenn ſie, rings vom äbtiſchen Gebiete eingeſchloſſen, innerhalb ihrer Mauern in der Bürgerſchaft den Segen evangeliſcher Bildung und Sitte erhielt: ſie verdankt es keinem andern als ihrem Bürgermeiſter Doktor Joachim von Watt.

Er ſelber hat in ſeinem Tagebuch da, wo er die Summe aller durch den Kappeler Krieg aufgelaufenen Koſten zieht, folgendes

Schlußwort beigefügt: „Nun mag die Zeit und der Tag auch wohl kommen, daß unſere Nachkommen nicht wollten, daß ſolcher Schade, Koſt, Mühe und Arbeit nicht von uns ertragen und erduldet wäre; denn die Geſchicke Gottes ſind wunderbar, und zum öfteren rechnen und achten wir zu böſem, was wir bald nachher als gut und nützlich erfahren und erkennen. Denn ſo wahr Gott, unſer Schöpfer, in der Hand ſeines Willens und Gefallens aller Menſchen Thun und Laſſen trägt und hält, ſo wahr wird die Zeit kommen und iſt zum Teil hie, in welcher er der Wahrheit Raum und Platz machen und die Falſchheit der Gleißner an den Tag thun wird. Derſelbe Gott kann auch erhöhen, die er zu ſeiner Glori uud Erkenntnis geniederet hat. Er kann durch Verſuchen bewahren, durch Verfolgung befeſtigen, durch Trübſal geſchickt und duldig machen, ja ſogar in zeitlichen Dingen — wiewohl wir hier keine bleibende Stätte noch Wohnung haben — ſeinen Vertrauten und Gläubigen erlittenen Schaden vergelten; wie er auch mehrmals den Kindern Iſrael gethan und von Anfang der Kirche an ſeine Geſalbten und Erwählten durch ſo grauſam vieler Fürſten und Herren, Länder und Städte Verfolgungen, bis auf unſere Zeit, erhalten hat und es weiter auch thun wird."

IV.

Die kleinere Chronik der Aebte.

Im Jahr 1531 war Vadian in ſein 47. Lebensjahr eingetreten. „Er war, erzählt ſein Biograph, ein zur Obrigkeit geborener Mann, voller Majeſtät. Denn abgeſehen von den Gaben des Geiſtes zeigte er eine Haltung des Leibes, die ihm ein verehrungswürdiges Anſehen gab. Er war eines runden Hauptes, gegen die Stirne hatte er einen kahlen Scheitel, gegen den Schläfen krauſe und kohlſchwarze Haare, eine freie Stirne, bräunliche Geſichtsfarbe, und war am ganzen Körper groß, fett und ſtark, alles aber dergeſtalt gebildet, daß er eine männliche, vornehme Würde verriet."

„Aber in ſeiner amtlichen Tätigkeit trat er jedermann freundlich entgegen; er war, wenn er um Rat gefragt wurde, ſo geduldig im Anworten, daß dieſe Duldſamkeit vielen als ein Wunder vorkam. Im Rate trat er dem, der das Beſſere vortrug,

gerne bei, indem er aus den gefallenen Ratſchlägen, was ihm am brauchbarſten vorkam, aus eigener Anregung in ein Geſamturteil verflocht. Er wünſchte durchaus, daß die Ratſchläge frei ſeien; ja, wenn er bemerkte, daß eine Mehrheit von ſeinem Anſehen abhängig ſei, bezeugte er vor dem vollbeſetzten Rate mit großem Nachdrucke mehr als einmal, er halte den für keinen Biedermann, der um Gunſt willen einer Anſicht beitrete, die er innerlich doch nicht anerkenne."

„Manchmal, wenn er Zeit dazu hatte, begab er ſich nach dem Mittagsmahl etwa bis zur dritten Stunde zu ehrenwerten Bürgern, teils zu ſeiner Erholung und teils um in der Bürgerſchaft Teilnahme für die Erhaltung der gemeinen Ruhe zu wecken. Denn er war raſchen Geiſtes, und nach Lebenswandel und angeborner ſowohl als erworbener Bildung überaus liebreich, dergeſtalt daß Jedermann ſeinen Umgang ſuchte, keiner ihn verſchmähte. Seine übrige Zeit verwandte er für die Vaterſtadt und die chriſtliche Gemeinde und, anerkannter Maſſen, beſonders zur Beſorgung ſeines ärztlichen Berufes, in welchem er das Lob erlangte, daß er trotz der äußerſten Treue und Sorgfalt, die er darin zu üben pflegte, niemandem durch den Lohn beſchwerlich wurde und nie den geringſten Verdacht aufkommen ließ, daß er mehr für ſeine Taſche als für das Wohl der Kranken bedacht geweſen ſei."

Abgeſehen von der bis zu ſeinem Tode fortdauernden Teilnahme am Regiment ſeiner Vaterſtadt und von ſeinem ärztlichen Berufe war Vadian in den letzten 20 Lebensjahren noch ein reiches Arbeitsfeld beſchieden. Daß er fortwährend an der Entwicklung des kirchlichen Lebens ſeiner Zeit Anteil nahm, verſtand ſich für ihn von ſelber; wobei ſich freilich auch an ihm der Geiſt jener Epoche bewahrheitet, daß in der aufſteigenden Reformationsbewegung der Reformationsgeiſt mehr allgemein als alles durchdringender Lebensgeiſt wirkſam iſt, während er, nachdem er den Höhepunkt erreicht, in der Schweiz alſo ſeit dem Tode Zwinglis, ſich wieder mehr in die kirchlich-theologiſchen Intereſſen und ihre Kreiſe zurückzieht. Dieſe letztern ſind es denn auch, die unſern Vadian als Mitarbeiter und Genoſſen von anerkannteſter Tugend und Gelehrſamkeit aufſuchen, Zwinglis Nachfolger, Bullinger, vor allem, der nicht müde wird, ſeinen Freund zu beraten, dann

der Konſtanzer Reformator Johannes Zwicki, die Straßburger Bucer und Capito. Beſonders im Abendmahlſtreit und in den durch Schwenkfeld hervorgerufenen Glaubenszwiſtigkeiten wurde Vadian veranlaßt, teils in perſönlichen Konferenzen, teils in Briefen, u. a. an Luther, teils in Druckſchriften ſein Mittlerwort einzulegen, wobei er ſeine auf das Hiſtoriſche gerichtete Natur nie verleugnete; ſein Princip geht immer auf die alte, einfache, reine Lehrweiſe der Väter, die ihm mit der Schrift völlig übereinſtimmend erſcheint.

Aber ſeine größte Liebe blieb doch ſtets der Heimat und ihrer Geſchichte zugewandt. Und zwar waren es zwei Vorkommniſſe, welche die fernere Richtung ſeiner geſchichtlichen Studien und Arbeiten beſtimmten.

Im Frühjahr 1531, nachdem die evangeliſchen Schirmorte der Stadt den Kloſterbezirk verkauft hatten, kamen daſelbſt in einem Trog bei 600 pergamentene Kloſterurkunden zum Vorſchein. Schon hatten ſich die Knaben der Stadt dieſer ſcheinbar wertloſen Dinge bemächtigt, als die Obrigkeit ein Einſehen that, ſie ſammeln ließ und dem Bürgermeiſter überantwortete. Es waren eben jene uralten Dokumente, meiſt Traditionen, die noch heute unter die ſeltenſten Schätze des St. Galler Stiftsarchivs zählen. Eine neue Welt geſchichtlicher Anſchauungen lag darin verborgen, die der gelehrte Bürgermeiſter ſofort zu heben ſich anſchickte. Es iſt ſchon erwähnt, daß es wahrſcheinlich dieſer Fund war, der Vadian veranlaßte, den bereits niedergeſchriebenen erſten Teil ſeines Chronikwerkes zu vernichten. Wenn ja die Geſchichte von St. Gallen ſonſt als ein recht beſcheidener Gegenſtand für einen Geſchichtforſcher von der Bedeutung Vadians gelten mußte, ſo trat ihm in dem bis in die Mitte des 8. Jahrhunderts zurückreichenden Urkundenſchatz ein Reichtum von geſchichtlichen Anſchauungen, Erſcheinungen, Lebensbildern entgegen, der ſeinem auf das Reale, Sachliche gerichteten Sinn ganz außerordentlich entgegenkam. Die Kloſterinſaſſen ſelbſt hatten keine Ahnung von dieſem koſtbaren Beſitze gehabt.

Das andere für Vadian allmählig beſtimmend werdende Vorkommnis war die Erwartung eines ökumeniſchen Konzils, deſſen Urteil über das Kloſterweſen für St. Gallen ausſchlaggebend ſein

mußte und welchem Vadian einige handſchriftliche Traktate gewidmet hat. Jedenfalls aber lag es in ſeiner angeborenen Art, ſeine gelehrten und ſchriftſtelleriſchen Studien nicht zu unterbrechen.

So wurde denn vorläufig im Jahr 1537 ein Werk fertig, farrago de collegiis et monasteriis Germaniae veteribus, die einzige hiſtoriſche Schrift Vadians, die, durch Goldaſt, 1606 veröffentlicht worden iſt. Sie zeigt ſchon durch die lateiniſche Sprache, in der ſie geſchrieben iſt, wie ſchnell in dieſer Zeit die wiſſenſchaftliche Arbeit wieder in den engeren Kreis der Gelehrten eingelenkt hat. Glücklicherweiſe trat aber im Jahre 1545 nochmals an Vadian eine Veranlaſſung heran, die ihn zum zweiten Mal der bürgerlich deutſchen Geſchichtſchreibung verpflichtete.

Johannes Stumpf, aus Bruchſal gebürtig, war noch jung als Prior in das Johanniter Ordenshaus zu Bubikon in Zürcheriſchem Gebiete verſetzt und bald darauf Pfarrer der dortigen Gemeinde geworden. Hier ſchloß er ſich eng an Zwingli an. Seine Verehelichung mit der Tochter eines Zürichers, Brennwald, der ein eifriger Geſchichtsſammler war, veranlaßte ihn zu eigenen Studien auf dieſem Gebiete, aus denen nach zwanzigjährigen Vorarbeiten — er war inzwiſchen Pfarrer in einem andern Zürcheriſchen Dorfe, Stammheim, geworden — ſeine große topographiſche Beſchreibung und Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft hervorging, ein Werk, das zwar nicht an die geiſtige Größe der Vadianiſchen Geſchichtſchreibung heranreicht, aber doch auch als eine höchſt erfreuliche Frucht des Reformationszeitalters betrachtet werden darf. Der große Züricher Buchhändler, deſſen Name ja ebenfalls mit der ſchweizeriſchen Glaubenserneuerung eng verflochten iſt, Froſchauer, hatte ſich entſchloſſen, das umfangreiche Buch mit zahlreichen, zum Teil trefflichen Holzſchnitten verziert, in ſeiner Offizin erſcheinen zu laſſen. Er und Bullinger veranlaßten Stumpf, den St. Galler Bürgermeiſter zur Mitarbeit zu gewinnen. Von Stammheim her kam der Pfarrer nach St. Gallen hinauf geritten, und brachte im Mantelſack ſeine Entwürfe zu den mit St. Gallen zuſammenhängenden Geſchichtspartieen. Vadian, auch in dieſem Falle zu Rat und That gern bereit, ſagte ihm ſeine Mitarbeit zu und brachte in wenig Monaten ſeine wertvollen Beiträge zu Stande.

Das ist nun die Gruppe der historischen Schriften aus den Jahren 1545 und 1546, die sich an die kleinere Chronik der St. Gallischen Aebte anschließt.

Ihrer äußern Veranlassung gemäß war diese Arbeit zwar kein abgerundetes Geschichtswerk, und auch der starke protestantische Lebensgeist wirkt hier nicht mehr mit so unmittelbarer Naturkraft wie in der großen Chronik; aber der weite Blick, die gründliche Gelehrsamkeit, die unbestechliche Wahrheitsliebe, die sichere und gewandte Führung der Feder, die warme Liebe zur Heimat, der Geist echter Humanität wirkt doch auch in diesen Schriften lebendig und unverfälscht.

Noch fast mittelalterlich mutet es uns an, wenn wir den Humanisten zum soliden Aufbau der St. Gallischen Geschichte bis auf den Ursprung des römischen Kaisertums zurückgreifen sehen; er hatte den Plan gefaßt, das Leben von dreiundsechzig Kaisern von Cäsar an bis auf Heraclius „zue welches tagen S. Gallus in dise wüeste, da ietzmal unsere stat stat, komen ist", zu beschreiben und besonders anzumerken, was sich unter einem jeden oder zu jedes Zeiten, besonders unsern christlichen Glauben betreffend, verloffen hat. Offenbar war es auf eine Geschichte des Urchristentums und der patristischen Zeit abgesehen, die Vadian aus den Vätern der Kirche, namentlich aus dem von Erasmus veröffentlichten Hieronymus in seltenem Maße beherrschte; außerdem kannte er die Schriften der griechischen Väter Basilius, Chrysostomus und Gregor von Nazianz — die beiden letztern aus den Ausgaben Oekolampads —, dann von den Lateinern den Tertullian, Cyprian, Hilarius, Ambrosius und Augustinus. Es läßt sich begreifen, daß das weitschichtige Werk Fragment geblieben ist, er kam bloß bis zu Caligula.

Dagegen lag es Vadian sehr am Herzen, für Stumpf die älteste Geschichte der fränkischen Könige zu bearbeiten, „denn diser zeiten histori ist bei wenig Teutschen noch bishar grontlich und wol bekant gewesen." Wiederum, und noch kräftiger als in der Geschichte der römischen Kaiser, handelt es sich hier um den „Angang der Klöster und Stiftungen, auch des widerbrachten Gloubens", und wieder gilt es zu zeigen, wie auch hier alles in Veränderung, im Wechsel begriffen war. „Wahr ist es, daß alle Dinge (wie

Saluſt ſpricht), die ſich mehren, wiederum ſich minderen, und was ſich geäufnet und gemehret hat, zuletzt wiederum altet und abgeht. Denn das Reich der Franken hat anfangs große Mehrung und Zunehmen gehabt, aber nachmals aus Fahrläſſigkeit der Fürſten iſt aller Glanz zu Finſternis worden, zuvor aber und am meiſten, da man ſich in Wolluſt gegeben und Badefahrten und was dem Leib wohlthut, fürgenommen und keine Leibesübungen und „Gradigkeiten“ (Leibesgewandtheit) weiter gebraucht hat. Gleichermaßen mögen wir auch von dem Stand der päpſtlichen Würde reden. Welches Zierde und Anſehen anfangs in frommem Leben und gutem Verſtand der Schrift (Tugenden, die nicht ohne Schweiß und Arbeit erholt werden) ohne allen Reichtum unter Feinden und Verfolgern des chriſtlichen Namens größlich und löblich zugenommen; bald aber darnach, als man zu Reichtum kommen und die Regenten derſelben von ernſthaftem Leben auf Wolluſt und Uebermut gefallen und zu ſolchem frevlem Sinn, allen Mutwillen zu vollbringen, geraten ſind, und kein Fürſt noch Oberhand war, ſolchem zu wehren und zu widerſtehen: ſind uns dieſe gräßlichen Tyrannen entſtanden, von welchen der heilige Stuhl Sankt Peters durch ehrgeizige Anfechtung und Gaben- und Geld-Austeilung gewaltig beherrſcht und nicht rechtlich beſeſſen wird.“

Während in der großen Chronik der Hauptnachdruck auf den Nachweis der ans Kloſter und die Stadt St. Gallen ſich anknüpfenden allgemeinen hiſtoriſchen Wahrheit gelegt iſt, bezieht ſich der Geiſt der Prüfung, der Kritik, der hier nirgends zur Ruhe kommt, mehr auf das Einzelne, auf Fragen der Perſon, des Orts, der Zeit, der verſchiedenſten mit den Ereigniſſen zuſammenhängenden Umſtände. Es war aber ein recht ſpröder Stoff, der zu verarbeiten ſtand und der auch Stumpf veranlaßte, bloß einzelne kürzere oder längere Stellen der Vadianiſchen Beiträge in ſeine eigene Darſtellung zu verflechten.

Reicher an wiſſenſchaftlichem Erfolge iſt der ausführliche Traktat vom Mönchsſtand. Er zerfällt in zwei Teile. Deren erſter, der den Urſprung des Mönchſtandes behandelt, legt zugleich ein großes Gewicht auf die Frage der Reformation des Mönchſtandes, d. h. nach Vadians Auffaſſung nichts anders als auf die Rückkehr zur alten Reinheit dieſer an ſich ſegens-

reichen Inſtitution. Kaum wird ein zweiter Zeitgenoſſe unſeres Geſchichtſchreibers eine ſo reiche Anſchauung und Einſicht in die kulturhiſtoriſche Miſſion des Kloſterweſens gehabt haben. Die Begründer des Mönchtums — wir folgen hier der Auseinanderſetzung Gerold Meyers von Knonau — vergleicht Vadian den Zuchtmeiſtern der alten römiſchen Heere, die eine geiſtliche Kriegsrüſtung ſteif und ordentlich an die Hand nahmen; aber da allerdings war niemand Fürſt noch Herr, ſondern nur Väter und Diener, welche andern Brüdern vorſtanden, Doktoren der Lehre und der That. Indem er nun zu zeigen gedachte, wie das allmählich anders geworden, wie das Mönchtum von ſeiner wahren Lehre abgefallen ſei und Gott ſelbſt verlaſſen habe, kam es ihm, wie er ſelbſt an Bullinger auseinanderſetzte, ſehr zu Gute, daß hochanſehnliche Zeugen der alten Kirche ſelbſt ihm bei dieſer Prüfung zur Seite ſtanden, Hieronymus und Auguſtinus, aber noch mehr der „fromme aufrechte Mann“ Bernhard von Clairveaux. Wenn der große Ciſtercienſer mahnte: Sei Diener und nicht Herr und zähme die Wölfe, herrſche aber nicht über die Schafe, ſondern weide ſie! oder wenn er klagte: Wer kann mir einen Prälaten anzeigen, der ſich nicht mehr befleißigt, den Säckel ſeiner Unterthanen zu leeren, als dieſelben vom argen Leben zu weiſen? — ſo waren dies allerdings Aeußerungen, wie ſie der Zeitgenoſſe der Reformation ſchärfer kaum hätte geſtalten können. Indeſſen auch Vadian ſelbſt fehlte es aus dem Eigenen nicht an trefflichen Bemerkungen. Schon das wollte ihm nicht einleuchten, daß die „Oerden und Arden“ der Mönche ſich vermehrten; denn wäre der Mönch wirklich ein Mönch, wäre das wahrhaft evangeliſche Leben erhalten geblieben, ſo würde die Entſtehung verſchiedener Gattungen von Mönchen nie möglich geworden ſein. Aber da war „der Meiſter Fürwitz, der ſich des Waſſers der Lehre Chriſti nicht begnügen laſſen, ſondern eigen Ziſternen graben wollen,“ da war, widerſprechend dem Bibelwort, daß es umſonſt empfangen ſei und umſonſt ausgeſpendet werden ſollte, die „Merzlerei“ in den Klöſtern eingeriſſen: „die Frau Andacht brachte die Frau Reichtum, und dann wurde die Mutter von der Tochter verſchlungen.“ Statt aus der Welt zu gehen, wurden die Mönche durch den Eintritt in das Kloſter erſt recht reich. Und wie ſie nun nur noch carne, non corde Mönche

waren, bloß noch die Kutte ihren Stand bezeichnete, drang der Adel immer mehr in die Klöſter ein und benutzte ſie als bequeme Verſorgungsplätze, als „guot ſpitäl“: denn wo einer viele Kinder hatte, hat er einen Teil zu Pfaffenjunkern und Chorherrn und zu Nonnen gemacht.

Die zweite Hälfte des Traktats vom Mönchſtand handelt von Stand und Weſen der Stiften und Klöſter, wie ſich derſelbig zur Zeit der alten deutſchen Franken und anderer nachgehender Fürſten deutſcher Nation in Gallien und Germanien gehalten habe. Es iſt eine im engeren Sinne geſchichtliche Abhandlung; indem ſie aber eine Zeit behandelt, in welcher die Kirche nach allen Seiten hin faſt ausnahmslos der Träger höherer Kultur war, weitet ſie ſich aus zu einer Kulturgeſchichte der fränkiſchen Periode. Mit Zugrundlegung eines reichen Quellenmaterials, zumal jener im Jahre 1531 zum Vorſchein gekommenen Pergamenturkunden, behandelt das Werk das Verhältnis der Staatsgewalt zur Kirche mit ihren verſchiedenen Inſtitutionen, das Verhältnis der Biſchöfe zu den Klöſtern und den Weltgeiſtlichen, die Sprache der fränkiſchen Kirche, ihre Geſetze und Ordnungen, die Einrichtung der Klöſter, ihre Leibeigenen, Spitäler, Aemter, ihre Gabencharten, die Verwaltung des Kirchengutes, die Lehen, das Münzweſen. Kaum wird die Reformationszeit eine ſo gründliche kulturhiſtoriſche Unterſuchung beſitzen, wie ſie hier im Traktat von den fränkiſchen und alemanniſchen Klöſtern und Stiftern vorliegt.

So war in Hinſicht des Staates wie der Kirche ein breiter Grund gelegt, auf dem ſich die Geſchichte St. Gallens aufbauen ließ. Ein erſtes Kapitel handelt natürlich vom Stifter des Kloſters, von dem frommen einſiedel Sant Gallen und von anfang, ſtand und weſen ſeines cloſters. Von Gallus ſelbſt ſteht freilich wenig darin; eine Unterſuchung über die Zeit ſeiner Ankunft an der Steinach am Anfang, und eine kurze Mitteilung über ſeine Begräbnisſtätte am Ende des Traktats iſt alles, was ſeine Perſon berührte. Namentlich über die Legendenwunder geht der Geſchichtſchreiber mit Stillſchweigen hinweg. Doch nimmt er ſpäter, beim hl. Otmar, Veranlaſſung, ſeine Anſicht darüber nachzuholen. Da erklärt er ſich ausdrücklich mit Beatus Rhenanus und Erasmus einverſtanden, welche erdichtete Legendenwunder

als nicht glaubenswürdig erachteten; das seien Fabelmärlein und wahrscheinlich aus anderen Schriftstellern entlehnt, um den heiligen Mann zu höherer Achtung zu bringen, wie Teufel und Bär beim Gallus und die Flasche beim Otmar. „So aber jemand, fügt er der ausführlichen Auseinandersetznng bei, obgemelte Beschreibungen für wahrhaft und gewiß haben will, dem ist es auch frei zugelassen.“ Was Vadian im Traktat von Gallus bringt, ist eine Untersuchung über den Zustand des Landes bei Gallus Ankunft, wobei mit Recht betont wird, daß entgegen der landläufigen Ansicht das Christentum schon vor Gallus in dieser Gegend aufgekommen sei; sodann wird die Stellung des Klosters zu der alten Bevölkerung besprochen, wer anfänglich das Amt ihrer Seelsorge besessen, wie weit der Bezirk des Klosters gereicht; die Bruderschaften und Verbindungen mit fremden Klöstern, die Schule, die Bibliothek, die Klosterämter werden erläutert und zuletzt der gegenwärtige Bestand der Abtei nachgewiesen.

Den größten Raum in dieser Gruppe der historischen Schriften Vadians beansprucht natürlich die Aebtegeschichte von Otmar bis in die Gegenwart. Da war denn zuerst die Blütezeit St. Gallens in der Zeit der Karolinger und Ottonen darzustellen und zu prüfen, wobei nach den Casus des Ratpert und Ekkehard ꝛc. und zugleich auch nach den alten „rödeln, gabencharten, almuosencharten, stiftzbriefen, kapitelbüechern“ u. dgl. der Thatbestand festgestellt und berichtiget wird; das letztere ist der Fall bei der Besprechung des bis in die neueste Zeit unrichtig behandelten, von Vadian schon nachgeprüften Verhältnisses des Klosters zum Bischof von Konstanz und bei zahlreichen auf die Rechnung Ekkehards kommenden schiefen und falschen Ansichten. Sodann tritt natürlich das geistig-literarische Leben St. Gallens in den Vordergrund, seine Gelehrten, Lehrer, Dichter, Künstler. So hoch aber Vadian diese schätzt, so hat er doch schon ein volles Bewußtsein davon, daß er, es ist von dem Gebiete der Kunst und Literatur die Rede, einer neuen Zeit angehöre und das Mittelalter hinter ihm liege. Fränkische Chroniken mittlererjaren oder mitteljarige Chronikschreiber nennt er, was wir mittelalterliche Chronisten nennen. Auf diese vergangene Bildung, als auf eine überholte, herabzuschauen, ist der Stolz des formgewandten, der neuesten Bildung

mächtigen Humaniſten. Jene Zeit, ſagt er, habe „ein rauches und böſes Latein“ gehabt; die „verrüempte ſchuol“ von St. Gallen ſei mit geſchickten und (wie zur ſelben Zeit möglich) nit ongelehrten leuten geziert geweſen.“ Wo er die Verdienſte der verſchiedenen Notker beſpricht, fügt er bei, ihr Wiſſen, Thun und Laſſen ſei wohl kleinfügig, aber zu ſo barbariſcher und unwiſſender Zeit etwas anſehnlich geweſen, zu welchen Zeiten auch, wie kleinfügiger Wiſſenſchaft ſie auch geweſen, man ihr gar wohl bedurft hat. So ärgert er ſich auch über die Verskunſt der alten Mönche, daß ſie die erſte Hälfte ihres Verſes „ſchlechter und barbariſcher ard“ mit der letzten zu reimen pflegten, „welcher mangel bei den gelerten verboten iſt“.

Um die Mitte des 11. Jahrhunderts iſt die Glanzepoche des Kloſters St. Gallen erloſchen, „die eltern mönch warend ſchon merteils los und arg worden und hattend der regel S. Benedicts ſchon die pritſchen geſchlagen und füertend doch all ir tuon und laſſen under dem ſchein und won der regel S. Benedicts“. Abt Notpert, 1040—1071, heißt es, iſt „der erſte mönch aus dem adel zu St. Gallen, der mit kriegsanſechtungen in ſeinem betagten alter wüeſt über die ſchnuor ſeiner väter regel, um geltz, geitz und guotz willen, gehouwen hat. Die läuf aber und verkerten zeitungen dieſer ellenden jaren gabend es ihm in die hand. Vor ihm hat ſich kein abt S. Gallen cloſters von zeitlicher ſpannen wegen in krieg oder bluotvergießen geben.“ Und wieder: „Bei den alten findt man wol kriegsleut, die darnach zuo mönchen, äbten und biſchofen geraten ſind; keinen findt man aber, der aus einem mönch ein kriegsman worden ſei, biß auf dieſe ellende und ſchwäre zeit, in welcher ſich die päpſt gegen und wider die kaiſer — ſo ihre natürlichen obern und herren zuo Rom waren — vecht und veindſchaft mit aller unmaß auſzetreiben befliſſen habend.“ So beginnt denn hier jene kräftige, vom Reformationsgeiſt getragene Darſtellung der Inveſtitur-Kämpfe, die wir ſchon in der großen Chronik zu betrachten Gelegenheit fanden.

Im weitern Verlaufe des Werkes erweiſt ſich die kleinere Chronik in ſofern gegenüber dem älteren Werke verkürzt, als die ausführlichen Darſtellungen der eidgenöſſiſchen Geſchichte, der Konzilien und überhaupt deſſen, was außer St. Gallen lag, unterdrückt

worden ſind; im Uebrigen atmet die kleine Chronik bis zum Ende durchaus den gleichen Geiſt wie ihre Vorgängerin. Daß der letzte Abſchnitt vom Tode Ulrichs Röſch an bloß in der kleineren Chronik enthalten ſei, iſt ſchon erwähnt worden. Es war ohne Zweifel die Rückſicht auf den Landfrieden, welche ſchließlich Vadian bewog, mit dem Jahr 1531 abzubrechen. Denn da, ſagt er, ſeien in Folge Unfalls und daraus entſtandener Kriege neue Verträge aufgeſtellt worden, in welche man ſich nach Geſtaltſame verlaufner Handlungen mit Duldmütigkeit lenken und ſchicken und derſelben ſich begnügen laſſen mußte.

Endlich verdanken wir der Anregung Stumpfs zwei kleinere Traktate, für die wir ihm nicht dankbar genug ſein dürfen: Von anfang, gelegenheit, regiment und handlung der weiterkannten frommen Statt zuo Sant Gallen, und Von dem Oberbodenſee, von ſeiner ard und gelegenheit, lenge, größe.

Wohl wenig deutſche oder ſchweizeriſche Städte beſitzen aus ſo alter Zeit ein Ehrendenkmal, wie es der Bürgermeiſter in ſeinem Traktat ſeiner Vaterſtadt geſetzt hat! Sie war ſonſt weder durch Reichtum noch Macht noch Anſehen hervorragend unter den Nachbarn; die Geſchichte der Aebte hatte mehr als einmal von den Hinderniſſen erzählt, die ſich einem reicheren Wachstum der Stadt entgegenſtellten. „Wir galten nit vil, dan wir hattend auch nit vil“. Durch ihn und nur durch ihn war ſie zu vorher nie gekanntem Anſehen gelangt. Wem hätte es da beſſer angeſtanden, der Mit- und Nachwelt ein Bild ſeiner Vaterſtadt aufzuzeichnen? ſeinen Mitbürgern zu ſagen, wie wohlgelegen ſie ſei, welch reiches Gewerbe ſie beſitze, wie ſprachenreich allda die Männer, wie ſchön, züchtig und fleißig die Frauen, wie wohlerbauet die Stadt, wie mutig und tapfer die Bürgerſchaft, wie viel und wichtige Bündniſſe ſie ſchon eingegangen, wie gering des Kloſters Rechte über die Stadt, wie bedeutend die Befugniſſe der Stadt übers Kloſter, wie ſtark beſucht die Wochen- und Jahrmärkte, wie vortrefflich die Wachen, wie reich an Gelehrten ſie ſei? Wahrlich, er hatte Recht und er that ſeiner Beſcheidenheit keinen Abbruch, wenn er zuletzt unter dieſen den Joachim von Watt nennt, „vil guoter künſten verſtendig und gelert und in der ſtat zuo S. Gallen zuo dieſer zeit nit des mindſten anſechens.“

656778 A

Der andere Traktat, vom Oberbodenſee, darf wohl als letzter Nachhall der einſtigen engen Verbindung betrachtet werden, in der in St. Gallen Kloſter und Stadt einſt mit den ſchwäbiſchen Landen am See geſtanden, und zeugt als ſocher, wie vieles andere in den Vadianiſchen Schriften, einſeitig lokaler Bildung und Geſchichtsanſchauung gegenüber, von dem weiten Herzen und der weiten Bildung und dem weiten Wiſſen des Reformators, der noch am deutſchen Bodenſeegelände gerade ſo gut zu Hauſe war, wie im Thurgau, und keinen Unterſchied kannte in ſeiner Teilnahme am ſchweizeriſchen Ufer wie am deutſchen Gegengelände. Ueberaus liebliche Städtebilder und Naturbilder ſind in dieſem kleinen Büchlein aneinander gereiht.

IV.

Das Lebensende.

Es war in ſeinem 61. und 62. Lebensjahre geweſen, als der ſtarke Mann die lange Reihe der eben beſprochenen Geſchichtswerke niederſchrieb, ſo wenig eine Spur der abwärts gehenden Lebenskraft verratend, daß man bis vor wenigen Jahren mit Sicherheit glaubte annehmen zu dürfen, die kleinere Chronik ſei aus der größeren hervorgegangen. Alſo ſchien auch der Zug der Hand das Alter des Schreibenden nicht verraten zu ſollen. Denn wahrlich, ein ſeltenes Maß von äußerer und innerer Lebenskraft war dem Manne beſcheert, deſſen Leben in kurzen Zügen an uns vorübergegangen iſt, dergeſtalt daß wir ihn einen der wenigen nennen dürfen, in denen ſich die Kräfte des Menſchen gleichſam erſchöpft haben: Groß, ſtark und würdig von Anſehen, von einer ungemeinen Arbeitskraft beſeelt, mit durchdringendem Verſtande begabt und doch freundlich und liebreich wie ein Kind, berühmt und doch beſcheiden, wahrhaft, gottergeben und fromm, kein Geiſtlicher von Beruf und dennoch in den vorderſten Reihen der Glaubenshelden des 16. Jahrhunderts ſtehend, von ſeltenſter Vielſeitigkeit der Intereſſen und doch ſeiner Heimat bis zum letzten Atemzuge in treueſter Liebe zugethan, auf vielen Gebieten thätig und erfolgreich, aber auf dem der Geſchichtſchreibung von kaum einem ſeiner Zeitgenoſſen erreicht, eine in hohem Grade ſittliche und vorbildliche Natur. Und ſo hat denn auch dieſes harmoniſche

Menſchendaſein ein mit dem Leben übereinſtimmendes Lebensende gehabt, das hier zum Schluſſe nach den Worten Johannes Keßlers noch erzählt werden ſoll.

„Endlich, als die Zeit vorhanden war, daß nach dem Willen der Vorſehung das von Sorgen und Laſten müd gewordene Haupt des hochweiſen Mannes zur ewigen Ruhe und Unſterblichkeit eingehen ſollte, er allmählich dem Siechtum verfiel und fühlte, daß er von langſamer Krankheit mehr und mehr verzehrt werde, da berief er am 25. Januar 1551 zu ſich in ſeine Wohnung die Vorſteher der Stadt, nämlich den Bürgermeiſter Ambroſius Schlumpf, die beiden Unterbürgermeiſter Jakob Merz und Joſef Friedrich, ſeinen Tochtermann Lorenz Zollikofer und den Stadtſchreiber Fechter, ſodann von den Pfarrherrn und Kirchendienern Johann Valentin Fortmüller, Anton Zili und mich und meinen Sohn Joſua. Und, nachdem er anfänglich, vollen Bewußtſeins, ſtarken Geiſtes, in deutlichem Bekenntnis Rechenſchaft ſeines Glaubens in Jeſum Chriſtum abgelegt, der für uns gemacht iſt von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlöſung, empfahl er die Kirche mit dem höchſten Fleiße der Wachſamkeit der Hirten. Dann wandte er ſich zu den Herrn von der Obrigkeit und ermahnte ſie in ähnlicher Weiſe, ſie möchten ihnen die Gemeinde St. Gallen ernſtlich empfohlen haben und mit ſeiner für ihre Wohlfahrt angewendeten Mühe und Arbeit günſtig fürlieb nehmen. Endlich übergab er dem Bürgermeiſter ein Büchlein, welches das Verzeichnis aller ſeiner Bücher enthielt, und ſprach: „Sehet da, liebſte Herrn, meinen Schatz, die beſten Bücher in allen Wiſſenſchaften, für welche alle ich die Stadt St. Gallen zum Erben einſetze; doch beſchwöre und bezeuge ich es, nur unter der Bedingung, daß der Rat dafür Sorge trage, daß ſie zum gemeinen Nutzen der Bürgerſchaft an einem paſſenden Orte aufgeſtellt und wohl verwahrt werden.“ Nachdem er dergeſtalt ſeine mit weiſem Verſtande vorgenommenen Vermächtniſſe eröffnet hatte und dadurch der Sorgen ledig geworden war, gab er ſich gänzlich frommen Betrachtungen und Tröſtungen aus der hl. Schrift hin.“

„Hier jedoch kann ich es nicht anders erzählen, als ſo, wie ich es auf die Aufforderung Heinrich Bullingers hin über den Tod des kürzlich hingeſchiedenen Vadian in großer Trauer aufgezeichnet habe.“

„Vermöge unſerer vertrauten Freundſchaft bin ich oft aus mir ſelbſt, oft auch gerufen, zu meinem lieben Vater gegangen, weil ich wußte, daß meine Gegenwart ihm nicht zuwider ſein werde; nicht daß er irgendwie meines Troſtes bedurft hätte, ſondern damit er bei ſeiner Liebe zu mir traulich mit mir verkehrte, ich aber ſeine gelehrten Geſpräche anhörte und an ſeiner Gelehrſamkeit und Menſchenfreundlichkeit ein großes Genügen hätte, ſo lange es mir vergönnt ſein würde. Wenn dann irgend ein troſtreicher Spruch der Schrift uns vorkam, ſo faltete er die Hände, kehrte die Augen gen Himmel und dankte Gott dem Vater für ſeine in Chriſto uns zu Teil gewordenen Wohlthaten, und war mit ſich unzufrieden, daß er nicht alle derartigen Ausſprüche der Schrift im Gedächtnis behalten habe. Unter anderem begehrte er, ich ſollte ihm die Gebete und Reden vorleſen, die Chriſtus vor ſeinem Tode beim Mahle hielt, und außerdem einige Kapitel aus dem Briefe an die Hebräer. Als ich das that, großer Gott! mit welchem Ernſt, mit welcher Einſicht ſprach er von dem ewigen Prieſtertum Chriſti. Du hätteſt, wohlgelehrter Bullinger, einen Schwanengeſang zu hören geglaubt! Manchmal überkam ihn auch die Entrüſtung über den entſetzlichen Gräuel der Meßprieſter, die das Prieſtertum Chriſti auf eine ſo gotteslästerliche Weiſe entheiligen. So alſo beharrte er bis zu ſeinem Tode im Bekenntnis der wahren und in der Verabſcheuung der falſchen Religion.“

„Und ſo ſehr blieb ſich Vadian gleich, daß du in ſeiner Beredſamkeit, ſeiner Gelehrſamkeit, ſeiner Weisheit nichts vermißt hätteſt, als etwa die weniger ſtarke Stimme. Alle ſeine Schmerzen, die ſehr groß waren, in Folge von Nervenſpannung über die Achſeln, ertrug er mit einer des Chriſten würdigen Gelaſſenheit. Für ſeinen brennenden Durſt begehrte er kaltes Waſſer, das er von Kind auf geſchätzt hatte, und als man ihm dieſes verweigerte, um die Schmerzen des Kranken nicht zu ſteigern, wendete er ſich gottſelig zu dem heilſamen Brunnen des lebendigen Waſſers, zu welchem Chriſtus die Samariterin und lange zuvor durch den Propheten Jeſaias alle Durſtigen gewieſen und daraus ihre Lippen mit dem heilſamſten Trunke gelabt hatte.“

„Um die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit machte er ſich keine Sorge, indem er gleich von Anfang ſeiner Krankheit an

alles Zeitliche bei Seite legte; denn als erfahrener Arzt fühlte er wohl, daß dieſe Krankheit zum Tode führe; doch wies er ärztliche Hilfe nicht zurück."

„Und als er ſich in ſeinen Kräften ſchon ganz erſchöpft fühlte, nahm er das Büchlein des Neuen Teſtamentes, welches er für ſein Handbüchlein gebrauchte, und ſprach: „Nimm, mein Keßler, dieſes Teſtament, das mir das Liebſte auf Erden geweſen iſt, zum bleibenden Gedächtnis unſerer Freundſchaft." Und als er gegen das Ende des Lebens hin zu ſprechen aufhörte, bezeugte er noch mit Geberden ſeinen Glauben, ergriff, während ich Chriſtum anrief, der für uns genug gethan, mit ſeiner rechten Hand die meinige, ſei es, daß er mir beiſtimmen oder Abſchied ſagen wollte, und verſchied ſanft im Herrn, am 6. April 1551."

„Er wurde bei ſeinen Eltern und Voreltern begraben, unter großer Klage ſeiner Vaterſtadt. Denn ſie erkennt wohl, was für eine Zierde und einen Nutzen ſie in dieſem Vater des Vaterlandes verloren hat."

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

PUBLIC LIBRARY

Nr. 51 52. Preis: Mk. 2.40.

Schriften
des
Vereins für Reformationsgeschichte.
Dreizehnter Jahrgang. Zweites und drittes Stück.

Das Thorner Blutgericht 1724.

Von

Franz Jacobi,
ev. Pfarrer in Thorn.

Halle 1896.
In Commissionsverlag von Max Niemeyer.

Kiel,
H. Eckardt,
Pfleger für Schleswig-Holstein.

Quakenbrück,
Rackhorst'sche Buchhandlung,
Pfleger für Hannover u. Oldenburg.

Stuttgart,
G. Pregizer,
Pfleger für Württemberg.

Printed in Germany

(Verein)

Wir bitten unsere Mitglieder alle noch rückständigen Beiträge an die betreffenden Pfleger, beziehungsweise an unsern Schatzmeister, Herrn Dr. Max Niemeyer in Halle a. S. einzahlen zu wollen.

Der Vorstand.

Verzeichnis der noch vorhandenen Vereinsschriften.

1. Kolde, Th., Luther und der Reichstag zu Worms 1521.
2. Koldewey, Friedr., Heinz von Wolfenbüttel. Ein Zeitbild aus dem Jahrhundert der Reformation.
3. Stähelin, Rudolf, Huldreich Zwingli und sein Reformationswerk. Zum vierhundertjährigen Geburtstage Zwinglis dargestellt.
4. Luther, Martin, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Bearbeitet sowie mit Einleitung und Erläuterungen versehen von K. Benrath.

5/6. Boffert, Gust., Württemberg und Janssen. 2 Teile.

7. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. I.
12. Iken, J. F., Heinrich von Zütphen.
13. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. II.
19. Erdmann, D., Luther und seine Beziehungen zu Schlesien, insbesondere zu Breslau.
20. Vogt, W., Die Vorgeschichte des Bauernkrieges.
21. Roth, F., W. Pirkheimer. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation.
22. Hering, H., Doktor Pomeranus, Johannes Bugenhagen. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
23. von Schubert, H., Roms Kampf um die Weltherrschaft. Eine kirchengeschichtliche Studie.

Das Thorner Blutgericht 1724.

Von

Franz Jacobi,
ev. Pfarrer in Thorn.

Halle 1896.
Verein für Reformationsgeschichte.

„Man hat ſoviel Grauſamkeit gegen dieſe arme, unſchuldige Leute ausgeübet, daß es bey der posteritaet faſt keinen Glauben finden wird.“

König Friedrich Wilhelm I.

Seiner Mutter, der verwitweten Frau

Emma Jacobi,

geb. Minuth zu Königsberg i. Pr.,

als Zeichen der Dankbarkeit für alle, und nicht am wenigsten in Thorn erwiesene Liebe

gewidmet.

Vorwort.

Das Thorner Blutgericht hat von jeher bis in die neueſte Zeit großes Aufſehen erregt. War doch nach Max Lehmann's Ausſpruche die Aufregung, welche es ſeiner Zeit in ganz Europa hervorbrachte, nur derjenigen zu vergleichen, welche einſt die Aufhebung des Edikts von Nantes verurſacht hatte.

Während ich mit dem Abſchluſſe der vorliegenden Arbeit beſchäftigt war, iſt eine eingehende Darſtellung dieſer Vorgänge in polniſcher Sprache von Herrn Pfarrer Kujot erſchienen. Dieſelbe gründet ſich auf die wertvollen Archivalien, welche in der Privatbibliothek des Herrn v. Sczaniecki-Nawra aufbewahrt ſind. Indeſſen hat ſich der Verfaſſer von polniſch-ultramontaner Tendenz beeinfluſſen laſſen, ſodaß ſeine Darſtellung nicht als objektiv erachtet werden kann.

Weder Herr Pfarrer Kujot, noch ich haben die bisher nie veröffentlichen Akten der Unterſuchungskommiſſion auffinden können. Ich habe mich durch Vermittlung des deutſchen Generalkonſuls Herrn v. Wangenheim an das Warſchauer Hauptarchiv gewandt, aber unter dem 25. Januar 1894 von erſterem auf Grund perſönlicher Nachforſchung durch einen Konſularbeamten die Antwort erhalten, daß ſich daſelbſt keine Akten befinden, die mit den Thorner Vorgängen von 1724 im Zuſammenhange ſtehen. Der Umſtand, daß auch Herr Pfarrer Kujot völlig unabhängig

von mir vergeblich nach dieſen Akten geforſcht hat, beweiſt wohl, daß dieſelben entweder verloren ſind, oder irgendwo verſteckt liegen. Da aber Stand und Namen der Zeugen, die ihnen vorgelegten Fragen, ſowie der Hauptinhalt ihrer Ausſagen bekannt ſind, iſt jener Verluſt zu verſchmerzen.

Meine Darſtellung gründet ſich vorwiegend auf die im hieſigen Ratsarchive vorhandenen Dokumente, die von Herrn Pfarrer Kujot gar nicht und zum großen Teile überhaupt noch nie verwertet worden ſind. Auch Herr v. Sczaniecki-Nawra hat mich in die Schätze ſeiner Privatbibliothek Einſicht nehmen laſſen, für welche Liberalität ich ihm hiermit meinen öffentlichen Dank abſtatte.

Ich war bemüht, den Sachverhalt möglichſt objektiv darzuſtellen, habe inſonderheit nichts wiſſentlich verſchwiegen, was für meine Volks- und Glaubensgenoſſen irgendwie ungünſtig zu ſein ſchien.

Thorn, im Februar 1896.

Inhalt.

		Seite
Kapitel 1.	Der Tumult. Thorns äußere und innere Verhältniſſe .	1
„ 2.	Die Unterſuchungskommiſſion	32
„ 3.	Das Urteil	76
„ 4.	Die Vollſtreckung	105
„ 5.	Das Nachſpiel	143
Quellen und neuere Darſtellungen		153
Anmerkungen		156

Kapitel I.

Der Tumult. Thorns äußere und innere Verhältnisse.

Es war am 16. Juli 1724, einem Sonntag-Nachmittag 4 Uhr, als sich um die altehrwürdigen Mauern der Jakobskirche in Thorn eine feierliche Prozession mit dem Allerheiligsten bewegte.[1]) Man feierte das Fest der Jungfrau Maria vom Skapulier, Skaplerny, wie man sich im polnischen Reiche ausdrückte. Es war dies das Hauptfest des Karmeliterordens, an welchem derselbe die Jungfrau Maria für das Skapulier pries, das sie angeblich dem General Simon Stock († 1265) mit der beseligenden Verheißung geschenkt hatte, wer in diesem Gnadenkleide sterbe, werde das ewige Feuer nicht erleiden. Auch andere Mönchsorden ließen alljährlich am 16. Juli ihre Prozessionsfahnen wehen.[2]) So thaten auch diesmal die Benedictinernonnen in Thorn, welchen die Jakobskirche gehörte, unter Beteiligung anderer Katholiken. Wie bei solch farbigem Schaugepränge gewöhnlich, hatten sich auch lutherische Bürgerknaben eingefunden, welche an der Kirchhofsmauer stehend, über dieselbe hinweg den feierlichen Umzügen zusahen. Sie hatten dabei ihre Hüte auf dem Kopfe behalten, oder wie ein anderer Bericht wissen wollte, zwar das Haupt ehrfürchtig entblößt, waren aber nicht auf die Kniee gesunken.[3]) Da sprang ein Zögling der Thorner Jesuitenschule, ein polnischer Student, wie man kurzweg in der Stadt sagte, Stanislaus Lyśiecki mit Namen, aus der Prozession heraus und warf den Kindern unter Austeilung von Ohrfeigen die Hüte vom Kopfe. Nach dem andern Berichte wollte er sie mit Schimpfworten und Ohrfeigen auf die Kniee zu fallen zwingen. Die Knaben gingen ruhig davon.

Zwei Stunden nach beendeter Prozession fing derselbe Jesuitenzögling mit einem Burschen des Fleischers Holantz und einem Lehrlinge des Kaufmanns Stern, die beide in der Nähe der Jakobskirche

vor des erſteren Hausthüre ſtanden, ohne Urſache Händel an, indem er ihnen Lavendel unter die Naſe hielt.[4]) Die drei wurden handgemein. Der nebenbei wohnende Kaufmann David Heyder ſprang hinzu und ſuchte ſie auseinander zu bringen. Lyſiecki nahm es aber auch mit dem Erwachſenen auf und bemühte ſich ihn auf den Jakobskirchhof heraufzuzerren. Wie die jeſuitiſche Darſtellung ſelber zugiebt, nahm er von der Erde einen Ziegel auf und ſuchte ihn, freilich vergebens, Heyder an den Kopf zu werfen.[5]) Nun erhielt letzterer von andern lutheriſchen Bürgern Unterſtützung. Bierbrauer Gottfried Deublinger, Feſtbäcker Jakob Lebahn, Fleiſcher Karwieſe und Kaufmann Jahrke — dieſer wohnte dem Kirchhof gegenüber[6]) — eilten herzu und befreiten ihren Glaubensgenoſſen aus Lyſiecki's Händen. Sie zogen nun ihrerſeits den Jeſuitenzögling vom Kirchhofe herunter uud übergaben ihn der Stadtwache, die vom nahen Jakobsthore herbeigekommen war. Die Stadtſoldaten führten Lyſiecki in die Hauptwache, wobei ſie dem Arretierten zu großer Beſchämung durch die Hauptverkehrsſtraße der Altſtadt, die Breite Straße, zogen.[7])

Kaum hatte der Rektor des Jeſuitenkollegiums, Caſimir Czyzewski von dem Vorfalle Kunde erhalten, als er einige Zöglinge zu dem regierenden Bürgermeiſter, dem Präſidenten, wie er in Thorn betitelt wurde,[8]) mit der Bitte ſchickte, den Verhafteten freizugeben. An der Spitze der vier Bürgermeiſter ſtand in dieſem Jahre Johann Gottfried Roesner. Derſelbe verwies die Bittſteller an den königlichen Burggrafen Gerhard Thomas, welcher über den Burgfrieden in der Stadt zu wachen und Schlägereien abzuurteilen hatte.[9]) Thomas, ein ſchon bejahrter Herr, verſprach die Sache Montags zu unterſuchen und forderte die Jeſuitenzöglinge auf, an dieſem Tage 2 Uhr nachmittags bei ihm wieder vorzuſprechen.[10]) Mit Drohworten zogen die ſo abgefertigten davon.

Am kommenden Tage, dem 17. Juli, fand eine Ratsſitzung ſtatt; hier wurde auf Thomas' Bitte beſchloſſen, ihm dieſe unbequeme Sache abzunehmen. Als die beſtellten Jeſuitenzöglinge daher bei dem Burggrafen erſchienen und die Bitte um Freilaſſung ihres Kameraden mit der Verſicherung wiederholten, derſelbe werde ſich von ſelbſt vor ſeinem Richter, vor den er „von Rechtswegen gehöre", ſtellen, wies Thomas ſie ab. Nach ihrer eigenen Angabe ſoll er dabei das

orakelhaft dunkle Wort gebraucht haben, der ihn habe arretieren laſſen, möge ihn auch freigeben.[11]) Wahrſcheinlich meinte er damit Roesner, und die wunderliche Antwort wird dadurch verſtändlicher, daß er Roesners alter Feind war. Die Jeſuitenzöglinge wandten ſich auch an den Präſidenten. Derſelbe erwiderte, er wolle erſt mündlich mit ihrem Rektor über dieſe Angelegenheit ſprechen. Die Bittſteller hörten aber nicht auf, Roesner in ungeſtümer Weiſe zu überlaufen.[12]) Der Präſident entſchloß ſich trotzdem, um der ärgerlichen Sache ein Ende zu machen, Lyſiecki herauszugeben, zumal der Rektor ernſtliche Beſtrafung verſprach. Doch den Jeſuitenzöglingen wurde während dieſes Hin- und Herverhandelns die Zeit zu lang und ſie ſchritten zu offner Gewalt. Sie überfielen Heyder, welcher Tags zuvor mit Lyſiecki handgemein geworden war, auf offner Straße und trieben ihn mit gezückten Säbeln in ſein Haus, indem ſie ihm jenes dunkle Wort des Burggrafen vorhielten. Da er ihren Kameraden habe arretieren laſſen, möge er auch ſeine Freilaſſung bewirken. Sie ſelber nannten dieſe Forderung in ihren ſpäteren Berichten[13]) nur ein „friedliches Expoſtulieren“. Doch dies „friedliche Expoſtulieren“ war derart, daß wieder die benachbarten Bürger Heyder zu Hilfe kamen. Unter denſelben befand ſich abermals der Fleiſcher Karwieſe. Jetzt ſchickte Roesner, dem der neue Tumult gemeldet war, den Stadtkapitän Graurock mit vier Mann von der Stadtwache vor Heyder's Haus.[14]) Der Haupttumultant unter den polniſchen Studenten wurde feſtgenommen und ebenſo, wie Tags zuvor Lyſiecki, durch die Breite Straße in die Hauptwache abgeführt. Doch hatte Roesner, noch bevor der zweite Arreſtant ankam, ſchon den erſten entlaſſen.[15])

Infolge dieſer zweiten Verhaftung ſteigerte ſich die Wut der Jeſuitenſchüler, die gerade Sommerferien hatten und darum zu allem Unfug deſto geneigter waren, aufs höchſte. Sie verſuchten ſogar die Hauptwache zu ſtürmen, was ihnen aber nicht gelang. Nun wandten ſie ſich gegen Bierbrauer Deublinger, der an den geſchilderten Vorgängen mitbeteiligt geweſen war und wohl ihren Unmut beſonders erregt haben mußte. Sie planten ſein Haus in der Araberſtraße zu überfallen und ihn in ihre Schule zu nehmen. Deublinger, gewarnt, lief auf die Hauptwache, um dort Hilfe zu holen.

Als Graurock mit seinen Stadtsoldaten anmarschierte, fand er vor dem gefährdeten Hause alles stille und kehrte wieder auf die Wache zurück.[16]) Gegen Abend begab sich Deublinger auf die Straße um einiges Eisenzeug zum Schutze für sein Hinterhaus zu bestellen. Bei ihm wohnte ein evangelischer Gymnasiast Nagurny, der Sohn eines evangelischen Priesters zu Bischofswerder. Derselbe stand gerade im Schlafrocke vor der Thüre seines Wirts und wurde gewahr, wie etwa 15 polnische Studenten mit Säbeln auf Deublinger lauerten. Nagurny ging Deublinger entgegen, um ihn zu warnen. Als er ihn getroffen, begaben sich beide nach Hause. Da, bevor sie das Haus erreicht, sprangen die polnischen Studenten hervor und fielen Deublinger an. Dieser ergriff jedoch die Flucht und lief in des Burggrafen Thomas Haus. Nun packten die Studenten Nagurny, rissen ihn von der Hausthüre fort und schleppten ihn unter Schimpfworten und Schlägen in eins ihrer Quartiere in der Araberstraße zu einer Frau Kozlowa.[17])

Von hier schickten sie Botschaft ins Jesuitenkloster und schleppten, nachdem sie von da Antwort empfangen,[18]) ihren Gefangenen in ihre Schule. Er sollte ihnen offenbar eine Art von Pfand für ihren Kameraden in der städtischem Hauptwache bilden. Das Jesuitenkloster und die Schule lagen nicht nebeneinander, sondern stießen nur mit den Höfen zusammen. Beide Gebäude wurden durch ein Eckhaus getrennt, welches dem Vizepräsidenten jenes Jahres Jakob Heinrich Zerneke gehörte.[19]) Vor der Thüre desselben standen seine beiden Amtsdiener. An ihnen mußte die tumultuierende Schar dicht vorbei. Die Amtsdiener waren indessen außer stande, Nagurny zu befreien, ja sie mußten sich sogar vor den Säbeln der Jesuitenschüler in des Vizepräsidenten Haus flüchten. Zerneke, welcher gerade bei seinem Abendbrote saß, hörte unten die Hausthüre laut zuschlagen, es war etwa 6 Uhr.[20]) Auch Graurock, der mit seinen Stadtsoldaten auf Deublingers Ersuchen wieder mit gewohnter Langsamkeit in die Araberstraße einrückte, hatte nur das Nachsehen. Nagurny war bereits in die Jesuitenschule geschleppt. Hier trat ihm der Rektor mit den Worten entgegen, er sei zwar unschuldig, solle sich aber glücklich schätzen, von vornehmen Leuten gefangen genommen zu sein. Dann steckte man ihn in „ein stinkendes Loch", also wohl den Abort. Später

wurde er in eine Stube gebracht und eingeſchloſſen, wobei aber ein ihm bekannter Jeſuitenzögling ſein Gefängnis freiwillig mit ihm teilte. Wie im Triumphe über ihre Heldenthat bliesen die polniſchen Studenten auf Waldhörnern zu den Fenſtern hinaus.[21])

Leider beſtand ſchon damals die Sitte, den Montag „blau zu machen“. So kamen an jenem Unglücksabende um die Zeit, als Nagurny in der Jeſuitenſchule verſchwunden war, viele Handwerksgeſellen und anderes junges Volk aus den Biergärten der Vorſtadt, wo ſie gezecht hatten, in angeregter Stimmung in die Stadt zurück. Es war gerade in der Stunde, in welcher die Thorglocken geläutet und die Stadtthore zugemacht werden ſollten.[22]) Das Gerücht von der Fortſchleppung eines Gymnaſiaſten verbreitete ſich unter den Heimkehrenden wie ein Laufſeuer, und bald ſchwoll unter den Fenſtern der Jeſuiten eine große Menge an, die eine drohende Haltung annahm. Natürlich geſellten ſich auch Gymnaſiaſten, um ihres Kameraden Schickſal beſorgt, dem zuſammenlaufenden Volkshaufen hinzu. Die Lage wurde dadurch noch gefährlicher, daß nicht bloß die Bürger, ſondern auch die Schüler der oberen Klaſſen des Gymnaſiums, ja ſogar die Kaufmannsgehülfen und Handwerksgeſellen mit Galanteriedegen auszugehen pflegten. Zudem ſtammte der Haß der proteſtantiſchen Bevölkerung gegen die Jeſuiten nicht erſt von geſtern her. Die traurigen Erfahrungen von Jahrhunderten hatten die Proteſtanten, und was hier der Hauptſache nach dasſelbe war, die Deutſchen mit Verbitterung gegen die Geſellſchaft Jeſu erfüllt, und es bedurfte nur eines geringen Anlaſſes, um dieſe inſtinktive Abneigung zu leidenſchaftlicher That ausbrechen zu laſſen.

Die Jeſuitenſchüler bewieſen auch der anwachſenden Menge gegenüber ihren Ungeſtüm. Sie machten mit gezückten Säbeln Ausfälle gegen den drohenden Volkshaufen, und wirklich gelang es ihnen, denſelben dadurch für kurze Zeit von ihren Gebäuden abzutreiben. Auf der Straße lag gerade ein Haufen Ziegel und Schutt, welcher Tags zuvor aus einem der Nachbarhäuſer herausgetragen war.[23]) Die erbitterte Menge griff zu demſelben und warf mit Steinen auf die polniſchen Studenten. Eine klägliche Rolle ſpielte bei dieſen Vorgängen Stadtkapitän Graurock. Statt bei dem Ernſte der Lage mit ſeiner Mannſchaft zuſammen zu marſchieren,

war er von Deublingers Haus in der Araberſtraße einen andern Weg als ſeine Soldaten nach der Wache gegangen. Die letzteren, etwa 9 Mann ſtark, machten ſich ohne ihren Führer daran, die Jeſuitenſchüler in das Kollegium zurückzutreiben. Hierbei fielen von beiden Seiten Schüſſe; wie bei ſolchen Vorgängen gewöhnlich, war auch ſpäter nicht feſtzuſtellen, wer den erſten Schuß abgegeben. Als Graurock das Schießen hörte, lief er von der Wache auf den Kirchhof der Johanniskirche, welche dem Kollegium gerade gegenüber lag, und verbot ſeinen Leuten weiter zu ſchießen. Er ſammelte die 9 Mann, die ſich etwas verteilt haben mochten, aber ſtatt ſowohl die erbitterte Menge, als die polniſchen Studenten in ihre Grenzen zu weiſen, rief er mit ausgeſtrecktem Arme zu den im Fenſter liegenden Jeſuiten hinauf. Er beſchwor ſie um der Wunden Chriſti willen, den Gymnaſiaſten herauszugeben. Die Jeſuiten kehrten ſich nicht an dieſe Friedensermahnungen des Vertreters der Stadtmiliz, ſondern machten die Fenſter zu. Und ſtatt wenigſtens jetzt gegen beide Teile Ernſt zu gebrauchen, marſchierte der Kapitän mit ſeinen Leuten wieder auf die Wache zurück.[24])

Roesner ergriff, als ihm der Tumult gemeldet war, alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel, um ihn im Keime zu erſticken. Er ſandte vor allem Stadtſekretär Wedemeyer zu Rektor Czyzewski ins Kloſter und ließ um Nagurnys Herausgabe erſuchen. Der arme Gymnaſiaſt war inzwiſchen während des Tumults mit Todesdrohungen geängſtigt worden. Verſchiedene waren zu ihm in die Stube gekommen und hatten ihm zugerufen: „Deinetwegen geſchieht dies, Du mußt dafür leiden, Dein Leben ſollſt Du hier laſſen.“ Schließlich hatte der polniſche Student, welcher freiwillig ſein Gefängnis geteilt, das in den Nebenraum führende eiſerne Gitter mit einem Stück Holz umgebogen, und beide waren ins anſtoßende Jeſuitenkloſter geflüchtet, wo aber Nagurny von den dort anweſenden Brauerknechten aufs neue mit dem Tode bedroht wurde.[25]) Der Rektor empfing Stadtſekretär Wedemeyer in wenig entgegenkommender Weiſe. Er verlange zuvörderſt, daß der Jeſuitenſchüler aus der ſtädtiſchen Wache entlaſſen werde. Er wiſſe nichts davon, daß ein Gymnaſiaſt in die Jeſuitenſchule geſchleppt ſei. Falls ſich dies aber als wahr herausſtelle, wolle er denſelben herausgeben, ſofern der Präſident ein gleiches mit

dem polnischen Studenten thue. Schließlich ließ er Roesner ersuchen dafür zu sorgen, daß die Soldaten sowie die Gymnasiasten, Kaufmannsgehülfen und Bürger vom Johanniskirchhofe entfernt würden.[26]) Als Wedemeyer ohne Nagurny aus dem Gebäude trat, konnte dies natürlich nicht dazu beitragen, die erhitzten Gemüter zu beruhigen. Der Tumult nahm eine immer größere Ausdehnung an, die Menge warf den Jesuiten Steine in die Fenster, zumal auch die polnischen Studenten aus den Fenstern Dachziegel und Steine schleuderten und Schüsse abfeuerten.[27]) Zugleich ließen die Belagerten die große Glocke auf dem Turme der Johanniskirche läuten, die mit ihrem mächtigen Baß weithin schallte und wahrscheinlich das in den Vorstädten wohnende polnisch-katholische Volk zum Entsatze herbei rufen sollte.

Roesner war inzwischen nicht müßig geblieben. Er hatte die Bürgerwache des Altthorner Quartiers aufgeboten, die auch unter Führung Apotheker Silber's auf dem Schauplatze der Unruhen anrückte, indessen der entfachten Volksleidenschaft gegenüber ohnmächtig blieb.[28]) Zum zweiten Male sandte er Wedemeyer ins Kloster, versprach die Loslassung des Jesuitenschülers und bat um Nagurny's Freigabe. Auch schickte er einen Amtsdiener auf die Hauptwache und ließ Graurock befehlen, die Thüre des Kollegiums zu besetzen. Der unzuverlässige Kapitän sandte wirklich 12 Mann ab, denen er aber nicht voran- sondern hintennachmarschierte.[29]) Czyzewski gab jetzt Nagurny dem Stadtsekretär heraus. Als letzterer heraustrat, wurde er bereits gewahr, daß sich die Menge an der Thüre der Schule zu schaffen machte. Er suchte sie davon abzubringen, indem er darauf hinwies, daß der Gymnasiast jetzt befreit sei. Wirklich gelang es ihm, sie auf kurze Zeit zu beruhigen.[30]) Auch Vicepräsident Zerneke war, als er das Fensterklirren und Schießen vernommen, ins obere Stockwerk seines Hauses gestiegen und hatte von dort der Menge zugerufen, sie möge um der Wunden Christi willen von ihrem verbrecherischen Vorhaben abstehen und nicht die ganze Stadt ins Verderben stürzen. Ebenfalls hatte der Kommandant der drei Kompagnieen polnischer Krongarde, welche in der Stadt lagen, Warter mit Namen,[31]) eine Abteilung seiner Soldaten hingeschickt, um dem Tumulte zu steuern. Doch die Jesuitenschüler ließen nicht ab,

aus ihren Fenstern zu feuern und hinderten dadurch auch die Bürgerwache und die polnischen Soldaten zu ihrem Schutze näher ans Gebäude heranzutreten.

So brach die schon etwas gedämpfte Flamme wild hervor. Als Graurock anlangte, sah er, daß das Volk bereits die Thüre zur Jesuitenschule geöffnet hatte. Wie dies geschehen, wußte er später nicht anzugeben. Als eine kleine Weile danach der städtische Quartierdiener Maciejewski erschien und verkündigte, alles, was auf dem Kirchhofe und dem Platze vor dem Kloster sei, solle auseinandergehen, bezog dies der feige Stadtkapitän auch auf sich und marschierte mit seiner Mannschaft wieder zur Hauptwache ab.[32]) Das in die Schule gedrungene Volk begann in derselben arg zu hausen. Was alles dabei zerstört worden ist, wird der Natur der Sache nach nie genau festgestellt werden. Es war bereits finster geworden und die Stürmenden sahen gewiß selber zum geringen Teile, was sie in ihrer Wut zertrümmerten. Allerlei zerschlagenes Holzwerk wurde auf die Straße geworfen, vor Zerneke's Hause ein Feuer angezündet und das Holzwerk darin verbrannt. Als Zerneke davon erfuhr, sandte er einen Amtsdiener hin, um dasselbe auszulöschen. Doch der erhitzte Pöbel riß dem Diener den Eimer aus der Hand, warf letzteren ins Wasser und jagte den Diener davon.[33]) Von der Schule drang der Pöbel über den Hof ins Kloster ein und fing auch in diesem sein Zerstörungswerk an. Jetzt aber rückte der polnische Kommandant Warter mit den Kronsoldaten in die Gebäude ein und trieb die Menge aus denselben heraus. Damit schienen die Unruhen gestillt zu sein, es war fast 10 Uhr abends. Silber rückte jetzt mit der Bürgerwache in den Artushof ab und blieb daselbst die ganze Nacht.[34])

Roesner hatte unterdessen Graurock eine halbe Stunde, nachdem dieser auf die Hauptwache zurückgekehrt war, vor sich fordern lassen. Er befahl ihm, mit den Stadtsoldaten in die Schule einzurücken und von dort auf die Menge zu schießen. Der feige, unbotmäßige Kapitän erwiderte hierauf, „hierzu könne er sich nicht resolvieren, wo würde er mit seiner Mannschaft bleiben? Wenn er auf das Volk schieße, würde die Krongarde sich desselben annehmen und wieder auf die Stadtsoldaten feuern. Auch das

Volk würde ſich zur Wehre ſetzen, und es möchte ein Blutvergießen entſtehen, welches er nicht verantworten könne. Er könne und wolle es nicht thun.“ Roesner zuckte hierauf die Achſeln und hielt ebenſo wie Wedemeyer, welcher nebſt andern Bürgern zugegen war, die geplante Maßregel für gefährlich, ſodaß Graurock nicht weiter genötigt wurde, dieſelbe zur Ausführung zu bringen.[35]) Dieſe Unſchlüſſigkeit iſt das einzige, was Roesner in der Tumultſache vorgeworfen werden kann, und er hat dieſe augenblickliche Schwäche ſchwer büßen müſſen. Freilich erſcheint auch dies Verſehen, wenn man die verworrenen Verhältniſſe der Stadtverwaltung und Roesners eigene unſichere Stellung in derſelben in Betracht zieht, in milderm Lichte.

Jene Stillung des Tumults durch die polniſche Krongarde war nur eine vorübergehende geweſen. Nach dem unverdächtigen Berichte eines unbeteiligten Augenzeugen[36]) ertönte von neuem ein beſonders ſtarker Schuß aus den Fenſtern der Belagerten und dies entfachte die Volkswut aufs friſche. Nun drang der Pöbel, nachdem er den Staketenzaun, mit welchem das Kollegium umfriedigt war, abgebrochen, auf die Pforte des Kloſters von der Straße her ein. Ein Zimmergeſell Guttbrod[37]) hieb dieſelbe mit ſeiner Axt auf und die Menge ſtrömte ins Kloſter, um hier ebenſo ſchlimm, wie vorhin in der Schule, zu hauſen. Der Rat hat ſpäter ſtets zugegeben, daß die Verwüſtungen böſer Art geweſen ſeien. „Alle Fenſter, Zimmer, Altäre, Bänke und Tiſche“ ſeien ſowohl im Kollegium, als in der Schule „deſoliert“ worden, ſchrieb er an ſeinen Vertreter in Warſchau, Stadtſekretär Klosmann.[38]) Dem Kanzler der Republik Polen teilte er mit, daß in den beiden Gebäuden „faſt alles“ verwüſtet ſei. Daß mit den Altären auch Heiligen- und Marienbilder vernichtet worden ſind, iſt wahrſcheinlich, zumal, wie bereits geſagt, die Tumultuanten in der Finſternis der Nacht vielfach gar nicht ſehen konnten, wo ſie hinſchlugen. Nur hat der Rat auf Grund der ſpäter von ihm angeſtellten Zeugenverhöre ſtets beſtritten, daß Heiligenbilder im Feuer vor Zernekes Hauſe unter Geſpött verbrannt worden ſeien, worauf die Jeſuiten ſpäter in ihren Anklagen das größte Gewicht legten.[39]) Auch ein dem Rate völlig ferne ſtehender Augenzeuge[40]) hat den Vorgang ſo geſchildert, daß der Pöbel viele Fenſterrahmen hin-

unterwarf, ferner Staketen vom abgeriſſenen Zaune ins Feuer ſchleuderte, aber kein Bild verbrannte. Möglicher Weiſe, meint er, habe die katholiſche Zuſchauerſchaft die Staketen und Fenſterrahmen für Marienbilder und Kreuze gehalten.

Endlich machte die polniſche Krongarde dieſen Ausſchreitungen ein Ende, es war gegen 11 1/2 Uhr nachts. Der Pöbel wurde aus dem Kloſter herausgetrieben und verlief ſich. Roesner hatte noch zuletzt die Bürgerwache des Johannisquartiers unter Bürger Walter's Führung aufziehen laſſen. Dieſelbe kam indeſſen erſt an, als der zweite Tumultausbruch vorüber war, und konnte nur noch die Gebäude bewachen.[41]) Auch Roesner ſelber kam jetzt in der Nacht ins Kloſter und nahm dasſelbe, ſowie die Schule in Augenſchein. Er berichtete darüber am nächſten Tage den beiden Ordnungen der Stadtverwaltung, daß er „das Kollegium ziemlich, die Schule aber faſt ganz ruiniert" gefunden.[42]) Indeſſen war kein Menſchenleben dem Tumult, der etwa von 9—11 1/2 Uhr abends alſo 2 1/2 Stunden gedauert hatte,[43]) zum Opfer gefallen. Nur einige Jeſuitenväter, ein zufällig anweſender Dominikaner und einige katholiſche Leute beklagten ſich über erlittene Schläge. Von den Krongardiſten war einer ſchwer verwundet, ſodaß Roesner anfänglich meinte, er werde zeitlebens ein Krüppel bleiben. Doch muß wohl auch dieſe Verwundung nicht ſo ſchlimm geweſen ſein, denn die Stadt hatte ſpäter nur an drei Musketiere ein Schmerzensgeld von je 2 fl. zu zahlen, während freilich der polniſche Hauptmann Zweymen ſehr große Entſchädigungsanſprüche für den Verluſt der Gardiſten an Kleidung, Gewehren und dergl. ſtellte.[44]) Den Stadtkapitän Graurock, welcher es durch ſeine Feigheit und Unbotmäßigkeit weſentlich verſchuldet hatte, daß der Tumult ſolche Ausdehnung genommen, ließ Roesner vor ſich kommen und ſtrafte ihn mit den Worten: „Du biſt an dem allen ſchuld", worauf ſich dieſer damit zu entſchuldigen ſuchte, daß er mit ſeinen Leuten nicht mehr habe ausrichten können.[45])

Um das eben geſchilderte und mehr noch das folgende recht zu verſtehen, muß etwas näher auf Thorns äußere und innere Verhältniſſe in jener Zeit eingegangen werden. Thorn, die

erſte Städtegründung des deutſchen Ritterordens, war auch die erſte Stadt geweſen, die 1454 von ihm abgefallen war und die Uebergabe Preußens an den Polenkönig Kaſimir betrieben hatte. Augenſcheinlich hatte der lockende Vorteil näherer Handelsverbindung mit Polen nächſt dem Verfalle des Ordens die in der Stadt herrſchenden Kaufmannsfamilien beſtimmt. Aber die Verleugnung des nationalen Moments war ein ſchwerer Fehler geweſen, der ſich in der Folge bitter rächte. Wer an Schuld und Sühne in der Weltgeſchichte glaubt, wird in den Ereigniſſen, welche Thorn 1724 an den Rand des Abgrundes brachten, die Vergeltung für das Jahr 1454 erblicken.

Der preußiſche Bund hatte damals nur eine Perſonalunion mit der Republik Polen eingehen wollen, ſodaß Preußen all ſeine Sonderrechte behalten und mit der Republik nur den König gemein haben ſollte.[46]) Thorn hatte 1457 noch beſonders von Kaſimir ſtattliche Privilegien erhalten. Der König beſtätigte der Stadt feierlichſt alle Freiheiten und Rechte, die ſie von Kaiſern, Königen, Fürſten, Meiſtern und andern Herren empfangen.[47]) Auch nahm Thorns Handel einen blühenden Aufſchwung, ſodaß ſich die Einwohnerzahl bis auf etwa 30 000 ſteigerte.[48]) Aber naturgemäß war der Republik Streben, Preußens Sonderſtellung in Abhängigkeit zu verwandeln. Schon 1569 beſchloß der Reichstag zu Lublin, daß die Preußen mit den Polen dieſelben Laſten und dieſelben Vorteile haben ſollten.[49]) Es wurde etwas ganz gewöhnliches, daß man von den Urteilsſprüchen der ſtädtiſchen Gerichtsbarkeit und den Erlaſſen der Stadtverwaltung an das Königliche Hofgericht appellierte.[50]) Zudem wurde Preußen in alle äußeren und inneren Unruhen des polniſchen Staatsweſens hineingezogen.

Beſonders traurig hatte ſich Thorns Lage ſeit 1703 geſtaltet, als die Wogen des nordiſchen Krieges (1700—1721) über die Stadt dahinfluteten.[51]) Man war in Thorn, und zwar auf Roesners Betreiben[52]), den Polen treu geblieben und hatte ſo eine harte Belagerung durch die Schweden auszuſtehen. Die Stadt mußte dem Schwedenkönig Karl XII. übergeben werden, nachdem das Rathaus und viele Privathäuſer eingeäſchert waren. Im Jahre 1724 war das Rathaus noch immer nicht wiederhergeſtellt und verſchiedene Brandſtätten am altſtädtiſchen Markte zeugten von jener

Verheerung. Nicht weniger als 100 000 Speziesthaler hatte die Stadt damals den Schweden als Brandschatzung zahlen müssen. Damit war aber das Maß des Unglücks, welches jener Krieg über Thorn brachte, lange nicht erschöpft. Von 1703 bis 1718 marschierten fast ununterbrochen, Jahr aus, Jahr ein die verschiedensten Truppen, Polen, und zwar die mannigfaltigen, einander bekriegenden Parteigänger, ferner Russen, Tartaren, Kalmücken, Kosaken, Schweden, Sachsen durch das Stadtgebiet und forderten nicht bloß Wegzehrung, sondern auch große Geldsummen. 1709 hielt sich der verschwenderische Polenkönig August II. wochenlang in Thorn auf und hatte hier eine Zusammenkunft mit Peter dem Großen. Ebenso verhandelte er in dieser Stadt mit der Ständeversammlung, die ihm die Krone wieder aufs Haupt setzte. 1711 verweilte der russische Thronfolger mit seiner Gemahlin den ganzen Winter in Thorn, was der Stadt natürlich viel Geld kostete. Zudem gesellte sich in den Jahren 1708—10 noch ein finsterer Gast, die Pest, hinzu und raffte viele Menschenleben dahin. Die finanzielle Lage Thorns war dadurch trostlos geworden. Die Stadtverwaltung mußte überall Darlehen aufnehmen, sogar bei den ihr verhaßten Jesuiten. Sie war nicht einmal imstande, den Abmachungen gemäß ihren Gläubigern Zinsen zu zahlen.[53]) Am härtesten drangen dann die Jesuiten auf das ihnen zustehende. Es war nichts seltenes, daß die Kämmerer in den Sitzungen der Stadtbehörden erschienen und ihr Amt niederzulegen drohten, weil in der Kämmerei kein Geld vorhanden sei, und sie trotzdem große Zahlungen leisten sollten. Das Unwetter, welches der Tumult von 1724 über die Stadt heraufbeschwor, wäre glimpflicher verlaufen, wenn dieselbe nicht finanziell völlig ruiniert gewesen wäre.

Diese Geldnot brachte unter der Bürgerschaft die größten Zerwürfnisse hervor. Der Rat mußte, um nur die dringendsten Zahlungen zu leisten, auf allerlei Steuern sinnen. „Kopfsteuer" „Hilfsgelder", der „100. Pfennig" bedrückten die durch den Krieg in ihrer Nahrung zurückgekommene Bürgerschaft aufs härteste. Zu diesen direkten Steuern kam 1722 noch eine indirekte, „die Generalkontribution", durch welche alle Waren, mit denen die Bürgerschaft handelte, mit einer Abgabe belegt wurden. Dadurch geriet Thorn in böse Streitigkeiten mit

Danzig, ſeiner alten Nebenbuhlerin, die nicht dulden wollte, daß ihre Waren in Thorn beſteuert würden, und ſofort zu Vergeltungsmaßregeln gegen die in Danzig einlaufenden Thorner Waren ſchritt, wodurch Thorns Handel einen neuen Stoß erlitt.[54]) Zudem war jeder Stand bemüht, die Steuern ſo zu geſtalten, wie es ſeinem Privatvorteile entſprach. Von der alten Bürgertugend, die einſt in dem Bürgermeiſter Heinrich Stroband († 1609) ſo hell aufgeleuchtet hatte, war wenig mehr zu finden. Ein Prediger Bachſtrom, der bis 1720 in Thorn wirkte und dann vom Rate vertrieben nach Polen ging, hatte, obwohl ſelber ein zweifelhafter Charakter, nicht unrecht, wenn er in einer Predigt ſagte: „Es ſieht allhier in Thorn kein Haar anders aus, als wir in der Predigt geſungen haben, nämlich, ach Gott vom Himmel ſieh darein ꝛc. Alles iſt voll Jammers und Elends, die ganze Stadt voll Uneinigkeit, Zank, Haß, Neid und entſetzlicher Unverſöhnlichkeit . . . Wer wollte nun ſchweigen und nicht vor Unglück warnen! Gewiß, wo Menſchen ſchweigen, ſo würden die Steinhaufen predigen.“[55])

Die alten, faſt republikaniſchen Formen ſtädtiſcher Selbſtverwaltung hatte ſich Thorn trotz alles Druckes bewahrt.[56]) Alljährlich beſetzte der Rat am Mittwoch nach dem Sonntag Lätare unter „ſolennen“ Formalitäten die in der Stadtverwaltung leer gewordenen Stellen durch Zuwahl. Die Gewählten hatten ihre Aemter auf Lebenszeit inne. Die Zahl der Ratsherren belief ſich einſchließlich der 4 Bürgermeiſter auf 16, nur Gelehrte, Kaufleute und Brauer waren ratsfähig. Auch waren bisher nur Perſonen lutheriſcher Religion in den Rat gekoren. Es machte ſich dies ſchon dadurch von ſelbſt, daß die wohlhabende Bürgerſchaft mit geringen Ausnahmen deutſch und lutheriſch war, während die polniſch-katholiſche Bevölkerung meiſt den ärmeren Klaſſen angehörte. Von den 4 Bürgermeiſtern führte alljährlich je einer nach einer ſelten unterbrochenen Reihenfolge den Vorſitz und hieß Präſident. Der König ernannte in jedem Jahr aus 4 ihm vorgeſchlagenen Ratsherren (unter denen gewöhnlich 2 Bürgermeiſter waren) den Burggrafen, welcher eine Art Aufſicht über die Bürgermeiſter führte. Der Präſident des letzt verfloſſenen Jahres hieß Vicepräſident. Wenn die Ratsgeſchlechter durch das Beſetzungs-

recht aller ſtädtiſchen Stellen ein großes Vorrecht hatten, ſo waren ſie doch durch die andern „beiden Ordnungen“ damals ſehr beſchränkt. Die zweite Ordnung beſtand aus 24 Schöppen; dieſelbe hatte nicht bloß zu richten, ſondern in allen wichtigen Sachen, ebenſo wie die dritte ihre Genehmigung zu erteilen, ehe ein ordnungsmäßiger Schluß zu ſtande kam. Die dritte Ordnung, ein Vorläufer der heutigen Stadtverordnetenverſammlung, beſtand aus 60 Männern, die der Rat nur aus Perſonen wählen durfte, welche von beſtimmten Zünften, Kaufleuten und Brauern vorgeſchlagen waren. In der dritten Ordnung befanden ſich auch Katholiken, wie denn ganze Zünfte, z. B. die Steuerleute, Kornmeſſer, Träger, Fiſcher katholiſch waren. Einzelne Zünfte freilich, wie z. B. damals die deutſchen Kürſchner, weigerten ſich, ihre polniſchen Berufsgenoſſen aufzunehmen, was zu ärgerlichen Streitigkeiten führte.

War es ſchon in gewöhnlichen Zeiten ſchwierig, einen einhelligen Beſchluß zwiſchen den drei Ordnungen herbeizuführen, ſo vollends in jenen verwirrten Zeiten. 1717 hatten die zweite und dritte Ordnung wegen der Steuerangelegenheiten gegen den Rat eine äußerſt harte Beſchwerde bei dem polniſchen Hofe eingelegt, und nur den Bemühungen des Kanzlers von Polen war es gelungen, durch die Konvention zu Graudenz 1718 einigermaßen Frieden in die Stadtverwaltung zu bringen.[57]) Auf wie ſchwachen Füßen derſelbe aber beruhte, beweiſt faſt jedes Blatt der Protokolle der dritten Ordnung aus den folgenden Jahren. Es können hierbei die Streitigkeiten wegen der ſtädtiſchen Branntweinbrennerei in Przyſiek (Wieſenburg) nicht übergegangen werden, weil ſie in das Jahr 1724 hineinſpielen, und Roesner in dieſelben mit verflochten war. Die Ratsherren verwalteten ihr Amt nicht unentgeltlich, ſondern bezogen dafür ein „Honorar“ von zuſammen 11 000 fl. Da die Kämmerei in dieſen Zeiten faſt ſtets ohne Geld war, ſetzte der Rat durch, daß ihm dieſe Summe aus den Einkünften der ſtädtiſchen Branntweinbrennerei gezahlt werden ſollte. Um die Przyſieker Haltung aber konkurrenzlos zu machen, erwirkte er 1722 von den Ordnungen einen Beſchluß, wonach ſich die Bürgerſchaft des Rechtes, ſelbſt Branntwein zu brennen, auf 1 Jahr begab.[58]) Die Schänker, nur 30 an der Zahl, ſollten eidlich verpflichtet werden, ihren Branntwein lediglich aus Przyſiek

zu beziehen. Durch dieſen Beſchluß wurden zwei Ratsherren, welche ſelbſt große Brennereien unterhielten, Lindershauſen und Roesner, hart betroffen. Letzterer beſaß vor dem Bromberger Thore ein großes Vorwerk, und die Brennerei auf demſelben war eine Hauptquelle ſeines Reichtums. Roesner, der in jenem Jahre Burggraf war, klagte auf dem in Thorn üblichen Wege gegen dieſen Ratsbeſchluß beim Warſchauer Hofe und erhielt wirklich ein königliches Reſkript, wonach er auch weiter Branntwein brennen und in die Stadt einführen durfte. Geſtützt auf dasſelbe, ſchickte er zweimal hintereinander, das zweite Mal im November jenes Jahres, Branntwein zur Stadt. Der Rat ließ denſelben ohne weiteres mit Beſchlag belegen und in den ſtädtiſchen Haltungskeller bringen, auch ſandte er ſeinem Vertreter in Warſchau umgehend Inſtruktionen. Was aus dieſem Handel zwiſchen dem Rate und ſeinem Bürgermeiſter geworden, iſt nicht mehr zu erſehen, doch ſcheint Roesner ſeine Brennerei fortbetrieben zu haben. Wenigſtens hatte er dabei ſeine Würde bewahrt, während Lindershauſens Ehefrau den Ratsdeputierten eine widerliche Szene bereitete.[59])

Damit aber waren die Streitigkeiten wegen der Przyſieker Brennerei nicht beendet. Als das bewilligte Jahr um war, verlangten die Ordnungen, daß die Bürger ihr altes Recht, ſelbſt Branntwein brennen zu dürfen, zurückerhielten. Der Rat aber forderte eine Verlängerung des Monopols, falls ihm keine andere Quelle, aus der er ſein „Honorar“ ſchöpfen könne, angegeben werde. Die beiden Ordnungen weigerten ſich aber, in dieſe Verlängerung einzuwilligen, behaupteten ſogar, der Rat habe aus der Einnahme der Przyſieker Haltung 1300 fl. zuviel entnommen.[60]) Der Rat ſetzte, wie um des Zuſammenhanges willen gleich hier erwähnt werden mag, im Sommer 1724 hinter dem Rücken der beiden Ordnungen und offenbar gegen ſeines Präſidenten Willen in Warſchau ein königliches Dekret durch, wonach das Monopol verlängert wurde. Damals hatte die Tumultſache bereits eine bedrohliche Wendung genommen, und man war nach ſehr langen Verhandlungen in den Ordnungen einig geworden, eine Deputation nach Warſchau zu ſenden, um die Gefahr zu beſchwören. Dabei ſchlug die zweite Ordnung der dritten vor, die Deputation zu-

gleich zu benutzen, um einen Protest wider das letzte, dem Rat günstige Dekret einzulegen und dessen Aufhebung zu veranlassen,[61]) worin sich ein Mangel an Gemeinsinn offenbart, wie er kaum schlimmer gedacht werden kann. Die dritte Ordnung gab der zweiten den vernünftigen Bescheid, für jetzt mit dem beabsichtigten Proteste zu warten.[62])

Ein ebenso grelles Streiflicht auf die innere Uneinigkeit der Stadt werfen die Schönwald-Oloff'schen Streitigkeiten,[63]) die gleichfalls nicht ohne Einfluß auf die Tumultsache blieben. Die evangelischen Prediger gingen damals mit dem Plane um, ein Spinn- und Spendehaus für die Armen zu erbauen, doch flossen die milden Gaben hierzu nur spärlich, während der Umbau des Schützenhauses, der unter Ratsherr Schönwald's Leitung in der nämlichen Zeit stattfand, leichter zu befördern war. Ephraim Oloff, deutsch-polnischer Prediger an der Dreifaltigkeitskirche auf der Neustadt, ließ sich hierzu auf der Kanzel die Bemerkung entschlüpfen, daß sich weit eher ein Patron gefunden, das Schieß- und Saufhaus aufzurichten, als ein christliches Werk zu fördern. Der „Schützenherr" Schönwald nahm dies nicht stillschweigend hin, sondern verklagte den Prediger beim Rate. Oloff berief sich darauf, daß zu seiner Aburteilung nicht der ganze Rat, sondern das Ministerium zuständig sei, zu dem außer der evangelischen Geistlichkeit nur einzelne Ratsherren gehörten.[64]) Die dritte Ordnung nahm für ihn Partei und forderte den Rat auf, den Streit in Güte beizulegen. Wiederholentlich bemühte sich auch Roesner in diesem Sinne, doch blieb Schönwald unversöhnlich. Als der Rat mit der Fällung eines Dekrets nach Schönwalds Wunsche zögerte, legte dieser dagegen nach polnischem Rechtsgebrauche einen Protest gerichtlich nieder und verklagte den Rat beim Warschauer Hofe. Ebenso machte er es mit Oloffs Kollegen Rechenberg, der ihn angeblich in einer Pfingstpredigt beleidigt hatte. Jetzt erklärte die dritte Ordnung, sich wie ein Mann der beiden Prediger annehmen zu wollen und drohte die Sache an „den Untermann", also die Gemeinde, zu bringen.[65]) Umsonst suchte der Rat durch Deputierte Schönwald zur Zurücknahme seiner Ladung ans Hofgericht zu bringen. Der Fall war um so gefährlicher, als die Jesuiten, mit denen Schönwald in

Verbindung ſtand,[66]) die Gelegenheit benutzten, um die althergebrachten Rechte der evangeliſchen Prediger in Zweifel zu ziehen und allerlei feindſelige Schriften wider ſie auszulaſſen.[67]) Auch Senior Geret ſcheint in dieſe ärgerlichen Händel zwiſchen Schönwald und den Predigern hineingezogen zu ſein.[68]) Erſt der Tumult brachte dieſe Angelegenheit in Vergeſſenheit. Die Jeſuiten konnten denſelben nur deshalb in ſolchem Maße ausbeuten, weil die Bürgerſchaft in ſich gänzlich zerfallen war, und ſie mit Schönwald, vielleicht noch mit andern Ratsherren, in Fühlung ſtanden.

Trotz all dieſer Wirren hatte ſich Thorn ſeine alte deutſche Kultur bewahrt. Der klaſſiſche Zeuge dafür war das Gymnaſium, welches die Stadt bald nach Einführung der Reformation in den Räumen des ehemaligen Franziskanerkloſters an der Marienkirche errichtet hatte. Als der Tumult ausbrach, befand es ſich unter Peter Jaenichens Leitung, welcher zugleich dritter Geiſtlicher an der Marienkirche war. Roesner, der zum Pfleger des Gymnaſiums, „Protoſcholarch“, ernannt war, hatte bei ſeinen äſthetiſchen Neigungen nichts unterlaſſen, die Anſtalt zu fördern. 5 Profeſſoren wirkten neben dem Rektor. Die oberſte Klaſſe (suprema) hatte ſchon den Charakter einer Akademie, denn hier wurden theologiſche, juriſtiſche, mediziniſche, philoſophiſche Studien betrieben, auch öffentliche Disputationen und rhetoriſche Uebungen angeſtellt. Nicht nur Thorner, ſondern auch evangeliſche Polen, Preußen, Schleſier, Pommern, Märker, ſogar Ungarn und Siebenbürger tranken hier aus dem Borne der Wiſſenſchaft. Insbeſondere war man in Thorn ſtolz darauf, ſowohl das Deutſche als das Polniſche ſehr rein auszuſprechen, was manchen Fremden herzog.[69]) Mit dem Gymnaſium war eine ſtattliche Bibliothek und Druckerei verbunden. Einen ſehr günſtigen Eindruck von Thorns Bildungsſtaude gewinnt man auch aus der Thatſache, daß die dritte Ordnung 1724 trotz der Geldnot in den Rat drang, für arme, verlaſſene und verwaiſte Kinder Schulen einzurichten, und die Kinder vor der Zulaſſung zum heiligen Abendmahle examinieren und einſegnen zu laſſen.[70]) Es iſt nicht verwunderlich, wenn die Thorner durch den Vergleich ihrer deutſchen Kultur mit der geiſtigen Beſchaffenheit der damaligen polniſchen Bevölkerung leicht hoffärtig wurden, wie denn Fremde ihnen Hochmut als Charakterzug nachzuſagen pflegten.

Mit dieſer Behauptung deutſcher Kultur ging ein treues Feſthalten an den Gütern der Reformation Hand in Hand. Wenn irgendwo, ſo lag hier an der Grenzſcheide der Konfeſſionen klar zu Tage, welchen Segen die Kirchenverbeſſerung gebracht hatte. Wohl waren durch ſie unſäglich ſchwierige Kämpfe über die Stadt gekommen, aber man war in der Mehrzahl der evangeliſchen Bevölkerung entſchloſſen, ſich auf keinen Fall zur katholiſchen Kirche zurückbringen zu laſſen. Es muß hier zum beſſern Verſtändnis der Tumultſache etwas eingehender auf Thorns religiöſe Vergangenheit zurückgegriffen werden. Schon ſehr frühe hatte die Bürgerſchaft der Lehre Luthers zugejauchzt. Bereits 1521 warf das Volk auf einen päpſtlichen Legaten Zacharias, der auf dem Johanniskirchhofe Luthers Bild verbrennen wollte, Steine und zwang ihn von ſeinem Vorhaben abzuſtehen.[71]) Die drei großen Kirchen zu St. Johann, St. Marien und St. Jacob öffneten ſich ſchnell der gereinigten Lehre, welcher ſelbſt ein Teil der Prieſterſchaft zuneigte. Auch die Franziskaner, denen die Marienkirche gehörte, waren von Luthers Geiſte ergriffen, und ihr Kloſter verödete. Die beiden letzten Mönche übergaben 1557 die Kirche, 1559 das Kloſter dem Rate. Am 25. März 1557 wurde in erſterer das heilige Abendmahl unter beiderlei Geſtalt ausgeteilt, wobei die Ratsherren George Strauß und Jacob Vende den Anfang machten und andere Bürger folgten. Fortan feierte man den 25. März als den Gedächtnistag für die Einführung der Reformation. 1558 erhielt der Rat vom Polenkönige Sigismund Auguſt ein Privilegium, welches der Stadt freie Ausübung des evangeliſchen Gottesdienſtes zuſicherte. In der Johanniskirche ſollte nur in einer Seitenkapelle der katholiſche Gottesdienſt beſtehen bleiben, damit der König, wenn er nach Thorn käme, eine Stätte für ſeine Andacht habe.[72]) Es war jene Zeit, als der Geiſtesfrühling der Reformation auch in Polen mächtig vordrang. Im Jahre 1572 befanden ſich im Senate der Republik nicht mehr als 2 Katholiken.[73]) Der Religionsfriede von Sendomir 1573, welchen hinfort jeder polniſche König vor ſeiner Wahl beſchwören mußte, ſicherte allen Diſſidenten des Reichs volle Glaubensfreiheit zu.

Aber auf die junge Saat fiel der Nachtfroſt der jeſuitiſchen

Reaktion. Kardinal Hosius von Ermland gab den polnischen Bischöfen den Rat, zur Unterdrückung des mächtig fortschreitenden Protestantismus die Jesuiten ins Land zu rufen. In Thorn erschienen die beiden ersten Vertreter dieser Gesellschaft 1595. Welche Wirkung sie übten, war schon im nächsten Jahre zu spüren. Denn während sich in der Johanniskirche bisher Katholiken und Protestanten friedlich vertragen hatten, mußte der Rat dieselbe 1596 dem ausschließlich katholischen Gebrauche übergeben. Vier Jahre später verlieh Bischof Tylicki diese Kirche nebst der dazu gehörigen Schule den Jesuiten, „um den Ruin des Hauses Gottes, der durch die verderbten Sitten und den wilden Sturm der Ketzerei entstanden sei, zu verhüten.“ [74]) Ihren alten Grundsätzen gemäß nahmen sich die Jesuiten besonders der Schule an und zogen die Söhne des polnischen Adels aus der Umgegend in dieselbe. Sofort kam es zwischen den Bürgern und Jesuitenschülern zu Streitigkeiten. Auch erregten die Prozessionen, welche die Jesuiten zunächst auf dem Johanniskirchhofe abhielten, bei der protestantischen Bevölkerung Besorgnisse. So verwies der Rat nach vorgängiger Rücksprache mit den anderen größeren Städten des polnischen Preußens die Jesuiten 1606 als Friedensstörer aus der Stadt. Doch er vermochte nichts auszurichten, als der Bischof von Kulm sie noch in demselben Jahre zurückführte.

Kaum fühlte sich die Gesellschaft Jesu in Thorn sicherer, als sie ihre Ansprüche weiter ausdehnte. Sie begann ihre Prozessionen bis auf den altstädtischen Markt zu erstrecken, was zu vielen Streitigkeiten mit der Stadt führte. Endlich kam 1643 ein Vergleich zu stande, in welchem die Jesuiten der Hauptsache nach ihren Willen durchsetzten. Nur wurden die Straßen genau bezeichnet, in welchen sich die Prozession zu bewegen hatte. Als die Stadt im schwedisch-polnischen Kriege 1655 in der Schweden Hände gefallen war, ließ der Generalmajor Mardefels am 11. April des folgenden Jahres den Jesuiten befehlen, noch vor Sonnenuntergang die Stadt zu verlassen. Das Kollegium wurde von Soldaten besetzt und blieb bis zum Ende des Krieges eingezogen. [75]) Als Thorn 1658 an den Polenkönig Johann Casimir zurückfiel, bestätigte dieser ausdrücklich der Stadt ihr Religionsprivilegium, [76]) und im Frieden zu Oliva 1660 wurde den Städten des polnischen

Preußens, die während des Krieges in schwedischer Gewalt gewesen, von den europäischen Mächten feierlichst garantiert, daß sie in ihren geistlichen und weltlichen Freiheiten erhalten und geschützt werden sollten.[77]) Thorns Plagegeister, die Jesuiten, kehrten natürlich mit der polnischen Herrschaft wieder.

Trotz aller von den polnischen Königen beschworenen Verträge wurde, wie im polnischen Reiche überhaupt, so auch in Thorn die Willkür gegen die Dissidenten immer ärger. Nach dem Frieden von Oliva machten dem Rate am meisten die Benediktinernonnen zu schaffen. Ihr Kloster hatte ursprünglich außerhalb der Stadt an der Weichsel gelegen und war während des letzten Krieges (1655—58) von den Schweden niedergerissen worden. Jetzt verlangten die Nonnen vom Rate sehr weitgehende Entschädigungen und konnten nicht einmal befriedigt werden, als ihnen derselbe 3 Häuser anwies. Ihr Streben war darauf gerichtet, die Jakobskirche in ihren Besitz zu bringen, in welcher seit der Reformationszeit evangelisch gepredigt war. Sie hatten sich schon 1601 von König Sigismund III. von Polen eine Urkunde bestätigen lassen, nach welcher der Hochmeister des deutschen Ordens Ludolf König ihnen 1345 die Jakobskirche geschenkt haben sollte. Als Beweggrund der Schenkung war in der Urkunde der Nonnen Armut angegeben. Der Hochmeister habe selbst gesehen, daß jede derselben zu Mittag nur ein Ei erhielt. Die Schenkung solle daher widerrufen sein, wenn nicht jeder Klosterjungfrau zwei Eier und in der Fastenzeit ein Gericht Fische oder zwei Heringe vorgesetzt würden. War es schon merkwürdig, daß die Nonnen diese Urkunde erst nach 250 Jahren bestätigen ließen und dann wieder Jahrzehnte lang von derselben stille schwiegen, so war die Form noch auffälliger. Es fehlte auf dem Pergamente Siegel und Unterschrift. Auch war es seltsam, daß Ludolf König gerade 1345 wahnsinnig geworden und von Heinrich Tesmer in der Hochmeisterwürde abgelöst war. Doch Gründe solcher Art galten im polnischen Reiche wenig. Die Nonnen legten 1661 die von Sigismund III. bestätigte Urkunde dem Reichstage vor und erwirkten von demselben ein Dekret, die Stadt habe ihnen die Kirche bei Strafe von 10000 Dukaten auszuliefern. Alle Proteste des Rates fruchteten nichts, 1667 mußte ihnen wirklich unter dem Drucke einer in die Stadt

gelegten Garniſon die Jakobskirche übergeben werden.[78]) Für die Neuſtadt verwandelte jetzt der Rat das neuſtädtiſche Rathaus in die Dreifaltigkeitskirche.

So war von den drei mittelalterlichen Kirchen nur noch die Marienkirche der lutheriſchen Lehre verblieben. Alle ſtädtiſchen Beamten hatten in ihr feſtgeordnete Sitze, die vornehmen Geſchlechter ihre Erbbegräbniſſe. Mit Recht fürchtete der Rat, daß ihm ebenſo, wie die beiden andern, auch dieſe Kirche abgenommen werden möchte. Als 1682 der Biſchof von Kulm Opalinski zur Fronleichnamsprozeſſion nach Thorn kam und ein ungewöhnlich zahlreiches Gefolge, ſogar Soldaten mitbrachte, drangen die Bürger in den Rat, die Bürgergarde zuſammen zu rufen und die Marienkirche beſchützen zu laſſen. Daß dieſe Maßregeln nicht ohne Grund waren, bewieſen die Gewaltthaten, die der Biſchof unmittelbar, nachdem er die Stadt verlaſſen, verübte. Er fuhr nach dem Thorner Stadtdorfe Gremboczyn, ließ die dortige unter dem Patronate des Rats ſtehende evangeliſche Kirche erbrechen, weihte ſie zu einer katholiſchen ein und ſetzte einen katholiſchen Geiſtlichen ein. Ebenſo machte er es in dem Dorfe Rogowo. Diesmal gelang es dem Rate, die Gewaltthat rückgängig zu machen, doch nicht, ohne einen Prozeß beim Warſchauer Hofgericht führen und empfindliche Vergeltungsmaßregeln vom Biſchofe erleiden zu müſſen. In einem Vergleiche, der ſpäter mit dieſem gewaltthätigen Biſchofe getroffen wurde, mußte ſich die Stadt verpflichten, katholiſche Bürger in den Rat aufzunehmen, ein Verſprechen, das nicht gehalten wurde, auch kaum gehalten werden konnte, weil es, wie ſchon oben bemerkt, ratsfähige katholiſche Bürger faſt gar nicht gab.[79]) Der weitere Verlauf der Tumultſache wird dies beweiſen.

Unter dem Convertiten Auguſt II. (1697—1733) nahm die Verfolgungsſucht des jeſuitiſierten Klerus in Polen noch größere Ausdehnung an. Der Reichstag von 1717, welcher den inneren Wirren während des nordiſchen Krieges ein Ende ſetzte, beſchloß unter andern für die Diſſidenten höchſt nachteiligen Beſtimmungen auch die, daß dieſelben nur in dem Falle Aemter erlangen ſollten, wenn keine katholiſchen Mitbewerber da wären. 1723 wurden die beiden lutheriſchen Kirchen zu Wengrow und Piaski gewaltſam geſchloſſen, ſodaß es jetzt weit und breit um Warſchau herum

kein lutheriſches Bethaus mehr gab. Die Sperrung der Wengrower Kirche war um ſo bezeichnender, als die Prediger derſelben zugleich in Warſchau unter dem Schutze und in den Räumen der preußiſchen Geſandtſchaft Gottesdienſt abhielten. Die beiden Geiſtlichen Kozaryn und Bachſtrom, der zweite jener oben angeführte ehemalige Thorner Prediger, retteten ſich nur durch die Flucht vor der angedrohten Verhaftung. Bachſtrom flüchtete in das preußiſche Geſandtſchaftsgebäude. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der wie ſchon ſeine Vorgänger die Unterdrückung ſeiner Glaubensgenoſſen regelmäßig durch diplomatiſche Noten zu hintertreiben ſuchte, war diesmal aufs höchſte entrüſtet und drohte mit Vergeltungsmaßregeln an ſeinen eignen katholiſchen Unterthanen, was aber auf die maßgebenden polniſchen Kreiſe wenig Eindruck machte.[80])

Ein Erlaß des Krakauer Biſchofs Conſtantin Felicianus Szaniawski vom 10. Januar 1725, alſo nur ein halbes Jahr nach Ausbruch des Tumults, iſt für die damalige Lage der Diſſidenten in Polen höchſt charakteriſtiſch.[81]) Der Biſchof verglich darin die Diſſidenten mit dem Unkraut auf dem Acker. Zwar ſei dies Unkraut nach dem Gleichniſſe des Herrn bis zur Ernte zu dulden, wenn ſchon dieſe Duldnng ihm ſchwer falle, doch dürfe ſich dasſelbe nicht über Gebühr ausbreiten. Daher ermahnt er die Diſſidenten ſeiner Diözeſe zur katholiſchen Kirche zurückzukehren. Wenn ſie es nicht thun wollten, ſo ſollten ſie wiſſen, daß er ihr Hirte ſei, denn durch die Taufe ſeien ſie Söhne der Kirche, wennſchon ungehorſame, und Unterthanen derſelben, wenngleich widerſpenſtige, geworden. Wer daher ein Amt in der Vorausſetzung erhalte, daß er katholiſch würde, habe dieſer Bedingung binnen 6 Monaten nachzukommen. Außer den Bethäuſern (fana), die ſie bisher, und zwar unrechtmäßig, im Beſitz gehabt, dürften ſie keine neuen aufbauen, auch, wenn die alten einſtürzten, dieſelben unter keinem Vorwande herſtellen. Mit Recht konnte ſich der Biſchof für dieſen Punkt auf vielfältige Reichstagskonſtitutionen berufen. Die nichtkatholiſchen Prediger dürften außer in ihren Bethäuſern keine Andacht in Privathäuſern halten und hätten den Anordnungen der katholiſchen Pfarrer unbedingt zu gehorchen. Die Diſſidenten wären verpflichtet, an die katholiſchen Pfarreien,

in deren Sprengel sie wohnten, Abgaben zu zahlen. Ihre Ehen dürften sie nirgends anders, als in den katholischen Kirchen in Gegenwart des zuständigen katholischen Pfarrers schließen, falls nicht der Bischof Dispens erteile. Ehen, welche von Dissidenten vor ihrem Prediger oder der Ortsobrigkeit geschlossen würden, seien nichtig und strafbar. Konfessionell gemischte Ehen seien eigentlich verboten und nur unter der Bedingung statthaft, daß sämtliche Kinder katholisch würden.

Diese Machtstellung des Jesuitismus in Polen unter August II. machte sich naturgemäß auch in Thorn fühlbar. Ein recht deutliches Beispiel hierfür aus den Jahren, welche dem Tumult vorangingen, sind die Arnd'schen Händel.[82]) Professor Johannes Arnd vom Thorner Gymnasium hatte in demselben am Karfreitag 1719 ein Passionsschauspiel aufgeführt. In dem Programm dazu hatte er nach dem Vorgange des Engländers Selden behauptet, daß der Hoheprieſter Kaiphas nicht Präsident des hohen Rates gewesen sei. Er wollte dadurch Kaiphas Gottlosigkeit als um so größer darstellen, weil er sich wider Jesum eine ihm nicht zukommende Gewalt angemaßt habe. Ein zufällig anwesender Offizier von der polnischen Garde, die in der Stadt lag, hörte bei der Aufführung wiederholentlich die Worte „Pontifex maximus“ und bezog sie statt auf den Hohenprieſter auf den Papst. Er eilte ins Jesuitenkollegium und denunzierte Arnd. Die Väter beklagten sich zunächst bei Roesner, der dem Schauspiele beigewohnt hatte, als dem Protoscholarchen. Als derselbe aber den Professor nachdrücklich in Schutz nahm und das Mißverständnis aufklärte, bewirkten sie Roesner eine Ladung vors Hofgericht und verklagten ihn außerdem beim Kulmer Bischof Casimir von Altenbockum, der den Präsidenten, den Rektor, die Professoren, auch den Buchdrucker vor sein Gericht lud. Roesner versuchte jetzt den Jesuiten Laurentius Marczewski, die Seele des Thorner Collegiums, von dem seine Ordensbrüder sagten, daß er die Leute zusammennähen und sie wieder von einander trennen könne („Marczewski y szyie y porze“), mit einem Dutzend Speziesthaler aus seiner eignen Kasse zu bestechen. Derselbe nahm auch das Geld an und versuchte das seinige zu thun. Doch war ihm der Handel über den Kopf gewachsen, und der Bischof bestand auf einer Genugthuung.

Hierbei erklärte Burggraf Gerhard Thomas, wie oben gelegentlich des Tumults erwähnt, ein alter Feind Roesners, daß er die Dekrete des Bischofs ausführen werde. Arnd zog es daher vor, das gefährliche Thorn zu verlassen. Er erhielt einen Ruf als außerordentlicher Professor der Beredtsamkeit und Geschichte an der Universität Königsberg. Trotz seines Weggangeſ wirkten die Thorner Jesuiten 1720 eine zweite Ladung Roesners und der Professoren vor das königliche Hofgericht aus, bis sich endlich die Sache nach und nach verblutete.

Hatte der Rat schon früher befürchten müssen, daß ihm ebenso, wie die Johannis- und Jakobskirche auch die Marienkirche abgenommen werde, so lag dazu während der Wirren im nordischen Kriege doppelter Anlaß vor. So schmiedeten die Jesuiten 1716 mit dem durchziehenden polnischen Parteigänger Gniazdowski darauf hingehende Pläne und nur Roesners Wachsamkeit gelang es, dieselben mit Geld zu hintertreiben.[83]) 1719 gedachten sie sich der aus Danzig zurückkehrenden Krontruppen hierzu zu bedienen. Die Bürger pflegten bei jeder Fronleichnamsprozession die Marienkirche mit Ketten abzusperren. Marczewski schrieb in dem genannten Jahre ungescheut an einen Ratsherrn: „Euer Pöstsetzen und Kettenvorziehen wird Euch diesmal nicht helfen.“ Der Rat wandte sich aber eilends an einen evangelischen Obersten und verhinderte mit dessen Hilfe den Plan.[84]) Am 17. Juni 1724, also einen Monat vor Ausbruch des Tumults, war der neue Bischof von Kulm, Kretkowski in ungewöhnlicher Weise von den Jesuitenschülern aus seiner Herberge in den „drei Kronen“, welche dicht bei der Marienkirche lag, in einer Prozession abgeholt und nach der Johanniskirche geleitet worden. Sofort bemächtigte sich der Bürgerschaft die Angst, es sei auf die Marienkirche abgesehen, und man trat in Waffen. Doch als der Rat den Bischof darauf aufmerksam machte, daß dieser Aufzug den Gerechtsamen der Stadt zuwiderlaufe, gab er beruhigende Erklärungen, es handle sich nur um eine Ehrenbezeugung anläßlich seiner ersten Visitation in Thorn.[85]) Mochte auch in diesem Falle die Furcht der Bürger unbegründet gewesen sein, so war es doch offenkundig, daß die Jesuiten seit langer Zeit den Protestanten das letzte große Gotteshaus zu entreißen trachteten.

Daneben liefen unaufhörlich kleinere Reibereien zwischen Rat und Jesuiten. Welche Unverschämtheiten sich dabei die letztern erlaubten, ist aus folgendem Falle, der in den Ratsprotokollen vermerkt ist, ersichtlich. 1722 hatte der damalige Präsident Gerhard Thomas zwei Büttnergesellen in den Turm stecken lassen, von welchen einer römisch-katholisch war. Ein Jesuit Ernestus Noricus kam deshalb zu Thomas und scheute sich nicht, den Präsidenten einen groben Ochsen zu nennen, sodaß es der anwesende Amtsdiener hören konnte.[86]) Wiederholentlich mußten die Ordnungen darüber klagen, daß Kinder evangelischer Eltern ins Jesuitenkloster entführt, nichtzünftige Handwerker („Bönhasen") zum Schaden der Innungen in den Klöstern beschäftigt, Eß- und Trinkwaren steuerfrei in dieselben eingeführt würden. Insbesondere wandten sich die Beschwerden gegen die zügellosen Jesuitenschüler. Dieselben fingen häufig mit Handwerkern und Kaufleuten auf offener Straße Händel an, warfen im Winter mit Schneebällen nach den Leuten, wie sie es einmal sogar mit Senior Geret machten, schossen mit Böllern und gingen leichtfertig mit Feuer umher, sodaß die Stadt, namentlich die Häuser in der Araberstraße, in steter Feuersgefahr schwebte. Fenster von öffentlichen und privaten Gebäuden waren vor ihren Steinwürfen nie sicher, einmal hatten sie sogar die Fenster der evangelischen Georgenkirche in der Vorstadt eingeworfen.[87])

So waren alle Bedingungen gegeben, um aus den an sich wenig bedeutenden Vorgängen vom 16. und 17. Juli ein verderbliches Feuer entstehen zu lassen, welches Thorn fast verzehren und halb Europa in Aufregung setzen sollte: in Polen die Jesuiten übermächtig und von ihren Erfolgen gegen die Dissidenten berauscht, dazu in Thorn von bestimmten Absichten geleitet, die Bürgerschaft finanziell ruiniert und in sich aufs tiefste zerspalten.

Sei noch kurz zusammengestellt, was sich zur Charakteristik der Hauptheldeu in diesem Trauerspiele Roesner, Zerneke und Geret beibringen läßt.

Johann Gottfried Roesner[88]) war als Fremdling nach Thorn gekommen. Er war am 21. November 1658 in der brandenburgischen Stadt Züllichau geboren, wohin sich seine Eltern wegen der Unruhen des schwedisch-polnischen Krieges damals

zurückgezogen hatten. Sein Vater Tobias Roesner war Kaufmann und Ratsälteſter zu Frauſtadt in Polen, ſeine Mutter Theodora geb. Wend ebenfalls die Tochter eines Frauſtädter Ratsherrn. Die Vorfahren des Vaters ſtammten aus Schwiebus und hatten dort gleichfalls Ratsämter bekleidet. Johann erhielt ſeine erſte Schulbildung in Züllichau. 1675 nahmen ihn die Eltern wegen der Einfälle der Schweden in die Mark Brandenburg nach Frauſtadt, ſchickten ihn aber ſchon im folgenden Jahre zu ſeiner weitern Ausbildung auf das berühmte Gymnaſium zu Thorn. Auch Johanns Vater hatte ſich während ſeiner Wanderjahre eine Zeit lang in Thorn aufgehalten, um dort polniſch zu lernen. Von den Gymnaſialprofeſſoren, die Johann in Thorn antraf, iſt namentlich Chriſtoph Hartknoch durch ſeine preußiſche Kirchengeſchichte berühmt geworden. Um die polniſche Sprache gründlich zu erlernen, nahm der Jüngling bei dem polniſch-evangeliſchen Prediger Blivernitz Wohnung. Wie fleißig er in Thorn ſtudierte, iſt aus dem noch in der Thorner Gymnaſialbibliothek aufbewahrten Sammelbuche zu erſehen, in welches er Ausſprüche aus den auf dem Gymnaſium geleſenen lateiniſchen Klaſſikern alter und neuer Zeit eintrug. Beſonders häufig ſind die Reden des Humaniſten Muret ausgezogen. Auf dem Titelblatt iſt die Jahreszahl 1676 vermerkt, ſodaß er dies Buch gleich nach ſeiner Ankunft in Thorn angelegt hat. 1679 bezog er die Univerſität Leipzig, die er nur zeitweilig um einer daſelbſt wütenden Peſt willen mit Frankfurt a. d. O. vertauſchte. Bei ſeiner Rückkehr nach Leipzig nahm er bei dem Profeſſor der Rechte Andreas Mylius Wohnung, unter deſſen Rektorat er auch 1683 eine noch vorhandene gelehrte Disputation über ein juriſtiſches Thema (de remediis subsidiariis) hielt. 1687 wurde er durch Blivernitz' Vermittlung als Stadtſekretär nach Thorn berufen, welches jetzt ſeine zweite Heimat wurde. Es war die gewöhnliche Laufbahn der ſpätern Bürgermeiſter, als Stadtſekretär in die Stadtverwaltung einzutreten. Schon in dieſen Jahren muß er, wie ſeine umfangreiche Korreſpondenz beweiſt, eine bedeutende Stellung eingenommen haben. Sein Einfluß ſtieg, als er in eins der alten Thorner Geſchlechter hineinheiratete, indem er 1694 Anna Katharina Kisling, Bürgermeiſter Johann Kisling's Tochter, an den Traualtar führte. Die Kislings waren von

Kaiſer Rudolf II. in den Adelſtand erhoben worden und ſeit 1618 im Thorner Rate heimiſch. Schon 1698 wurde Roesner bei der regelmäßigen Kür zum Ratsherrn gewählt. Wenn indeſſen die Wahl zu einem Mitgliede der ſtädtiſchen Verwaltung in der Regel, wie oben erwähnt, lebenslänglich war, ſo ſollte Roesner gar bald die ſchwerſten Kämpfe zu beſtehen haben, um ſich in ſeiner Würde zu behaupten. Als nämlich 1702 ſein Schwiegervater geſtorben und in der Marienkirche beerdigt war, ſchlugen die Hinterbliebenen das Wappen desſelben an ein Grabdenkmal an, welches die Familie Kisling in jener Kirche ſeit langer Zeit beſaß, verſäumten aber dabei die Genehmigung des Rats nachzuſuchen. Dies formale Verſehen konnte aber unmöglich das Verfahren der beiden Bürgermeiſter Johann Czimmermann und Simon Schultz, zweier alter Feinde des verſtorbenen Kollegen, rechtfertigen, welche am 4. Februar des genannten Jahres, ohne ihrerſeits den Rat zu befragen, das Wappen vom Grabdenkmale herunternehmen ließen. Kislings Witwe und Erben reichten dagegen beim Rate eine Proteſtationsſchrift ein, welche nach ihrer Ausſage nur „die große Bitterkeit ihres Schmerzes ausdrücken“ ſollte, aber ſehr ſtarke Ausdrücke gegen die beiden Bürgermeiſter enthalten zu haben ſcheint.[89]) Der Rat verſuchte vergebens zwiſchen beiden Parteien zu vermitteln. Die dritte Ordnung ſtellte ſich aber auf die Seite der beiden Bürgermeiſter und entſchied am 10. Februar, daß die Proteſtationsſchrift auf einem Scheiterhaufen durch den Henker verbrannt, und die Proteſtierenden ihrer Aemter entſetzt würden, ein Urteil, zu dem ihr offenbar kein Recht zuſtand. Es kam ſogar um dieſer Sache willen auf dem Rathauſe zu tumultuariſchen Vorgängen. Die Kisling'ſchen Erben klagten beim Hofgerichte, nachdem bereits ihre Widerſacher ſich beim Könige beſchwert hatten. Wirklich wurde die Schrift am 16. Februar auf dem Markte öffentlich verbrannt, Roesner nicht mehr zu den Sitzungen des Rats eingeladen, und zwei andern Verwandten des Verſtorbenen, von denen der eine, ein 80jähriger Mann, vorſtädtiſcher Schöppenmeiſter, der andre Schöppe war, angekündigt, daß ſie aus ihren Aemtern entlaſſen ſeien. König Auguſt II. entſchied aber zu Roesners und deſſen Verwandten Gunſten, indem er ihnen zunächſt einen Schutzbrief wider die

beiden Bürgermeiſter erteilte. Als ſie trotzdem bei der nächſten Ratskür ausgeſchloſſen wurden, verfügte der König unter dem 5. Mai 1702 durch Cabinetsordre Roesners und Johann Chriſtoph Kislings Wiedereinſetzung unter Androhung ſtrenger Strafen wider den Rat.[90]) Am 15. Januar 1703 wurde der Prozeß durch Urteil des Hofgerichts ebenfalls zu Roesners Gunſten beendet. Nur erkannte das Gericht an, daß die Proteſtationsſchrift der Kisling'ſchen Erben für die beiden Bürgermeiſter beleidigend geweſen ſei und daher aus dem Gerichtsarchive, in dem ſie niedergelegt, entfernt werden ſolle. Das heruntergeriſſene Wappen ſei in der Marienkirche nach vorgängig eingeholter Genehmigung des Rats, die derſelbe aber nicht verweigern dürfe, wieder anzuſchlagen.[91]) In demſelben Jahre noch wurde Roesner zum königlichen Burggrafen ernannt.

Dies Einſchreiten zu ſeinen Gunſten vergalt Roesner durch unwandelbare Treue gegen die polniſche Krone. Bei der Belagerung Thorns durch die Schweden in dieſem Jahre hatte er dazu reichliche Gelegenheit. Die Schweden ſetzten ihn daher auch, als ſie die Stadt eingenommen, als Polens treuſten Anhänger, in Gefangenſchaft, aus welcher er ſich durch Zahlung von 16000 fl. löſen mußte. 1706 erklomm er den Gipfel ſtädtiſcher Ehren, indem er zum Bürgermeiſter gewählt wurde, welches Amt er bis an ſeinen Tod ununterbrochen verwaltete, indem er wiederholentlich im Wechſel mit ſeinen Kollegen Präſident oder Burggraf wurde. In demſelben Jahre erhielt er noch das Ehrenamt eines Protoſcholarchen über das Gymnaſium. Auch hatte er damals wieder Anlaß, ſeine Treue gegen Polen zu beweiſen, als der ſchwediſche Parteigänger Joſeph Potocki Thorn überfiel. Er erlitt dabei perſönlich viel Schaden. — Seine Ehe mit Anna Katharina Kisling blieb kinderlos, er erzog aber einen Neffen ſeiner Frau, den ſpätern Prediger Rechenberg, den er mit ſeiner Schweſtertochter verheiratete. Roesners Ehegattin, der ihr Seelſorger das Zeugnis einer frommen, wohlthätigen, ihrem Mann überaus zugethanen Frau giebt, ſtarb bereits 1708, ſeitdem lebte der Bürgermeiſter als Witwer.

Wie die meiſten Thorner Ratsherren war auch Roesner Kaufmann. Von dem großen Vorwerke vor dem Bromberger Thore und der Branntweinbrennerei auf demſelben, die ihn in ſo

ärgerliche Streitigkeiten mit seinen Kollegen verwickelte, ist schon oben in anderm Zusammenhange geredet worden. Außerdem gehörte ihm ein Haus in der Stadt und einige Wiesen auf der Mocker. Der Anteil, welchen später die Stadt aus seinem Vermögen erhielt, wurde auf 27210 fl. geschätzt. Er muß der Stadt gegenüber uneigennützig gewesen sein, trotzdem sein Verhalten in der Branntweinangelegenheit zunächst vom Gegenteile zu zeugen scheint. Denn bei seinem Tode war ihm die Stadt noch mehrere Quartalsraten seines Bürgermeisterhonorars schuldig, auch hatte er Vorschüsse für dieselbe geleistet.[92]) Bei Beurteilung seines Verhaltens in der Branntweinstreitigkeit darf nicht vergessen werden, daß man ihm sein Recht ohne irgend eine Entschädigung rauben wollte, und daß es sich dabei nicht um das Wohl der Allgemeinheit, sondern um das Sonderinteresse seiner Kollegen handelte.

Wie aus alle dem hervorgeht, hatte Roesner in der Stadt viele Feinde, und war nicht gewillt, sich von seinen Rechten etwas nehmen zu lassen. Sein Temperament wird als „sanguinisch-choleriſch, mit zulänglichem Phlegma gemäßigt“[93]) geschildert. Die Schwäche, in welcher er an jenem Unglücksabende den energischen Befehl infolge Widerspruchs Stadtkapitän Graurock's zurückzog, war bei der unsichern Stellung, die er selbst im Ratskollegium, sowie in der Stadt einnahm, wohl erklärlich. Wenn die Stadtobrigkeit hernach nichts Durchgreifendes that, um das drohende Unheil von Roesner, seinen Leidensgenossen und dem ganzen Gemeinwesen abzuwenden, so war dies sicherlich nicht des erstgenannten Schuld, es lag von der Geldnot abgesehen an der Zerfahrenheit der drei Ordnungen. Auch mögen persönliche Feindschaften gegen Roesner und andre mitgespielt haben.

Sein Protoscholarchat verwaltete er, wie schon erwähnt, mit voller Hingabe. Als er Rektor Jaenichen einführte, hielt er unter Anspielung auf die Kriegsunruhen eine lateinische Rede über „die kriegführenden Musen“, deren Eleganz in einer öffentlichen Rezension aufs schmeichelhafteste gerühmt wurde. Noch sein lateinischer Brief an Lubomirski unmittelbar vor seinem Tode zeigt den in zierlichstem Latein, mit vielen Bildern und Wortspielen redenden Gelehrten. An seinem Namenstage zu Johanni pflegte er sämtliche Professoren in seinem Hause zu bewirten.

Die Gymnaſiaſten veranſtalteten ihm dann zu Ehren einen feierlichen Aufzug, bei welchem unter einer Abendmuſik gedruckte Gedichte verteilt wurden. Auf Hochzeiten und Geſellſchaften pflegte er in einer zierlichen Rede im Namen der Gäſte den Dank gegen die Wirte abzuſtatten, Verwandten und Freunden ſandte er gelegentlich zu ihren Ehrentagen ſelbſtgemachte Gedichte.

Dieſe äſthetiſche Begabung hatte ihn aber nicht dem Glauben entfremdet. Im Gegenteil ruhte ſein Seelenleben, wie ſein Verhalten im Tode beweiſt, auf einer ſehr feſten, kirchlich ausgeprägten Frömmigkeit. Nicht nur Sonntags, ſondern auch zu den Wochenpredigten, Gebetsſtunden und ſonnabendlichen Vorbereitungen ſah man ihn in der Kirche. In theologiſchen Fragen beſaß er keine gewöhnliche Kenntnis. Damit hing ſeine Gegnerſchaft gegen die Jeſuiten zuſammen, denen er, wie oben beſchrieben, öfters, zuletzt in den Arnd'ſchen Händeln, feſt und mutig entgegen getreten war, eine Gegnerſchaft, die ihm jetzt freilich teuer zu ſtehen kommen ſollte. So war er gewiß kein Heiliger, aber ein vielſeitiger Geiſt, ein frommer, dem Guten nachſtrebender Charakter.

Jacob Heinrich Zerneke[94]), der Vicepräſident jenes Jahres, war einer alten und ſehr reichen Thorner Familie entſproſſen. Er hatte zuerſt in Roſtock Theologie ſtudiert, ſich dann aber der Rechtsgelehrſamkeit zugewandt. Nach weiten Reiſen durch Deutſchland, Ungarn, Holland, England, Dänemark war er in ſeine Vaterſtadt heimgekehrt und 1699 Stadtſekretär geworden. Ohne ſolche Stürme, wie Roesner, war er nach und nach die Stufenleiter ſtädtiſcher Ehren emporgeſtiegen. Das Jahr 1706 ſah ihn als Schöppen, 1712 als Schöppenmeiſter, 1713 als Ratsherrn, 1723 als Bürgermeiſter und Präſidenten. Er hatte ſich durch ſein liebenswürdiges, gefälliges Weſen ſogar die katholiſche Bevölkerung in der Stadt und Umgegend zu Freunden gemacht, und dieſe Beliebtheit rettete ihm ſpäter das Leben. Die Lage ſeines Hauſes, das ſich wie ein Keil in die Jeſuitengebäude hineinſchob, war ſchwerlich ohne Schuld an der Anklage wider ihn infolge des Tumults. Während er mit Roesner befreundet war, fühlte er ſich ſonſt in der Ratsſtube ſehr unbehaglich und hat nachmals über ſeine Kollegen in äußerſt ſcharfen Ausdrücken geurteilt. Die Briefe aus den Tagen, als ſein Leben auf der

Schärfe des Schwertes ſchwebte, laſſen in ein gläubiges, tiefſ-frommes, echt proteſtantiſches Gemüt ſchauen. Seine wiſſenſchaftlichen Neigungen gehörten der Ortsgeſchichte ſeiner Vaterſtadt an, welche ſeiner Chronik und ſonſtigen Schriftſtellerei den größten Teil der Kenntnis von ihrer Vergangenheit verdankt.[95])

Chriſtoph Heinrich Andreas Geret[96]), der erſte Prediger an der Marienkirche und Senior der Stadtgeiſtlichkeit, war aus dem Fränkiſchen nach Thorn verſchlagen. Er war 1686 zu Roth im Ansbach'ſchen geboren und ſtammte aus einem alten Predigergeſchlechte. Zunächſt war er Feldprediger beim Kavenagh'ſchen Regimente in Holland geweſen. Als dies Regiment von Auguſt II. übernommen wurde, kam er 1713 mit erſterm nach Thorn. Er gefiel dem Rate dermaßen, daß er ſchon im folgenden Jahre zum Prediger an der Marienkirche berufen wurde. Er verheiratete ſich mit einem Patriziermädchen der Stadt, der Tochter des verſtorbenen altſtädtiſchen Schöppen Schloß, deren Stiefvater Bürgermeiſter Andreas Schultz war. Schon 1723 wurde er auf des früheren Seniors Praetorius Vorſchlag deſſen Nachfolger in der Seniorwürde, trotzdem er erſt 37 Jahre alt war. Er hatte aber viele Anfeindungen, namentlich von ſeinen polniſchen Amtsbrüdern zu leiden, die ſich ſeinen Anordnungen nicht fügen wollten. Er war ein bedeutender Kanzelredner, in der Bibel bis aufs einzelnſte bewandert, den Jeſuiten völlig gewachſen und darum gründlich verhaßt, ein edeldenkender Menſch, der ſogar ſeinen Feinden gutes gethan hat. Thorn hatte er, wie die weitere Darſtellung zeigen wird, als ſeine zweite Heimat dermaßen lieb gewonnen, daß er die glänzenden Anerbietungen König Friedrich Wilhelms I. ausſchlug, um ſeiner Gemeinde in dieſer ſchweren Zeit treu zu bleiben und ihr ein neues Gotteshaus für das geraubte bauen zu helfen. Eine ſeiner Töchter hat er übrigens ſpäter an den Thorner Stadtphyſikus Sömmering verheiratet, und iſt ſo der Großvater des berühmten Anatomen Samuel Thomas v. Sömmering geworden.

Wenn ſo die Thorner Bürgerſchaft jener Jahre im allgemeinen mit ihren endloſen Streitigkeiten wenig ſympathiſch berührt, ſo fehlte es nicht an bedeutenden Männern, und deutſch-nationale, kulturelle und nicht am wenigſten proteſtantiſch-religiöſe Intereſſen waren auch in dieſer trübſeligen Zeit dort lebhaft vertreten.

Kapitel 2.

Die Unterſuchungskommiſſion.[1])

Die leitenden Männer der Thorner Stadtverwaltung ſahen ſofort, daß der Tumult vom 17. Juli ihnen und dem ganzen Gemeinweſen große Ungelegenheiten verurſachen werde. Roesner that alles, um die übeln Folgen ſo viel wie möglich abzuwenden. Er ſandte ſogleich am nächſten Tage einen Sekretär zu den Jeſuiten, um ihnen im Namen der Stadt wegen des erlittenen Ungemachs zu kondolieren. Derſelbe bezeugte der Stadt Unſchuld und Mißfallen an dem Vorgange und verſprach ſtrenge Unterſuchung, ſowie nach Befinden Schadenerſatz. Mit der Unterſuchung machte der Rat auch Ernſt, indem er die Stadtthore ſchließen ließ, damit keiner der Uebelthäter entkäme, und ſchon an dieſem Tage 22 Perſonen verhörte. Ein „Proklama" wurde in deutſcher und polniſcher Sprache veröffentlicht, in welchem die Bürgerſchaft unter Androhung von Strafen aufgefordert wurde, keinen Anlaß zu Streitigkeiten zu geben. Den beiden Ordnungen trug Roesner den unangenehmen Vorfall vor und bat bei Zeiten für die Beſchaffung von Geld zu ſorgen, weil man ohne Geldausgaben nicht abkommen werde. Er berichtete zugleich, daß die Väter den abgeſandten Sekretär ſehr kühl empfangen und geäußert hätten, dieſe Sache müſſe an einem höheren Orte anhängig gemacht werden. Einige anweſende, dem Sekretär unbekannte polniſche Edelleute ſeien dieſer Meinung beigefallen. Auch hatten die Mönche dem Rate vorgeworfen, daß er nur zum Scheine einige Soldaten entſandt und nicht zur rechten Zeit geholfen habe.[2])

Noch an demſelben 18. Juli ließ Laurentius Marczewski, wie oben bei den Arnd'ſchen Händeln erwähnt, die Seele des Thorner Jeſuitenkollegiums, an den Krongroßkanzler der Republik, Szembek, ein Schreiben in polniſcher Sprache[3]) abgehen. In den grellſten Farben ſchilderte er das der Mutter Gottes und dem heiligen Glauben widerfahrene Unrecht. Wie von nun an alle jeſuitiſchen Darſtellungen hob er vornehmlich hervor, daß die Tumultuierenden auf offener Straße eine Bildſäule der Maria verbrannt und dabei die gottesläſterlichen Worte geſprochen hätten: „Jungfrau, rette Dich jetzt." Seine weitere Darſtellung der Aus-

ſchreitungen ſchloß er mit den Worten: „Was kein Feind uns gethan, haben die Thorner verübt.“ Wenn die Garniſon nicht noch zu Hülfe gekommen, wäre das Kollegium dem Erdboden gleich gemacht und alle Mönche umgebracht. Er bat den Kanzler, ſich als einen Protektor des Ordens und Eiferer für den katholiſchen Glauben zu bethätigen.

Nicht lange dauerte es, bis die Jeſuiten eine ausführliche Darſtellung der Vorgänge in lateiniſcher Sprache drucken ließen und vermöge ihrer weitverzweigten Verbindungen nach allen Richtungen verbreiteten. Welchen Ton ſie dabei anſchlugen, ließ ſich ſchon aus der Überſchrift entnehmen: „Wirklich wahrheitsgemäßer und katholiſch-richtiger Bericht über einen wilden Tumult, in welchem auf unmenſchlich barbariſche Weiſe Kapellen und Betſäle entweiht, Altäre umgeſtürzt, Bilder Chriſti, der Gebenedeieten und der Heiligen auf einem Scheiterhaufen unter unzähligen Läſterungen und Verhöhnungen auf der Straße ſchimpflich verbrannt, und ſchließlich das ganze Kollegium der Geſellſchaft Jeſu zu Thorn geplündert wurde ꝛc., geſchehen von den Ketzern dieſer Stadt am 17. Juli 1724“.[1]) Mit voller Deutlichkeit wurde hier dem Rate ſchuld gegeben, den Aufruhr nicht nur geduldet, ſondern abſichtlich veranlaßt zu haben.

In einer Vorrede wurde den proteſtantiſchen Berichten über dieſe Angelegenheit grundſätzlich jede Glaubwürdigkeit abgeſprochen. „Man muß nämlich, hieß es, auch in menſchlichen Dingen weit mehr einem katholiſchen Zeugen oder Schriftſteller, als einem diſſidentiſchen glauben. Denn die Katholiken glauben, man müſſe bei Strafe der ewigen Verdammnis die göttlichen Gebote halten. Zu dieſen Geboten gehört nicht am letzten: Du ſollſt nicht falſch Zeugnis reden wider Deinen Nächſten, oder gar für die Nachwelt aufſchreiben. . . . Die Katholiken hoffen daher und bemühen ſich auch daſſelbe mit Gottes Gnade zu halten. Anders die Nicht-Katholiken. Sie glauben, daß die Gebote Gottes nicht gehalten werden können. Weil ſie daran verzweifeln, ſorgen ſie für nichts weniger, als die Gebote zu erfüllen. Ja ſie fürchten, je mehr ſie ſich bemühen, den Geboten Gottes nachzuleben, um ſo mehr wider ihren Glauben zu ſündigen und Gott zu widerſtreben. Gott ſoll nach ihrem Glauben . . . zu allem Guten oder Böſen . . .

dringen und mit Gewalt zwingen. . . . Deshalb meinen ſie ihrem allein ſelig machenden Glauben, der Genugthuung Chriſti für uns und ſeinem unendlichen Verdienſte Abbruch zu thun, wenn ſie ſelber die Wahrheit ſagen, etwas Gutes vollbringen oder Unglück erdulden."

Nach dieſer merkwürdigen Einleitung, welche jede jeſuitiſche Berichterſtattung als unantaſtbar hinſtellte, folgte der Hergang im einzelnen. Ein Lutheraner habe bei der Prozeſſion mit bedecktem Haupte und ausgeſtreckter Zunge dageſtanden, Grimaſſen gemacht und Läſterungen ausgeſtoßen und ſo eine Züchtigung von katholiſcher Seite gleichſam abſichtlich herausgefordert. Dieſelbe habe ihm ein jeſuitiſcher Student mit großer Mäßigung erteilt, indem er den frechen Ketzer nur mit Herabnahme ſeiner Mütze „beſtrafte." Deshalb ſei der Student nach beendeter Prozeſſion von den Lutheranern auf dem Kirchhofe ohne Rückſicht auf den heiligen Ort und die Vorrechte der Kirche überfallen, in unmenſchlicher Weiſe blutig geſchlagen, mit Stöcken geprügelt und ſchließlich bluttriefend vom Kirchhofe weg auf die Wache geſchleppt. Hier ſei der Rächer der göttlicher Ehre in Haft behalten worden. Am nächſten Tage hätten die Studenten den Burggrafen beſcheiden um Herausgabe ihres Kameraden gebeten und zugeſichert, denſelben bei der erſten Aufforderung dem Richter zu ſtellen, vor deſſen Gericht er gehöre. Thomas habe geantwortet, wer ihn habe verhaften laſſen, möge auch ſeine Freilaſſung anordnen. Jetzt wandten ſich die Studenten an Roesner, wurden aber in frivoler Weiſe abgefertigt. Darauf baten ſie in Befolgung des burggräflichen Rats in beſcheidener Weiſe Heyder, Lyſiecki's Freilaſſung zu bewirken. Statt deſſen ließ Heyder ohne Anlaß noch einen zweiten Studenten verhaften. „Ueber dieſe unmenſchliche und barbariſche That erbittert" wandten ſie ſich von neuem an Roesner, wurden aber von der Dienerſchaft nicht vorgelaſſen, vielmehr „in unmenſchlicher Weiſe fortgejagt, hinausgeworfen, mit tauſend Grimaſſen, Schimpf- und Scheltworten verhöhnt." Schon oft hätten ſie ähnliche Unbilden von der nicht-katholiſchen Bürgerſchaft erduldet. Nur neulich ſei ein Student des Nachts von einem Stadtſoldaten aus ſeinem Quartiere halb nackt auf die Stadtwache geſchleppt, dort Tag und Nacht gefangen gehalten und endlich ſelbſt von „den Feinden"

für unſchuldig befunden und ohne irgend welche Genugthuung frei gelaſſen worden. Deſſen eingedenk und in ihrer Erbitterung über die neuen Kränkungen hätten ſie ohne Wiſſen der Jeſuiten-Väter einen lutheriſchen Studenten gefangen genommen und ihn „in beſcheidener Weiſe“ in ihre Schule geführt, um für die zwei gefangenen Kameraden wenigſtens einen diſſidentiſchen Studioſus zum Pfande zu haben.

Hierauf habe ſich „nicht bloß mit Zuſtimmung des Rats, ſondern geradezu auf deſſen Befehl“ ein Volksaufſtand erhoben. Die Stadtthore ſeien viel früher als ſonſt geſchloſſen[5]), und der Stadtſekretär habe das Volk angefeuert, die Fenſter der Schule einzuwerfen. Selbſt Nagurny's ſofortige Freilaſſung habe die Wut des Volkes nicht ſtillen können. Jetzt wurde es klar, der Volksaufruhr war nicht aus plötzlich für Nagurny erwachtem Eifer entſtanden, ſondern ſchon lange zuvor als Rache dafür geplant, daß die Jeſuiten ſoviele Menſchen zum katholiſchen Glauben bekehrt hätten. Das Volk ſei nunmehr in die leere Schule eingebrochen. Die Stadtſoldaten hätten dabei gleichſam als Zeugen und Beförderer des Tumults dageſtanden, die Flinten gegen die Schule und das Kloſter gekehrt. Als ſie ſahen, daß den Angreifern weder aus der Schule, noch dem Kollegium, das nur von frommer Unſchuld beſchützt war, Widerſtand geleiſtet wurde, zogen ſie ſich, ohne einen Finger zu rühren, zurück. Vielleicht ſei ihnen von einem Ratsherrn ein Zeichen gegeben.

So ſtürmte das wütende Volk, nachdem ſich der Aufſeher entfernt, in die Schule. Was ihm im Wege ſtand, wurde vernichtet. Fenſter, Oefen, Bänke, Katheder ſeien zerſtört, Kapellen und Betſäle aufgebrochen, Altäre verwüſtet, Bildſäulen der Heiligen mit Beilen zerſpalten, Bilder von Heiligen, namentlich der Maria zerſchnitten, mit Degen durchbohrt oder mit Händen zerriſſen. Schließlich verlegte der von hölliſcher Glut entzündete Pöbel ſein gottesläſterliches Treiben auf die Straße. Selbſt den wildeſten Völkern würden bei dieſer Kunde die Ohren gellen. Die Räuberhorde „verurteilte“ die in Stücke zerriſſene Bildſäule der Mutter Gottes, wie die Bilder der Heiligen Xaver, Caſimir ꝛc. dazu, auf offener Straße auf einem Scheiterhaufen verbrannt zu werden. Und um das Maß voll zu machen, ſprang der Haufe, ſich ſeiner

That freuend über das Feuer und ſchrie wiederholentlich, ähnlich wie die Juden und Heiden am Karfreitage: „Jetzt rette Dich ſelbſt, Frauchen, da die Papiſten allerwärts rühmen, daß ſie durch Dich große Hilfe erlangen.“ Auch hörte man von den über das Feuer Springenden ironiſche Rufe, wie: „Es lebe Jeſus, Maria, Joſeph ꝛc.“

Endlich wandte ſich das Volk gegen das Kollegium ſelbſt, und ſo wurde es völlig klar, daß es ſich um lange vorbereitete Pläne handle. Nachdem man die Pforte vergeblich mit Äxten zu zerſpalten verſucht, machte man ſie gewaltſam mit Mauerbrechern auf. Mit noch viel größerer Wut, als vorhin in die Schule, ſtürmte die Menge jetzt ins Kloſter und verſetzte den in den Weg kommenden Mönchen Ohrfeigen, Fauſtſchläge, Knüttelhiebe. Nur die Hoffnung auf Beute hielt die Stürmenden von den Vätern ab, ſodaß dieſelben unter das Dach und in ſonſtige Schlupfwinkel flüchten konnten. Jetzt wurden die Schlafräume geplündert, die mit Bildhauerarbeit geſchmückte Thüre zur Hauskapelle, in der das Allerheiligſte ſtand, mit Äxten erbrochen, die Heiligenbilder ebenſo, wie vorhin in der Schule zerſchnitten, zerriſſen, mit Füßen zertreten ꝛc. Von den Bildern des Gekreuzigten wurde das eine mit Äxten zerhauen, ein anderes mit Degen durchbohrt und mit Kugeln zerſchoſſen. Schließlich ging die Beute aus, und ſchon ſuchte man die Knechte Gottes auf, um ſie zu morden. Vergeblich war inzwiſchen der Gardekommandant [Warter] von katholiſchen Bürgern aufgefordert worden, Hilfe zu bringen. Er gab vor („er war ja ebenfalls ein Lutheraner“), er habe gegen Feinde, aber nicht gegen Bürger zu kämpfen. Schließlich, von der äußerſten Gefahr der Väter benachrichtigt, brachte er um Mitternacht den Aufruhr zum Stillſtande und trieb die gottloſe Schar aus dem Kloſter heraus. Hätte er dies nicht gethan, „ſo wäre es vielleicht um das Leben der Jeſuiten, ja wohl aller Katholiken in der ketzeriſchen Stadt geſchehen geweſen.“

Wie verſchieden auch dieſer „katholiſch-richtige Bericht“ von dem proteſtantiſchen lautete, in zwei und zwar ſehr weſentlichen Punkten ſtimmte er doch mit letzterm überein. Die erſte Thätlichkeit am 16. Juli war von einem Jeſuitenſchüler ausgegangen, und den Anlaß zum Tumulte am 17. hatte Nagurny's aller geſetzlichen Ordnung hohnſprechende Wegſchleppung in die Schule gegeben.

Dem Berichte war noch ein Anhang beigegeben, und in demſelben traten die Pläne, welche die Jeſuiten an dieſe Vorkommniſſe knüpften, unverhüllt zu Tage. Sie hatten angeblich eine Schmähſchrift nach der Plünderung an der Thüre des Kollegiums angeſchlagen gefunden, in welcher ſie in höchſt täppiſcher Weiſe um der ausgeſtandenen Schrecken willen verſpottet und aufgefordert wurden, ſich zu bekehren. Dies urſprünglich deutſche Pasquill fügten ſie in lateiniſcher Ueberſetzung ihrem „katholiſch-richtigen Berichte“ bei [6]) und knüpften daran ſehr ausgedehnte Erwiderungen.

Die angebliche Schmähſchrift lautete ins Deutſche zurückübertragen etwa alſo. „Dem allgütigen, allmächtigen Gott nebſt Anbetung der Heiligen. Ihr gottloſen Ignatianer aus dieſem Kollegium habt vor wenigen Tagen mit Kummer und Herzklopfen erfahren, daß der gerechte Himmel zu Eurer Gottloſigkeit nicht länger ſchweigen kann. Er hat Euch deshalb den Anfang des Verderbens vor Augen geſtellt, welches er binnen kurzem über Euch verhängen wird. Wenn Ihr vernünftig ſeid, ſo bekehrt Ihr Euch und werdet wie die kleinen Kinder, damit Euch nicht ärgeres widerfahre. Zweifelsohne iſt Euer Vater Rektor mit ſeinen ignatianiſchen Brüdern bei dem gerechten Angriffe auf Eure götzendieneriſche Synagoge in Wut geraten und hat alle Ketzer verdammt. Doch Ihr würdet Euch als rechte, verfluchte Eſauskinder zeigen, wenn Ihr in Eurer Gottloſigkeit verharret. Ihr ſeid ja nicht Heiden, ſondern wenigſtens halbe Chriſten, und deshalb bemitleide ich Euch. Wie hat Euch gottloſen Vätern bei dieſem Anfange Eures Verderbens das Herz geklopft und iſt wohl gar in die Hoſen gefallen. Welche Trauermelodieen habt Ihr in den Winkeln, in die Ihr flohet, angeſtimmt! Wenn Ihr in Zukunft Euer eſaumäßiges Leben beſſert und Eure Lehre ändert, wird es Euch und Euren Söhnen wohl gehen. Ihr werdet lange auf Erden und im Fegfeuer leben. Amen! amen! amen! Gott allein ſei die Ehre, die Jeſuiten gelten hinfort nichts mehr.“

Die angefügten Erwiderungen [7]) gingen Satz für Satz die Schmähſchrift durch. 1. Verwahrten ſich die Jeſuiten dagegen, daß ſie Heilige anbeteten. 2. Wenn man ſie als Eſauskinder verſpotte, ſo freuten ſie ſich um Chriſti willen Schmach zu leiden. Würfe man ihnen den Namen Jeſuiten vor, ſo möchten die Ketzer

bedenken, daß auch ſie den Namen Chriſti für ſich in Anſpruch nähmen. Es müßte denn jener Jeſus und dieſer Chriſtus ein andrer ſein. Und in der That ſeien beide himmelweit verſchieden. Denn ſonſt hätten die Ketzer nicht das Bild des Gekreuzigten verbrannt. 3. Wenn die Schmähſchrift den Aufruhr den Anfang des Verderbens für die Jeſuiten nenne, ſo ſei daraus zu erſehen, daß derſelbe lange geplant geweſen und noch ſchlimmeres bevorſtünde. In Kürze würde die Niedermetzelung aller Katholiken erfolgen, eine ſolche hätten die Ketzer einſt in allen ehemals katholiſchen Ländern geplant, in vielen wirklich ausgeführt. 4. Wiederholten die Jeſuiten den eben ausgeſprochenen Gedanken, daß die Schmähſchrift nicht nur ihnen, ſondern allen Katholiken den Untergang drohe. 5. Entrüſteten ſie ſich darüber, daß ſie ihre Lehre ändern und Weiber und Kinder erhalten ſollten. „Dieſen Menſchen (oder ſind es Schweine von Epikurs Herde?) ſamt ihrem tempelſchänderiſchen, verheirateten Chorführer Martinus gefällt kein Glaube und keine Frömmigkeit, die nicht mit geſchlechtlichen Dingen zuſammenhängen.“[8]) Natürlich war es hier auf Martin Luther abgeſehen. 6. Gelinge den Ketzern dieſer Vorſtoß in Thorn, ſo würden ſie in den Provinzen, in welchen das Volk ketzeriſch ſei,[9]) weitern Fortgang haben. Auch über die Fürſten, zumal über die neulich katholiſch gewordenen, die ihnen beſonders verhaßt ſeien, würde ſich ein Blutſtrom ergießen. Sie verließen ſich, wie eine tauſendfältige Erfahrung beweiſe, auf eine auswärtige Macht. Das erſtere bezog ſich auf den Landesherrn Auguſt II., das zweite auf Preußen. Deshalb müßten die katholiſchen Mächte den Brand erſticken. 7. Wurden ſogleich die Strafen über die Ketzer in Thorn feſtgeſetzt. Man müſſe ihnen dasſelbe thun, was die Ketzer den Katholiken in ehemals katholiſchen Ländern gethan und in England, Schweden und Dänemark noch thäten. Man müſſe ihnen ihre Gotteshäuſer, das Kirchengerät, das Gymnaſium, die Ratsſtellen und andern Ehrenämter, die Stadtdörfer ꝛc. wegnehmen. Solche Strafe ſei noch ſehr gelinde. Denn was iſt es beſonderes, „wenn man Räubern ... tempelſchänderiſchen Aufrührern, Ketzern etwas abnimmt und den rechtmäßigen Beſitzern ... zurückgiebt, was die Ketzer einſt ohne, ja gegen jedes göttliche und menſchliche Recht den Katholiken weggenommen haben.“ Die Bezeichnung

der katholiſchen Kirche als einer götzendieneriſchen Synagoge ſei eine Beleidigung des Papſtes, des Kaiſers, der katholiſchen ſpaniſchen, der allerchriſtlichſten franzöſiſchen, der rechtgläubigen polniſchen Könige und aller katholiſchen Fürſten. Die Schmähſchrift und ihr Verfaſſer ſeien des Scheiterhaufens würdiger, als Chriſti und Mariens Bild. Was würden die Diſſidenten in einem ihrer Länder mit Katholiken machen, welche es gewagt hätten, das Bild eines nicht-katholiſchen Fürſten zu verbrennen? Und hier ſei die Hefe der Diſſidenten vom Rate aufgeboten und habe die Bilder des gekreuzigten Gottes, ſeiner Mutter, des heiligen Caſimir, des polniſchen Schutzpatrons, verbrannt. In Polen ſei ſolche Gottloſigkeit beiſpiellos und nur zuweilen bei den Hugenotten in Frankreich vorgekommen ꝛc.

Aus dieſer langen Erwiderung auf die angebliche Schmähſchrift geht mit urkundlicher Sicherheit hervor, daß die Strafe für den Tumult längſt feſtſtand, ehe irgend ein Zeugenverhör angeſtellt war, ehe die Jeſuiten ſelbſt ermitteln konnten, ob der Rat der Anſtifter geweſen. Die Strafe ſollte vor allem in der Wegnahme der letzten, großen evangeliſchen Kirche, des proteſtantiſchen Gymnaſiums, in der Verdrängung der Proteſtanten aus den ſtädtiſchen Aemtern und Einkünften beſtehen. Man iſt im Hinblick auf dieſen Anhang zum „katholiſch-richtigen Berichte“ der Jeſuiten zu meinen verſucht, daß ihnen die „Schmähſchrift“ ſowohl, wie der Tumult ſehr gelegen kamen.

Der Rat ließ nicht, wie die beiden andern Ordnungen wünſchten, einen Gegenbericht drucken. Er begnügte ſich mit einer leidenſchaftsloſen Darſtellung des Sachverhalts, welche er am 7. Aug. handſchriftlich an verſchiedene polniſche Würdenträger, ſowie die Magiſtrate von Danzig und Elbing nebſt Begleitſchreiben richtete. Danzig und Elbing wurden vom Rate gebeten, ihre Warſchauer Vertreter anzuweiſen, mit dem Thorner Sekretär Klosmann gemeinſam vorzugehen, damit keine Unterſuchungskommiſſion nach Thorn geſchickt werde. — Die Darſtellung im Berichte des Rats (status causae)[10] ſtimmte in allem weſentlichen mit der am Anfange dieſer Schrift gegebenen Schilderung der Vorgänge überein. Es wurde zugegeben, daß in der Schule und im Kollegium mehrere Zimmer mit den Möbeln zerſtört ſeien. Auch habe der Pöbel

ein Feuer angezündet, um verſchiedenes Holzwerk zu verbrennen. Daß aber Bilder von Heiligen und der Jungfrau Maria verbrannt wären, ſei unrichtig. Weder die am Tage nach dem Tumulte noch die ſpäter angeſtellten Verhöre hätten etwas derartiges ergeben. Für die Zügelloſigkeit der Jeſuitenſchüler berief ſich der Rat auf Vorkommniſſe in andern Städten, die ſolche Schulen beherbergten.[11])

Die Jeſuiten ließen es nicht bei ihren Veröffentlichungen bewenden. Durch den Landboten (ministerialis Regni generalis) Kupczewicz und andre Beamte ließen ſie eine Beſichtigung der verwüſteten Gebäude vornehmen und legten das Protokoll bereits Mittwoch nach dem Tumulte beim Burggericht in Kowalewo (Schoenſee) nieder. Ebenſo ließen ſie eine Beſcheinigung über die Verwundungen aufnehmen, welche Rektor Czyzewski, ſowie die Brüder Andreas Gaykowski und Joſeph Rozanski bei dem Sturme aufs Kloſter erlitten.[12]) Ferner verlangten ſie, daß eine Anzahl Dienſtboten und junger Leute als der Teilnahme verdächtig verhaftet würden. Roesner wollte auch diejenigen, für welche ihre Herren nicht Bürgſchaft leiſteten, in die Stadtwache bringen laſſen, die dritte Ordnung war aber dagegen, ſodaß es unterblieb.[13]) Später legten die Jeſuiten noch einen Haftbefehl wider Heyder, Lebahn und andre nach polniſchem Rechtsgebrauche beim benachbarten Podgorzer Gerichte nieder.[14]) Nach dieſen vorbereitenden Schritten ſtrengten ſie gegen den Burggrafen, den Präſidenten, den ganzen Rat und die Gemeinde Thorn einen Prozeß beim Warſchauer Hofgerichte an und beſchuldigten ſie der „Begünſtigung und Mitwirkung“ bei den am 16. und 17. Juli geſchehenen Freveln. Der Inſtigator des Reichs nahm ihre Anklage an, und ſo erließ das Hofgericht bereits unter dem 29. Juli eine Vorladung an die Beklagten. In ſehr ſcharfen Ausdrücken wurden ſie aufgefordert, binnen 14 Tagen perſönlich vor dem Gerichte zu erſcheinen. Die Anklage war ſo gefaßt, als ob ſie bereits erwieſen ſei. „Da ſo ſchlimme in unſrer Stadt begangene Ausſchreitungen uns gemeldet werden, hieß es, und es im Staatsintereſſe liegt, Verbrechen zumal gegen den Gottesdienſt, gegen heilige Perſonen und Orte zu ſtrafen und ähnliche ärgerliche Vorkommniſſe in unſerm völlig katholiſchen Lande zu verhindern, ſo werdet Ihr vorgeladen, um die verdiente Strafe zu empfangen.“[15]) Das Hof- oder Aſſeſſorialgericht ſtand unter

dem Großkanzler als Vorsitzendem. Beisitzer waren die Referendarien, Kanzleiregenten, einige königliche Sekretäre, der Notar der Dekrete, außerdem konnten aber noch andre Würdenträger zugezogen werden. Vor sein Forum gehörten unter anderm Anklagen gegen Stadtobrigkeiten. Seine Entscheidung war unzählige Male von Thorner Bürgern in solchen Fällen angerufen worden. Seine Zuständigkeit konnte also auch diesmal vom Rate nicht beanstandet werden, der Rat hat dies auch nie versucht.

Merkwürdiger Weise aber zog, wie es schon bei den Arnd'schen Händeln vorgekommen war — und dies ist für die Rechtsunsicherheit in Polen sehr bezeichnend — auch der Kulmer Bischof Kretkowski die Tumultsache vor sein Konsistorialgericht, trotzdem sie schon beim Hofgerichte anhängig gemacht war. Der Rat suchte zwar dieser doppelten Beklagung in einer Sache zuvorzukommen, indem er Sekretär Wedemeyer einige Tage nach dem Tumulte zum Bischof sandte. Derselbe fand den Bischof zunächst ungnädig, doch schien es ihm gelungen zu sein, denselben umzustimmen. Der Bischof befahl dem Sekretär wiederzukommen, was dieser nach den im polnischen Reiche üblichen Gepflogenheiten dahin verstand, er solle ihm „etwas mitbringen." Trotzdem setzte der Bischof in dieser Sache zum 19. August Termin an, und als der Rat um Aufhebung desselben bat, einen zweiten zum 21. August unter Androhung des Bannes. Wedemeyer reiste zu demselben mit Geld und „Gründen" versehen nach Althausen. Er berief sich vergeblich darauf, daß die Sache schon beim Hofgericht schwebe. Als er eine Appellation gegen das bischöfliche Vorgehen einlegen wollte, wurde dieselbe nicht angenommen. Darauf protestierte der Sekretär wegen Verweigerung der Appellation. Als dann der Rat später eine außerordentliche Appellation bei einem apostolischen Notar einlegen wollte, verweigerte dieser die Annahme. Erst durch Vermittlung Domherr Humanski's in Warschau erreichte der Rat, daß der Bischof von weitern Ladungen abstand. Nicht ohne Einfluß hierauf war es sicher, daß der Rat dem Bischofe eine „Verehrung" von 100 Dukaten zahlte. Wie feindselig auch dieser Bischof den Ketzern war, ist aus dem Schreiben zu ersehen, das er am 1. August an sämtliche Pfarrer seiner Diözese herumgeschickt hatte, in dem er anläßlich des Tumults besondere Litaneien wider die Feinde der Kirche anordnete.[16])

Der Kulmer Woywode Rybinski, der zweite der Stadt benachbarte, hohe Würdenträger bezeigte sich, wie auch in der Folge, den Bürgern freundlicher. Er nahm den Bericht des Rats entgegen, meinte aber, derselbe würde nicht für genügend erachtet werden. Der Rat hätte dem Pöbel bei Zeiten steuern sollen, da es nun aber nicht mehr zu ändern sei, solle er nach den Urhebern fleißig forschen und sie festnehmen.[17])

Wie ernst sich die Dinge gestalteten, erkannte man in Thorn recht deutlich, als am 1. August Major d'Argelles[18]) mit zwei Compagnien Krongarde einrückte, um die schon in der Stadt liegenden drei zu verstärken. d'Argelles löste Warter, welcher den Jesuiten erst in später Stunde Hülfe gebracht, im Kommando ab. Warter wurde sogar in Arrest genommen, später zur Zeit der Untersuchungskommission vor ein Kriegsgericht gestellt und nach Warschau abgeführt.[19]) Die Stadt hatte schon die frühere Einquartierung als drückende Last empfunden, die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern waren endlos gewesen. Der neue Kommandant, der sich sogleich nach seiner Ankunft ins Jesuitenkloster begab,[20]) erwies sich als ein im höchsten Maße geldgieriger Mann, der seine Aufgabe, die geplanten Maßnahmen militärisch zu decken und über die Stadt eine Art Dragonade zu verhängen, aufs beste zu lösen verstand.

Einen Vorgeschmack von der neuen Einquartierung bekam die Stadt noch am nämlichen Tage durch folgenden Vorfall. Ein eben angekommener Kapitän Poninski, Sohn eines Kastellans, war mit dem ihm angewiesenen Quartiere, das ihm „unanständig" schien, unzufrieden. Er suchte Roesner auf und begab sich durch das provisorische Ratsgebäude[21]) hindurch nach dessen Wohnung. Am Thorwege stieß er mit einem Advokaten Arnd[22]) zusammen, welcher gerade desselben Weges kam. Als Arnd ihm nach seiner Meinung nicht genügend auswich, stieß er mit der Faust nach ihm und warf ihm die Worte an den Kopf: „Canaille, siehst Du nicht, wer ich bin, hast Du nicht eher aus dem Wege gehen können?" Arnd erwiderte: „Der Weg ist hoffentlich breit genug, daß Er wohl wird gehen können." Poninski erhob jetzt sein spanisches Rohr und schrie: „Canaille, raisonniere nicht, oder ich will Dich bastonnieren..." Auch entblößte er, sowie der ihn

begleitende Fourier den Degen, worauf Arnd ebenfalls seinen Galanteriedegen zog. Arnd streifte des Offiziers Ellbogen und durchstach des Unteroffiziers rechte Hand, worauf er durch das Rathaus in das anstoßende Gebäude, welches dem altstädtischen Richter Elsner gehörte, lief. Poninski und sein Begleiter allarmierten die Garnison, Arnd sollte in ihre Wache abgeführt werden. Elsners Bemühungen gelang es, dahin zu vermitteln, daß er in die städtische Hauptwache gebracht wurde. Poninski reichte beim Rat Klage ein, doch wurde die Sache am 26. September mit des Kapitäns Vater, welcher der Untersuchungskommission als Mitglied angehörte, in Güte beigelegt, indem Arnd eine Buße von 36 Dukaten zahlte.

d'Argelles begann seine Quälereien, indem er sich die Quartiere nach seinem Gutdünken auswählte, wobei er namentlich die Häuser um den altstädtischen Ring herum dicht besetzte.[23]) Der Rat geriet dadurch in große Verlegenheit, weil die Mitglieder der dritten Ordnung in den Sitzungen beständig ihre Befreiung von den Einquartierungslasten geltend machten. Ferner war der Major mit der ihm angewiesenen Hauptwache unzufrieden und drohte dem Rate die Schlüssel zu den Thoren abzunehmen.[24]) Die Thore ließ er nach seinem Belieben schließen, wogegen alles Protestieren nichts half. Er äußerte, das Schließen geschehe zum Besten der Stadt, welches er zwar nicht jetzt, aber künftig erklären werde.[25]) Die Ordnungen griffen zu dem einzig wirksamen Mittel, indem sie ihn wiederholentlich „devincierten". Die Mitglieder der „Kopfgeld-Deputation" berichteten am 14. September, daß sie dem Major 25 Dukaten geschickt hätten. Er hatte aber die Summe als zu gering zurückgewiesen, und sie hatten ihm nun 50 Dukaten und seinem Platzmajor Rittberg 25 zahlen müssen. Diese Summen sind auch thatsächlich in den noch erhaltenen Stadtrechnungen verzeichnet.[26])

Auch auf diplomatischem Wege blieb der Rat nicht unthätig. Bald nach den Unglückstagen hatte er sich in lateinischer und deutscher Sprache an König August II., ferner an den Großkanzler, die Minister v. Vitztumb und Manteuffel, den Erzbischof von Gnesen und viele andre Große gewandt.[27]) Besonders setzte er seine Hoffnung auf den evangelischen Generalfeldmarschall

v. Flemming, der nach Klosmanns Zeugnis das Herz des Königs „in seinen Händen“[28]) hatte, und sprach demselben seine Freude aus, als er beim Könige in Warschau eingetroffen war.[29]) Hätte der Rat diesen Mann besser gekannt, so würde er weniger auf ihn gebaut haben. Flemming war ein geriebener Diplomat, der sich eher durch weltliche Rücksichten, als durch Mitleid für seine Glaubensgenossen bestimmen ließ. Sekretär Klosmann, an dem die Stadt einen überaus tüchtigen Vertreter in Warschau hatte, versuchte alles, um das drohende Unheil zu beschwören.[30]) Aber seinen diplomatischen Schritten fehlte der nötige Nachdruck durch reichliche Geldspenden. Die hohen Beamten der Republik waren meist käuflich.[31]) Wäre die Thorner Kämmereikasse nicht durch den nordischen Krieg völlig erschöpft gewesen, oder hätten die Mitglieder der Stadtverwaltung mehr Opferwilligkeit bewiesen, so hätte Klosmann mehr ausrichten können. Ein mit den polnischen Verhältnissen wohl vertrauter witziger Kopf hat später den Thornern vorgehalten[32]): „100000 preußische Gulden hättet Ihr bei so gefährlichen Umständen nicht ansehen, sondern sie denen, so am meisten wider Euch geschrieen, in den Hals werfen sollen, da sie denn das Maul wohl zugethan haben würden. Man saget ja, die Herren Polen essen gerne thornischen Pfefferkuchen, der über alle Maßen delikat sein soll — vielleicht hätten sie Euch diese 100000 fl. in lauter Pfefferkuchen wieder zu lösen gegeben.“ Klosmann konnte mit den Summen, die ihm übersandt wurden, nur unbedeutendere Männer gewinnen, wie den Domherrn Humanski und den Notar der Dekrete Rybczynski. Mit letzterm blieb Klosmann in steter Verbindung und holte beständig dessen Rat ein.[33])

Der Rat wünschte die nach polnischem Rechtsherkommen zu erwartende Untersuchungskommission zu vermeiden. Mindestens, so wies er Klosmann an, solle derselbe durchsetzen, daß beide Parteien einige Senatoren und Beamte in dieselbe wählen dürften.[34]) Er schlug als Kommissarien den Bischof von Kulm, die Woywoden von Kulm und Marienburg, den Unterkämmerer und den Landrichter von Marienburg, also benachbarte Würdenträger, vor.[35]) Klosmann vermochte nichts zu erreichen.

Schon am 11. August, also genau 14 Tage nach der vom 29. Juli datierten Vorladung stand vor dem Hofgerichte in Sachen

der Klage der Jeſuiten wider den Thorner Rat und die Gemeinde Termin an.[36]) Seitens der Kläger waren Rektor Czyzewski, ſowie die Brüder Michael Nagrodzki und Johannes Zlotorowicz perſönlich erſchienen. Die Stadt ließ ſich durch Klosmann vertreten, der zwei Warſchauer Advokaten Chryſoſtomus Boguszewski und Franciscus Cygler als Rechtsbeiſtand an ſeiner Seite hatte. Der klägeriſche Teil drang auf ſtrenge Beſtrafung des angeblichen Verbrechens, auf Vorbeugungsmaßregeln für die Zukunft und Schadenerſatz. Die Beklagten machten geltend, daß bei der Ladung Formfehler vorgekommen ſeien, zwiſchen derſelben und dem Termine hätten nicht 2, ſondern 4 Wochen liegen müſſen. Vor allem beſtritten ſie die klägeriſche Darſtellung des Sachverhalts und teilten ein Schreiben des Rats über den Thatbeſtand mit. Das Hofgericht entſchied, wie meiſtens in ähnlichen Fällen, dahin, eine Unterſuchungskommiſſion an den Thatort zu ſenden. Nicht weniger als 23 hochgeſtellte Beamte des Reichs wurden zu Mitgliedern derſelben beſtimmt.[37]) Den Vorſitz in derſelben erhielt der Biſchof von Leslau und Pommerellen Chriſtoph in Stupow Szembek. Außerdem wurde noch ein zweiter Biſchof Andreas Zaluski von Plock in die Kommiſſion gewählt, ferner 3 Woywoden, Stanislaus Chomentowski von Maſovien, Jacob Sigismund Rybinski von Kulm, Andreas Dzialynski von Pommerellen, 3 Kaſtellane, Adam Poninski von Gneſen, Petrus Czapski von Kulm, Dambski von Breſt in Cujavien. Das für die Stadt furchtbarſte Mitglied ſollte der Kronunterkämmerer Georg Lubomirski, ein alter Feind der Thorner, werden. Doch befand ſich auch der, wie oben berichtet, von der Stadt mit Geld gewonnene Domherr Aloyſius Humanski in der Kommiſſion. Ebenfalls gehörten derſelben die vom Rate gewünſchten zwei Marienburger Herren, Unterkämmerer Kczewski und Landrichter v. Kalkſtein-Stolinski, an. Auch der Kapitän von Ciechanow Joſeph Naxwaski war der Stadt wohlgeſinnt. Von den übrigen ſeien die ſpäteren Protokollführer der Komiſſion Michael Węzyk, Archidiakon und Generaloffizial von Warſchau, Ignaz Dąmbski, Landſchreiber von Inowrazlaw und Johannes Piwnicki, Landſchreiber von Kulm aufgeführt.

Das Hofgericht beſtimmte, die Kommiſſion ſolle ſchon bei Anweſenheit von 8 Mitgliedern beſchlußfähig ſein. Es übertrug

derſelben die Unterſuchung und das Verhör über alle Punkte der Anklage. Beſonders ſollte ſie nach den Urhebern des Tumults und ihren Helfershelfern forſchen und zuſehen, ob derſelbe mit Zuſtimmung oder gar auf Geheiß des Rats entſtanden ſei. Ferner hätte ſie zu ermitteln, ob und durch wen Bilder Chriſti, der Maria und Heiligen vernichtet und verbrannt ſeien ꝛc. Die Zeugenverhöre ſeien niederzuſchreiben und verſchloſſen an das Hofgericht einzuſchicken. Die eigentliche Rechtſprechung und Urteilsfällung behielt ſich das Hofgericht vor. „Wenn aber, hieß es in der Inſtruktion, aus den Zeugenverhören einige als Urheber und Anſtifter des Tumults ermittelt werden, ſo ſind dieſelben bei dem edlen Thorner Magiſtrate in ſtrengem Gewahrſam zu halten. Der edle und ehrbare Magiſtrat von Thorn iſt verpflichtet, ſie dem Gerichte zum Empfange ihrer Strafen zu ſtellen.“[38])

Wohl entſprach es den Wünſchen des Rats, daß die Kommiſſion keine entſcheidende Gewalt bekommen hatte, auch beſaß er in derſelben Freunde, doch die geringe Zahl verſchwand in der Menge der dreiundzwanzig, kein Städter oder Evangeliſcher befand ſich in ihr, und nicht zum wenigſten fürchtete er die Summen, welche dieſe große Zahl hoher geiſtlicher und weltlicher Würdenträger der Stadt koſten würde. Vergeblich wandte er ſich in einem neuen Bittſchreiben an den König, derſelbe möge die Zahl der Kommiſſarien auf je 3 von jeder Partei herabſetzen.[39]) Klosmann übergab wohl das Schreiben dem Kabinetsſekretär Dembowski, welcher den Inhalt dem Könige in franzöſiſcher Sprache, in der alles berichtet werden mußte, vortrug. Aber wegen der Luſtbarkeiten, welche der genußſüchtige König gerade veranſtaltete, konnte Klosmann zunächſt keinen Beſcheid erhalten.[40]) Schließlich ließ ihn der König durch Dembowski wiſſen, daß es bei der Zahl der Kommiſſarien ſein Bewenden haben müſſe. Dagegen teilte ihm Flemming mit, daß der König in Sachen der Einquartierung zu Gunſten der Stadt an den Krongroßfeldherrn zu ſchreiben willens ſei.[41])

Indeſſen auch dieſe letzte Hoffnung erwies ſich als trügeriſch. Der Krongroßfeldherr ließ ſich weder durch Flemming, noch den König beſtimmen. Er ſandte immer mehr Truppen in die geängſtigte Stadt. Bereits am 7. September rückte eine Compagnie

Dragoner von General Lubienskis Diviſion, am Tage darauf eine von Fürſt Lubomirskis Diviſion ein. Am 9. September erſchien je eine Compagnie Dragoner vom Kulmer Woywoden Rybinski und vom Oberſten Prebendau.[42]) Die letztere hatte bisher in der Putziger Gegend gelegen, und beide hatten ſich zuvorzukommen geſucht, um am meiſten von den Thorner Stadtgütern zu profitieren.[43]) Am 16. Sept., als die Kommiſſion ihre Sitzungen eröffnete, erſchienen noch 100 Fußſoldaten von der Königin Regimente aus Poſen, und am 25. Sept. endlich 2 Compagnien Dragoner vom Mir'ſchen Regimente aus Krakau, die letzten 80 Mann ſtark. Im ganzen waren alſo nicht weniger als 13 Compagnien in Thorn zuſammengezogen, welche alle einquartiert werden mußten.[44])

Ebenſo wenig vermochte der Rat durchzuſetzen, daß ein Teil der Unterſuchungskoſten von den Jeſuiten getragen würde. Rybczynski riet, die namentlich aufgeführten Kommiſſarien zu bewirten, ihren Begleitern aber nur Quartiere anzuweiſen.[45]) Schon am 2. Sept. ließ die Kommiſſion dem Rate ihr Anmeldungsdokument durch einen Landboten und einige Edelleute in der in Polen üblichen Form zuſtellen und ſetzte den Beginn ihrer Verhandlungen auf den 16. dieſes Monats feſt.[46]) Die meiſten Kommiſſarien ſandten Boten voraus, die mit der Stadt wegen der Quartiere verhandelten und an der Zahl und Beſchaffenheit derſelben viel mäkelten. Einige meldeten ihre Ankunft mit 100, ja 150 Pferden an und verlangten für ihren ganzen Troß Unterhalt.[47]) In dem Schlußdekrete dieſer Kommiſſion ſind außer den beſtellten Kommiſſarien nicht weniger als 56 Perſonen, 7 Geiſtliche und 49 Laien namentlich aufgeführt, ſodann wird von „ſehr vielen andern" geſprochen, die ſich der Kommiſſion angeſchloſſen hätten.[48]) Alle wollten natürlich auf Koſten der Stadt leben. Der Leslauer Biſchof ließ 5 Häuſer, Fürſt Lubomirski 2 für ſich fordern. Der letztere hatte einen Fähnrich mit 7 Mann Anfang September vorausgeſandt, der bis zur Ankunft ſeines Herrn ebenfalls Quartier und Unterhalt verlangte und an Lubomirski zu berichten drohte, wenn ihm dies nicht gewährt werde.[49]) Und dabei war die Kämmereikaſſe völlig leer.[50])

Ja, während ſich von allen Seiten über der Stadt ein Unwetter zuſammenzog, herrſchte in den Verhandlungen der drei

Ordnungen tagtäglich die erbittertſte Fehde. Es fragte ſich, wie die notwendigſten Mittel aufbringen? Die dritte Ordnung wollte eine Kopfſteuer ausſchreiben und jedem Gulden Steuer 6 Groſchen zuſchlagen. Die zweite Ordnung wieder verlangte, daß ein vierfaches Kopfgeld erhoben würde. Der Rat erklärte, daß die Kopfſteuer, welche die armen Leute am meiſten traf, eine „jüdiſche Kontribution" ſei, auch die Städte zu ihrer Erhebung gar kein Recht hätten. Er empfahl „die Hilfsgelder", durch welche man am ſchnellſten zum Ziele gelange und die man bei den Händeln mit Biſchof Opalinski erhoben.[51]) Auch erinnerte er, daß die laufenden Zinſen der Stadtſchulden zu zahlen ſeien. Namentlich ſeien die Jeſuiten, bei denen, wie oben erzählt, die Stadt in ihrer Not geborgt hatte, die unerträglichſten Gläubiger. Sie drohten, wenn ſie nicht die zu Johanni fälligen Zinſen im Betrage von 3000 fl. erhielten, den mit der Stadt getroffenen Vergleich umzuſtoßen.[52]) Am 24. Juli ließ die dritte Ordnung ihren Vorſchlag bezüglich des Kopfgeldes fallen und verlangte jetzt Einziehung „des 100. Pfennigs." Derſelbe war eine Einkommenſteuer, zu deren Veranlagung jeder ſein Vermögen eidlich angeben mußte, und die daher beſonders die größern Vermögen traf. Die zweite Ordnung beſtand aber auf dem Kopfgelde und der Rat wollte von dem „hundertſten Pfennig" erſt recht nichts wiſſen. Der Streit ſpitzte ſich bereits ſo ſcharf zu, daß die dritte Ordnung am 2. Auguſt erklärte, ſie wollte ſich „ſolenniter manifeſtirt" haben, wenn „aus Mangel an Geld, die Gemüter zu präparieren die neuliche Verdrießlichkeit ein Unglück verurſachen ſollte", ſo ſei ſie daran unſchuldig.[53]) Jetzt gab der Rat nach und ſchlug eine Kommiſſion aus allen drei Ordnungen vor, welche über den „hundertſten Pfennig" in abgeänderter Form oder eine andre Beſteuerung „die Simpla" verhandeln ſollte. Die dritte Ordnung blieb aber bei dem unveränderten „hundertſten Pfennig" und drohte von neuem „dem Untermanne" zu berichten, daß ſie an nichts ſchuld ſei.[54]) Erſt am 11. Auguſt kam es zur Einſetzung einer Kommiſſion aus den drei Ordnungen. Ein zweiter Streit begann neben dieſem wegen des „Kopfgeldes", welches nach früheren Beſchlüſſen für andre Zwecke noch einzuziehen war, auszubrechen. Die zweite Ordnung wollte, daß den „Beamten", alſo ihnen ſelbſt ein Teil

desſelben erlaſſen werde, wogegen wieder die dritte Ordnung ſprach. Daß all dieſe unzeitgemäßen Vorſchläge nicht von Roesner oder Zerneke herrührten, iſt von vorneherein anzunehmen, weil dieſelben durch den ſchwebenden Prozeß am meiſten bedroht waren. Dieſe Annahme wird durch ein Protokoll der dritten Ordnung vom 15. Auguſt beſtätigt, wonach in der Kommiſſion, die über den neu auszuſchreibenden „100. Pfennig“ zuſammentrat, Schönwald, jener Ratsherr, welcher mit den Predigern ſo ärgerliche Prozeſſe geführt hatte und mit den Jeſuiten in Fühlung ſtand, heftig opponierte und die „Simpla“ vorſchlug.[55]) Von derſelben Seite wird es wohl auch ausgegangen ſein, wenn der Rat am folgenden Tage erklärte, daß er ſich dem allgemeinen „100. Pfennig“ nicht unterwerfen werde, da er bei jeder Gelegenheit die größte Mühe und Sorge für die Stadt tragen müſſe, aus Liebe zur Stadt wolle er ſich aber nicht ganz ausſchließen, ſondern einen billigen Beitrag leiſten.[56]) Die beiden Ordnungen wollten indeſſen von ſolcher freiwilligen Liebe nichts wiſſen, ſondern erklärten, daß ſich nach der Graudenzer Konvention niemand von einer Beſteuerung ausnehmen dürfe. Endlich am 28. Auguſt gab der Rat, jedoch unbeſchadet ſeiner Rechte, nach.

Mehrfach machte die dritte Ordnung in dieſen Tagen den vernünftigen Vorſchlag, eine Deputation aus allen drei Kollegien an den König zu ſchicken und dieſelbe mit Geld und guten „Gründen“ zu verſehen. Doch antworteten die anderen Ordnungen hierauf ausweichend. Hinſichtlich des „100. Pfennigs“ entwarf die dritte Ordnung einen Plan. Danach ſollte die eine Hälfte der Steuer ſofort, die andere ſpäter abgetragen werden. Alle Kapitalien, auch die den Bürgern an andern Orten gehörigen, ferner die in den ſtädtiſchen Haltungen befindlichen, nicht minder Geräte, Bücher, Kleider ſeien zu beſteuern. Wer nicht wenigſtens 300 fl. Kapital beſitze, habe von jedem Gulden 2 Groſchen zu zahlen. Doch erſt am 14. September, alſo während die Kommiſſarien ſchon zu erſcheinen begannen, kam es nach vielen Zänkereien zu einer ziemlichen Einigung über den „hundertſten Pfennig“. Einzelne Bürger leiſteten auf die beſchloſſene Steuer hin der Kämmerei einen Vorſchuß, damit dieſe wenigſtens etwas Geld für die neuen Gäſte habe. Bezüglich der nach Warſchau zu entſendenden Deputation hatten ſich jetzt die zweite und dritte

Ordnung geeinigt, eine ſolche erſt nach Beendigung der Kommiſſion abzufertigen.[57])

Der Rat hatte inzwiſchen ſeine Verhöre mit den der Teilnahme am Tumulte Verdächtigen fortgeſetzt. Aber am 9. September erſchien Marczewski nebſt Kapitän Rittberg auf dem Rathauſe und proteſtierte wider dieſe Vernehmungen, weil ſie nicht dem Rate, ſondern der Kommiſſion zuſtänden, worauf ſie eingeſtellt wurden.[58]) Am 14. September erſchienen die erſten Kommiſſarien, als der zweite darunter Fürſt Lubomirski, welchen auf ſein ausdrückliches Verlangen der Präſident ſelbſt, von Ratsherr Theophil Bärholtz begleitet, empfing. Er betonte bei der Begrüßung beſtändig, daß er die weite Reiſe und große Mühe um der Ehre der Mutter Gottes willen auf ſich genommen habe, ſodaß der Rat hernach an Klosmann ſchrieb, er müſſe ein großer Eiferer ſein.[59]) Wie erſchrak aber der Rat, als Lubomirski aufs Rathaus ſchickte und die Stadtſchlüſſel abverlangen ließ. Die Verfügung über dieſelben war eines der Hauptrechte des Rats. Selbſt wenn der König nach Thorn kam, und der Rat ihm dieſelben präſentierte, pflegte er ſie dem Rate wieder zuzuſtellen. Roesner ſuchte daher den Fürſten auf andere Gedanken zu bringen, indem er ihm ſagen ließ, daß der Rat ohne Zuziehung der andern beiden Ordnungen die Schlüſſel nicht ausliefern könne. Doch Lubomirski ſchickte zu drei Malen aufs Rathaus und gab dem Rate zu bedenken, er möge die Schlüſſel lieber mit einer „Ceremonie, als Confuſion“ herausgeben, ſodaß derſelbe wirklich die Schlüſſel zu den drei Hauptthoren, dem Brücken-, Kulmer- und Jakobsthore auslieferte.[60]) Der Fürſt verſicherte dabei und ſetzte ſeine „fürſtliche Parole“ zum Pfande, daß er dieſelben bei Beendigung der Kommiſſion zurückgeben werde, ein Verſprechen, das er ſpäter ohne weiteres brach.[61])

Am 16. September, einem Sonnabende, traf um 9 Uhr morgens der Vorſitzende der Kommiſſion, Biſchof Szembek von Leslau ein.[62]) Um ſeinen Einzug recht ſtattlich zu machen, hatte er den kujaviſchen Adel zu ſeiner Begleitung aufgeboten, auch vom kulmiſchen Adel waren viele erſchienen. Die bereits anweſenden

Kommiſſarien, etwa die Hälfte der Vollzahl[63]), waren ihm entgegengefahren. So hielt er mit 22 Kutſchen, in ſeinem Wagen die Biſchöfe von Kulm und Plock zur Seite, von einem Zuge Dragoner geleitet, in pomphafter Weiſe ſeinen Einzug in Thorn. Man hatte ihm Richter Elsners Haus als Quartier angewieſen. Hier nahm er die Begrüßungskomplimente ſeitens der Kommiſſarien und Ratsherren entgegen und begab ſich dann in die Johanniskirche zur Meſſe Um 11 Uhr des genannten Tages fand die Eröffnung der Unterſuchungskommiſſion ſtatt. Der Rat hatte die Gerichtsſtube in dem noch halb verbrannten Rathauſe als Sitzungszimmer[64]) eingeräumt und die Schlüſſel zu derſelben d'Argelles übergeben, der ſie ſofort Szembek überbracht hatte. Der Schöppenmeiſter hatte nicht verſäumt, zuvor ſämtliche Akten aus der Gerichtsſtube und anſtoßenden Sprachkammer an die Seite zu ſchaffen.

Die Kommiſſion konſtituierte ſich und ließ den Beſchluß des Hofgerichts verleſen. Dann traten die beiden Parteien vor, von klägeriſcher Seite Rektor Czyzewski, Pater Marczewski und einige andere Ordensbrüder. Der Rat wollte ſich durch den Anwalt, welchen er ſich beſchafft, Burggraf Moscinski von Bobrownik, der ſich übrigens hernach als einen höchſt unfähigen Advokaten herausſtellte, ſowie ſeine beiden Sekretäre Serner und Wedemeyer vertreten laſſen. Die Jeſuiten erhoben dagegen Widerſpruch und behaupteten, daß nach dem Beſchluſſe des Hofgerichts die Beklagten ſelbſt erſcheinen müßten. Die Kommiſſion hieß beide Teile abtreten, um hierüber zu beraten. Die Stadtvertreter thaten dies auch, während Czyzewski und Marczewski während der Beratung im Zimmer blieben. Die Kommiſſion beſchloß, daß die Aelteſten aus allen drei Ordnungen erſcheinen müßten. Dieſer Aufforderung wurde Folge geleiſtet, es meldeten ſich Burggraf Thomas, Präſident Roesner nebſt einigen Schöppen und Mitgliedern der dritten Ordnung und ließen ihre Namen ins Protokoll einſchreiben.[65])

Kaum war dies geſchehen, ſo trat die Benediktinerinnen-Aebtiſſin Thereſia Laſocka mit einem doppelten männlichen Beiſtande, ihrem Beichtvater Hanckiewicz und dem Kulmer Bürger-Gajecki, in die Gerichtsſtube und brachte die Entweihung ihres Kirchhofs durch die Vorgänge am 16. Juli zur Sprache. Ferner

meldeten ſich die Kulmer Franziskaner und beanſpruchten durch ihren Anwalt die Rückgabe der lutheriſchen Marienkirche, weil dieſelbe einſt ihren Vorgängern gehört habe. Moscinski wandte mit Recht ein, daß dieſe Sache nicht hierhin gehöre, weil es ſich um einen Streit zwiſchen den Jeſuiten und dem Rate handle. Beide Parteien ſollten wieder abtreten, während die Kommiſſion über dieſen wichtigen Punkt berate. Czyzewski ſchlich ſich aber ſtatt deſſen in die Sprachkammer, Moscinski wollte daher auch nicht eher abtreten, als bis es ſein Gegner gethan. Doch drohte man ihm, ihn mit Gewalt herausführen zu laſſen, ſodaß er das Zimmer räumen mußte, während Czyzewski darin blieb. Die Kommiſſion entſchied indeſſen in dieſem Punkte zu Gunſten des Rats. Sie könne nicht weiter vorgehen, als der König und das Hofgericht beſtimmt, die Franziskaner möchten ihre Anſprüche an einem andern Orte geltend machen. Endlich meldeten ſich die Dominikaner und beſchwerten ſich, daß einer ihrer Brüder beim Tumulte geprügelt ſei. Ihre, ſowie der Benediktinerinnen Klage wurde als mit dem Tumulte im Zuſammenhange ſtehend anerkannt und ins Protokoll aufgenommen. Damit vertagte man dieſe erſte Sitzung bis Montag. Dieſelbe hatte von 11—4½ Uhr gedauert. Der ſtädtiſche Kriegskommiſſar Meisner ließ an dem nämlichen Tage Kapitän Graurock in Arreſt nehmen, weil man befürchtete, daß ſonſt die Gegenpartei dazu ſchreiten würde.

Am 18.[66]) meldete ſich Donacki, der katholiſche Geiſtliche von der Thorner Lorenzkirche, im Namen des Kulmſeeer Suffragans Szczuka, um des letztern Anſprüche an die Stadt vorzubringen. Die Kommiſſion nahm trotz Wedemeyers Widerſpruch die Verhandlung darüber an. Wegen der Tumultſache ließ ſie als den zuerſt zu verhörenden Graurock vorführen. Offenbar hoffte ſie aus ſeinen Ausſagen Aufſchluß über die Mitſchuld des Rats zu erhalten. Moscinski bat, die Ausſagen des Stadtkapitäns dem Rate mitzuteilen, damit dieſelben mit ſeinen Ausſagen vor den Stadtvertretern verglichen werden könnten. Sollte der Stadtkapitän etwas wider die Stadt ausſagen, ſo ſei man erbötig, ihn durch Zeugen zu widerlegen. Trotzdem wurden ſeine Angaben dem Rate nicht mitgeteilt. Unter der Hand erfuhr man, daß dieſelben in der That ſeinen frühern vielfach entgegengeſetzt waren

und namentlich Roesner belaſteten. Aus demſelben Grunde wie Graurock wurden ferner an dieſem Tage der Quartierdiener Michael Maciejewski und der Amtsdiener Swiderski vorgeführt. Erſteren forſchte man nicht weniger als 3 Stunden aus, er war von Roesner auf den Schauplatz des Tumults geſandt worden und mußte alſo um deſſen Befehle genau Beſcheid wiſſen. Auch Zimmergeſell Guttbrod, welcher die Thüre zum Kollegium aufgebrochen und den man in Graudenz verhaftet hatte, wurde vorgeladen, aber unverhört in die Wache zurückgeführt. Ferner kamen einige katholiſche Stadtſoldaten vor. Während der Verhandlungen hatte Turkowski, ein Gehülfe des lutheriſchen Gewürzkrämers Hein, mit einem Jungen des katholiſchen Poſtmeiſters Rubinkowski zufällig einen Streit. Der Junge, dem der Gehülfe einige Ohrfeigen gab, lief zu den Jeſuiten und klagte. Marczewski brachte die Sache als Verletzung der öffentlichen Ruhe vor die Kommiſſion. Turkowski mußte vor derſelben erſcheinen, wurde verhört und in die Gardewache abgeführt. Dieſe zweite Sitzung der Kommiſſion hatte ſich bis $9^1/_4$ Uhr abends hingezogen.

Des folgenden Tages, am 19., reichten beide Parteien nach polniſcher Rechtsſitte in dieſer Sprache Aufſätze (Puncta interrogatoria) ein, in denen der ſtreitige Hergang nach ihren Behauptungen dargeſtellt war, und die den beiderſeitigen Zeugen vorgelegt werden ſollten.[67]) Auffällig erſcheint, daß in dem jeſuitiſchen Aufſatze viele Punkte die Eingangsformel hatten: „Wie Zeuge wiſſe, geſehen oder gehört habe," ſodaß bei einer nach dieſer Formel abgegebenen Zeugenausſage nicht zu unterſcheiden war, ob dieſelbe nach eigner Augenzeugenſchaft oder nach bloßem Hörenſagen erfolgte. Die Darſtellung der Jeſuiten war im weſentlichen dieſelbe wie im „katholiſch-richtigen Berichte". Nur traten ſie hier noch beſtimmter mit der Anklage, daß der Rat den Tumult abſichtlich angeſtiftet habe, hervor und erhoben die ſchwerwiegendſten Anſchuldigungen gegen einzelne mit Namen genannte Mitglieder der ſtädtiſchen Verwaltung.

Die Amtsdiener Swiderski und Maciejewski ſeien am 17. Juli vor dem Tumulte bei den Bürgern umhergegangen und hätten ihnen im Namen des Präſidenten geboten, ſich mit dem Gewehre bereit zu halten, im Falle der Unterlaſſung mit 30 Thaler Strafe drohend. Ebenfalls hätte Graurock vor dem Tumulte den Soldaten Pulver

und Blei auszuteilen befohlen. Der Anführer des Altthorner Quartiers Silber hätte die Stadtſoldaten angeſtachelt, auf die Jeſuitenſchüler zu ſchießen und jedem, der es nicht thun wolle, mit Fortjagung aus ſtädtiſchen Dienſten gedroht. Beſonders ſchlimme Anſchuldigungen wurden gegen Sekretär Wedemeyer erhoben. Er habe, als er ins Kollegium kam, mit „großer Furie“ verhandelt und beſonders dem Rektor gedroht, ja er ſei „bereits auf das Kollegium mit dem Tumulte zugekommen.“ Als er das erſte Mal ohne Nagurny herausgegangen ſei, habe Swiderski dem Volke zugeſchrieen: „Sie haben den Gymnaſiaſten noch nicht herausgegeben, Ihr könnt alſo thun, was Ihr wollt.“ Darauf hätten die Gymnaſiaſten und Kaufmannsgehülfen das Kloſter zu bombardieren begonnen, und Wedemeyer habe ſogar ſelbſt einen Stein auf das Gebäude geworfen. Hernach habe er zwar den frei gelaſſenen Gymnaſiaſten dem Volke am Fenſter der Schule gezeigt und letzterem „befohlen“, ſich zu beruhigen, und wirklich ſei das Volk auf ſeinen „Befehl“, ſolange er im Kloſter geblieben, ſtiller geworden, um aber nach ſeinem Weggange deſto heftiger zu wüten. Bürgermeiſter Schultz' Amtsdiener Ludwig habe gelacht, als ein Stadtſoldat ſich über die Zerſtörung der Bilder in der Schule entſetzt. Ratsherr Zimmermann wurde vorgeworfen, daß er vor ſeinem Hauſe ſtehend, dem Tumulte müßig zugeſehen habe. Ebenſowenig habe Zerneke oder Oberkämmerer Meisner oder Burggraf Thomas, der aus Meisner's Hauſe den Tumult beobachtet, etwas wider denſelben gethan. Thomas habe ſogar zu einem polniſchen Schneider geſagt, die Jeſuitenſchüler wären ſelbſt ſchuld, es folge hier nur Gewalt auf Gewalt. Roesner habe Graurock befohlen, auf die Jeſuitenſchüler und die Schule ſelbſt zu ſchießen. Der katholiſche Kaufmann Marianski habe vergebens zu ihm mit der Bitte um Entſatz des Kloſters geſchickt. Er hätte genug Zeit und Macht gehabt, den Tumult zu ſtillen, da es hernach der Kommandant mit einigen zwanzig Mann vollbracht. Nach dem Verfaſſer der gottesläſterlichen Schmähſchrift zu forſchen, habe er verweigert. Die von den Jeſuiten angezeigten Rädelsführer ſeien von ihm nicht beſtraft, nicht einmal verhaftet. Sogar Wedemeyer habe den Präſidenten gebeten, Maßnahmen zur Dämpfung des Tumults zu ergreifen, habe aber nichts erlangen

können. Thomas ſowohl wie Roesner hätten die ganze Sache ſehr leicht genommen. Erſterer habe ängſtliche Bürger getröſtet: „Fürchtet Euch nicht Kinder, es iſt mehr zur Zeit des Opalinski geſchehen, und man hat uns ebenſo wie jetzt geſchrecket, doch ſtehet noch Thorn.“ Aehnlich habe ſich Roesner dem Danziger Kaſtellan gegenüber ausgelaſſen, es wären größere Sachen vorgegangen und dennoch auf dem Papiere abgethan. Bei den durch den Präſidenten angeſtellten Verhören ſei mit Katholiken hart verfahren, während die von den Jeſuiten beklagten Lutheraner frei ausgegangen ſeien. Den erſteren ſei bei Strafe des Staupenſchlages am Pranger verboten, von dieſer Angelegenheit zu ſprechen, den letzteren nicht. Noch nach Einſetzung der Kommiſſion und den von den Jeſuiten an die Beklagten ergangenen Ladungen ſeien Verhöre auf dem Rathauſe angeſtellt worden, um die Ablegung des wahren Zeugniſſes vor den Kommiſſarien zu hintertreiben. Damit habe Roesner in die Gerechtſame derſelben eingegriffen.

Von einzelnen Bürgern und Einwohnern wurden außer Heyder, Deublinger, Karwieſe, Lebahn, Jahrke, Silber folgende namentlich angeſchuldigt. Bürger Mohaupt habe dem Tumulte zugeſehen und ſich darüber gefreut. Als ihm Katholiken vorherſagten, daß er dies bereuen werde, habe er zur Antwort gegeben: „Wahr iſt es, daß uns dies viel koſten wird, wir werden es aber nicht bejammern, weil wir das unſrige bewieſen.“ Gewürzkrämer Tuchel habe beim Sturme auf die Schule Fackeln gereicht und die zaghaften ermuntert, ſich nicht zu fürchten. Ebenſo habe Gewürzkrämer Hein geredet, welcher bei dem Tumulte und der Verbrennung der Bilder zugegen geweſen ſei. Weißgerber Hertel und Pfefferküchler Hafft hätten ſich den Kronſoldaten, als dieſelben den Pöbel aus der Schule austrieben, widerſetzt und ſich mit ihnen ſchlagen wollen. Der Kaufmannsgehülfe „vom Kuſi Janek“ habe einen Schneider ſchwer verwundet. Bürger Koy und Barbier Alexander hätten nebſt einem Gymnaſiaſten das ganze Kloſter durchſtöbert, weil ſie noch einen zweiten Gymnaſiaſten in ihm gefangen wähnten. Viele Lutheraner hätten Roesners und Thomas' Beiſpiele folgend zu Katholiken geäußert: „Es widerfähret Euern Herren recht, dies hätte ihnen längſt widerfahren ſollen.“ So Bürger Stürtzel, Gewürzkrämer Hein, Herr Koscielski. Tuchel

habe gar von der Zerſtörung der Bilder gemeint: „Was iſt das für eine Unehre, ſie haben Gott aus einem Stückchen Holz und Leinwand zerhauen.“ Der Junge des Goldſchmieds von Hauſſen habe, von der katholiſchen Hausmagd wegen ſeiner Teilnahme am Tumulte mit Anzeige bedroht, derſelben Gift ins Bier geſchüttet. Trotzdem ſei er von ſeinem Herrn nicht beſtraft worden, derſelbe habe nur das Gift ausſchütten laſſen.

Die Darſtellung des Rats war ziemlich kurz gehalten. Sie entſprach dem frühern Berichte (status causae) und dem wirklichen Sachverhalte. Der Tumult ſei ein Ausbruch der Volksleidenſchaft infolge Nagurnys Wegſchleppung geweſen. Bilder ſeien nicht auf der Gaſſe verbrannt. Wedemeyers Unſchuld hätten die Jeſuiten ſelbſt kurz nach dem Tumulte anerkannt, worüber ein Zeugnis des biſchöflichen Notars Skomorowski aus Kulmſee vorliege. Daß Roesner die Katholiken mit Gefängnis oder Staupenſchlag bedroht habe, wenn ſie von dieſen Dingen ſprächen, wurde beſtritten.

Nachdem ſo in jener Sitzung vom 19. beide Parteien ihre Aufſätze (Puncta interrogatoria) übergeben, verlangte die Kommiſſion von ihnen einen feierlichen Eid, daß ihre Zeugen nicht beſtochen ſeien. Der Rektor und Marczewski leiſteten denſelben ſtehend, die Vertreter der Stadt knieend, indem ſie ihre Finger auf den Fuß eines Kruzifixes legten. Die letzteren mußten noch einen beſondern Eid darüber ablegen, daß ſie auch in Zukunft ihre Zeugen nicht beſtechen würden, während die Kläger denſelben nicht zu ſchwören brauchten. Seltſam war es, daß die Kläger dieſen Eid ebenfalls von den Kämmerern der Stadt, Meisner und Herreth, forderten, indem ſie ausführten, die Kämmerer könnten auch ohne Wiſſen der Ordnungen Geld ausgeben, alſo etwas zur Beſtechung von Zeugen vornehmen. Die Kommiſſion lehnte jedoch dieſen Antrag nach vorgängiger Beratung ab, wobei nach dem folgenden Verlaufe der Dinge zu ſchließen, ihr Beweggrund nur der ſein konnte, daß ſie es ſelbſt auf die Gelder der Kämmerei abgeſehen hatten. Schöppenmeiſter Laurer und das Mitglied der dritten Ordnung Andreas Schultz wurden bei der Eidesabnahme übergangen, weil ſie des Polniſchen nicht mächtig waren. Nunmehr überreichten die Parteien ein Verzeichnis ihrer Zeugen. Der Rat erbot ſich, ſeine Darſtellung des Hergangs von 36 Zeugen

beweiſen zu laſſen. Die Jeſuiten lehnten aber die beſten derſelben, als der Mitſchuld verdächtig, ab. Auch beſchloß die Kommiſſion, beide Teile ſollten nicht mehr als 26 aufſtellen. Die neue Liſte des Rats nannte Nagurny an erſter Stelle, der in der That über einen großen Teil des Hergangs die beſte Wiſſenſchaft haben mußte. Unter den übrigen Ratszeugen befanden ſich 12 Bürger, 6 Kaufmannsgehülfen, ferner der oben erwähnte königliche Sekretär Skomorowski. Die Liſte der Jeſuiten wies nur einen unabhängigen Mann der höheren Stände, den katholiſchen Kaufmann Marianski auf, dem ſpäter durch die Verurteilung der Angeklagten Vorteil erwuchs. Ferner befand ſich auf derſelben eine Reihe polniſcher Beamten, wie Poſtmeiſter Rubinkowski, Zollſuperintendent Kerner, vier andere Zollbeamte, ein polniſcher Geiſtlicher Wolski, deſſen Amt und Standort nicht angegeben war, acht Gardeſoldaten, die bei der beſtändigen Reibung zwiſchen Garniſon und Bürgerſchaft gewiß nicht als unverdächtige Zeugen gelten konnten, drei Stadtſoldaten, drei Schuhmachergeſellen, ein Dienſtjunge, ein Diener, ein Landbote, ein Träger. Der Rat hat ſpäter vergeblich eine Anzahl ſehr beachtenswerter Einwendungen[68]) gegen verſchiedene Zeugen erhoben. Rubinkowski ſtehe in beſonders engen Beziehungen zu den Jeſuiten. Sein Dienſtjunge ſei noch nicht vierzehn Jahre alt, alſo nicht eidesmündig. Von den drei Stadtſoldaten ſeien zwei früher wegen Ausſchreitungen im Dienſte beſtraft, der dritte zur Zeit des Tumults gar nicht in der Stadt geweſen. Der eine der aufgeführten Schuhmachergeſellen ſei aus der Gilde ausgeſtoßen und beſtändig betrunken, ein andrer Zeuge noch ein Knabe.

Der Hauptzeuge des Rats Nagurny wurde merkwürdiger Weiſe noch am Vormittage des genannten 19. von der Kommiſſion verhaftet. Ein Krongardiſt ſah denſelben vor der Gerichtsſtube ſtehen. Sofort verklagte er ihn bei der Kommiſſion, er habe ſich am Unglücksabende nach ſeiner Entlaſſung aus dem Kloſter, mit Piſtolen und Degen bewaffnet, dem ſtürmenden Haufen zugeſellt. Dabei habe Nagurny ihn, den Gardiſten, am Arme und der Seite ſchwer verwundet. Der Gymnaſiaſt konnte nachweiſen, daß er damals ruhig nach Hauſe gegangen war. Trotzdem wurde er ſofort verhaftet, und zwar nicht in die Stadt-, ſondern die Gardewache abgeführt. So war der Hauptzeuge der Angeklagten mund-

tot gemacht. Ein kleiner Vorfall am Nachmittage fügte dem Trauerſpiele eine Art Satyrſpiel hinzu. Eine Frau Zimmermann hatte ihre katholiſche Dienſtmagd um eines Verſehens willen geſchlagen. Die Magd kam heulend und weinend in die Gerichtsſtube gelaufen, und in ihrem nationalen und konfeſſionellen Uebereifer nahm ſich die Kommiſſion derſelben an, ſtatt ſie an den zuſtändigen Richter, die Stadtobrigkeit, zu weiſen. Im übrigen ſetzte man die Zeugenverhöre fort. Die Jeſuiten wollten viele Weiber als Zeugen vorführen, was aber die Kommiſſion ablehnte. Wieder dehnte ſich die Sitzung bis 10 Uhr nachts aus.

In den folgenden Tagen fanden weitere Zeugenverhöre ſtatt. Czyzewski und Marczewski gingen vor der Gerichtsſtube auf und ab und bedrohten die Leute, die nicht nach ihren Wünſchen ausſagen wollten.[69]) Auch die Diener der Kommiſſion verhöhnten die vorgeladenen evangeliſchen Angeklagten und Zeugen. Als Wedemeyer ſich darüber beſchwerte, ließ die Kommiſſion allerdings durch öffentlichen Aufruf jedermann verbieten, etwas unziemliches in dieſer Angelegenheit zu reden.[70]) Die Jeſuiten hatten außer den oben angegebenen 26 Zeugen noch 5 insgeheim verhören laſſen. Als Wedemeyer am 22. dagegen proteſtierte, griffen ihn die Jeſuiten ſehr ſcharf an und bezichtigten ihn der Nichtachtung der Rechte der Kommiſſion. Indeſſen nahm ihn Szembek in dieſem Punkte in Schutz.[71]) — Mit dem maſoviſchen Woywoden Chomentowski war an dieſem 22. die Zahl der anweſenden Kommiſſarien auf zwanzig geſtiegen, ſodaß nur drei ausgeblieben waren. Die Kommiſſion teilte ſich, weil ihr die Arbeitslaſt zu groß wurde. Eine Hälfte verhörte unter Szembek's Vorſitz die Zeugen der Jeſuiten in der Gerichtsſtube, während die andere mit dem Plocker Biſchof und Fürſt Lubomirski an der Spitze die Ratszeugen in der Sprachkammer prüfte.[72])

Am 21. trat Kaufmann David Heyder, der mit den erſten Anlaß zu dieſen Verwicklungen gegeben hatte, öffentlich in der Johanniskirche zum katholiſchen Glauben über, was bei ſeinen ehemaligen Konfeſſionsgenoſſen das größte Aergernis erregte. Welche irdiſchen Vorteile dieſer Uebertritt für ihn mit ſich brachte, wird das folgende lehren.[73])

Beſonders that ſich Fürſt Lubomirski in der Kommiſſion durch Eifer hervor. Er hatte bei Eröffnung der Sitzungen darauf

gedrungen, dieſelben in der lutheriſchen Marienkirche zu halten, und nur mit Mühe hatten andere Kommiſſarien ihm dies aus dem Sinne geredet.[74]) Ferner hatte er vom Rate gefordert, von ſeinen Leuten den Dukaten im Werte von 9 preußiſchen Gulden anzunehmen, da er in Polen 18 dortige Gulden gelte, während er in Thorn nur mit 8 preußiſchen Gulden bezahlt wurde. Als er ſich hierin bedeuten ließ, erhob Szembek die gleiche Forderung.[75]) Ferner erklärten beide, die Stadt müſſe den einquartierten Soldaten einen Zuſchuß zu ihrer Löhnung gewähren, weil die Preiſe der Lebensmittel in Thorn zu hoch wären. Der Zuſchuß ſollte ſich auf 12 Groſchen für Mann und Woche belaufen, der Woywode von Pommerellen verlangte gar 12 Groſchen für Mann nnd Tag. Falls die Stadt den Zuſchuß nicht zahle, drohte man die Soldaten auf die Stadtdörfer hinauszulegen. Die Stadt bot auf den Rat des ihr wohlgeſinnten Kulmer Woywoden dem Biſchofe ein Pauſchquantum von 1000 Thalern (= 5000 Tympfen), welche Summe derſelbe aber als zu gering zurückwies. Wirklich mußte die Stadt laut vorhandener Rechnung 3600 fl. (= 6000 Tympfen) zu dieſem Zwecke zahlen.[76]) Lubomirski reiſte bereits am 24. von Thorn ab, vermutlich, um rechtzeitig zu dem am 2. Oktober zuſammentretenden Reichstage in Warſchau anweſend zu ſein. Statt aber die Schlüſſel zu den Thoren der Stadt, wie verſprochen, zurückzugeben, ſtellte er ſie dem Kulmer Woywoden zu. Derſelbe wollte nichts damit zu thun haben und lieferte ſie d'Argelles aus, welcher nun erſt recht die Thore nach Belieben auf- und zuſchloß und den Handelsverkehr dadurch aufs empfindlichſte ſtörte. Trotzdem er ſchon zweimal von der Stadt „devinciert" worden war, verlangte er wieder für ſich 100 und für ſeinen Platzmajor Rittberg 50 Dukaten.[77])

Am 25. fuhr auch der den Angeklagten freundlichere Plocker Biſchof Zaluski ab, und ſofort ſpürte man dies an der härteren Art der Unterſuchung. Zwei Tage ſpäter verließ auch der Kulmer Woywode die Stadt, ſodaß die Kommiſſion erſt recht „Luft"[78]) bekam, ſchärfer gegen die Angeſchuldigten vorzugehen. Am 24. war bereits Fleiſcher Karwieſe, am 25. Apotheker Silber, Amtsdiener Swiderski und Quartierdiener Maciejewski auf Verlangen der Kommiſſion ins „Bürgerkämmerchen" auf dem Rathauſe

gebracht. Nunmehr reichten die Jesuiten eine Liste von nicht weniger als 72 Personen ein, die verhaftet werden sollten, und Roesner mußte am 26. diesem Verlangen wirklich nachkommen. Es befanden sich darunter 19 Bürger der Altstadt (einschließlich von 2 „Studiosen"), 13 Bürger der Neustadt, 27 Kaufmannsgehülfen und Gesellen (einschließlich eines „Studiosen," welchen die Jesuiten in dieser Rubrik aufgeführt hatten), 4 Amtsdiener, 4 Dienstjungen und 5 Knechte. Die Bürger kamen ins Rathaus, die Gesellen in die oberen, die Jungen und Knechte in die unteren Räume der städtischen Hauptwache.[79]) Nagurny verblieb in der Krongardewache. Heyder, der eben zur katholischen Kirche übergetretene, war in die Liste aufgenommen, statt aber ins „Bürgerkämmerchen" zu wandern, begab er sich ins Jesuitenkloster und nahm dort seinen Aufenthalt.[80]) Sekretär Wedemeyer wurde nur deshalb auf freiem Fuße gelassen, weil sich die drei Ordnungen für ihn verbürgten. Die Verhaftung so zahlreicher Bürger erregte in der Stadt die größte Bestürzung. Vergeblich bat der Rat die Kommission um Loslassung der Angesessenen, umsonst kamen alle drei Ordnungen darum in einer Bittschrift ein. Das Vorgehen der Kommission wurde immer gewaltthätiger.

Nur wenige von den Verhafteten, darunter Schuhmacher Wunsch, wurden verhört. Viele derselben baten Zeugen für ihre Unschuld stellen zu dürfen, aber ihre Gesuche wurden nicht berücksichtigt.[81]) Roesner drohte den Jesuiten, falls die Verhafteten nicht nach Landesrechten verhört würden, dieselben aus dem Gefängnisse zu entlassen, er klagte den Ordnungen, die Jesuiten würden, je länger, um so unverschämter und brächten täglich etwas neues „auf die Bahn".[82]) Von den Verhafteten kamen trotz aller Vorstellungen in den folgenden Tagen nur etwa 6 frei, wobei es mehr nach dem Belieben der Jesuiten, als der Entscheidung der Kommission ging.[83]) Der größte Teil blieb nach wie vor unverhört. Besonders setzte die Kommission in diesen Tagen Swiderski, Maciejewski, Karwiese und Wunsch zu, die man in besondere Räume gebracht hatte. Bald drohte man ihnen mit der Tortur, bald lockte man sie katholisch zu werden. In der Kommissionssitzung vom 30. stellten die Jesuiten den förmlichen Antrag, bei der Untersuchung die Tortur anzuwenden, in der Stadt sprach man

bereits davon, daß ein Scharfrichter sich in der Nähe verborgen halte. Indessen lehnte die Kommission den Antrag ab, weil sie das Mißfallen des Hofes befürchtete. Klosmann hatte dem Rate aus Warschau geschrieben, der Kommission sei die Anwendung der Tortur geradezu verboten. Der Rat forderte ihn auf, sich eine Abschrift dieses Verbots zu verschaffen, oder eine solche Verfügung auszuwirken.[84])

Ein kleiner Zwischenfall an demselben 30. zeigte, wessen sich die Stadt von den erhitzten polnischen Edelleuten zu versehen hatte. Einer derselben, Namens Nalenz, drang mit einem andern und drei Bedienten auf das Rathaus und wollte Roesner sprechen. Statt ein wenig zu warten, stürmte er an die Ratsstubenthüre und fuhr, als Roesner gerade heraustrat, denselben mit unhöflichen Worten an. Roesner antwortete ihm in nachdrücklicher Weise, wodurch der Pole so in Zorn gebracht wurde, daß er dem vor seinen Herrn hintretenden Amtsdiener ins Gesicht schlagen wollte, ja sogar verschiedene Male mit dem Säbel nach ihm stieß. Infolge des Lärmes kam ein Diener der Kommission herzu und führte den Edelmann am Arme aus dem Rathause heraus.[85])

Ein erneuter Uebergriff seitens der Kommission in die Gerechtsame der Stadt fand am 2. Oktober statt. Eine katholische Dienstmagd war von ihrem Herrn Paul Glatz, einem Samenhändler, wegen ihres „leichtfertigen Maules" gezüchtigt worden. Sie lief klagend zur Kommission, welche Glatz zur sofortigen Entlassung der Magd und obenein 30 fl. Strafe verurteilte. Als derselbe nicht sofort die Strafe erlegte, schickte man ihm ein paar Soldaten ins Haus, um ihn zu holen, worüber sich seine gerade im Wochenbette liegende Ehefrau dermaßen erschreckte, daß sie ihr Kind einbüßte und selber krank wurde. Glatz mußte der Magd ihren Lohn mit 5 fl., den Soldaten 1 fl. 6 gr. und dem Landboten 18 gr. zahlen.[86])

Einen Lichtblick in diese trübe Lage der Stadt brachte eine Ordre des Krongroßfeldherrn, wonach die Dragoner mit Ausnahme der Prebendau'schen aus Thorn abrücken sollten. Der Rat, dem diese Ordre mitgeteilt war, bedankte sich bereits unter dem 1. Oktober für dieselbe aufs beste, und bat den Krongroßfeldherrn, auch das Fußvolk vom Posener Regimente abzurufen.[87])

Auch machte Klosmann die erfreuliche Meldung, der König habe d'Argelles angewiesen, der Stadt die Thorschlüssel wieder zuzustellen.[88]) Doch beide Hoffnungen erwiesen sich als trügerisch. Es bestanden offenbar am Hofe verschiedene Strömungen. Flemming und Kanzler Szembek scheinen die Wünsche der Stadt in diesem Punkte vergeblich befürwortet zu haben. Was zur Zurücknahme jener für die Bürger günstigen Befehle führte, ist nicht zu ersehen. d'Argelles scheint Flemming und dem Krongroßfeldherrn geschrieben zu haben, daß sich brandenburgische Truppen in der Nähe der Stadt zusammenzögen und er deshalb die Mannschaften zusammenbehalten müsse.[89]) Statt die Dragoner abmarschieren zu lassen, zog er die Pferde von der „Grashütung" in die Stadt, wo sie mit Heu, Hafer und Stroh versehen werden mußten. Zugleich benutzte er die bequeme Gelegenheit zu einem wiederholten Erpressungsversuche. Er erklärte, die Dragoner nur dann abmarschieren zu lassen, wenn er für sich eine „Diskretion" von 100 und für Rittberg eine solche von 50 Dukaten erhalte. Die Kommission habe ihn aufgefordert, der erwähnten Ordre nicht Folge zu geben, und versprochen ihn deshalb beim Krongroßfeldherrn zu vertreten. — Die Dragoner verblieben thatsächlich in Thorn.

Auch sonst fuhr d'Argelles in seinen Plackereien fort. Die Quartiere wollte er selbst den Soldaten anweisen und verlangte vom Rate eine Liste aller katholischen und lutherischen Bürger. Für seine Person wechselte er fortwährend das Quartier, nur um Geld zu erpressen. Erst hatte er bei einem Moyski gewohnt, dann sich bei einer Frau Zöbner einquartieren wollen, die ihm, um den unbequemen Gast los zu werden, „ein Stück Geld" gab. Ferner meldete er sich bei einem Trotz, dann wieder einem Jantz an. Einen Tischlergesellen, der in der Nacht eine kleine Ausschreitung begangen, ließ er ohne Rücksicht auf die Gerichtsbarkeit der Stadt rücklings auf dem Esel reiten. Obenein verlangte er noch, daß die Stadt die Flinten und Bajonette, welche die Soldaten bei der Verhaftung des Gesellen zerbrochen, ersetze. In der Regel ließ er nur 1—2 Stadtthore öffnen, das neustädtische 1—2 Tage in der Woche, sodaß das Erwerbsleben der auf den Handel angewiesenen Stadt völlig stockte.[90])

Am 3. Oktober verhörte die Kommiſſion die Häupter der Bürgerſchaft: Thomas, Roesner, Zerneke, Jacob Meisner, Zimmermann. Dieſelben gaben alle gewünſchte Auskunft und wurden in Höflichkeit entlaſſen. Doch war es mit dieſer Höflichkeit nicht weit her, denn ſchon am folgenden Tage kamen die Jeſuiten mit einer Liſte von 33 Perſonen, die ſie ebenfalls verhaftet haben wollten. Einige hatten ſchon auf der früheren Liſte geſtanden.[91]) Auch der neuſtädtiſche Prediger Ephraim Oloff, hier verächtlich „Prädikant“ genannt, befand ſich unter den 33. Roesner mußte wieder dem Verlangen der Mönche nachgeben, ſodaß die Gefängniſſe übervoll wurden. Oloff, auf welchen es die Jeſuiten beſonders abgeſehen hatten, erſchien nicht, ſondern verſteckte ſich in der Stadt, ſodaß ihn der ausgeſandte Landbote nicht finden konnte. Der Inſtigator der Kommiſſion drohte Roesner, wenn ſich Oloff nicht ſtelle, werde man ſich an den Stadtſekretär halten. Oloff ſollte über die am Tumulte beteiligten Gymnaſiaſten und jene täppiſche Schmähſchrift Auskunft geben. Ferner warf man ihm vor, daß er mit Nachbarſtädten eine verdächtige Korreſpondenz geführt und dem katholiſchen Glauben Schaden zugefügt habe.[92]) Das letzte bezog ſich auf eine Predigt, in welcher Oloff gegen die Bosheit des polniſchen Geſindes geeifert und gewünſcht haben ſollte, dasſelbe würde gänzlich aus der Stadt entfernt.[93]) Zu erinnern iſt dabei, daß Oloffs alter Feind, Ratsherr Schönwald, mit den Jeſuiten in Verbindung ſtand.

Am 5. wurde Oloff zum zweiten Male vor die Kommiſſion gefordert. Statt ſeiner erſchien Bürger Trotz mit einem Entſchuldigungsſchreiben. Es fehlte nicht viel, ſo wäre er ſtatt des Predigers feſtgehalten worden. Wieder ſchlugen einige Kommiſſarien vor, es mit der Tortur an den Amtsdienern zu verſuchen, was die Mehrheit aber ablehnte. Ferner wurde ein Schöppe Johann Radzki vor die Kommiſſion geladen. Derſelbe hatte des kürzlich zum katholiſchen Glauben übergetretenen Heyder Sohn aufgezogen und ihn vor einigen Wochen nach Soldau geſchickt. Die Jeſuiten verlangten, um auch den Sohn katholiſch zu machen, Radzki ſolle denſelben binnen 24 Stunden ſtellen. Der Vorgeladene begab ſich deshalb perſönlich auf die Reiſe nach Soldau.[94]) Auch dieſe Angelegenheit ſtand mit der Tumultſache in keinem Zuſammenhange.

Den 7. ſtattete Pater Marczewski den Verhafteten in der Hauptwache, wie auf dem Rathauſe einen Beſuch ab, ohne Roesner um Erlaubnis zu fragen. Er ſchrieb ſämtliche Perſonen mit Namen und nach ihrem Ausſehen auf und drohte, daß zwanzig von ihnen zur Tortur nach Warſchau geführt werden würden. Zum Schluſſe bemerkte er beim Weggehen: „Bekennet alles gutwillig, oder es wird um Euch übel ſtehen, mein beſter Rat iſt, werdet katholiſch, ſo könnet Ihr allem entgehen.“ [95]) Wie unſicher die Zuſtände in Thorn bereits geworden waren, iſt daraus zu erſehen, daß ſich der Staroſt von Bobrownik, Rosciszewski, für dieſen Tag vorgenommen hatte, Roesner wegzuſchleppen oder öffentlich zu beſchimpfen. Er war auf denſelben voll Wut, weil er ihm in einem Streite mit einem Goldſchmiede nicht recht gegeben, und wollte ſich auf dieſe Weiſe rächen. Roesner, von einem Freunde gewarnt, blieb zu Hauſe und entging ſo dem Anſchlage.[96]) Auch Wedemeyer geriet aufs neue in Gefahr verhaftet zu werden und konnte ihr nur durch Stellung von vier Zeugen entrinnen. An dieſem Nachmittage wurden Bürgermeiſter Schultz, ſowie die Ratsherren Bärholtz, Schönwald, Borkowski vor die Kommiſſion gefordert und vernommen. Am meiſten aber regte es die Stadt auf, daß an demſelben Tage Senior Geret durch den katholiſchen Propſt Donacki eine Ladung vor das Hofgericht zugeſtellt erhielt.

Es hatte nämlich der Ratsälteſte und Oberkämmerer Jacob Meisner, ein Witwer, ſich am 5. September dieſes Unglücksjahres mit Eliſabeth Prätorius, Geret's Amtsvorgängers Ephraim Prätorius hinterbliebener Witwe, vermählt. Die Verheiratung eines ſo angeſehenen Mitgliedes der ſtädtiſchen Verwaltung mit der Witwe des früheren Seniors hatte Geret zu einer Hochzeitsſchrift Anlaß gegeben, die er „Concordia Sacerdotii et Imperii foecundissima felicitatis mater“ (Die Einigkeit zwiſchen geiſtlichem und weltlichem Regimente bringt die größte Glückſeligkeit hervor) betitelte und den Neuvermählten widmete.[97]) Er führte dieſe ſchlichte Wahrheit ſo aus, daß er gegen Staatsmänner eiferte, die in das eigentliche geiſtliche Gebiet eingriffen, ſowie gegen Schmeichler, die ihnen um irdiſcher Vorteile willen zuſtimmten. Verächtlich redete er von jenen Paraſiten, die für perſönlichen Nutzen die Freiheit des Gewiſſens und die Rechte der Kirche

preis gäben. Sie freuten ſich, den Prieſterſtand von allem Einfluſſe in religiöſen Dingen auszuſchließen und die Macht dem Pöbel in die Hände zu ſpielen. Schlimmer ſei es noch, wenn jemand weltlichen Fürſten alle Gewalt in Kirchenſachen einräumen wolle, denn wer könne annehmen, daß die Chriſtenheit nach Gottes Willen einem Menſchen unterworfen ſein ſolle? Aus der Unterdrückung des Predigerſtandes käme nur Streit und Unheil. Offenbar hatte Geret bei dieſen kirchenpolitiſchen Herzensergüſſen die böſen Händel zwiſchen Schönwald, Oloff und Rechenberg vor Augen, bei welchen die polniſch-evangeliſchen Prediger ſich gegen ihre Kollegen erklärt hatten. Er wollte die Rechte des Seniors und der evangeliſchen Geiſtlichkeit dem Rate gegenüber ſicher ſtellen, und nichts lag ihm, wie jeder Satz der glücklicher Weiſe noch mehrfach erhaltenen Schrift beweiſt, ferner, als Anſpielungen auf Verhältniſſe der katholiſchen Kirche.

Den Thorner Jeſuiten oder Propſt Donacki war hier das ähnliche, lächerliche Mißverſtändnis wie bei dem Arnd'ſchen Paſſionsſpiele untergelaufen. Die Stelle von der Unterwerfung der Chriſtenheit unter den Willen eines Menſchen deuteten ſie auf den Papſt. Das Wort „Paraſiten“ hatten ſie gar als „Pariſer“ verleſen und legten daher Geret in der Ladung vor das Hofgericht eine Beleidigung des Papſtes und der Könige von Frankreich zur Laſt. Auch die Ausdrücke der Schrift „Thorner Republik“, „Senior des ehrwürdigen Miniſteriums“, ſowie die Bezeichnung der Braut als einer „Witwe des heiligen Standes“ (Sacri ordinis vidua) erſchienen den Klägern anſtößig.

Im weſentlichen war die Kommiſſion mit ihren Vernehmungen, ſoweit ſie nämlich die Gefangenen und Zeugen vernehmen wollte,[98]) fertig, aber faſt noch eine Woche beſchenkte ſie die Stadt mit ihrer Gegenwart. Am 8. Oktober fand eine große Hochzeitsfeſtlichkeit ſtatt, an welcher die Kommiſſarien und auch der Biſchof von Kulm teilnahmen. Die Tochter des Kommiſſars Dambski heiratete einen Herrn Kretkowski. Die Feierlichkeiten erſtreckten ſich bis in den folgenden Tag, ſodaß an dieſem die Kommiſſarien wenig vornahmen.[99]) d'Argelles ließ jetzt die neuſtädtiſchen Bürger, wenn ſie nicht Geſchenke gaben, überhaupt nicht mehr zum Stadtthore hinaus, während dasſelbe Dominikanern und Benediktinerinnen

auf einen Wink geöffnet wurde. Roesner ſtattete dem Vorſitzenden der Kommiſſion perſönlich einen Beſuch ab und bat die Dragoner abmarſchieren zu laſſen, auch die gefangenen Bürger frei zu geben. Der Biſchof vertröſtete ihn, das erſtere würde bald erfolgen, und von den Verhafteten würden noch heute oder morgen bei Beendigung der Kommiſſion einige loskommen. Jedoch hörte man unter der Hand, daß die Kommiſſion die Verhafteten in drei Klaſſen teilen und verſchieden behandeln wolle. Ferner ſollten die Jeſuiten bei der Kommiſſion beantragt haben, fünf Ratsherren Thomas, Roesner, Zerneke, Meisner, Zimmermann feſtzunehmen.[100])

Am 10.[101]) wartete der Rat vergeblich auf Mitteilung des Schlußdekrets der Kommiſſion. Bald ſollte er erfahren, was dieſe polniſchen Großwürdenträger an der Abreiſe hindere. Die Kommiſſion ließ die beiden Sekretäre Serner und Düſterwald zu ſich kommen und eröffnete ihnen, daß ſie für ihre Mühe (außer ihrer Verpflegung) 200 Dukaten für jedes Mitglied beanſpruche. Da noch 14 Kommiſſarien beiſammen waren, machte dies 2800 Dukaten aus, und in der Kämmereikaſſe war nichts vorhanden. Auch ſchickte der Kaſtellan von Kulm Chapski ſeinen Marſchall zu Roesner und verlangte, weil er keine Verpflegungsgelder bekommen, eine Entſchädigung von 1000 Dukaten. Roesner verwies den Marſchall an die Kämmerei, dieſelbe erklärte, Chapski habe anfangs aus Edelmut ſich geweigert, Geld anzunehmen, doch der Marſchall wollte von dieſem Edelmute nichts hören, ſondern verlangte Geld. Schließlich ließ der Kaſtellan gar mit Exekution drohen. Roesner berief die beiden Ordnungen zuſammen und teilte ihnen die Sachlage mit. Der Rat beantragte unter den obwaltenden Umſtänden ſchleunigſt die zweite Hälfte des hundertſten Pfennigs einzuziehen. Die Ordnungen einigten ſich dahin, der Kommiſſion ein ſchriftliches Bittgeſuch zu überreichen und um Abwendung dieſer Forderung zu bitten. An dieſem Tage hatte d'Argelles nicht einmal den polniſch-evangeliſchen Prediger Ruttich, der zur Andacht in die vorſtädtiſche Georgenkirche gehen wollte, zum Thore hinausgelaſſen. Von dem Wirte des altthorniſchen Gartens hatte er beide Schlüſſel abfordern laſſen, damit „die lutheriſchen Prieſter nicht Gelegenheit hätten, zu entwiſchen."

Ebenfalls erwies ſich am 11.[102]) die Hoffnung der Stadt,

ihre Quälgeiſter los zu werden, als trügeriſch. Das Bittſchreiben der drei Ordnungen wurde übergeben, fruchtete aber nichts. Endlich ließ ſich der Biſchof von Leslau im geheimen vernehmen, jeder Kommiſſar müſſe mindeſtens 100 Dukaten, die drei Protokollführer aber je 150 empfangen. Falls das Geld nicht gutwillig gegeben werde, dürfte Exekution erfolgen, zumal Reichskonſtitutionen ſolches Verlangen begründeten. Oeffentlich erklärte er, nicht eher davon zu gehen, auch nicht früher die Kommiſſion zu ſchließen, bis alles Geld gezahlt ſei. Man würde ſchon Mittel finden, dasſelbe einzutreiben, es ſeien wohlhabende Leute in der Stadt bekannt, welche es vorſchießen könnten. Die Jeſuiten wußten das beſte Mittel, um die Stadt mürbe und ſolchen Forderungen geneigter zu machen. Sie kamen an dieſem Tage mit einer neuen Liſte von 8 Perſonen (darunter 4 Bürger, 3 Handwerksgeſellen und Korporal Kahl), deren Verhaftung ſie verlangten. Roesner mußte dieſelben thatſächlich feſtnehmen laſſen. Mit Chapski, den ſeine Kommiſſionsgenoſſen aufhetzten, er dürfe nicht der einzige ſein, welcher nichts von der Stadt nehme, wurde man ſchließlich handelseinig, indem er ſeine Forderung von 1000 Dukaten auf 900 fl. herabſetzte. Poſtmeiſter Rubinkowski verlangte für jede Stafette, welche die Kommiſſion nach Warſchau entſendet, 21 Rth., und auch dieſe Summe mußte die Stadt zahlen. Die einquartierten Dragoner gingen, wenn ihnen das Heu in der Stadt knapp wurde, auf die Stadtdörfer hinaus und nahmen den Leuten dasſelbe ohne weiteres mit Gewalt weg. An dieſem Tage ließ die Kommiſſion auch Geret vor ſich fordern, obwohl die Angelegenheit ſeines Hochzeitsgedichtes gewiß nicht mit der Tumultſache zuſammenhing. Der Senior ließ ſich aber entſchuldigen, und als man die Ladung wiederholte und ihm volle Sicherheit verſprach, hatte er ſich, Oloff's Beiſpiele folgend, verſteckt und war nirgends in der Stadt zu finden.

Den 12. gingen die Verhandlungen wegen der Geldforderung der Kommiſſion weiter. Biſchof Szembek ſchickte zum Rate und bat, zwei Mitglieder desſelben zu deputieren, denen er „etwas nötiges“ [103]) vorzutragen hätte. Roesner und Meisner willfahrten ſeinem Wunſche, worauf der Biſchof ihnen eröffnete, er wundere ſich, daß die Stadt der Kommiſſion das rechtmäßige „Honorar“

zu überreichen anſtehe. Roesner erwiderte, es habe niemand von dem jetzigen Geſchlechte eine ſolche Kommiſſion erlebt, man wiſſe nicht, ob ein ſolches Honorar rechtmäßig ſei. Es ſei aber unmöglich, in der durch die Verpflegung derſelben erſchöpften Bürgerſchaft ſolche Summen aufzutreiben. Die Kommiſſarien wollten aber von ſolchen Einwänden nichts wiſſen. Der Woywode von Pommerellen, der ſchon hatte abreiſen wollen, aber wieder umgekehrt war, beteiligte ſich beſonders lebhaft an der Erörterung. Endlich gab der Biſchof den Beſcheid, er wolle für ſeine Perſon nichts nehmen, er könne aber „den andern und den Nachkommen“ nichts vergeben, er rate alſo eine Deputation aus allen drei Ordnungen vor die Kommiſſion zu entſenden, vielleicht ließe ſich auf dieſe Weiſe zum Ziele kommen.

Der Rat trug dieſen Vorſchlag den Ordnungen vor und ernannte aus ſeiner Mitte Schönwald, von den Gerichten Richtſteig und aus der dritten Ordnung Hube und Kircheyſen zu dieſer Deputation. Freilich machte, wie gewöhnlich, auch diesmal die zweite Ordnung Schwierigkeiten, indem ſie andere Männer als ihre Vertreter zu deputieren wünſchte. Roesner kehrte ſich aber nicht daran. Indeſſen wollte ſich Schönwald nirgends finden laſſen, ſodaß der Ratsherr und neuſtädtiſche Richter Anton Giering an ſeine Stelle treten mußte, auch war Hube behindert und wurde durch ein anderes Glied der dritten Ordnung, Waelbechen, erſetzt. Den Gerichten gefiel dieſes Verfahren gar nicht, ſie ließen aber, weil Gefahr im Verzuge war, alles geſchehen. So erſchien die gewünſchte Deputation, von dem älteſten Sekretär Serner begleitet, vor der Kommiſſion. Giering trug in lateiniſcher Sprache ſehr wehmütig die Not der Stadt vor. Szembek erwiderte ebenfalls auf lateiniſch, die Kommiſſarien hätten ſolange ihre Geſchäfte verſäumt, es ſei daher billig, ſie zu entſchädigen. Der Kulmer Landſchreiber Piwnicki redete darunter: „Wir müſſen hier zum Dienſte des Reiches ſitzen, unſer Acker und Pflug zu Hauſe ſtehet ſtille, es kann nicht anders ſein, unſerem Verlangen muß ein Genügen geſchehen.“ Endlich machte der Biſchof den Schluß, die Stadt ſolle bis Nachmittag Zeit zur Ueberlegung haben, wenn ſie etwas bewillige, wolle die Kommiſſion auch von ihrer Forderung herunterlaſſen. — Auch Kapitän Zweymen, der an dem Unglücksabende eine Abteilung der polniſchen Garniſon an dem Jeſuitenkloſter

befehligt hatte, wollte das Eiſen ſchmieden, ſolange es warm war, indem er für ſeine damaligen Bemühungen eine hohe Entſchädigung forderte und die Kommiſſion um Beitreibung derſelben bat. Wirklich traf die Stadt mit ihm noch an dieſem Tage einen Vergleich, worin ſeine Forderung auf 206 fl. feſtgeſtellt wurde, was aber nicht hinderte, daß er wegen zerriſſener Uniformen und zerſchlagener Flinten weitere Anſprüche machte.[104])

Um die Geldforderungen der Kommiſſion wirkſam zu unterſtützen, kamen die Jeſuiten an dieſem Tage abermals mit einer Liſte von 25 Perſonen, die ſie verhaftet haben wollten. Neun derſelben ſollten aus der Stadt gewichen ſein oder ſich in ihr verſteckt halten, ſechszehn aufzufinden ſein. Einige davon wurden verhaftet.[105]) Rat und dritte Ordnung einigten ſich in der Nachmittagsſitzung, den Protokollführern zuſammen 2000 Tympfen (150 Dukaten) anzubieten, den anderen aber nichts zu geben.

So brach endlich der 13. an, welcher der Kommiſſion ein Ende ſetzte. Den drei Ordnungen berichtete Roesner in der Vormittagsſitzung, daß die drei Protokollführer mit den 2000 Tympfen nicht zufrieden ſeien, ſondern das doppelte, nämlich für jeden 100 Dukaten verlangten. Dabei verſprächen ſie die anderen Kommiſſarien „mit einem Kompliment abzufertigen“.[106]) Der Rat ſchlug in kaufmänniſcher Weiſe eine mittlere Summe, nämlich 200 Dukaten für ſie zuſammen vor, und die dritte Ordnung fiel dieſem Vorſchlage zu, „damit man einmal der Plagegeiſter los käme und ſie ſich je eher je lieber auf den Weg begeben.“[107])

Dieſen Beſchlüſſen gemäß ſind auch thatſächlich nach den vorhandenen Stadtrechnungen an die Protokollführer Węzyk, Dąmbski, Piwnicki je 60, 70, 70 Dukaten gezahlt worden. Außerdem erhielten der Marienburger Unterkämmerer Kczewski, der Marienburger Landrichter Kalkſtein Stolinski, Kapitän Naxwaski von Ciechanow, Domherr Humanski aus Warſchau, Suffragan Szczuka von Kulmſee, ſowie Untergebene der Kommiſſarien „Verehrungen“. Die andere Hälfte derſelben ging leer aus. Am reichlichſten war Humanski bedacht. Unmittelbar nach dem Weggange der Kommiſſarien erhielt d'Argelles von General Grzegorzewski die Ordre, den Kommiſſarien keinen exekutiviſchen Beiſtand zur Einziehung der geforderten Summe zu leiſten.[108])

An jenem 13. eröffnete Roesner ferner einigen Vertretern der beiden Ordnungen im Vertrauen, die Kommiſſion habe vor, Roesner und andere Ratsherren zum Arreſt in die Krongardewache abführen zu laſſen. Da ſolche Maßregel der Stadt zum Schaden gereichen würde, bitte er die drei Ordnungen, für ihn und ſeine Genoſſen Bürgſchaft zu übernehmen. Diesmal zeigten die beiden Ordnungen Gemeinſinn, denn ſie ließen, von ihren Obmännern über das Vorſtehende unterrichtet, zur Antwort geben, „ſie ſeien willig, wenn es nötig wäre, die Kaution zu leiſten, maßen ſie nicht über ihr Herz bringen können, daß ihren Vätern einiger Tort zugefüget würde."

Gegen 4 Uhr wurden die Ordnungen zur Anhörung des Dekrets der Kommiſſion vorgeladen.[109]) Vorher entſtand aber noch unter den Kommiſſarien ein heftiger Streit, indem einige, vermutlich nicht mit Geld bedachte, alles in dem Dekrete verſchärft haben wollten. Dieſer Wortwechſel brachte Szembek dermaßen auf, daß er ſich in die Sprachkammer begab und darin blieb, bis er wiederholentlich gebeten wurde, in die Gerichtsſtube zurückzukehren. Nach ſeiner Rückkehr wurden die Parteien vorgerufen. Seitens des Rats erſchienen Thomas, Roesner, Meisner, Borkowski, Giering, von den Schöppen Laurer, Richtſteig, Stern, aus der dritten Ordnung Brauer, Kehler, Tuchel, Andreas Schultz. Ferner waren ſämtliche Stadtſekretäre zugegen.[110]) Der Kulmer Landſchreiber Piwnicki las das ſehr umfängliche Dekret[111]) vor. Dasſelbe war in Form eines Protokolls verfaßt. Durch die Zeugenverhöre ſeien einige überführt, den Tumult angeſtiftet und die Bilder unter Gotteslästerungen verbrannt zu haben. Eigentlich hätte die Kommiſſion an ihnen die körperliche Tortur vornehmen müſſen. Jedoch habe man es für beſſer gehalten, ſie zur genauern Unterſuchung nach Warſchau zu ſchicken. In dieſer Rubrik wurden 15 Perſonen aufgezählt: 1. Stadtkapitän Graurock, 2. Apotheker Silber, 3. der Anführer der Bürgerwache von dem Brückenſtraßenquartier Walter, 4. Quartierdiener Maciejewski, 5. Amtsdiener Weſtphal, 6. Amtsdiener Swiderski, 7. Wachtmeiſter der Stadtmiliz Kahl, 8. Fleiſcher Karwieſe, 9. Bäcker Hafft, 10. Nadler Schultz, 11. Weißgerber Hertel, 12. Branntweinſchänker Mohaupt, 13. Schuhmacher Mertz, 14. Schuhmacher Wunſch (Wąż, wie hier ſein Name poloniſiert war), 15. Studioſus Weſtphal.

Dieſe 15 Perſonen wurden dem Rate übergeben, derſelbe ſolle ſie „binnen 4 Wochen vom Anfange der Kommiſſion gerechnet“ dem königlichen Gerichte ſtellen. Das Merkwürdige hierbei war, daß dieſer Termin, da die Eröffnung der Kommiſſion am 16. September ſtattgefunden hatte, ſchon am 13. oder 14. Oktober abgelaufen war, alſo die Angeklagten bereits an demſelben oder nächſten Tage nach Mitteilung dieſes Dekrets in Warſchau ſein ſollten, was offenbar eine Unmöglichkeit war.

Zweitens wurden 27 Perſonen aufgeführt, welche dem Rate zu beſonders ſtrengem Gewahrſam übergeben wurden („strictiori carcere mancipandos“): unter ihnen Feſtbäcker Lebahn, Kaufmann Jarke, Bierbrauer Deublinger, Heyn's Gehilfe Turkowski, ein Maurer und ein Zimmermann, deren Namen der Kommiſſion unbekannt, aber der Stadt beſſer bekannt wären, Zimmermann Guttbrod, Studioſus Nagurny.

Drittens wurde eine Klaſſe von Angeklagten aufgeſtellt, welche dem Rate zur ſtrengen Haft übergeben wurden („strieto arresto detinendos“). Zu dieſer gehörten 24 Perſonen, darunter Gewürzkrämer Heyn, viele Kaufmannsgehilfen und Geſellen.

Ein beſonderer Punkt im Dekrete handelte von dem Konvertiten David Heyder. Derſelbe ſei zwar ſchuldig, würde aber auf Bürgſchaft der Jeſuiten freigelaſſen, bis die Sache in Warſchau entſchieden ſei. Ausdrücklich wurde ihm Schutz zugeſprochen, niemand ſolle ihn in ſeinem Handelsgewerbe beeinträchtigen. Wer dies thue, habe eine Beſtrafung durch ein Urteil der heiligen königlichen Majeſtät zu gewärtigen. Radzki, welcher Heyder's Sohn fortgeſchafft, damit derſelbe nicht gleichfalls katholiſch würde, ſei nach Warſchau zu ſchicken.

Ferner ſei feſtgeſtellt, ſo hieß es im Dekrete, daß Thomas, Roesner, Zerneke, Meisner, Zimmermann mitſchuldig ſeien („inter inculpatos intrasse“). Aus Rückſicht auf die ſtädtiſche Verwaltung geſtatte die Kommiſſion aber Thomas und Meisner auf freiem Fuße zu bleiben, wenn ſie einen Eid leiſteten, daß ſie ſich dem Urteilsſpruche des Königs fügen und Thorn nicht verlaſſen würden. Als der Vorleſer an dieſe Stelle des Dekrets gekommen war, mußten die beiden genannten vortreten und knieend den geforderten Eid ſchwören.

Dann fuhr Piwnicki fort, Roesner, Zerneke und Zimmermann würden bis zum Austrage der Sache den drei Ordnungen zur Festhaltung übergeben („eosdem detineri a Tribus Ordinibus"). Bei dieser Stelle verlangte der jesuitische Anwalt Chwalkowski, daß die drei Ordnungen sofort Bürgschaft leisteten. Die Kommission verwies ihn aber bis zum Ende der Verlesung. Indessen scheint hernach diese Bürgschaft nicht verlangt worden zu sein. Wedemeyer, so ging es im Dekrete weiter, habe sich mit den zuerst genannten in Warschau persönlich zu stellen. Die katholischen Einwohner seien zu keinen Abgaben, welche durch die Tumultsache verursacht würden, heranzuziehen. Prediger Oloff sei nicht vor der Kommission erschienen, Senior Geret habe seine Hochzeitsschrift zur Verachtung derselben verfaßt und verschiedenen Personen überreicht. Beide Prediger seien daher vom Rate an das königliche Gericht zu schicken. Alle, welche sonst Ansprüche an den Rat hätten, wurden an das königliche Gericht verwiesen. Gegen Schluß hieß es: „Die Verhöre, welche mit glaubwürdigen und sachkundigen Zeugen beider Teile vorgenommen sind, nachdem dieselben vor einem Meineide gewarnt und in körperlichen Eid genommen wurden, haben wir mit unserer Hand unterschrieben, gesiegelt, verschlossen und beiden Teilen, dem klagenden wie dem beklagten, eingehändigt. Hinsichtlich dieser Uebergabe haben die genannten Parteien unser Kommissionsgericht entlastet und entlasten es mit gegenwärtigem. Nichts desto weniger verweist unser Kommissionsgericht ... die Parteien ... zur weiteren und endgültigen Entscheidung dieser Sache an das Gericht der heiligen königlichen Majestät."

Als die Verlesung beendet war, legte die Stadt durch ihren Anwalt eine „Appellation" gegen dies Dekret an das Hofgericht ein, weil sie sich durch dasselbe in vielen Punkten beschwert fühle. Namentlich appelliere sie dagegen, daß einige Angeschuldigte nach Warschau zur Tortur geschickt werden sollten. Die Kommission erwiderte, daß man dem Rate, weil derselbe selbst beschuldigt werde, die Hauptschuldigen nicht überlassen könne. Der älteste Stadtsekretär Serner berief sich auf den Wortlaut der Instruktion für die Untersuchungskommission seitens des Hofgerichts, wonach dieselbe angewiesen war, die zu verhaftenden Personen dem Rate zu übergeben, und verblieb bei der Appellation. Die Kommission

hieß die Parteien abtreten und pflog über dieſen Punkt Beratung. Das Ergebnis wurde dann durch Piwnicki mitgeteilt. Die Appellation anzunehmen ſei „wider die Ehre der Kommiſſion und den Lauf des Rechtes". Jetzt legte Serner feierlichſt eine „Proteſtation" wider dies ganze Verfahren ein und bat dieſelbe zu Protokoll zu nehmen. Von einer ſolchen wollten die Kommiſſarien natürlich erſt recht nichts wiſſen, ſtanden eiligſt auf und gingen davon, indem ſie jedem „eine angenehme Ruhe" wünſchten.[112])

Die Stelle des Dekrets von der Aushändigung der Zeugenverhöre an den Rat war nur inſoweit richtig, als die von den Parteien ſelbſt eingereichten Aufſätze den Gegenparteien übergeben waren. Die Zeugenausſagen ſind niemals dem Rate mitgeteilt, auch nie veröffentlicht worden. Der Rat bot damals viel Geld und legte ſich aufs Bitten, um ſie zu erhalten, ohne ſie erlangen zu können. Sie ſind jetzt auch im Warſchauer Staatsarchive nicht vorhanden und ſcheinen für immer verloren zu ſein.[113])

Kein irgendwie unparteiiſcher Beurteiler wird den von dieſer Unterſuchungskommiſſion angenommenen Thatbeſtand als erwieſen anſehen können. Gleichzeitig mit der gerichtlichen Unterſuchung war auf die Angeklagten durch eine ſtarke Militärmacht ein Druck ausgeübt. Die beſten Zeugen des Rats, zumal Nagurny, waren nicht verhört. Von den Verhafteten war nur ein Teil vernommen, erſt recht nicht die Zeugen, auf welche ſich dieſelben zum Erweiſe ihrer Unſchuld beriefen. Die Kommiſſion hatte von vornherein mit den jeſuitiſchen Klägern gemeinſame Sache gemacht, und viele Dinge, die mit der Tumultſache in gar keinem Zuſammenhange ſtanden, auf Anſtiften der Jeſuiten vor ihren Bereich gezogen. Zum Schluſſe hatte ſie auf die Angeklagten einen ſchmählichen Erpreſſungsverſuch gemacht und dabei mit ſich feilſchen laſſen.

Am 14. reiſten Biſchof Szembek und die meiſten Mitglieder der Kommiſſion ab, dieſelbe hatte vom 16. September bis zum 13. Oktober, alſo einen Monat getagt. Die Koſten, welche ſie der Stadt verurſacht, wurden ſpäter auf 31 916 preuß. fl. feſtgeſtellt, wozu aber noch viele Nachrechnungen kamen. Der Inſtigator der Kommiſſion beeilte ſich, die Gewinnſucht ſeiner Herren nachzuahmen, indem er von den im Dekrete nicht aufgezählten Verhafteten, ohne Wiſſen des Rats, diejenigen frei ließ, welche ihm ein Stück Geld

gaben. Nach glaubwürdigen Zeugniſſen[114]) wurde dem Weißgerber Hertel Freilaſſung verſprochen, wenn er ein Bekleidungsſtück ſchenke. Roesner riet ihm auf ſeine Anfrage, ſich auf ſein gutes Gewiſſen zu verlaſſen und nichts zu geben. Hertel mußte ſpäter ſtatt eines Bekleidungsſtückes ſeinen Kopf hergeben. Ebenfalls ſoll dem Nadler Schultz ſeine Freilaſſung in Ausſicht geſtellt ſein, wenn er 5 Thaler zahle. Er wollte nur 4 hergeben und hatte ſpäter mit Hertel dasſelbe Schickſal.

Während des ganzen Monats, in welchem die Unterſuchungskommiſſion tagte, waren zwiſchen den drei Ordnungen, die faſt täglich zuſammenkamen, wieder erbitterte Streitigkeiten vorgefallen. Während die beiden Ordnungen vor dem Eintreffen der Kommiſſion beſchloſſen hatten, die geplante Deputation erſt nach Beendigung derſelben an den Hof zu entſenden, griffen ſie bald darauf, offenbar durch das Treiben der Kommiſſion geſchreckt, den alten Plan auf, dieſelbe ſogleich jetzt abzuſchicken. Doch der Rat zeigte ſich demſelben wenig geneigt. Er erklärte, man ſolle die Unſicherheit der Wege und des Aufenthalts in Warſchau bedenken auch wiſſe man nicht, was die Kommiſſion der Stadt noch zu ſchaffen machen werde. Man wolle erſt beim Großkanzler anfragen, ob die Deputation genehm ſei.[115]) Derſelbe gab durch Klosmann zur Antwort, daß eine ſolche aus allen Ordnungen angenommen werden würde. Jetzt war auch der Rat dafür, gab aber zu erwägen, daß man für Geld zu dieſem Zwecke ſorgen müſſe, auch ſtehe dem Rate das Recht zu, die Kandidaten zu dieſer Deputation aus allen Ordnungen zu ernennen.[116]) Um dieſen Punkt entbrannte ein heftiger Kampf. Die dritte Ordnung war nachgiebiger, aber die Schöppen beſtanden auf ihrem vermeintlichen Rechte, die Vertreter ihrer Ordnung ſelbſtändig ernennen zu dürfen. Da, wie bereits oben erwähnt, die zweite Ordnung dieſe Deputation ſogar mit dazu benutzen wollte, um in der Branntweinangelegenheit beim Hofe gegen den Rat vorzugehen, ſo handelte es ſich nicht bloß um formales Recht. Ein neuer Zankapfel lag darin, daß der Rat aus jeder Ordnung nur eine Perſon, die anderen beiden je zwei ernennen wollten. Umſonſt bat Roesner, deſſen finanzielles Intereſſe in der Branntweinangelegenheit mit dem der beiden Ordnungen zuſammenfiel, dieſelben am 4. Oktober in beweglichen

Worten, „sie sollten doch einmal in sich gehen und bei gegenwärtigen Umständen nicht alles so genau nehmen, der Rat suche weder seine Autorität dadurch zu behaupten, noch was nachteiliges für die Ordnungen, es wäre ja eine andere Zeit übrig, jedes Recht zu untersuchen.“ [117]) Es half auch nichts, als der Rat kurzer Hand Giering, Schröger, Trotz nebst Sekretär Wedemeyer zu Deputierten bestimmte. Die dritte Ordnung erklärte, es müsse durchaus ein Vertreter der Zünfte dabei sein, damit bei dem Schlußurteile nichts denselben nachteiliges festgesetzt werde. Inzwischen hatte der Kanzler wieder geraten, die Deputation mit einem der heimkehrenden Kommissarien unter dessen Schutze reisen zu lassen. [118]) Die zweite Ordnung aber, damit unzufrieden, schlug am 11. Oktober, demselben Tage, als die schwierigen Verhandlungen wegen der Geldforderung der Kommission begannen, der dritten vor, gemeinsam ohne den Rat Deputierte nach Warschau abzusenden. Letztere war vernünftig genug, dies Ansinnen abzulehnen. Sogar noch am 12., als die Anforderungen der Kommission immer dringender wurden, blieb die zweite Ordnung in der Deputationsfrage auf ihrem Stücke stehen, trotzdem Roesner sie ermahnte, „nicht eine Nadel im Fuder Heu zu suchen.“ Sie schickte obenein zu den auf dem Rathause sitzenden Gefangenen und ließ ihnen die falsche Nachricht mitteilen, sie hätte sich mit der dritten verständigt, ohne den Rat Gesandte nach Warschau zu schicken. [119]) So war bei Schluß der Kommission diese Frage noch völlig unentschieden.

Was den Rat oder dessen Mehrzahl bestimmte, in dieser Angelegenheit zögernd und lau vorzugehen, läßt sich bei dem Verluste der Ratsprotokolle aus jener Zeit nicht mehr mit Sicherheit ersehen. Stadtsekretär Düsterwald meinte in einem vertraulichen Briefe an Klosmann vom 1. Oktober, [120]) die Ratsherren hätten für ihr Leben Angst und wollten darum nicht nach Warschau. Wahrscheinlich kamen mehrere Gründe zusammen. Der Rat war in sich selbst zerspalten und fürchtete wohl die bösen Absichten der anderen Ordnungen in der Branntwein-Angelegenheit. Roesner und die am meisten bedrohten Ratsherren waren sicherlich an dieser Unschlüssigkeit am wenigsten Schuld.

Kapitel 3.
Das Urteil.

Zwar ſah ſich die Stadt mit den Kommiſſarien ihrer ſchlimmſten Plagegeiſter entledigt. Indeſſen ließen ſie trotz Szembek's Verſprechen das ganze Militär zurück. Schon waren die Pferde wieder von der Grashütung in die Stadt gezogen und zur Abreiſe mit Futter verſehen worden. Aber auf Anordnung der Kommiſſion ließ d'Argelles die Dragoner nicht abmarſchieren.[1]) Es war dies wohl die Strafe, daß nicht alle Kommiſſarien das gewünſchte „Salär" erhalten. Vergeblich bat die Stadt den Krongroßfeldherrn, die Truppen abzuberufen.[2]) d'Argelles behielt auch die Stadtſchlüſſel und fuhr fort, die Thore nach ſeinem Belieben auf- und zuzuſchließen. Umſonſt hatte die Stadt ihn durch Klosmann bei Flemming verklagt.[3]) Er drohte, ſich jetzt dafür rächen zu wollen, daß man ſeine Anſprüche auf „Devinctionen" entdeckt. Jeder Offizier, ſo verlangte er, ſolle ohne weiteres in ein beliebiges Quartier einrücken dürfen. Die Compagnien rechnete er in Pauſch und Bogen zu 70 Mann und verweigerte eine genauere Einquartierungsliſte, ſodaß einige Häuſer zu viel, andere zu wenig Soldaten zugeteilt erhielten. Um ihn nur einigermaßen zu beſchwichtigen, mußte ihm der Rat eine abermalige „Devinction" verſprechen laſſen.[4])

Schlimmer waren noch die Erfahrungen, welche der Rat mit ſeiner „Proteſtation" gegen das Schlußdekret der Kommiſſion machte. Er verband mit derſelben auf des Warſchauer Kanzleibeamten Rybczynski Rat eine Widerklage gegen die Jeſuiten. Unter dem 14. Oktober lud er dieſelben binnen 2 Wochen vor das Hofgericht, damit ſie hier ſeine „Appellation" vernähmen, deren Entgegennahme die Kommiſſion verweigert habe, und von welcher er behaupte, daß ſie auch jetzt noch ſtatthaft ſei.[5]) Nach polniſchem Rechtsbrauche mußten aber Proteſte bei einem Grodgerichte eingetragen werden.[6]) Wie erſchrak daher der Rat, als er die „Proteſtation" wegen Verweigerung der „Appellation" und die Widerklage gegen die Jeſuiten an die benachbarten Gerichte ſchickte, und eins nach dem andern aus Furcht vor den Kommiſſarien und den Jeſuiten die Eintragung verweigerte. So war es in Bobrownik, Schönſee, Kulmſee, Graudenz, Schwetz der

Fall. Ebenſo wenig gelang es ihm, bei einem der benachbarten Gerichte ſeine verworfenen Zeugen oder die unvernommenen Zeugen der Verhafteten verhören zu laſſen.[7]) „Der ohnedies bedrängten Stadt", ſo klagte er ſeinem Vertreter in Warſchau, „würden alle Beneficia juris abgeſchnitten und müſſe ſie in der größten Unſchuld unterdrückt liegen bleiben."[8]) Die Jeſuiten legten nun ihrerſeits eine „Proteſtation" gegen die Stadt beim Podgorzer Gerichte nieder. Darin warfen ſie den Thornern vor, in ihrer angeborenen Hartnäckigkeit den Spruch der Kommiſſion verachtet und gegen denſelben eine Klage erhoben zu haben. Ferner habe man die für Warſchau beſtimmten Perſonen nicht dorthin geſchickt, die in ſtrengeren Gewahrſam zu nehmenden nicht in ſolchen gebracht, die zu verhaftenden nicht ergriffen, ja ſehr viele Gefangene eigenmächtig auf freien Fuß geſetzt.[9]) Nicht genug damit, legten die Jeſuiten der Stadt noch eine fernere Ladung an das Hofgericht, weil ſie die Zinſen des ihnen ſchuldigen Darlehens nicht bezahlt hatte. Um das Maß voll zu machen, erhielt die Stadt noch vom Provinzial der Franziskaner-Konventualen eine vom 20. September datierte Ladung vor das Hofgericht. Sie ſolle nachweiſen, hieß es darin, woher ihre Rechte auf die Marienkirche und das daneben gelegene Kloſter, ſowie auf die Kloſtergüter ſtammten. Sollte ſie ihr Anrecht nicht darthun können, ſo würde ihr die Kirche nebſt Zubehör abgeſprochen werden. Dieſe Angelegenheit ſollte in demſelben Termine, wie die Klage der Jeſuiten verhandelt werden.[10])

Inzwiſchen war in Warſchau die Thorner Tumultſache bereits in lebhafteſter Weiſe auf dem Reichstage verhandelt worden. Derſelbe war, wie gewöhnlich, Montag nach Michaelis, in dieſem Jahre am 2. Oktober, zuſammengetreten. Für die auf den polniſchen Reichstagen herrſchende Rechtsordnung iſt es bezeichnend, daß ein neuerer Darſteller ſeine Auseinanderſetzung darüber mit den Worten anhebt:[11]) „Eine genaue Zuſammenſtellung der die Reichstage betreffenden polniſchen Rechtsbegriffe iſt außerordentlich ſchwer. Garczynski, Woywode von Poſen unter den ſächſiſchen Königen, ſagt in ſeiner Anatomia treffend: Dies ſtürmiſche Meer des Parlamentarismus wird niemand ſo glücklich ſein, weder zu ergründen, noch zu begreifen, noch zu beſchreiben." Zur Beurteilung

der vorliegenden Frage ist festzuhalten, daß die Macht des Königtums in Polen damals auf dem Nullpunkte stand, indem der König nur den ersten Stand in der Republik bildete. Der zweite Stand war der Senat, eine Art Staatsrat der Krone. Der Senat hatte nicht das Recht, einen Beschluß der Landbotenkammer umzustoßen, auch besaß der einzelne Senator nicht, wie der Landbote, das Einspruchsrecht. Die eigentliche Macht oder vielmehr Ohnmacht dieses wunderlichen Staatswesens lag bei dem dritten Stande der Republik, der Landbotenkammer. Die Landboten, in der Regel etwa 200 Köpfe, waren von den eigentlichen Woywodschaften und kleineren Bezirken gewählt. Sie sollten aber nicht, wie die modernen Parlamentarier, bei der Abstimmung ihre eigene Ueberzeugung zum Ausdrucke bringen, sondern waren an die Instruktionen gebunden, die sie vor der Wahl von ihren Auftraggebern erhalten hatten. Nach Schluß des Reichstages mußten sie ihren Wählern Rechenschaft ablegen, womit erst ihr Mandat erlosch. 1652 war es zum ersten Male vorgekommen, daß ein einziger Landbote durch sein Veto den Reichstag gesprengt hatte. Im ganzen hat sich dieser seltsame Vorgang 17 mal wiederholt. Es galt seitdem als unbestrittenes Recht jedes einzelnen Landboten durch den Zuruf „Ich hebe die Gültigkeit auf (sisto activitatem)" den weitern Verlauf der Beratung zu hemmen. Unzählige Male ist dieser Ruf von erzürnten Landboten ausgesprochen, doch bemühte man sich meist, den Störer zur Zurücknahme seines Widerspruchs zu bewegen. In den Jahren 1652—1764 sind von 55 Reichstagen nur 7 zu ihrem natürlichen Ende gekommen, 48 dagegen zerrissen worden.[12]) Preußen hatte schon seit 1712 keine Landboten mehr auf die Reichstage entsandt. Die preußischen „Generallandtage", welche die Landboten zu wählen hatten, kamen entweder gar nicht zu stande, oder wurden durch das Einspruchsrecht der einzelnen Mitglieder zerrissen.[13]) In dem hier in Rede stehenden Jahre 1724 waren die meisten „Partikularlandtage", aus deren Wahlen wieder der „Generallandtag" hervorgehen sollte, auf diese Weise gesprengt worden, sodaß letzterer hatte unterbleiben müssen. Der „Partikularlandtag" von Schönsee z. B. war durch einen Edelmann Rogowski zerrissen worden. Einige Edelleute behaupteten gar, die Sprengung sei von der Stadt Thorn ausgegangen, sodaß der

Rat ſich veranlaßt ſah, gegen ſolche Verleumdung einen Proteſt einzulegen.[14]) Thorn hatte alſo in der Landbotenkammer niemand, der Preußen zu vertreten berufen war.

Die Jeſuiten hatten, wie aus den oben mitgeteilten Druckſchriften hervorgeht, aufs beſte im ganzen Reiche Stimmung zu machen verſtanden. Sie verbreiteten dieſelben nach allen Richtungen und ſchickten Boten umher, welche die Senatoren und Adligen aufhetzten. An die Wahlverſammlungen, welche Landboten zu wählen hatten, ſandten ſie Briefe mit der Bitte, die zu wählenden mit Inſtruktionen wegen der Thorner Sache zu verſehen. Unterſtützt wurden ſie hierin durch den Erzbiſchof von Gneſen, der ebenfalls aufreizende Briefe an die Wahlverſammlungen erließ.[15]) Dem gemeinen Volke zeigten die Jeſuiten angebrannte Bilder und durchſtochene Kupferſtiche, um dasſelbe mit Abſcheu über die gottesläſterliche Stadt zu erfüllen. Sie predigten an verſchiedenen Orten öffentlich, man ſolle Gott anrufen, daß er an den Schändern ſeiner Ehre Rache nähme, ſie ſetzten Faſttage an und gaben Litaneien zur beſchimpften Mutter Gottes heraus. In Thorn ließen ſie das verwüſtete Kloſter unwiederhergeſtellt ſtehen, damit die dort zahlreich durchreiſenden Polen dasſelbe in Augenſchein nehmen und davon den Ihrigen erzählen könnten ꝛc. Daß alle dieſe Ausſtreuungen auf den fruchtbarſten Boden fielen, iſt bei dem damals in Polen herrſchenden religiöſen Fanatismus ſehr erklärlich. Sieben Jahre war es erſt her, als jener Reichstag, wie oben erwähnt, den Diſſidenten das Recht abgeſprochen hatte, ein Staatsamt zu bekommen, wenn katholiſche Mitbewerber dawären. Die katholiſche Religion galt als die Herrin im Lande und das Häuflein Diſſidenten als geduldete Magd. Der religiöſe Fanatismus wurde in dieſem Falle durch den alten Haß der Polen gegen die Deutſchen und die ſtädtiſche Selbſtverwaltung aufs kräftigſte unterſtützt. Auch mochte die Abneigung gegen die Fremden, zumal gegen König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und ſeine diplomatiſchen Einmiſchungen für die Angeklagten ungünſtig wirken. Bezeichnend iſt, daß im Verlaufe dieſes Reichstages ein Landbote Jaroszewski verlangte, die auswärtigen Geſandten ſollten alten Konſtitutionen gemäß nicht über 6 Wochen in Polen verweilen und nach dieſer Friſt zu ihren Herren zurückkehren.[16])

So hatten die meiſten Landboten dieſes Jahres von ihren Woywodſchaften und Wahlbezirken Inſtruktionen erhalten, die Thorner Angelegenheit auf dem Reichstage zur Sprache zu bringen. Die Sendomir'ſchen Landboten waren die erſten, welche ſich mit ſolchen Aufträgen in Warſchau einfanden. Sie gedachten dem diplomatiſchen Vertreter Thorns Klosmann perſönlich eine „Viſite“ [17]) abzuſtatten. Klosmann wurde aber vor dieſer „Viſite“ gewarnt und hielt ſich verborgen. Bei der Eröffnung des Reichstages am 2. Oktober hatte der Prediger, Scholaſtikus Wyſycki aus Warſchau, den für dies Reich beſonders paſſenden Text gewählt 2. Kor. 3, 17: „Wo der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit.“ Nachdem Kronreferendar Potocki glücklich zum Vorſitzenden (Marſchall) [18]) gewählt war, wurde nach der gewöhnlichen Reihenfolge den Vertretern der einzelnen Woywodſchaften das Wort erteilt. Dieſelben hatten aber nicht bloß zu einem beſtimmten Punkte zu reden, ſondern ſprachen zugleich über alles, was in ihren Inſtruktionen lag und den Reichstag irgendwie angehen konnte. Diesmal waren es vornehmlich zwei Punkte, über welche ſie ſich ausließen, die Thorner Tumultſache und das Kommando über die Truppen, welches man dem Könige und ſeinem Vertrauten Flemming gänzlich abnehmen wollte. So eifrig waren die meiſten Landboten, dieſe Dinge zu erledigen, daß ſie gar nicht einmal zuvor, wie es Brauch war, zum Handkuſſe beim Könige vorbeidefilieren wollten. Erſt in der 3. Sitzung am 4. Oktober gelang es dem Marſchall, ſie hierzu zu bewegen. Schleunigſt verließen ſie aber wieder den Saal und zogen ſich in ihre Kammer zurück, ohne, wie es Herkommen war, die Verleſung der Staatsgrundgeſetze und Senatsbeſchlüſſe abzuwarten, um nur möglichſt ſchnell die ihnen am Herzen liegenden Dinge abzumachen. [19])

Zum Thorner Tumulte äußerten ſich die meiſten Stimmen in höchſt fanatiſcher Weiſe. So ließ ſich am 5. Oktober der Podlachiſche Landbote Paſtworowski dahin vernehmen, wenn die Ehre eines Königs gerächt werden müſſe, wie viel mehr die des Königs aller Könige. Er führte dabei die Bibelſtelle 2. Moſ. 32, 29 von der Erwürgung des abgöttiſchen Volkes durch die Kinder Levi an: „Ihr habt heute Eure Hände geheiliget, ein jeglicher an ſeinem Sohne und Bruder, daß heute über Euch der Segen

gegeben werde.“ [20]) Am folgenden Tage verlangte der braclaviſche Landbote Drzewiecki, man ſolle die Ehre der göttlichen Majeſtät aufs ſchnellſte retten und allen preußiſchen Städten ihre Rats- und Gerichtsämter abnehmen und die letzteren rechtgläubigen Männern verleihen. Verſchiedene Stimmen wollten die Sache auf dem Reichstage ſelbſt, der für beſtimmte Fälle gerichtliche Funktionen auszuüben hatte, aburteilen. Indeſſen fehlte es auch nicht an milder geſinnten. An dem nämlichen 6. erklärte Kopec, man könne kein Urteil fällen, bevor die Unterſuchung beendet ſei. Er erinnerte, daß die Unterſuchungskommiſſion ſich noch in voller Thätigkeit befände. Ferner meinte er in Anſpielung auf die Bibelſtelle Jerem. 31, 29 f., daß der Sohn nicht die Miſſethat des Vaters zu tragen habe. Auch ſei es ein Eingriff in die Rechte des Hofgerichts, wenn hier der Reichstag ſelbſt zu Gericht ſitzen wolle. Man möge einen Eilboten an die Unterſuchungskommiſſion nach Thorn ſenden, damit man die Angelegenheit nicht nach dem Hörenſagen, ſondern nach deren Ergebniſſen beurteile. Ferner tadelte er als geſetzwidrig, daß man noch nicht die Staatsgrundgeſetze bei der Begrüßung des Königs angehört habe und ſprach das verhängnisvolle Wort: „Ich hebe die Gültigkeit auf.“ Ueber eine halbe Stunde blieb der Reichstag beſchlußunfähig, erſt nach langem Hin- und Herreden gab Kopec demſelben die Beſchlußfähigkeit zurück, indem er ſich ausbedang, daß nach den Rechten verfahren werde. Sehr große Mühe gab ſich auch der Erzbiſchof von Gneſen, daß der Reichstag diesmal vor dem Schickſale ſo vieler Vorgänger, dem Zerriſſenwerden, bewahrt blieb. [21])

Dennoch war der Reichstag auch in den folgenden Tagen wegen des allgemeinen Gezänkes mehrfach nahe daran, aufgelöſt zu werden. Am 11. Oktober begaben ſich die Landboten endlich vor den König und Senat und hörten die Verleſung der Staatsgrundgeſetze an. Auch wurde beſchloſſen, die Thorner Tumultſache dem Hofgerichte zu übergeben, alſo nicht auf dem Reichstage ſelbſt abzuurteilen. [22]) Doch ſchon am 12. drohte Ozarowski, Tafeldecker von Krakau, denſelben zu ſprengen, wenn nicht die oft erwähnten Punkte erledigt würden. Als der Marſchall ſein Vorhaben bemerkte, hob er ſchnell die Sitzung auf. Später am 23. wollten einige Landboten aufs neue den Reichstag zum Scheitern bringen. [23])

Inzwiſchen waren Mitglieder der Unterſuchungskommiſſion aus Thorn auf dem Reichstage erſchienen. Auch Fürſt Lubomirski war von ſeiner Woywodſchaft mit der Würde eines Landboten betraut worden, und daß er nicht dazu beitrug, die Stimmung für die Stadt günſtiger zu machen, braucht nicht geſagt zu werden.[24]) Vermutlich war er, wie bereits erwähnt, darum ſo frühe (24. September) von Thorn aufgebrochen, um rechtzeitig auf dem Reichstage zu ſein. — Thatſache iſt, daß bereits zwei Wochen auf dem Reichstage von der Mehrzahl der Landboten ein Verdammungsurteil geſprochen wurde, bevor die Unterſuchungskommiſſion ihre Akten geſchloſſen hatte.

Der Rat hatte währenddeſſen teils unmittelbar durch Briefe und Geld, teils durch Klosmann in ſeinem Sinne zu wirken geſucht. Auf Klosmann's Anraten hatte er demſelben ſchon am 24. September 200 Dukaten zu Flemming's beſſerer Gewinnung geſchickt.[25]) Der Feldmarſchall wies aber das angebotene Geſchenk zurück. Der Rat veranlaßte ſeinen Geſchäftsträger unter dem 15. Oktober, ihm noch einmal das Geld anzubieten.[26]) Flemming erklärte aber wieder „auf ſein Honneur", die Summe nicht annehmen zu können. Klosmann wagte nicht weiter in den Grafen zu dringen, ſondern gab 50 Dukaten davon dem ſchon mehrfach devincierten Rybczynski, der als Notar der Dekrete des Großkanzlers jetzt von beſonderer Wichtigkeit war.[27]) Doch blieb das Verhältnis des Rats zu Flemming wenigſtens dem Anſcheine nach ein vertrauliches. Am 14. Oktober berichtete Roesner den Ordnungen, Flemming habe verſprochen, ſein beſtes zu thun, damit weder die Stadt, noch andere Diſſidenten Schaden erlitten.[28]) Als die Ladung der Franziskaner-Conventualen wegen der Marienkirche ankam, bat der Rat durch Klosmann um des Feldmarſchalls Hilfe, weil die Anſprüche der Mönche gegen die Staatsgeſetze und Friedenstraktate ſeien. Flemming möge auch die Geſandten der fremden Mächte für dieſe Sache zu intereſſieren ſuchen.[29]) Wie wenig aber der Graf, ſelbſt wenn er ernſtlich Thorn wohlwollte, was nach ſeinem ſonſtigen Charakter zu bezweifeln iſt, bei den polniſchen Großwürdenträgern vermochte, iſt aus einem Befehle des Großfeldherrn Krakowski vom 8. Oktober zu erſehen. Nach dieſem ſollte kein Offizier des Feldmarſchalls Ordre reſpektieren.[30])

Auch Großkanzler Szembek erwies ſich den Thornern, wenigſtens teilweiſe, freundlich. Er hatte, wie erzählt, eine von den drei Ordnungen zu entſendende Deputation willkommen geheißen. Er drang darauf, daß die Sache nicht vor das Plenum des Reichstages, ſondern vor das unter ſeinem Vorſitze ſtehende Hofgericht käme.[31]) Durch Klosmann ließ er raten, nur je einen Deputierten aus den drei Ordnungen zu ſchicken und nicht Sekretär Wedemeyer, auf welchen es die Jeſuiten beſonders abgeſehen zu haben ſchienen.[32]) Mit dem päpſtlichen Nuntius in Warſchau, Santini, war er darüber einer Meinung, daß man zwar der beleidigten Religion Sühne verſchaffe, aber auch Gnade walten laſſe und namentlich Blutvergießen vermeide. Dagegen wünſchte er die Rückgabe der Marienkirche an die Franziskaner ſtrengerer Ordnung (Bernhardiner), deren Syndikus er war. Santini drang außerdem noch auf Beſetzung der Hälfte der Ratsſtellen mit Katholiken.[33])

An die beiden anderen größeren Städte Danzig und Elbing wandte ſich der Rat von neuem mit der Bitte, ihre Vertreter in Warſchau mit Klosmann zuſammen vorgehen zu laſſen, auch gemeinſame ſchriftliche Eingaben an den König, den Kanzler, die Miniſter und Senatoren zu machen. Es handle ſich hier um die Verteidigung der gleichen Rechte. Auch bat die verarmte Stadt um Unterſtützung durch Geld.[34]) Letztere wurde ihr nicht zu teil. Im Gegenteil wollte Danzig, das damals, wie oben erzählt, mit Thorn im Zollkriege lag, nur mit dreiviertel der dort beſchlagnahmten Thorner Gelder herausrücken und einviertel als Pfand dafür behalten, daß die Danziger Kaufleute in Zukunft von allen Zöllen in Thorn befreit blieben und die bereits bezahlten Zölle zurückerhielten.[35]) Auch mußte Klosmann klagen, daß Danzig's und Elbing's Vertreter keinen Eifer in der Hilfe für Thorn zeigten.[36]) Indeſſen ging unter dem 24. Oktober ein gemeinſames Bittſchreiben der drei Städte an den König ab.

In die drei Ordnungen hatten auch die trüben Erfahrungen, die man mit der Unterſuchungskommiſſion gemacht, keine Eintracht gebracht. Faſt täglich unterhandelte man über die nach Warſchau zu entſendende Deputation und konnte zu keinem Schluſſe kommen. Der Rat hatte, wie erwähnt, Giering, Schröger und Trotz mit dieſem Auftrage bedacht. Doch ſowohl Schröger als Trotz erklärten

ſich für „ehehaft“ d. h. unabkömmlich. Am 17. Oktober gab die zweite Ordnung endlich ihren Anſpruch, ſelbſt einen Deputierten zu ernennen, auf, bat den Rat aber an Schröger's Stelle Johann Richtſteig auszuwählen. Roesner erinnerte hierbei die Ordnungen an die Entrichtung des hundertſten Pfennigs, weil die Not der Kämmerei gar zu groß ſei. Trotzig gaben die Ordnungen die Aufforderung zurück, ſie wären dazu willig, aber der Rat möge mit gutem Exempel vorangehen.[37]) Noch eine Woche dauerten die Streitigkeiten wegen der Deputation. Als am 20. die dritte Ordnung in den Rat drang, noch an dieſem Tage an Schröger's und Trotz' Stelle andere Bürger zu wählen, ſchwieg Roesner dazu ſtille und erwiderte ſpäter, die Sache müſſe bis morgen vertagt werden. Die dritte Ordnung ſchickte ſogar noch zwei ihrer Mitglieder zu ihm ins Haus, er möge zum Nachmittage eine Sitzung einberufen, erhielt aber wieder denſelben Beſcheid. Die verhafteten Bürger ließen der dritten Ordnung ihren Unwillen melden, daß es mit der Deputation ſo langſam vorwärts gehe. Wenn man keine Mittel für dieſelbe habe, ſo möge man es nur ſagen, die Verhafteten hätten ſelbſt von Bürgern Geld empfangen und wüßten auch Leute, durch die ſie ſolches erlangen könnten.[38]) Am 21. erklärte der Rat auf Drängen und Drohen der dritten Ordnung, an Schröger's und Trotz' Stelle den Schöppen Augſtein und das Mitglied der letzteren Jacob Gemeiner zu ſetzen. Die dritte Ordnung war hiermit zufrieden, nicht aber die zweite, weil ihr Kandidat Richtſteig übergangen war. Sie machte der dritten von neuem den Vorſchlag, ohne den Rat eine Deputation abzuſenden. Augſtein würde den Auftrag nicht annehmen, ſollte er ſich aber doch überreden laſſen, wollte ſie „den andern“, alſo Richtſteig, inkognito nachſenden.[39])

Inzwiſchen kamen aus Warſchau immer ſchlimmere Nachrichten. Klosmann meldete, der Jeſuiten-Rektor Czyzewski habe es durchgeſetzt, daß die Thorner Tumultſache bereits am 19. Oktober vor dem Hofgerichte, aber nur zum Scheine, aufgerufen ſei. Klosmann habe verabredet, daß der Termin bis zum 26. Oktober verſchoben werde. So that dringende Eile not.[40]) Am 23. erklärten ſich endlich die beiden Mitglieder der dritten Ordnung, Jacob Gemeiner und Andreas Kircheiſen, bereit, die gefährliche Reiſe zu übernehmen.

Sie baten, für ihre Angehörigen während ihrer Abwesenheit Sorge zu tragen, damit denselben von den Gegnern kein Leid geschähe, sie auch von der Einquartierung zu befreien. Die dritte Ordnung sagte nicht nur dies zu, sondern versprach auch beiden eine „Ergötzlichkeit" von je 200 fl. Der Schöppe Augstein war so vorsichtig, nicht eher abreisen zu wollen, bevor er seine „Ergötzlichkeit in natura" empfangen, was man ihm ebenfalls versprach. Von den Ratsherren wollte sich aber niemand dem gefährlichen Auftrage unterziehen, ein Beweis, daß Sekretär Düsterwald wenigstens einen Beweggrund richtig getroffen hatte, als er die Verschleppung dieser Angelegenheit auf die Feigheit der Ratsherren zurückführte.

In derselben Sitzung am 23. berichtete ein Mitglied der dritten Ordnung, Martin Forke, daß während der gestrigen polnisch-evangelischen Predigt ein katholischer Student in die Marienkirche gedrungen und Prediger Ruttich, der auf der Kanzel stand, mit harten Worten angefahren habe. Schlimmere Nachricht kam während der Nachmittags-Sitzung dieses Tages durch eine Stafette aus Warschau. Klosmann schrieb in höchst beunruhigender Weise, daß es für die arme Stadt sehr übel aussähe. Die Landboten wollten auf dem Reichstage nichts vornehmen, als bis die Thorner Angelegenheit erledigt sei. Sie beständen darauf, daß Roesner und ein Teil der Gefangenen nach Warschau gebracht würden. Klosmann wisse keinen Rat, zumal die Geschäftsträger von Danzig und Elbing sich in ihrer Hilfsleistung schläfrig zeigten. Die Deputation möge daher je eher, je lieber kommen. Der Dekretenschreiber Rybczynski wisse ebenfalls keinen Ausweg, auch der Kanzler könne nicht mehr helfen, da ihm die Landboten „mit ihrem „Kreuzige" mehr als zuviel zusetzten."

Die Bestürzung, welche diese Meldung hervorrief, hatte wenigstens das Gute, daß die zweite und dritte Ordnung sich zu dem Beschlusse einigten, eine Stafette mit der Botschaft nach Warschau zu senden, die Deputation werde kommen. Falls der Rat sich zu nichts entscheiden könne, sollten die Deputierten der anderen Ordnungen in der Frühe des morgenden Tages vorausgehen. Der Rat tagte bis 9 Uhr abends. Endlich ließ er die beiden Ordnungen in die Kanzlei fordern und eröffnete ihnen, er könne sich nicht einigen, auch wolle niemand aus seiner Mitte sich zur Ueber-

nahme dieſes Auftrages überreden laſſen. Die anderen Ordnungen möchten daher ihre Deputierten vorausſchicken, vielleicht werde der Rat noch ſpäter zur Einigung kommen und dann jemand nachſchicken.[41])

Wirklich reiſten Augſtein, Gemeiner und Kircheiſen nebſt Stadtſekretär Düſterwald am 24. bei Tagesanbruch mittelſt Extrapoſt nach Warſchau ab. Der Rat konnte auch diesmal keins ſeiner Mitglieder zur Annahme der Deputation bewegen. Roesner berichtete, man habe Dr. med. Weiß und Johann Chriſtoph Elsner erwählen wollen, der erſtere habe ſich entſchuldigt, der zweite ſei mit großem Ungeſtüm davongelaufen. Mag man dieſen Mangel an Mut und Gemeinſinn noch ſo hart verurteilen, faſt übertroffen wird er durch den Beſchluß der zweiten Ordnung von dieſem Tage, der bereits mehrfach in anderm Zuſammenhange angeführt worden iſt. Sie wollte die Deputation benutzen, um zugleich zwei Dinge am Hofe durchzuſetzen, die mit der Tumultſache nicht im geringſten Zuſammenhange ſtanden. Einmal ſollte ihr Abgeſandter beim Hofgerichte ihr vermeintliches Anrecht zur Anerkennung bringen, ſelbſtändig Deputierte abzuſenden oder vorzuſchlagen. Ferner plante man, bei einem Grodgerichte eine Proteſtation wider das Dekret einzulegen, in welchem das Monopol der Przyſieker Branntweinbrennerei zu Gunſten des Rates verlängert worden war. Dieſe Proteſtation ſollte dem Abgeſandten nachgeſchickt werden, damit er perſönlich beim Kanzler die Aufhebung des Dekrets durchſetze.[42]) Die dritte Ordnung, welche die zweite zur Teilnahme an dieſen in ſolch kritiſchem Zeitpunkte doppelt gefährlichen Plänen zu beſtimmen ſuchte, gab aber am 25. zur Antwort, man möge zur Zeit mit der Proteſtation warten. Wenn der Handel mit den Jeſuiten abgethan ſei, wolle ſie dieſe Pläne unterſtützen. Die Schöppenmeiſter nahmen dieſe Antwort zum Berichte und meldeten nach einer Weile, daß auch die Gerichte von der beabſichtigten Proteſtation abſtehen wollten. An dieſem 25. ließ ſich endlich auch ein Ratsherr Johann Friedrich Hauenſtein aus perſönlicher Freundſchaft für Roesner zur Annahme der Deputation nach Warſchau beſtimmen und reiſte noch an dieſem Tage 2 Uhr nachmittags mit der Poſt ab.[43]) Freilich war es ein ungelehrter, weder der lateiniſchen noch der polniſchen Sprache oder der Stadtrechte kundiger Mann. Seine Anweſenheit in

Warſchau konnte daher wenig nützen, ſondern wurde gar noch in polniſchen Kreiſen als eine Geringſchätzung des Hofgerichts aufgefaßt.[44]) Er ſcheint indeſſen ein uneigennütziger Mann geweſen zu ſein, indem er keine „Ergötzlichkeit" forderte, ſondern ſich mit 200 fl. Reiſekoſten begnügte, obwohl er nach ſeiner ſpäteren Angabe damit nicht langte. Den anderen Deputierten mußte man außer der Entſchädigung für ihre Mühen ſämtliche Reiſeauslagen erſetzen.[45])

Die dritte Ordnung erneuerte in dieſen Tagen einen Vorſchlag, den ſie ſchon häufiger gemacht hatte, einen Bürgerausſchuß aus den drei Verwaltungskörperſchaften zu bilden, welcher über die zu ergreifenden Maßregeln beſchließen ſollte. Der Rat lehnte aber dieſen Antrag mit der Begründung ab, daß jeder einzige Ratsherr von allem wiſſen müſſe.[46])

In Warſchau wurde die Verhandlung wegen der Thorner Sache am 26. Oktober, wie beſtimmt, vor dem Aſſeſſorialgerichte begonnen. Es war das unter dem Vorſitze des Großkanzlers ſtehende Gericht diesmal durch nicht weniger als 40 Beiſitzer aus dem Senate und der Landbotenkammer verſtärkt worden. Unter ihnen befanden ſich die Biſchöfe von Leslau und Plock Szembek und Zaluski, der Weihbiſchof von Poſen, die Offiziale von Warſchau und Danzig, die Woywoden von Krakau, Rußland, Lublin, Wolhynien, Maſovien und Plock, die Kaſtellane von Wilna und Czersk, der Kronſchatzmeiſter, Kronkämmerer und Kronunterkämmerer Lubomirski, der Unterkanzler, ferner die Landboten der Woywodſchaften Krakau, Rußland, Podolien, Podlachien, Maſovien Plock, Sieradz, Litauen.[47]) Man hatte offenbar eine ſo ungewöhnlich große Zahl von Beiſitzern gewählt, um dem Verlangen des Reichstages, die Sache ſelbſt zu richten, entgegenzukommen. Einige Mitglieder der Unterſuchungskommiſſion, wie die Biſchöfe Szembek und Zaluski, Unterkämmerer Lubomirski, Generaloffizial Węczyk, der vom Thorner Rate 60 Dukaten erhalten hatte, trafen hier wieder zuſammen. Es wurde alſo die preußiſche Stadt ausſchließlich von Vertretern fremder Nationalitäten abgeurteilt. Der leidenſchaftlichſte Richter war wieder Lubomirski, der, wie ein glaubwürdiger Berichterſtatter meldet, bei ſeinem Eintritte in den Sitzungsſaal die an der Seite ſtehenden Jeſuiten mit den Worten anredete: „Willkommen, meine Herren, bei Gottes Prozeß."[48])

Als Vertreter der Anklage waren im Termine Reichs-Inſtigator Vladislaus Wyrozembski, Jeſuitenrektor Czyzewski nebſt dem Jeſuitenpresbyter Matthias Przanowski und den Jeſuitenbrüdern Jacob Piotrowicz und Martin Wolanski erſchienen. Ihnen zur Seite ſtanden die Rechtsanwälte Michael Nagrodzki und Johannes Zlotorowicz. Die Stadt Thorn war durch ihren Sekretär Klosmann vertreten, dem das Gericht als Offizialverteidiger die Rechtsanwälte Chryſoſtomus Boguszewski und Franciscus Cygler beigegeben hatte. Die Deputation der Stadt war noch nicht eingetroffen. Als Nebenkläger hatte ſich Antonius Donacki, Propſt von St. Lorenz in Thorn, zugleich als Vertreter des Kulmer Suffragans, Severinus Szczuka eingefunden. Merkwürdiger Weiſe iſt derſelbe im ſpäterem Gerichtserkenntniſſe zugleich als Bevollmächtigter der katholiſchen Gemeinde Thorns angeführt (simul Communitatis Catholicae Thornniensis Plenipotens). Ferner meldeten ſich mit ihren Anſprüchen an die Stadt Albert Wloszkiewicz im Namen der Thorner katholiſchen Kürſchner, die von den deutſchen Berufsgenoſſen nicht in die Zunft aufgenommen waren, Michael Hankiewicz im Auftrage der Aebtiſſin der Benediktinerinnen, ſowie Bonaventura Murczynski und Kopaczewski als Vertreter der Franziskaner ſtrengerer Obſervanz (Bernhardiner).

Der Kanzler eröffnete die Sitzung mit einer Anſprache, in welcher er die Sache nach beiden Seiten hin zu erwägen bat. So würde ein Urteil hervorgehen, welches die Welt davon überführe, daß Gott in Israel ſei. Dann ergriff der Anwalt der jeſuitiſchen Kläger Nagrodzki zu einer fünfſtündigen Rede das Wort. Er erzählte den angeblichen Thatbeſtand nach der Darſtellung der Jeſuiten, wobei dieſelben große Pakete von Heiligenbildern, die verletzt oder verbrannt zu ſein ſchienen, vor den Augen des Gerichtshofes aufrollten. Die Richter wurden darüber ſo erregt, daß ſie in zornige Ausrufe wider die Ketzer ausbrachen, und der Kanzler durch Klopfen Stille gebieten mußte. Nagrodzki verlangte, daß einige der Beklagten nach Warſchau zur Tortur gebracht würden. Roesner und Zerneke hätten wegen ihrer Pflichtverletzung den Tod verdient. Da das ganze Unglück aus religiöſem Haſſe ſtamme und die Katholiken bisher in den preußiſchen Städten unterdrückt wären, ſei es billig, die Hälfte des Rats, der Kanzlei und beider Ordnungen mit Katholiken zu

beſetzen. Er berief ſich hierbei auf alte Konſtitutionen aus der Zeit Sigismund III. Um der geſchändeten Jungfrau Maria Ehre wiederherzuſtellen, müſſe die Marienkirche ihren alten Beſitzern zurückgegeben werden. Das Gymnaſium, in welchem ſo viele vom Papſte verdammten Sätze verteidigt würden, ſei in eine Privatſchule umzuwandeln. Die Thorner könnten kein königliches Privileg zur Gründung eines Gymnaſiums anführen. Das ehemalige Bernhardinerkloſter ſei wieder einzurichten. Geret müſſe wegen ſeiner Hochzeitsſchrift auf immer verbannt und die Schrift verbrannt werden. Prediger Oloff wurde von ihm ebenfalls als gefährlicher Feind der katholiſchen Religion hingeſtellt.

Nach dieſer Rede trat der Offizialverteidiger der Stadt, Boguszewski, mit dem Antrage hervor, die Sache bis Montag, den 30. Oktober zu verſchieben, weil ſich inzwiſchen die Deputation aus Thorn einfinden werde. Der Gerichtshof gab nach viertelſtündiger Ueberlegung dieſem Antrage nach. Auch Klosmann muß zu dieſer Vertagung beigetragen haben, denn er berichtete nach Thorn, daß er dieſelbe nur mit genauer Not durchgeſetzt habe.[49])

Im Termine am 30. Oktober erſchienen bereits die Thorner Deputierten, welche ſogleich nach ihrer Ankunft in Warſchau eine Audienz beim Kanzler nachgeſucht und erhalten hatten. Derſelbe hatte ſie gelaſſen angehört und ihnen dahin zu wirken verſprochen, daß beim Urteile nur die Schuldigen beſtraft, die Freiheiten der Stadt aber nicht gemindert würden.[50]) Auf klägeriſcher Seite trat in dem genannten Termine Dorengowski, der Vize-Reichs-Inſtigator auf, ein wegen unbeſchreiblicher Laſter abgeſetzter Beamter, welcher nur zu dieſem Zwecke durch ein Diplom wiederhergeſtellt war.[51]) Die Jeſuiten legten eine Beſcheinigung über die Beſichtigung ihres Kloſters vor, welche der Landbote Kupczewicz ſogleich am Mittwoch nach dem Unglückstage vorgenommen, ferner eine zweite über die Verwundungen, die die Ordensbrüder Czyzewski, Gaykowski und Rozanski erlitten, endlich eine dritte über den Arreſt, den ſie am 6. September beim Podgorzer Gerichte auf Heyder, Lebahn und andere Perſonen gelegt. Dorengowski erging ſich in Strafanträgen gegen Thorn, welche völlig unglaublich erſchienen, wenn ſie nicht im ſpäteren amtlichen Urteilsſpruche vermerkt wären.

Der Präsident, der ganze Rat und das unkatholische Volk, welches den Aufruhr begangen, sollten bei lebendigem Leibe verbrannt und ihnen die Zungen von hinten herausgerissen werden (circa extractiones linguarum a tergo). Die lutherischen Kirchen, das Gymnasium, die Druckerei, das ganze bewegliche und unbewegliche Vermögen derselben seien einzuziehen, die ehemals katholischen Kirchen dieser Konfession zurückzugeben. Kein einziger Lutheraner solle fortan in Thorns Mauern wohnen oder übernachten.[52]) Auch ein Rechtsgelehrter vom Radom'schen Tribunal, Orlowski, hielt eine Anklagerede wider Thorn, welche mit der gestrigen Nagrodzki's im wesentlichen übereinstimmte. Damit wurde die Sache auf morgen vertagt.[53])

Am 31. Oktober fuhr man in der Erörterung fort. Dieselbe drehte sich aber nicht um Feststellung des Thatbestandes, sondern um die Frage, ob die Appellation des Rats gegen das Schlußdekret der Kommission giltig gewesen und noch jetzt zulässig sei. Von klägerischer Seite wurde die Frage verneint, von der beklagten bejaht. Der Offizial-Verteidiger der Stadt Boguszewski führte den Thatsachen entsprechend eine Reihe von Einwendungen gegen das Verfahren der Untersuchungskommission an. Schon durch deren große Mitgliederzahl sei die Stadt beschwert worden. Einige der Mitglieder hätten mit derselben in offenbarer Feindschaft gelebt. Alle seien katholisch und darum parteiisch gewesen. Nicht alle hätten das Recht des Inländers besessen. Es habe keine Gegenüberstellung der Zeugen stattgefunden. Die Kommission habe verwerfliche Zeugen angenommen. Schließlich hätten die Mitglieder außer ihrem Unterhalte noch 200 Dukaten für die Person gefordert. Boguszewski hielt die Stadt daher für berechtigt, von dem Hofgerichte noch eine zweite Untersuchungskommission den preußischen Rechten gemäß zu fordern. Seine Rede erregte bei den Richtern solchen Unwillen, daß die Landboten und Zuhörer ihn öfters unterbrachen, stellenweise sogar ein übertäubendes Geschrei erhoben. Insbesondere stand Lubomirski auf und gebot dem Rechtsanwalte mit seinen Vorwürfen gegen die Kommission inne zu halten. Der Anwalt der Jesuiten Nagrodzki suchte diese Vorwürfe mit dem seltsamen Bemerken zu entkräften, daß es sich um ein Staatsverbrechen (crimen perduellionis) handle, in welchem Falle der Prozeß nicht

ſo genau geführt werden dürfe. Es könne dann ſelbſt ein Sohn wider ſeinen Vater zeugen.[54])

In derſelben Sitzung hielt noch ein Jeſuit, deſſen Name nicht angegeben wird, ein Kaplan des Erzbiſchofs von Gneſen, eine zündende, polniſche Rede, welche ſchon den Zeitgenoſſen als Muſter jeſuitiſcher Beredſamkeit aufgefallen und in deutſcher Ueberſetzung durch den Druck viel verbreitet iſt.[55]) Dieſelbe ſteigerte die leidenſchaftliche Voreingenommenſchaft der Richter bis zur Siedehitze. Er erſcheine als eine heilige Perſon, äußerte er, nicht um die Sache Gottes zu verteidigen, denn dieſe werde ſchon vom Gerichtshofe verteidigt werden, ſondern um ſeinen Schmerz durch Vergießung von Thränen zu mildern. „Es treten mir mit bethränten Angeſichtern bei und rufen um Recht, um Recht ... das katholiſche Weſen in der Chriſtenheit, das Regimentsweſen in ganz Europa, das katholiſche und Regimentsweſen zuſammen ...“

Nach dieſem Geſichtspunkte gliederte er ſeine Rede in drei Teile. Zuerſt wollte er nachweiſen, daß durch die Thorner Vorgänge das katholiſche Weſen verletzt ſei. Die Bilderverehrung ſei ein Artikel des katholiſchen Glaubens. „Es hat in dieſem heiligen Fürſtentum Maſuren der Herr Jacek ein ſteinernes Bild der allerheiligſten Mutter Gottes über dieſe Eure Weichſel bei Wyſogrod trockenen Fußes getragen, alſo durch den Glauben dieſes Artikuls ſich über die Elemente geſchwungen, und dieſes, ſoviel wir wiſſen, um deswillen, damit er dieſes Schutzbild des polniſchen Reiches von der Schmach der Tartaren errettete. O du Mutter meines Gottes! Du biſt in Thorn unter ein tartariſches Heidentum verfallen. Siehe, wie Dich die Gottloſen mit Füßen treten, zerhauen, auf einem Scheiterhaufen wie eine Uebelthäterin öffentlich verbrennen, wie ſie Dich, Du allerunſchuldigſte und allerreinſte Jungfrau, aus einer polniſchen Stadt hinausleuchten ... Du biſt bei den Thornern durch eine Rotte heidniſcher Hexentänzer, nicht eine Königin in Polen, ſondern durch eine gottloſe und allerſchmählichſte Verunehrung eine zum Scheiterhaufen verurteilte Dirne geworden. Siehe, wie die Gottesläſterer Dich ſegnen: Du große Frau, hilf Dir ſelbſt, die Papiſten ſagen ja, daß Du ihnen Hilfe thuſt. O Rachen, o Stimmen, o Zungen, die nicht heidniſch, nicht menſchlich, nicht beſtialiſch ſind.“

Der Redner erinnerte an die Gelübde, welche die Richter

immer von neuem in ihren Brüderſchaften ablegten: „Ich will nimmer verſtatten, daß wider Deine Ehre von meinen Untergebenen etwas begangen werde.“ Die Thorner ſeien ihre Unterthanen, ihre Leibeigenen, ihre Freigelaſſenen. „Es bittet der gekreuzigte Gott und ſtrecket die von den Thornern abgehauene Hand aus: ſchaffet Recht, helfet im Gericht; es rufet der gekreuzigte Gott: Sie haben mir Wunden ohne Zahl augethan. Die Bosheit der Juden auf dem Berge Golgatha hörte auf zu wüten, als der Heiland am Kreuze gehangen, der blinde Grimm der Thorniſchen Longinen hat ſich an dem geweidet, deſſen Schmach ſogar die lebloſen Felſen empfanden.“ „Gott vergilt, ſo ſchloß der Kaplan dieſen erſten Teil, dem Bild von Czenstochow mit Millionen Wunderwerken, daß ihm von heidniſcher Hand zwei Hiebe beigebracht worden. Man laſſe dann auch Thorn die Ehre der Mutter Gottes erſtatten durch Wiedergebung der Kirche, welche zu Gotteslästerungen mißbraucht wird, man laſſe es den Heiligen Erſtattung thun durch Wiedergebung der geheiligten Orte, welche ſie ihren rechtmäßigen Herren, den katholiſchen, geraubet. Und dieweil es einem Räuber nicht eine Strafe, ſondern vielmehr eine Wohlthat iſt, wenn er bloß mit Herausgebung des Geraubten durchgelaſſen wird, ſo laſſe man Thorn dem ganzen katholiſchen Weſen Erſtattung thun durch Vertilgung der öffentlichen Uebung ihrer Sekte, man laſſe die Erſtattung thun durch Vertreibung ihrer Prädikanten, die von dem Beitrag und von den Thränen der Katholiſchen gemäſtet und gekleidet werden. Man laſſe die Erſtattung thun damit, daß die Sekte empfinde, daß ſie eine Magd, nicht eine Frau und Herrſcherin ſei. Gott wird verleihen, wenn durch dieſe Gall ihre Augen erleuchtet worden, daß ſie zur Erkenntnis des wahren Lichts gelangen, dieweil ja Heiden und Juden zu dem Glauben berufen, die Ketzer aber ſogar genötigt werden ſollen, ſo wäre ihnen hierunter nachſehen und ihrer ſchonen, nichts anders, als ſie aufopfern und verderben.“

Daß das Regimentsweſen von ganz Europa in dieſem Falle um Recht flehe, ſuchte der Jeſuit in folgender Weiſe zu begründen. Die Obrigkeit ſolle ein Vorbild der Herde ſein. Die Thorner Stadtobrigkeit ſei aber der Haupterreger des Aufruhrs. Vor dem Auflaufe habe ſie befohlen, die Stadtthore und Kram-

läden zu ſchließen. Ferner ſeien nur die Stadtquartiere aufgeboten, in welchen lediglich Ketzer wohnten. Die Stadtſoldaten habe man während der Unruhen angeſtachelt, auf das Kollegium und die polniſchen Studenten zu ſchießen. Nach dem Vorfalle habe man die Schuldigen auf freiem Fuße gelaſſen. Roesner habe geprahlt, dieſe Händel mit Geld abzumachen. Wer die abſcheuliche That beſprochen und bedauert, ſei gefangen geſetzt, die Verbrennung der Bilder für ein jeſuitiſches Gedicht ausgegeben. Ja ſie hätten „ihre Hälſe (wie ihr Sekretarius hier zu Warſchau gethan) dawider zum Pfande geſetzet.“ Wedemeyer und die Stadtdiener ſeien nicht nach Warſchau geſchickt, damit nicht durch deren Ausſagen die Wahrheit an den Tag komme. Ein armer Katholik müſſe in Thorn ebenſoviel Kopfſteuer zahlen, wie ein reicher lutheriſcher Kaufmann. Kein Katholik dürfe ohne des Präſidenten Genehmigung heiraten. Das katholiſche Geſinde erhalte an den Feſten der Mutter Gottes nicht die Erlaubnis, in die Meſſe zu gehen. Die Häuſer derjenigen, welche ſich zum wahren Glauben bekehren, würden eingezogen. „Gnädige Herren, ich ſehe Thorn an als ein wahres London unter engliſchem, nicht polniſchem Recht ... Weder die katholiſche Kirche in Königsberg oder Holland, noch die griechiſche zu Konſtantinopel duldet eine ſolche ſchwere Tyrannei, wie die Katholiſchen in Thorn.“ Es könne die Sicherheit derſelben alſo nicht anders gewährleiſtet werden, als wenn der ganze Rat, die Gerichtsſtühle und alle öffentlichen Aemter mit katholiſchen Perſonen beſetzt würden. Der Jeſuit berief ſich hierfür auf Verordnungen der Könige Sigismund und Wladislaw, ſowie eine Konſtitution von 1632, wonach die Katholiken bei Strafe von 500 ungariſchen Dukaten bis zur Hälfte des Rats zugelaſſen werden ſollten. „Dieſer Schlange müſſe der Kopf zertreten werden; es diene Moab dem Iſrael, weil er ſich empöret.“

In dem dritten Teile, worin er von der Beleidigung des katholiſchen und weltlichen Regiments-Weſens zuſammen handeln wollte, zog er zunächſt gegen das Thorner Gymnaſium her, an welches man die allergiftigſten Lehrer aus Berlin, Hamburg, Leipzig berufe. Dieſe Anſtalt laſſe die Ketzerei anwachſen, wie man nur neulich 7 Katholiken zu ſich herübergezogen. Mit dem Gymnaſium ſei eine Druckerei verbunden. Dieſelbe ſei eine „Werk-

ſtätte der Läſterungen wider Gott und die Majeſtäten, die wir auf Erden verehren ſollen, ein fortwährendes Archiv und Schutz der Sekte.“ Das Gymnaſium müſſe daher vertilgt, die Druckerei aufgehoben werden. Schließlich bat der Redner um ſchleunige Vollſtreckung des Urteils, weil ein Aufſchub ſtets eine Erkältung der Gemüter mit ſich bringe. „Ich könnte hier für mein Haus reden, allein die Wunden meiner Brüder, ſo von Ketzerhänden ihnen geſchlagen worden, die ſind ihre Ehrenzeichen, um des Namens Jeſu willen Schmach zu leiden. Ich erwähne keiner Leib- und Lebensſtrafe, als ein Geiſtlicher dürfte ich nicht nach Blut.“ Vor auswärtigen Drohungen ſolle man ſich nicht fürchten. Der h. Kaſimir, der h. Stanislaus Koſtka ſeien von den Thornern nicht derart beſchädigt worden, daß ſie Polen keine Hilfe mehr bringen könnten.

Nach dieſer langen Rede forderte der Gerichtshof die Anweſenden auf, den Saal zu verlaſſen. Nachdem der Zutritt wieder geſtattet war, wurden die Zeugenausſagen, welche die Unterſuchungskommiſſion verſchloſſen und verſiegelt eingeſandt hatte, eröffnet und verleſen.

Die Thorner Deputierten Hauenſtein, Augſtein, Kircheiſen und Gemeiner kamen in dieſen Tagen faſt gar nicht zu Worte. Der Rat hatte ihnen die Weiſung erteilt, die Zuläſſigkeit und Gültigkeit der Appellation wider das Dekret der Unterſuchungskommiſſion zur Anerkennung zu bringen. Er hatte auch einen Landboten (ministerialis) nach Warſchau geſchickt, welcher die von allen Grodgerichten abgewieſene Appellation und Widerklage gegen die Jeſuiten vor dem Gerichtshofe verleſen ſollte. Augſtein hatte er eine Reihe von Einwendungen gegen die von den Jeſuiten aufgeſtellten Zeugen mitgegeben. Ferner wünſchte er, daß die Nebenklagen Donacki's und der Franziskaner als mit dem Tumulte nicht im Zuſammenhange ſtehend zurückgewieſen würden. Schließlich ſollten die Deputierten den Prozeß, wenn irgend möglich an das Relationsgericht, dem der König ſelbſt präſidierte, zu ziehen ſuchen, obwohl dem Rate nicht unbekannt war, daß man nicht ſchlechterdings an dies Gericht appellieren konnte, ſondern hierin vom Kanzler abhängig war.[56])

All dies war vergeblich. Die Darlegungen der Deputierten

wurden von den Polen niedergeſchrieen. Auch in den erſten Tagen des November fanden Sitzungen des Hofgerichts ſtatt, über deren Einzelheiten aber nichts bekannt iſt. Die Deputierten ſuchten, „weil ſich die Landesväter ſo gar abgeneigt ſtellten,“ [57]) die Geſandten der auswärtigen proteſtantiſchen Mächte auf. Aber auch dieſe wieſen ſie mit dem Beſcheide ab, ihnen nicht helfen zu können. Jetzt wandten ſie ſich mit einem „unterthänigen und wehmütigen Memorial“ [58]) an König Auguſt. Wirklich erhielten ſie auch Nachricht, daß dasſelbe in des Königs Hände gelangt und vom Kronſchatzmeiſter Prebendau warm befürwortet ſei. Als ſie hierauf Prebendau ihre Aufwartung machten, ließ derſelbe ſich dahin vernehmen: „Ihr könnt des Königs Fußtapfen küſſen.“ [59]) Doch dieſer Lichtblick verſchwand ſchnell. Aus des Königs Kabinet kam die erhoffte Antwort nicht. Vielmehr drangen aus den Sitzungen des Hofgerichts immer bedrohlichere Nachrichten. Die Deputierten vermochten auch nicht, wie der Rat wünſchte, eine Milderung der Einquartierungslaſt durchzuſetzen. D'Argelles hauſte in Thorn, wie der Rat den Deputierten ſchrieb, immer ärger. Die Hälfte der Dragoner verlegte er auf die Stadtgüter, wo ſie nach ihrem Gelüſten wirtſchafteten. Den Stadtſoldaten verbot er, in gewohnter Weiſe Zapfenſtreich und Reveille zu ſchlagen. Als der Rat ihn hierüber zur Rede ſtellte, berief er ſich auf eine ihm zugegangene Ordre und gebärdete ſich als der eigentliche Gebieter der Stadt. Die Ratsherren drohte er, „ſo ſchwarz, als ihre Kleider ſeien, bei Hofe anzuſchwärzen.“ [60]) Als die Deputierten ſahen, daß ſie die Weiſungen des Rats auszuführen außer ſtande ſeien, und ſich nur unnützer Lebensgefahr ausſetzten, reiſten ſie noch vor Veröffentlichung des Urteils von Warſchau ab. Am 14. November fand ſich Sekretär Düſterwald, am 16. die beiden Mitglieder der dritten Ordnung, Gemeiner und Kircheiſen, am 17. Ratsherr Hauenſtein und Schöppe Augſtein wieder in Thorn ein. [61])

Eine auswärtige Macht war allerdings dieſen Vorgängen mit wachſamem Auge gefolgt. Die Art freilich, wie ihre Vertreter weitausſehende, gewaltſame Pläne an dieſe Ereigniſſe knüpften, mußte die Opfer um ſo ſchneller in die Arme ihrer leidenſchaftlichen Gegner treiben. Preußen [62]) war damals durch ein Brüderpaar am polniſchen Hofe vertreten. Der gewöhnliche Bevollmächtigte war Graf B. v. Schwerin.

ein ängstlicher Mann, dem als Spezialgesandter für den Reichstag der entschlossene Generalmajor Graf C. v. Schwerin beigegeben war. Der erstere hatte den Thorner Unruhen, über die er bereits am 19. Juli an den Hof berichtete, keine große Bedeutung beigelegt. Erst der preußische Minister Ilgen, welcher sofort die Tragweite dieser Dinge durchschaute, machte ihn auf dieselbe aufmerksam und wies ihn an, bei den polnischen Ministern vorstellig zu werden, daß, wenn etwa das gemeine Volk bei diesem Tumulte einige „Insolentzen" begangen haben möchte, man dies nicht die ganze Stadt entgelten und wenigstens den evangelischen Gottesdienst ungekränkt lassen solle. In einem zweiten Berichte vom 12. August stellte B. v. Schwerin die Sache noch als ziemlich belanglos dar. „Indessen merkt man doch eine heimliche Begierde, den Dissidenten hinwiederum etwas Fatales anzuhängen."

Als der Reichstag zusammengetreten war, hatten beide Brüder dem Senate vierzehn Beschwerdeartikel[63]) überreicht. Der zwölfte lautete, man solle die Fürsprache des Königs für die Stadt Thorn und die Protestanten zu Wengrow ꝛc. in Erwägung ziehen. Wie daraus zu schließen, hatten schon Vorstellungen zu Gunsten Thorns bei den polnischen Machthabern stattgefunden. C. v. Schwerin berichtete bereits am 14. Oktober, also lange, ehe die Verhandlungen vor dem Hofgerichte begannen, daß der Stadt „das Garaus über dem Kopfe schwebe", das mildeste Urteil, welches zu erwarten sei, wäre, daß der Rat in Warschau abgeurteilt und durch einen neuen ersetzt würde. An diese Meldung schloß er einen überaus kühnen Vorschlag. Bachstrom, der Wengrower Prediger, welcher seit Schließung dieser Kirche im Botschafterhause Zuflucht gefunden hatte und ehedem Gymnasialprofessor und Prediger in Thorn gewesen war, hatte sich, wie Schwerin mitteilte, von selbst dazu erboten, nach Thorn zu eilen und den Rat zu bewegen, „als aus sich selbst" die Stadt unter preußischen Schutz zu stellen.[64]) Schwerin unterstützte den Vorschlag aufs eifrigste und bat um schleunige Zusendung von Vollmachten, um auf seiner Rückreise mit dem Rate einen Vertrag zu schließen und preußische Truppen in die Stadt zu führen. Die aufstoßenden Bedenken suchte er kurzer Hand zu beseitigen: „Mit Wiedergeben kann der Lärm, so darüber entstehen möchte, allemal appaisiert werden." König

Friedrich Wilhelm war verständig genug, dieſen unzeitgemäßen Vorſchlag ſeines Geſandten abzulehnen. Er verfügte: „Ich habe kein Recht da und alſo meliere ich mich nit darin.“ Ilgen gab unter dem 28. Oktober demgemäß Beſcheid.

Trotzdem wiederholten beide Brüder Schwerin, nachdem das Urteil veröffentlicht war, am 18. November dieſen gefährlichen Vorſchlag. Gott habe dem Könige die Macht und durch den zweiten Artikel des Olivaer Friedens auch das Recht gegeben, die bedrängten polniſchen Proteſtanten zu ſchützen. So ſei der Weg gezeigt, Thorn in Schutz zu nehmen und zugleich die preußiſchen Lande zu mehren. Bei wirkſamem Schutze würden auch die übrigen preußiſch-polniſchen Städte kein Bedenken tragen, ſich dem Könige zu überliefern. Die Mittel, „wodurch dieſe arme Leute errettet werden müſſen“, würden ſich „ganz leicht und ohne Hazard zeigen, ja gar von ihnen an die Hand geleget werden.“ Der König bemerkte hierzu: „v. Ilgen ſoll mir ſein Sentiment ſchreiben.“[63]) Doch ſind weder Ilgen, noch der König auf dieſe weitausſehenden Pläne eingegangen. Woher der Generalmajor ſeine Zuverſicht ſchöpfte, daß ſich Thorn oder gar die übrigen preußiſch-polniſchen Städte unter des Königs Schutz ſtellen würden, iſt nicht zu erſehen. Die Thorner Abgeſandten hatten, wie ſchon aus der Entſtehungsgeſchichte dieſer Deputation hervorgeht, zu ſolchen die Verfaſſung der Stadt umſtürzenden Plänen nicht die geringſte Vollmacht. Die Stadt hat in dieſen Händeln niemals ein Bittſchreiben an eine auswärtige Macht, wie den König von Preußen, gerichtet. Roesner insbeſondere war dem Könige von Polen in den Wirren des nordiſchen Krieges ſtets treu geblieben. Die herrſchenden Familien der ſich ſelbſt verwaltenden Handelsſtadt hatten ſicherlich damals ebenſo wenig, wie 1793 bei der wirklichen Beſitzergreifung durch Preußen Luſt, ſich unter das ſtraffe Beamten- und Soldatenregiment Preußens zu beugen. Die Deputierten waren in Warſchau, wie oben erwähnt, von allen auswärtigen Vertretern der proteſtantiſchen Mächte abgewieſen worden. Schwerin kann alſo ſeine ſanguiniſchen Hoffnungen nur aus den unbedachten Aeußerungen einzelner Männer, wie Bachſtrom's, eines politiſchen Intriganten, dem Flemming ſelbſt bezeugte, es ſei ſchade, daß er Theologe geworden,

geschöpft haben. Für die Stadt war es sehr verhängnisvoll, daß Schwerin das Gerücht in Umlauf setzte, es marschierten vier preußische Regimenter auf die Stadt, um sie zu schützen.[66]) In Thorn ließ sich ein Seiler Wolff, der vielleicht Zuneigung zu Preußen haben mochte, zu der übereilten Aeußerung hinreißen, einige polnische Dragoner wären schon aus der Stadt heraus, die Brandenburger würden kommen und die anderen mit Ruten herauspeitschen. Er wurde sofort durch einen Dragonerkapitän verhaftet und in die Gardewache abgeführt. Obwohl der Rat d'Argelles um seine Auslieferung ersuchte, verweigerte der letztere dieselbe und erklärte, nach Warschau durch eine Stafette über diesen Vorfall berichten zu müssen.[67])

Preußens Einmischung stachelte den polnischen Nationalstolz nur noch mehr an. Der Kanzler wünschte wohl Blutvergießen zu vermeiden, aber weder er, noch Flemming thaten etwas Durchgreifendes für die Stadt. Wann im Hofgerichte das Urteil gefällt wurde, ist nicht ersichtlich, weil dasselbe — bezeichnend genug für die polnische Justiz — auf den 30. Oktober, also den Tag zurückdatiert wurde, an welchem erst der zweite Termin angestanden hatte. Nachdem der Gerichtshof zunächst die Frage, ob die Appellation der Stadt gegen das Dekret der Untersuchungskommission zulässig und gültig sei, offen gelassen, kam er im weitern Verlaufe seiner Beratung zu dem Schlusse, dieselbe zu verneinen. Als Thatbestand wurde fast in allen Stücken die jesuitische Darstellung der Vorgänge angenommen. Man scheint am 7. November abends zur Urteilsfällung gelangt zu sein.[68])

Das Erkenntis[69]) gab Roesner schuld, daß er den Tumult offenbar begünstigt habe. Vicepräsident Zerneke habe ebenfalls nichts gethan, um denselben zu dämpfen, ja sogar den Soldaten und Bürgern befohlen, auf die polnischen Studenten zu schießen. Das Feuer vor seinem Hause, sowie das Verbrennen der Bilder habe er geduldet und erst gegen Ende des Tumults das Feuer auslöschen lassen. Demgemäß wurden Roesner und Zerneke zum Tode verurteilt. Doch wurde die Vollstreckung der Todesstrafe, wie dies auch sonst in polnischen Rechtssprüchen üblich war, an eine Klausel geknüpft. Die beiden Jesuiten Jacob Piotrowicz und

Michael Schubert[70]) oder einer von beiden ſollte gegen die Bürgermeiſter mit ſechs weltlichen adligen Zeugen einen Eid leiſten. In betreff Roesner's war die Eidesformel vorgeſchrieben, er habe durch die Verhaftung und Gefangenhaltung der Studenten um einer geringen Urſache willen Gelegenheit zum Tumulte gegeben, er habe ferner den Tumult dämpfen können und habe ihn nicht gedämpft, vielmehr durch Nicht-Einberufung des Rats und ſeine Befehle an die Soldaten und Aufführer vergrößert. Durch ſeine Schuld ſei alſo das Kollegium und die Schule geſtürmt und geplündert, ſowie die Heiligenbilder verbrannt worden — lauter geſchraubte und zweideutige Ausdrücke, die im unklaren ließen, welches Maß von Roesner's Teilnahme an den Unruhen man beſchwören ſollte. In betreff Zerneke's lautete die Formel, er habe nicht ſeiner Pflicht gemäß den Aufruhr gedämpft, ſondern auf die katholiſchen Studenten zu ſchießen befohlen und dadurch den Aufſtand vergrößert. Die Verbrennung der Heiligenbilder vor ſeinem Hauſe habe er zuſtimmend geduldet und geheim gehalten. Roesner's Güter ſeien zu konfiscieren.

Außer beiden Bürgermeiſtern wurden zwölf Perſonen[71]) als Hauptanſtifter des Tumults zum Tode verurteilt: 1. Heyder, 2. Mohaupt, 3. Hertel, 4. Maurer Hans Chriſtoph, 5. ein Zimmermann unbekannten Namens (Ciesielczyk ignoti nominis), 6. Beker (oder wie der Name poloniſiert war Bekier), 7. Mertz (Mertſch), 8. Wunſch (Wonſch), ferner folgende vier, die nicht blos geplündert, ſondern auch die Bilder verhöhnt und verbrannt hätten, 9. Karwieſe (Karwiza), 10. Schultz, 11. Hafft, 12. Guttbrod (Guttbrodt). Den vier letzten ſollte vor der Enthauptung die rechte Hand abgeſchlagen werden. Die Vollſtreckung war auch bei dieſen zwölf Perſonen an eine Klauſel geknüpft. Die vorbenannten Mönche ſollten in ähnlicher Weiſe, wie gegen die Bürgermeiſter, ſchwören, daß ſie „der zur Laſt gelegten Verbrechen ſchuldig ſeien und eine derartige Strafe verdient hätten.“ Karwieſe's Körper ſei zu vierteilen und mit den Leichen der anderen Gottesläſterer auf einem Scheiterhaufen vor der Stadt zu verbrennen.

Burggraf Thomas und Ratsherr Zimmermann wurden ihrer Aemter entſetzt und für unfähig erklärt, ſolche wieder zu bekleiden. Außerdem wurden beide zur Haft im Bürgerturme, Thomas auf

12 Wochen, Zimmermann auf ½ Jahr verurteilt. Ratsälteſter Meisner und Sekretär Wedemeyer ſollten ſich los ſchwören: Meisner mit der Formel, daß er vom Anfange des Tumults nichts gewußt und ſpäter keine Mittel gehabt habe, denſelben zu ſtillen; Wedemeyer in der Weiſe, daß er keinen Stein auf das Kollegium geworfen, auch die Aufrühreriſchen nicht zum Steinewerfen gereizt, überhaupt weder durch Rat, noch durch That beim Tumulte mitgewirkt habe. Falls ſie dies, jeder mit drei ſtandesgemäßen Zeugen beſchwören würden, ſollten ſie frei ſein. Stadtkapitän Graurock und Apotheker Silber, der an jenem Unglücksabende die Bürger des Altthorner Quartiers geführt hatte, hätten zwar den Tod verdient. Da ſie aber auf Befehl des Präſidenten gehandelt, würden ſie zu Gefängnisſtrafen von je 1 Jahr 6 Wochen, die im Grunde des Bürgerturmes zu verbüßen ſeien, begnadigt. Beim Herauskommen aus dem Gefängniſſe habe Silber 100, Graurock 50 Dukaten an die Kläger zu zahlen.

Die übrigen Angeklagten, die beim Tumulte mit Waffen zugegen geweſen, hätten dieſelbe Strafe wie die Rädelsführer verdient. Da aber über ihre perſönliche Teilnahme nichts ſicheres feſtſtehe, würden ſie nur zu folgenden Strafen verurteilt[72]): Acht Perſonen, darunter Bierbrauer Deublinger, Feſtbäcker Lebahn, Kaufmannsgehilfe Turkowski, Quartierdiener Maciejewski, Gymnaſiaſt Nagurny zu 1 Jahr 6 Wochen Gefängnis im Grunde des Turmes. Zwei Perſonen, Kaufmann Jarke und Silber's Gehilfe, zu ½ Jahr Bürgerhaft. Sechsundzwanzig Perſonen, darunter Walter, der Anführer der Bürgerabteilung von der Brückenſtraße, zu ¼ Jahr Bürgerhaft. Mit dieſen Freiheitsſtrafen waren noch Geldbußen verbunden. Deublinger und Lebahn ſollten beim Verlaſſen des Gefängniſſes je 50, Jarke 25 Dukaten an die Benediktinerinnen zahlen, weil ſie deren Kirchhof entweiht. Die anderen Bürger, Kaufmannsgehilfen, bez. ihre Herren, wurden mit einer Geldſtrafe von je 25, Walter, Kaufmann Heyn und Witwe Hanau mit einer ſolchen von je 50 Dukaten belegt. Dieſe Gelder ſollten an den Rektor des Jeſuitenkollegiums abgeführt und aus dem Erlöſe eine Bildſäule der Jungfrau Maria an der Stelle, an der die Statue der Maria und die Heiligenbilder verbrannt ſeien, aufgeführt werden. Sechs Perſonen, darunter die

Amtsdiener Weſtphal und Swiderski waren mit Peitſchenhieben bedacht. Sämtliche Verurteilte habe der Rat der weiter unten bezeichneten Kommiſſion zur Strafvollſtreckung zu ſtellen.

Mit dieſen Leib- und Lebensſtrafen verbanden ſich die einſchneidendſten Verfaſſungsänderungen für Thorns Stadtverwaltung. Das Erkenntnis machte ſich den Gedankengang der Jeſuiten, der von Anfang an in allen Schriftſtücken derſelben und noch zuletzt in der Rede des Gneſener Kaplans zu Tage getreten war, vollſtändig zu eigen. Weil in Thorn Aufſtände der Nicht-Katholiken zur Gewohnheit geworden, ſei fortan die Hälfte der Ratsherren, Schöppen und dritten Ordnung aus Katholiken zu wählen. Das Erkenntnis führte hierzu ebenfalls, wie der Kaplan, eine Konſtitution von 1638 an. Sogleich jetzt ſeien an ſtelle der entfernten Ratsherren Katholiken zu küren und darin im Falle der Erledigung einer Stelle in den Ordnungen fortzufahren. Ferner ſollten Katholiken ungeſäumt zum Bürgerrechte und den Innungen zugelaſſen werden. Die Stadtmiliz müſſe fortan zur Hälfte gleichfalls aus Katholiken beſtehen, die Offiziere ſämtlich. Sodann erfolgte eine Entſcheidung über die Marienkirche, welche die ſchon lange vor dem Tumulte gehegten Pläne der Jeſuiten aufs vollſtändigſte zur Ausführung brachte. Um die verletzte Ehre der Mutter Gottes wieder herzuſtellen und den katholiſchen Glauben, welcher in Thorn unterdrückt werde, in Aufnahme zu bringen, wurde die Marienkirche den Franziskanern ſtrengerer Ordnung (Bernhardinern) zurückgegeben, nicht minder die Kirchengüter und Bibliothek. Letztere ſei in dem Zuſtande, wie ſie einſt vom Rate in Beſitz genommen ſei, nach dem alten Inventarien-Verzeichniſſe, welches der Rat beizubringen habe, auszuliefern. Ebenſo wurde das Gymnaſium, wozu die Nicht-Katholiken das Kloſter verwandelt hätten, den Bernhardinern zugeſprochen. Die Kommiſſion habe die Wiedereinführung der Mönche vorzunehmen. Oeffentliche Prozeſſionen mit dem Allerheiligſten und prozeſſionsartige Begräbniſſe dürfe niemand ſtören. Druckſchriften, welche Schmähungen wider die katholiſche Kirche enthielten, wie die Hochzeitsſchrift des „Prädikanten“ Geret, ſeien zu vernichten und durch den Scharfrichter auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen. Die „Prädikanten“ Geret und Oloff erklärte das Gericht, weil ſie

weder vor der Unterſuchungskommiſſion, noch dem Hofgerichte erſchienen ſeien, für „infam“ und verbannte ſie aus dem polniſchen Reiche. Die übrigen „Prädikanten“ wurden ermahnt, ſich vor Angriffen auf den katholiſchen Glauben zu hüten. Die Buchdruckerei dürfe nichts ohne die Cenſur des hierfür von der zuſtändigen Stelle eingeſetzten Theologen drucken. Weil durch zwei Studienanſtalten Gelegenheit zu beſtändigen Reibereien gegeben werde, ſei fortan weder in der Neu- noch Altſtadt eine nichtkatholiſche Schule einzurichten geſtattet. Eine ſolche könne indeſſen auf ein Nachbardorf verlegt werden.

Den Thorner Jeſuiten ſei eine Entſchädigung und Erſatz für die Gerichtskoſten in Höhe von 34 600 fl. in guter Münze zu zahlen, falls Rektor Czyzewski die Richtigkeit der Forderung beſchwöre. Zur Sicherung der Zahlung ſei den Klägern ein entſprechender Teil der Thorner Stadtgüter anzuweiſen. Die Thorner Katholiken wären von jedem Beitrage zu dieſer Summe oder den ſonſtigen, der Stadt aus der Tumultſache erwachſenden Koſten freizulaſſen. Die einzuziehenden Güter Roesner's wurden, wie zum Erſatze, der Stadt zugeſprochen.

Selbſt dies vom Geiſte des ärgſten Glaubensfanatismus diktierte Erkenntnis konnte nicht umhin, die klagenden Thorner Jeſuitenväter zu ermahnen, ihre Zöglinge im Zaume zu halten, damit ſie die Nicht-Katholiken nicht verletzten.

Die Nebenkläger wurden mit ihren Anſprüchen an die zu ernennende Vollſtreckungskommiſſion verwieſen. Das zu Gunſten der Thorner katholiſchen Kürſchner gefällte Dekret habe der Rat noch während der Anweſenheit der Kommiſſion auszuführen. — Radzki, welcher den Sohn des Konvertiten Heyder aus Thorn weggebracht hatte, ſollte denſelben bei Strafe von 1000 Thalern der Vollſtreckungskommiſſion ausliefern.

Zum Schluſſe wurde letztere ernannt.[73]) Einundzwanzig Männer gehörten ihr an, darunter kein Geiſtlicher, offenbar, weil es ſich um ein Bluturteil handelte. Den Vorſitz erhielt der Kulmer Woywode Rybinski, der ebenſo, wie eine Reihe anderer Mitglieder ſchon der Unterſuchungskommiſſion angehört hatte. Lubomirski war auch diesmal unter den Kommiſſarien, ferner der Reichsinſtigator Wyrozembski, deſſen Stellvertreter beim Hofgerichte ſo

unglaubliche Strafanträge gestellt hatte. Die Kommission sollte schon beschlußfähig sein, wenn nur fünf Mitglieder in Thorn anwesend wären. Sie wurde angewiesen, das Erkenntnis ungeachtet aller Appellationen ꝛc. zu vollstrecken und eine starke militärische Macht zu diesem Zwecke mitzunehmen.

Die Vertreter der drei größeren preußischen Städte machten noch einen vergeblichen Versuch, dem rollenden Rade in die Speichen zu fallen.[74]) Am 10. November hatten sie beim Großkanzler Audienz. Derselbe äußerte sich aber jetzt nach gefälltem Urteile sehr hart. Die Stadt, die sich versündigt habe, sagte er, müsse gestraft, die Ehre der Mutter Gottes wiederhergestellt werden. Der Friede von Oliva spreche nicht von Kirchen, sondern von freier Religionsausübung. Die Katholiken müßten einen Fuß in Thorn's Rat setzen. Nunmehr wandten sich die Abgewiesenen durch Flemming's Vermittlung an den König. Wirklich befahl derselbe dem Großkanzler, wie der mitbeteiligte Danziger Resident Behne berichtet, den Senatoren andere Sentiments beizubringen. Wenigstens solle das Urteil dahin gemildert werden, daß den Evangelischen Thorn's freigestellt würde, entweder die Marienkirche herauszugeben oder den Katholiken eine andere Kirche zu bauen. Doch der König hatte in jenen Zeiten wenig in Polen zu sagen. Der Großkanzler gab ihm zur Antwort, er könne des Königs Befehl nicht ausführen, weil schon König Johann III. den Evangelischen die Marienkirche abgesprochen habe, ein Erkenntnis, von dem niemand in Thorn etwas wußte, und auf welches, wenn es wirklich bestanden, sich sicherlich die Jesuiten in dem gegenwärtigen Rechtshandel berufen hätten. — Auch eine Fürsprache, welche der Dekretenschreiber Rybczynski beim Kanzler versuchte, wies der letztere schroff zurück.

So blieb es bei dem Erkenntnisse des Hofgerichts, ja man suchte sogar demselben durch eine Konstitution des Reichstages einen größeren Nachdruck zu verleihen. Die Reichstagssitzungen waren in der letzten Zeit wieder mit lauter Zank und Streit angefüllt gewesen. Die Landboten verweigerten jetzt die Vereinigung mit der Senatorenstube, welche für die Schlußberatung des Reichstages vorgeschrieben war. Sie verlangten, daß die Feldherren ihre scharfe Ordre in Sachen des Truppenkommandos

zurücknehmen ſollten.[75]) Schließlich brachte der Landbotenmarſchall Potocki die widerſpänſtige Kammer doch zur Vereinigung mit dem Senate. Am 13. November ſtellte er derſelben vor, wie unrecht es ſei, den Reichstag fruchtlos auseinander gehen zu laſſen. Er erinnerte inſonderheit an die Thorner Angelegenheit, deren Entſcheidung die Landboten ſo eifrig gefordert hätten. Würde nicht die Stadt aus Verzweiflung ſich an fremde Mächte ſchlagen, und ſich über das Urteil, wenn es unvollſtreckt bliebe, luſtig machen? Deshalb ſei es nötig, den Reichstag nicht aufzuheben, ſondern zu vertagen (limitieren) und die Vollſtreckung des Urteils der ganzen Republik zu übertragen. Potocki's Vorſchlag fand ſolchen Beifall, daß ſich die Landboten in das Senatorengemach begaben und vier Konſtitutionen mit dem Senate vereinbarten.[76]) Eine derſelben lautete, daß das Urteil gegen Thorn ohne Aufenthalt und in allen Stücken zur Vollſtreckung zu bringen ſei. Die Kronfeldherren wurden angewieſen, den ernannten Kommiſſarien allen Vorſchub zu leiſten und die nötigen Truppen nach Thorn marſchieren zu laſſen, jedoch auf Mannszucht in den Regimentern zu ſehen.[77]) So wurde noch an demſelben Tage gegen Mitternacht der Reichstag limitiert, obwohl eigentlich eine ſolche Vertagung verboten war.[78]) Auch der König, dem die Landboten zum Schluſſe, ebenſo wie beim Beginne des Reichstages in einer Defilierkur die Hände zu küſſen hatten, hatte ſolange warten müſſen.

Am 16. November wurde das Urteil des Hofgerichts in der Kanzlei in gewöhnlicher Weiſe veröffentlicht und der Vollſtreckungskommiſſion übergeben. Der Kanzler ſchloß die Gerichtsverhandlungen mit einer Rede, in welcher er den Beiſitzern für ihre Mühwaltung dankte und Gott um Vergebung bat, daß dies menſchliche Urteil ſeinem göttlichen keine Genugthuung geben könne. Dann trat noch ein Jeſuit auf und lobte den Kanzler, ſowie die Beiſitzer für dies nicht menſchliche, ſondern göttliche Erkenntnis.[79])

Roesner hatte ſchon am 17. November in der Verhandlung mit der dritten Ordnung ſich ſehr wenig hoffnungsvoll ausgeſprochen. Er berichtete über den Stand des Prozeſſes mit derartiger Bewegung, daß die Hörer faſt zu Thränen gerührt wurden. Schließlich fügte er hinzu: „Iſt es um mein Gut und Blut zu thun, will ich beides willig und getroſt in die Schanze ſetzen,

wenn ich nur dadurch die Kirche erhalten und der Stadt helfen könnte. Es bleibt mir der Troſt gewiß, daß ich unſchuldig als ein ehrlicher Mann ſterbe.“ [80]) Später hat er wieder öfters gehofft, daß wenigſtens das äußerſte, der gewaltſame Tod, ihm erſpart bleiben werde. Fragt man, weshalb er dem drohenden Unheile nicht durch die Flucht entging, wozu ihm ſicher Mittel und Wege offen geſtanden hätten, ſo iſt der Hauptgrund wohl in ſeinem Edelmute zu ſuchen, der ihn in der Stunde der Gefahr an ſeinem Platze in der Stadtverwaltung auszuharren veranlaßte. Daneben mag ihn auch jene nie ganz aufgegebene Hoffnung geleitet haben.

Kapitel 4.

Die Vollſtreckung.

Das Urteil rief in Thorn, wohin es Klosmann abſchriftlich eingeſandt hatte, und wo es Sonnabend den 18. November abends $9^1/_2$ Uhr eintraf, die größte Beſtürzung hervor. Die meiſten Bürger hatten ſich in dem Wahne gewiegt, daß der Prozeß keinen ſo ſchlimmen Ausgang nehmen würde. „Aus Eurem mit geſtriger Poſt gegen Abend erhaltenen, zwar kurzen, jedoch viel in ſich habenden Schreiben, und dem darin copialiter beigelegten Dekret, antwortete der Rat Klosmann,[1]) haben wir mit höchſter Beſtürzung das über uns verhängte Unglück vernehmen müſſen, ſodaß wir bei dieſer Sache nichts mehr vorzunehmen übrig finden, als die Barmherzigkeit Gottes, damit er Ihro Königliche Majeſtät gegen dieſe Stadt erweichen möge, anzuflehen.“

Am folgenden Tage nach der Sonntagsandacht teilte der Rat den beiden Ordnungen auf dem Rathauſe das Bluturteil mit. Als Zerneke dasſelbe verlas, „gellten jedem die Ohren und niemand konnte ſich der Thränen enthalten.“ Der Rat mahnte die Ordnungen für Geld zu ſorgen. Major d'Argelles hielt die Thore feſt geſchloſſen.[2]) Der letzte Akt dieſes Trauerſpiels kündigte ſich mit großer Schnelligkeit an. Schon am Nachmittage traf während der Veſperandacht ein vom Fürſten Lubomirski vorausgeſandter Adjutant ein und brachte d'Argelles eine Ordre von ſeinem Gebieter. Sogleich ließ derſelbe nach der Veſperandacht

Roesner und Zerneke durch einige hierzu kommandierte Mannschaft in ihren Privathäusern verhaften und die letzteren besetzen.[3]) Während der Verhaftung standen 60 Dragoner auf dem alt- und neustädtischen Markte in Paradestellung da. Zwei Tage darauf am 21. widerfuhr Burggraf Thomas und Ratsherr Zimmermann das nämliche Schicksal. Ein Offizier erschien bei beiden und forderte den ersteren auf, sich zu Roesner, den zweiten sich zu Zerneke zu begeben, dort wurde ihnen angekündigt, daß sie ebenfalls in ihren Häusern verhaftet gehalten werden würden. Als sie in ihre Häuser kamen, fanden sie schon eine Wache vor denselben.[4]) So hatte man sich auf Lubomirski's Betreiben in großer Eile der Stadthäupter bemächtigt. Senior Geret[5]) war bereits am 19. November aus Thorn entflohen. Er hatte in seinem Garten bei der Stadt auf eine Benachrichtigung durch den Stiefvater seiner Frau, Bürgermeister Schultz, gewartet. Wäre er zum Tode verurteilt worden, so stand sein Entschluß fest, bei seiner Gemeinde auszuharren. Da aber nur auf Infamie gegen ihn erkannt war, hielt er es für nutzlos, sich der Beschimpfung auszusetzen und entwich mit seiner Frau auf königlich preußisches Gebiet. Wie schwierig für ihn die Flucht war, ist aus dem Umstande zu ermessen, daß seine Frau ihrer Entbindung entgegensah. In Marienwerder genas sie am 13. Dezember einer Tochter, die der bibelkundige Vater nachder Stelle 1. Sam. 4, 21 f.: „Sie hieß den Knaben Ikabod und sprach, die Herrlichkeit ist dahin von Israel, weil die Lade Gottes genommen war," Ikabod taufte.[6]) Der mit gleicher Strafe wie Geret belegte Prediger der neustädtischen Gemeinde Ephraim Oloff folgte dem Beispiele des Seniors und verließ am 25. November die gefährdete Stadt.

Am 21. langte auch bereits ein Schreiben der Vollstreckungskommission an, in welchem dieselbe ihre Ankunft auf den 5. Dezember ansagte. Rat und Ordnungen sollten an diesem Termine vor der Kommission erscheinen und sämtliche im Urteile namhaft gemachten Personen stellen. Das Schreiben war in üblicher Weise durch einen Landboten (ministerialis) und einige Edelleute Sekretär Wedemeyer übergeben.[7])

An dem nämlichen Tage ging auch an König August ein Bittschreiben der sieben Thorner Bürger ab, die sich unter den

Verurteilten befanden, es waren Karwieſe, Hafft, Hertel, Mohaupt, Wunſch, Mertz, Schultz. In Ausdrücken tiefſter Ehrerbietung baten ſie den König von Polen um Gnade. Zugleich beteuerten ſie in nachdrücklichſter Weiſe ihre Unſchuld. Ohne die Zuſtändigkeit des Hofgerichts anzufechten, baten ſie doch nach deutſchen Rechten und preußiſchen Gewohnheiten verhört zu werden. „Wir bitten die Strenge und Schärfe dero Gerechtigkeit um unſer aller Thränen, Winſeln, Seufzen und bishero die Zeit dero Majeſtät Regierung über auch mit dem Ruin unſer Stadt, Hab' und Güter erwieſene allerunterthänigſte und beſtändigſte Treue willen, durch dero weltgeprieſene Gnade und Barmherzigkeit zu temperieren, und allergnädigſt zu vergönnen, daß wir, ehe und bevor unſer Blut vergoſſen wird, von Ew. Königl. Majeſtät nach deutſchen Rechten und preußiſcher Gewohnheit mögen gehöret, examinieret und durch unverwerfliche Zeugen überwieſen werden, indem es der göttlichen Allwiſſenheit bewußt iſt und Ew. Königl. Majeſtät wir offenbarlich erweislich machen können, daß die wider uns heimlich und ohne Konfrontation angenommene Zeugen oder vielmehr Delatores teils nicht in der Stadt geweſen, teils ihr Unternehmen ſelbſt hernach bereuet, teils durch Banniſierung und andere Bedrohungen darzu perſuadieret, teils auch vor unverwerfliche Zeugen nimmermehr paſſieren können."[8])

Der Rat ſelbſt wandte ſich an Klosmann, um durch ihn womöglich noch eine Appellation an das Relationsgericht des Königs oder doch eine Milderung des Urteils und Minderung der Kommiſſionsmitgliederzahl zu erlangen. Ferner ſchrieb er an den Großkanzler und den Provinzial des Jeſuitenordens Trąmpczynski,[9]) und bat, wenigſtens die Wegnahme der Marienkirche, das Blutvergießen und die Aenderung der Stadtverwaltung zu unterlaſſen oder der Kommiſſion Vollmacht zur Milderung des Urteils zu geben. Ebenfalls forderte er die Städte Elbing und Danzig zu einem gemeinſamen Bittſchreiben an den König von Polen auf,[10]) das auch erfolgte,[11]) jedoch nicht, ohne daß Danzig ein zweites Mal darum erſucht werden mußte.[12]) Auch jetzt findet ſich keine Spur dafür, daß ſich Thorn hilfeſuchend an den König von Preußen gewendet habe. Den Städten Elbing und Danzig wurde nur zu erwägen gegeben, ob man ſich von

einigen, den Evangeliſchen wohlgeſinnten Mächten ebenfalls eine Fürſprache, jedoch ohne in eine Verpflichtung einzuwilligen oder dem Könige von Polen untreu zu werden, auswirken wolle.[13])

In ſeiner Herzensangſt trat der Rat ſogar mit den Thorner Jeſuiten, den Klägern und Anſtiftern des ganzen Unheils in Verhandlung.[14]) Bürgermeiſter Andreas Schultz, der nach der beiden Präſidenten Verhaftung den Vorſitz im Rate übernommen hatte, und Ratsherr Theodor Schoenwald, welcher ſchon früher in Verbindung mit den Jeſuiten geſtanden hatte, begaben ſich bald nach dem Eintreffen der Warſchauer Hiobspoſt ins Kloſter. Sie ſtellten den Vätern vor, welches Unrecht die Stadt leiden müſſe, und baten, durch ihre Fürſprache das harte Urteil zu mildern. Rektor Czyzewski und Pater Marczewski erklärten ſich auch nach einigem Hin- und Herreden dazu bereit. Noch ſtehe dies, ließen ſie ſich vernehmen, in ihrer Macht. Freilich ſtellten ſie eine Bedingung. Die Stadt ſolle ihnen die nicht bezahlten Zinſen des früher von den Jeſuiten geliehenen Kapitals mit 1000 fl., ſowie die in dieſem Monate fälligen 1500 fl. entrichten. Von den im Juli ſchuldig gebliebenen 3000 fl. ſcheinen alſo 2000 inzwiſchen abgezahlt worden zu ſein. Es iſt ſehr charakteriſtiſch für die Geſinnung der Thorner Jeſuiten, daß ſie dieſen Augenblick benutzten, um ihre Geldforderungen von der geängſtigten Stadt einzutreiben. Falls man ihnen das Geld zahle, wolle man ein nachdrückliches Fürbitt-Schreiben für die Stadt abgehen laſſen.

Schultz und Schönwald berichteten am 20. November hierüber den Ordnungen und begierig griffen dieſelben nach dem dargebotenen Strohhalme. Die dritte Ordnung ſchlug vor, um die Jeſuiten zu befriedigen, 1000 fl. aus den Ueberſchüſſen der Weichſelbrücken-Verwaltung zu entnehmen. Sie wollte ſelbſt 900 fl., die zweite ſollte 600 fl. Vorſchuß leiſten. Aus der „General-Kontribution" ſei dann der Vorſchuß wiederzuerſtatten. Wirklich wurde den Ordnungen in der Sitzung des folgenden Tages berichtet, die Jeſuiten und Major d'Argelles hätten das Bittſchreiben der ſieben Bürger an den König mit einer Fürbitte begleitet.[15]) Klosmann meldete ſpäter, daß die Bittſchrift durch Flemming dem Könige eingehändigt, aber keine Antwort erfolgt ſei.[16])

Eine fernere Sorge der Stadtverwaltung ging dahin, die

Summe für den Unterhalt der zu erwartenden zweiten Kommiſſion aufzubringen. Wieder ging es nicht ohne Streit über dieſen Punkt ab. Die dritte Ordnung wollte ihrem Verhalten bei Aufbringung der Koſten für die Unterſuchungskommiſſion entſprechend wieder einen „halben hundertſten Pfennig“ ausſchreiben, eine Art Einkommenſteuer, welche beſonders die größeren Vermögen traf. Der Rat als der Vertreter des Geldbeſitzes ſchlug dagegen die „Hilfsgelder“ vor. Doch ſchon am 24. gab der Rat nach und willigte in die den anderen Ordnungen erwünſchte Steuerform.[17]) Freilich war durch dieſelbe nicht ſo ſchnell Geld zu beſchaffen. Am 28. erſchienen die Kämmerer in der Sitzung der dritten Ordnung und erklärten, daß nichts in der Kämmerei vorhanden und trotzdem allerlei von ihnen verlangt ſei. Am liebſten möchten ſie ihr Amt niederlegen. In ihrer Verlegenheit machten die Verwaltungskörperſchaften die verzweifeltſten Pläne. Unter anderm wollte man ein Kapital von 30 000 fl. bei der Stadt Danzig aufnehmen, oder von der Thorner Kaufmannſchaft dasſelbe zu beſchaffen ſuchen und ihr dafür „den Wägeſtock, die Brücke und andere Einkünfte verpfänden.“[18]) Schließlich entſchied man ſich am 5. Dezember, als die Vollſtreckungskommiſſion bereits zu tagen begann, alles Gold und Silber in den ſtädtiſchen Haltungen zuſammenzunehmen und zu verſetzen.[19]) Am folgenden Tage, unmittelbar vor der Vollſtreckung des Urteils ſchickte man noch zu der reichen Familie Zerneke, ob ſich dieſe der armen Stadt erbarmen und gegen beliebige Sicherheit ein Kapital vorſchießen wolle, damit man das Blut mit Geld abkaufen und die Kommiſſarien befriedigen könne.[20])

Eine letzte verzweiflungsvolle Anſtrengung des Rats war es, noch eine zweite Bürgerdeputation nach Warſchau abzuſenden, welche vor dem Könige einen Fußfall thun und ſo deſſen Herz zu erweichen verſuchen ſollte. Die Thorner Jeſuiten hatten Schönwald zu ſich kommen laſſen und durch ihn der Stadt dieſen Rat erteilt. Man ſolle aber die beiden Katholiken, Kaufmann Marianski und Poſtmeiſter Rubinkowski mitdeputieren, weil man ſo die Großen des Landes beſſer zum Mitleide mit der Stadt bewegen könne. Die dritte Ordnung war ebenfalls für dieſe zweite Deputation. Nur konnte ſie es nicht über ſich gewinnen, mit den

Katholiken gemeinschaftlich vorzugehen. Dieselben möchten, meinte sie, aus Liebe zur Stadt von selbst nach Warschau reisen. Die zweite Ordnung war dagegen der Ansicht, Marianski könne nicht gut übergangen werden. Der Redner der dritten Ordnung, Hube, bat hierbei Schönwald, selbst die Deputation zu führen. Schönwald weigerte sich aber dessen aufs entschiedenste, er wisse wohl, in welchem Verdachte er bei den Ordnungen stehe. Wenn er etwas in dieser Sache versehe oder nicht nach der Meinung der Ordnungen thue, würde der Haß derselben gegen ihn noch größer werden. Mit diesen Worten ging er aus der Kanzlei.[21]) Man setzte die Bemühungen, ihn für diese Reise zu gewinnen, noch fort, aber mit keinem bessern Erfolge. So wählte die dritte Ordnung den Bäckermeister Johann Gottlieb Prose, die zweite Johann Richtsteig. Diesmal ließ es der Rat nicht wieder zum alten Streite kommen, ob die Ordnungen das Recht, Deputierte zu ernennen, besäßen, sondern wählte als seinen Vertreter Ratsmann Anton Giering.[22]) Man schickte jetzt doch noch, dem Rate der Jesuiten folgend, zu den beiden Katholiken Marianski und Rubinkowski, ob sie sich den Deputierten anschließen wollten. Dieselben zeigten sich aber kalt und stolz, machten allerlei Ausflüchte und meinten, es sei nach ihren Nachrichten keine Hilfe vom Hofe zu hoffen, die beste sei bei den Jesuiten zu suchen. So reisten Giering, Richtsteig und Prose am 26. „in Gottes Namen" unter den herzlichen Wünschen der Zurückbleibenden allein ab.[23]) Für die Stimmung in der Stadt ist ein vertraulicher Brief bezeichnend, welchen in diesen Tagen Sekretär Düsterwald, das ehemalige Mitglied der ersten Deputation, an Klosmann richtete. „Gott erbarme sich unser! Es ist alles bei uns so niedergeschlagen und verzagt, als wenn Gott schon völlig seine Gnadenhand von uns abgezogen."[24]) Während er anläßlich der ersten Deputation sehr böse auf die Stadtväter gewesen war, daß man ihn wider seinen Willen die gefährliche Reise hatten antreten lassen, schrieb er jetzt in dem erwähnten Briefe: „Von Grund der Seelen hätte gewünscht, daß mit wäre deputiert worden, um nur nicht bei künftiger Exekution ... in der Stadt zu sein."

Die Deputation war übrigens, wie des Zusammenhanges wegen gleich hier berichtet werden mag, in der Hauptsache ohne

Erfolg. Sie wurde gar nicht vor den König gelaſſen. Nach ihrem am 4. Dezember in Thorn eingegangenen Berichte hatte ſie nur bei Kronſchatzmeiſter Prebendau, der ſich ſchon der erſten Deputation gegenüber ſo freundlich geſtellt, eine Audienz erlangen können. Es gelang ihr zwar in Warſchau einen Rechtsanwalt namens Zicleniewicz aufzutreiben, der nach Thorn kommen wollte, um die Stadt vor der Vollſtreckungskommiſſion zu vertreten, nachdem viele ſeiner Berufsgenoſſen die Aufforderung abgelehnt hatten. Doch muß Zicleniewicz zu ſpät in Thorn eingetroffen ſein, denn beim Zuſammentritte der Kommiſſion war weder er, noch ein anderer Anwalt für die Stadt zur Stelle. Die Deputierten kamen erſt nach Vollſtreckung des Urteils wieder in Thorn an. Proſe hatte für ſeine Bemühungen außer den Reiſekoſten noch 100 fl. erhalten.[25])

Am Warſchauer Hofe rangen noch immer verſchiedene Strömungen in dieſem Punkte mit einander. Der König blieb der Stadt dauernd günſtig geſtimmt. Nach Behne's Bericht[26]) äußerte er öffentlich, die Polen würden eine Stadt ruinieren, welche weder die jetzt lebenden, noch die Kinder derſelben wieder emporbringen könnten. Sein Vertrauter Flemming ſprach ſich dahin aus, das Blut drehe ſich in ſeinem Leibe um, wenn er an dieſe Sache denke. Großkanzler Szembek dagegen blieb wegen der Marienkirche auf ſeinem fanatiſchen Standpunkte. Eine ſolche Gelegenheit, meinte er, werde in hundert Jahren nicht wiederkommen. Das Blutvergießen hätte er gerne vermieden, doch äußerte er, die verurteilten Ratsherren dürften ſelbſt im Falle der Begnadigung nicht in ihren Aemtern verbleiben. Der päpſtliche Nuntius Santini hinwieder nahm eine vermittelnde Stellung ein. Die Vorteile, welche das Urteil der Kurie gewährte, wollte er gerne ausnutzen, aber um jeden Preis die beiden Bürgermeiſter retten. Aufs äußerſte fanatiſch ließen ſich dagegen der Primas und der Biſchof von Krakau aus. Der erſtere meinte, die katholiſche Religion dürfe in den preußiſchen Städten nicht die Magd ſein. Der letztere äußerte ſogar in einer Senatoren-Konferenz, wenn der König von Preußen ſeine Verpflichtungen Polen gegenüber nicht halte, ſo würde die Republik die brandenburgiſch-preußiſchen Unterthanen ihres Treueides entbinden. Da, wie be-

reits mehrfach erwähnt, die Macht des Königtums in Polen auf dem Nullpunkte, der Einfluß der Jesuiten und der jesuitisierten Priesterschaft dagegen auf dem Höhepunkte stand, so war unschwer vorauszusehen, daß das Urteil ohne Milderung vollstreckt werden würde.

König Friedrich Wilhelm von Preußen hatte, wie erzählt, die gewaltthätigen Pläne seiner Warschauer Vertreter abgelehnt. In herkömmlicher Weise beschritt er den Weg schriftlicher Fürsprache für die bedrängten polnischen Glaubensgenossen. Unter dem 28. November richtete er an König August ein von Ilgen gegengezeichnetes Schreiben zu Gunsten Thorn's.[27]) Mit Schmerzen habe er, hieß es in demselben, von dem Urteile des Hofgerichts vernommen. Wenn Thorn einen Hochverrat gegen den König und die Republik begangen, so könnte das Urteil nicht schärfer sein. Hier handle es sich aber nur um einen Tumult des niederen Pöbels gegen einige Jesuiten, und dieser Tumult sei zudem von den Jesuiten selbst geschürt worden. Kein billig denkender werde das Urteil für ein gerechtes ansehen, jeder einzige es vielmehr den trügerischen Künsten und dem unversöhnlichen Hasse der Jesuiten gegen die Protestanten zuschreiben. Der König möge daher das Urteil verwerfen, und die Sache vor ein Gericht, das aus beiden Bekenntnissen zusammengesetzt sei, verweisen. Schließlich wies Friedrich Wilhelm auf den Frieden von Oliva hin, der es ihm zur Pflicht mache, für Thorn einzutreten. Er habe die ganze Angelegenheit den Grafen Schwerin übergeben.

Am 29. ließ sich der König durch Ilgen nochmals einen Immediatbericht über der Brüder Schwerin kecke Pläne erstatten. Der Minister riet von denselben ab. Thorn in Schutz nehmen, sei soviel, wie Polen den Krieg erklären, wie ja auch der König sofort einen Kriegsfall darin erblicken würde, wenn sich etwa Königsberg unter polnischen Schutz stellen wollte. Selbst Truppenbewegungen auf Thorn zu seien bedenklich, weil sie schließlich zu offenem Kampfe mit der polnischen Besatzung der Stadt führen müßten. Daß andere Städte des polnischen Preußens sich unter preußischen Schutz stellen würden, sei zweifelhaft, und müsse ein neuer Bericht der Brüder Schwerin darüber abgewartet werden.

Doch seien die Könige von Dänemark, England, Schweden zu gemeinsamen Schritten für die Stadt zu veranlassen. In diesem Sinne erhielten die preußischen Gesandten in Warschau einen vom 2. Dezember datierten Bescheid Ilgen's. Bei allem Mitleide, das man für Thorn habe, könne nur von solchem Schutze die Rede sein, der sich ohne Krieg ermöglichen lasse. — Das königliche Schreiben vom 28. November wurde August erst nach Vollstreckung des Urteils übergeben. Der Grund hierfür lag teils in der weiten Entfernung zwischen Berlin und Warschau (die Post fuhr meist 8 Tage) teils in der Bedenklichkeit der Grafen Schwerin, königliche Handschreiben zu übergeben.[28])

Die von Ilgen empfohlenen Schreiben an die Könige von Großbritannien, Dänemark und Schweden gingen wirklich unter dem 2. Dezember ab.[29]) Friedrich Wilhelm brauchte hier noch stärkere Ausdrücke als in dem an August gerichteten Schriftstücke. Das Urteil sei „bloß und allein auf der Jesuiten falsches ... Anbringen, und ohne die Beklagten mit ihrer Defension zureichend zu hören, auch sonst auf eine so ungerechte und criante Weise [gefällt], daß wenig Exempel von einer cruelleren Injustice zu finden sein werden." Der römische Klerus beabsichtige allen noch übrigen evangelischen Gemeinden in Polen und Litauen „auf einmal das Garaus" zu machen. August II. habe zwar in seinen Wahlkapitulationen beschworen mit den Dissidenten Frieden zu halten, aber er lasse der Priesterschaft in unbegreiflicher Nachgiebigkeit die Zügel schießen. So fordere er die Fürsten auf, sich der armen Glaubensverwandten anzunehmen und etwa eine besondere Gesandtschaft in dieser Sache nach Polen zu schicken. Der König von Großbritannien wurde noch besonders erinnert, daß er Garant, der von Dänemark, daß er Compaciscent des Olivaer Friedens sei.

In Thorn hatte d'Argelles die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sich auf Kosten der Stadt zu bereichern. Er versprach der Stadt sehr beistehen zu wollen und behauptete ebenso, wie die Jesuiten, die Bittschrift der sieben Bürger an den König mit einer Fürsprache begleitet zu haben. Sogar Bürgermeister Zerneke ließ aus seinem Hausarreste melden, daß der Major für die Stadt sehr vorteilhafte Briefe an Fürst Lubomirski geschrieben

habe. Demgemäß beſchloſſen die ſtädtiſchen Ordnungen ihm eine „Discretion“ zu verabreichen.[30]) Doch des Majors Thaten entſprachen wenig ſeinen Verheißungen. Denn er hielt nach wie vor die Stadtthore feſt verſchloſſen, nur mit großer Mühe konnten Perſonen, welche notwendige Gänge außerhalb der Stadtmauern zu machen hatten, zum Stadtthore hinaus. Wer ſich nach 8 Uhr abends auf der Straße blicken ließ, wurde von den Kronſoldaten verhaftet, und mußte, um los zu kommen, viel Geld zahlen.[31]) Am 24. November ließ der Major die von der Unterſuchungskommiſſion verhafteten Perſonen, welche teils im Bürgerkämmerchen des Rathauſes, teils in der Stadthauptwache geſeſſen hatten, aus ihrem bisherigen milden Gefängniſſe herausführen. Die zum Tode verurteilten kamen in die Wache der königlichen Garde, die anderen in den unterſten Raum des Artushofes.[32]) Vergeblich verſuchten die Ordnungen dieſe Verlegung des Haftortes, aus welcher der Ernſt der Lage recht in die Erſcheinung trat, rückgängig zu machen. d'Argelles berief ſich auf Lubomirski's ſtrenge Befehle.[33]) Als freilich neun von den in den Artushof abgeführten dem beſtechlichen Major ein anſehnliches Geldgeſchenk gaben, ließ er ſie wieder ins Rathaus gehen.[34])

In den Tagen vom 3.—5. Dezember näherten ſich die zur Deckung der Urteilsvollſtreckung kommandierten polniſchen Truppen und nahmen, da die Stadt ſelbſt ſchon zu ſehr von Soldaten beſetzt war, ihre Quartiere in den Stadtgütern und dem Nachbarorte Podgorz links der Weichſel.[35]) Lubomirski, der gefürchtetſte der Kommiſſarien, langte am 2. Dezember in der Stadt an und wurde von den Ratsherren Bärholtz und Hauenſtein, ſowie Sekretär Wedemeyer feierlich empfangen. Er bezeigte ſich dabei ſehr gnädig, doch war ſeine Freundlichkeit, wie die Folge lehrte, bloßer Schein.[36]) Am 4. trafen die übrigen Kommiſſarien ein. Woywode Dzialynski war inzwiſchen geſtorben, alle übrigen zwanzig erſchienen und brachten einen großen Troß mit, welcher wieder von der Stadt einquartiert und verpflegt werden mußte. Das ſpätere Protokoll dieſer Vollſtreckungskommiſſion führt nicht weniger als 42 Perſonen ihres Gefolges namentlich an und fügt hinzu, daß „ſonſt viele Adlige“ anweſend wären.[37]) Diesmal vereinbarte die Stadt mit 19 Kommiſſarien bare Summen, für die ſie ſich

ſelbſt verpflegen mußten, im ganzen erhielten ſie 13 072 fl. 6 gr., darunter am meiſten der Vorſitzende Rybinski, nämlich 1800 fl. Lubomirski verlangte Naturalverpflegung, welche der Stadt 2596 fl. 18 gr. koſtete. Auch wurden wieder an zwei Kommiſſarien, Rybinski und Jaroszewski, „Verehrungen“ im Betrage von je 800 fl. gezahlt. Doch war dieſe zweite Kommiſſion in ihren Anſprüchen beſcheidener als die erſte. Man berechnete ſpäter die durch die zweite verurſachten Koſten auf 26761 fl. 30 gr. 3 Pfg., und die der Stadt aus dem Tumulte überhaupt erwachſenen Ausgaben auf 71 283 fl. 5 gr. 3 Pfg., bei dem damaligen Werte des Geldes ſehr erhebliche Summen.[38])

Verwunderlich erſcheint es, daß die Thorner Jeſuiten, die doch das ganze Unheil planmäßig und mit größter Willenskraft über die Stadt heraufgebracht hatten, in dieſen Tagen, wie oben berichtet, der Stadt gute Ratſchläge erteilten und ſich als deren Gönner aufſpielten. Daß es ſich bei dieſem Beiſtande nicht um reine Menſchenliebe und chriſtliches Mitgefühl handelte, beweiſt ſchon der angeführte Umſtand, daß die Stadt ihnen die verfallenen Zinſen zahlen mußte. Außerdem lag es ja völlig in ihrer Hand, die Köpfe der Verurteilten zu retten, indem ſie den im Urteile verlangten Eid nicht ſchworen. Es iſt auch die Meinung des Hofes, eines Teiles der Kommiſſion und der Verurteilten geweſen, daß ſie den böſen Eid nicht ablegen würden. Trotzdem haben ſie es gethan. Dennoch darf man in ihrem freundlichen Verhalten während jener Tage nicht bloße Heuchelei erblicken. Es wäre den Jeſuiten, oder wenigſtens ihren Leitern, in der That lieber geweſen, wenn die Verurteilten nicht auf das Schafott gekommen wären, aber freilich nur unter einer Vorausſetzung, nämlich der, daß ſie vom evangeliſchen zum katholiſchen Glauben überträten.

Sie ſetzten alle Hebel in Bewegung, um die mit dem Tode Bedrohten zu bekehren. Sie gingen bei den Verurteilten aus und ein und verſprachen ihnen völlige Begnadigung, wenn ſie katholiſch würden. Welch ein Gewinn war es nach der Jeſuiten Auffaſſung, wenn es gelingen ſollte, die Stadthäupter und andere Bürger dieſer durch ihre Ketzerei verrufenen Stadt, insbeſondere den gelehrten Roesner, zum katholiſchen Glauben zu bringen? Mußte dieſer Bekehrungserfolg nicht der Anfang zu weiteren in

Polniſch-Preußen ſein, der letzten Provinz der Republik Polen, in deren Städten der Proteſtantismus noch eine feſte Stellung behalten hatte? Daß der Jeſuiten Verſprechungen keine leeren waren, bewies den Verurteilten das Schickſal ihres Genoſſen Heyder, welcher ſich nach ſeinem Uebertritte im Jeſuitenkloſter aufhielt und dem ſchon das Dekret der Unterſuchungskommiſſion beſondern Schutz zugeſagt hatte. Vornehmlich quälte man unter den verurteilten Bürgern mit dieſen Bekehrungsverſuchen Schuhmacher Wunſch, einen ehrenwerten Mann, der auf Angabe ſeiner polniſchen Magd verurteilt worden war. Sämtliche Nachbaren erboten ſich zu beſchwören, daß er am Tage des Tumults infolge ſeines Podagras bettlägerig geweſen ſei. Schließlich lief die Magd ſelbſt, von Gewiſſensbiſſen gequält, zu Pater Marczewski und wollte ihre Ausſage zurücknehmen. Dieſer erwiderte ihr aber: „Haſt Du es einmal beſchworen, ſo packe Dich fort.“ [39]) Die Verurteilten ſetzten dieſen lockenden Bekehrungsverſuchen einen Glaubensmut entgegen, der an die Heldenzeit des Proteſtantismus im ſechszehnten Jahrhunderte erinnert.

Sogleich an dem Tage, als die Kommiſſarien nach Thorn kamen, am 4. Dezember, richteten Roesner und Zerneke von ihrem Hausarreſte aus, jeder ein Bittſchreiben an Fürſt Lubomirski in lateiniſcher Sprache.[40]) Roesner zeigte auch hier wieder in ſeinen zierlichen, redneriſchen Wendungen den Liebhaber des klaſſiſchen Altertums. Er erwarte Verbannung, Armut und anderes Unglück, ja ſogar der Tod ſcheine ihm nahe. Die Unbeſtimmtheit, mit welcher der dem Tode geweihte hier von demſelben redete, beweiſt, daß er ſich noch immer mit der Hoffnung trug, es werde das äußerſte von ihm abgewandt werden. Nur durch Lubomirski's Gnade könne er Milderung des Urteils hoffen. Dann erging er ſich weiter in Schmeicheleien gegen den Fürſten und ſein ganzes Haus, die man ihm in ſeiner Lage um ſo weniger verübeln kann, als in Polen höfliche Redensarten zum guten Umgangstone gehörten. „Das Haus Lubomirski hat die göttliche Gabe erhalten, daß es im Kriege und Frieden vortreffliche Thaten aufweiſen kann, daß es Unterworfene zu ſchonen, Unſchuldige zu ſchützen, falſche Beſchuldigungen abzuwehren, die rechte Straße beſtändig einzuhalten verſteht.“ Der Fürſt würde daher auf Roesner's früheres Leben,

ſein Verhalten im königlichen Burggrafen- wie im ſtädtiſchen Bürgermeiſteramte, ſeine Treue gegen den König und die Republik Rückſicht nehmen. „Ich bitte daher flehentlich, Ew. Hoheit möge die Frechheit böswilliger Zeugen zurückweiſen und meiner Unſchuld zu Hilfe kommen, da ich einen menſchlichen Irrtum nicht leugnen kann, von einem Verbrechen aber, als hätte ich den Tumult begünſtigt oder erregt, mich frei weiß." Mit dieſem „menſchlichen Irrtume" konnte Roesner nichts anderes meinen, als daß er dem Stadtkapitäne Granrock gegenüber in ſeinen Befehlen zur Unterdrückung des Tumults zu ſchwach geweſen ſei. — Zerneke's Bittſchreiben war nicht ſo redneriſch und zierlich. Er erklärte in allen Punkten, die man ihm vorwerfe, unſchuldig zu ſein. Insbeſondere habe er keinen Befehl gegeben, auf die polniſchen Studenten zu ſchießen. Lubomirski möge keinen Meineid zulaſſen und dem Bittſteller das Leben erhalten.

Ebenfalls ließ unter demſelben Datum des Schuhmachers Mertz Ehefrau an den Kulmer Woywoden Rybinski ein Bittgeſuch abgehen.[41]) Sie führte in demſelben 3 Zeugen auf, welche beſchwören konnten, ihr Mann ſei bis $^1/_2$11 Uhr im Schießgarten geweſen. Dann ſei er zwar aus Jeſuitenkloſter gegangen, aber nur um Unglück zu verhüten. Nachdem er die Raſerei des Pöbels mitangeſehen, ſei er vor dem Poſthauſe ſtehen geblieben, ohne irgendwie am Tumulte teilzunehmen. Vielmehr habe er ſich nach einer halben Stunde, von einem Regimentstambour begleitet, nach Hauſe begeben. Auch hierfür führte die Frau zwei Zeugen an.

Am 5. Dezember trat die Kommiſſion, wie in dem Anmeldungsſchreiben angekündigt, im alten Rathauſe zuſammen. Die Thorner erachteten es als ein bedeutungsvolles Zeichen, daß ein Wort aus einer früheren Predigt Senior Geret's buchſtäblich in Erfüllung ging.[42]) Die Stadt feierte alljährlich am 24. September zum Andenken an die furchtbare Belagerung durch die Schweden 1703 einen Bußtag. In dieſem Jahre hatte man ihn wegen der Unterſuchungskommiſſion auf den 27. Oktober verlegt. Dabei hatte Geret in der Marienkirche über Hoſea 10,9—12 gepredigt. Im Eingange hatte er die Bibelſtelle Jonas 3,4 erwähnt: „Es ſind noch 40 Tage, ſo wird Niniveh untergehen." Er hatte dies

Wort auf die gegenwärtige Gefahr bezogen: „Wer weiß, ob es nicht um unsrer Sünde willen im Rate der Wächter also bestanden, es sind noch 40 Tage, so wird das Thornische Ninive untergehen.“ Rechnete man nun vom 27. Oktober mit Einschluß des Anfang- und Endtermins 40 Tage, so kam man gerade auf den 5. Dezember, den Anfang der Kommissionssitzungen. Ließ man Anfang- und Endtermin ungerechnet, so ergab sich der 7. Dezember, der Tag der Urteilsvollstreckung. — Uebrigens hatte Geret auch im weiteren Verlaufe seiner Bußpredigt den eingangs angeschlagenen Ton beibehalten und dermaßen auf die Sünden des Rats und der ganzen Gemeinde gescholten, daß einem jugendlichen Zuhörer die Erregung noch in späteren Lebensjahren im Gedächtnisse geblieben war. — Ebenfalls schien es den Thornern ein schlimmes Anzeichen zu sein, daß der 5. Dezember in vielen Kalendern den Namen Naemi führte, weshalb Prediger Rechenberg in der neustädtischen Kirche an diesem Tage über den Text predigte Ruth 1,20: „Heißet mich nicht mehr Naemi, sondern Mara, denn der Allmächtige hat mich sehr betrübet.“

Um 9 Uhr vormittags ging die Kommissionssitzung, und zwar wieder in der Gerichtsstube des alten Rathauses an.[43]) Von neuem meldeten sich die alten Nebenkläger, die schon bei der Untersuchungskommission und dem Hofgerichte ihre Ansprüche hatten geltend machen wollen, Propst Matthaeus Donacki von St. Lorenz in Thorn, die Dominikaner und Benediktinerinnen, denen sich noch einige Edelleute mit Klagen gegen Privatpersonen zugesellten. Ihre Klagen wurden aber einstweilen zurückgestellt, um zu dem Hauptgeschäfte zu schreiten. Es mußten sich Vertreter der drei städtischen Ordnungen einschreiben lassen. Dann forderte die Kommission die Vorführung sämtlicher Arrestanten. Roesner und Zerneke wurden von Unteroffizieren aus ihren Häusern herbeigeholt. Roesner erschien nicht in seinem Bürgermeisterornate mit Mantel und Koller, sondern nur im einfachen Rocke, einen Stab in der Hand haltend. Als man ihn nach dem Grunde der gewählten Tracht fragte, gab er die sinnige Antwort, er stelle sich jetzt als einen Pilgrim dar, der imfalle der Stab über ihn gebrochen würde, in die Ewigkeit wandern müßte. Käme er mit dem Leben davon, so müsse er unfehlbar den Stab in die Hand

nehmen und ins Elend wandern.[44]) Auch die übrigen im Urteile aufgeführten wurden ausnahmslos von den Soldaten in die Gerichtsstube geführt. Sodann ließ die Kommission das Urteil in ihrer Gegenwart verlesen und darauf jeden wieder an seinen früheren Ort zurückführen.

Es handelte sich nun darum, ob die Jesuiten den zur Bedingung der Urteilsvollstreckung gemachten Eid schwören würden. Vormittags erklärten sie zwar, daß sie nicht aufs Blut schwören dürften. Nachmittags aber trat ein Laienbruder ihres Ordens Martin Wolanski vor, also keiner von den beiden im Urteile erwähnten Mönchen[45]) und leistete mit sechs weltlichen Zeugen betreffs der beiden Bürgermeister und anderen zum Tode verurteilten den folgenschweren Eid. Die weltlichen Zeugen waren fast alle Zollbeamte, also von der polnischen Regierung abhängige Leute, die während des Tumults gar nicht in der Stadt gewesen waren. Nach polnischen Rechtsanschauungen war ihnen freilich der Eid leicht gemacht, denn nach denselben sollten die Eideshelfer nicht auf Grund eigenen Wissens, sondern im Vertrauen auf den Hauptzeugen schwören. Die Hauptschuld dieses Eides fällt also auf die Jesuiten. Der päpstliche Nuntius in Warschau, Santini, hatte ein Schreiben aufgesetzt, in welchem er den Thorner Jesuiten ausdrücklich befahl, den bedenklichen Eid nicht zu leisten. Er hatte den Brief dem Großkanzler in Gegenwart des Vizekanzlers vorgelesen und bei demselben vollständige Billigung gefunden. „Es würde der Heiligkeit ihres Ordens anständig sein, hatte der Großkanzler geäußert, wenn sie den Schwur nicht thäten.“ Auch hatte er den Nuntius zur Eile gemahnt.[46]) Der Brief kam zur rechten Zeit in Thorn an, die dortigen Jesuiten kümmerten sich aber nicht um denselben.[47]) Ihre Opfer sollten ihnen nur in dem Falle entgehen, wenn sie sich zum katholischen Glauben bekehren würden.

Ein Teil der Kommissarien, namentlich ihr Vorsitzender Rybinski hatte nicht erwartet, daß es zum Schwure kommen würde.[48]) In der Stadt rief die Kunde eine unbeschreibliche „Konsternation und Lamentieren“, zumal bei den Frauen und Kindern der Verurteilten hervor.[49]) Die letzteren richteten sowohl an Rybinski, wie an Lubomirski, den man als die Seele aller

der Stadt ungünstigen Maßnahmen erkannte, Bittschriften. Besonders rührend war die des Fleischers Karwiese, der erst gegen 10 Uhr auf den Schauplatz des Tumults gegangen zu sein behauptete. Er habe dem Tumulte vom Kirchhofe aus zugesehen und sei weder damals, noch je in seinem Leben mit einem Fuße in der Schule oder im Kollegium gewesen. Sechs Zeugen könne er dafür aufführen, die er auch mit Namen benannte.[50]) Doch all diese Bitten fruchteten nichts mehr. Mit Ablegung des Eides durch die Jesuiten waren die Verurteilten dem Tode verfallen. Da aber des katholisch gewordenen Heyder Begnadigung als selbstverständlich angenommen wurde, der Maurergeselle Hans Christoph bei Zeiten entflohen und der Zimmergeselle „unbekannten Namens" nicht aufzufinden war, so ermäßigte sich die Zahl der hinzurichtenden von zwölf auf neun außer den beiden Bürgermeistern. Noch am Abende dieses Tages wurde Roesner und Zerneke durch Kapitän Roehling der Tod angesagt. 10½ Uhr nachts ließ d'Argelles Prediger Koehler von der Marienkirche unter dem Schutze von zwei Mann Garde zu den beiden Bürgermeistern in ihre Häuser gehen, um sie auf den Tod vorzubereiten.[51])

Die Jesuiten waren auch an diesem Tage unermüdlich in ihren Bekehrungsversuchen gewesen. Genaueres ist uns aus Zerneke's eigenen Aufzeichnungen bekannt. Kaum hatte man ihn in seine Behausung zurückgebracht, als Pater Wieruszewski zu ihm kam und ihn teils durch Lockungen, teils durch Drohungen zum katholischen Glauben zu bringen suchte. Der Vizepräsident erklärte bei seinem Glauben verbleiben zu wollen, worauf der Pater voll Unmuts davon ging. Bald darauf erschien bei ihm der katholische Kaufmann Marianski und meldete, der Eid sei erfolgt, Zerneke müsse katholisch werden, oder in das benachbarte Jesuitenkloster fliehen, die Mönche warteten bereits auf ihn und würden ihm allen Schutz widerfahren lassen. Wieder blieb der Bürgermeister standhaft. Er hatte eine treue und mutige Ehefrau. Dieselbe ging jetzt noch am späten Abende trotz des abscheulichen Winterwetters zu den Kommissarien und bat sie fußfällig um ihres Mannes Leben. Als sie heimkehrte, war inzwischen Kapitän Roehling bei ihrem Manne gewesen, um ihm den Tod anzusagen. „Wir ergaben uns hierauf dem h. Willen unsers Gottes geduldig-

lich, schreibt Zerneke,[52]) riefen ihn um seinen teuersten Beistand und Trost inbrünstig an, und ich allein begab mich bald zur Ruhe und habe solche auch so vollkommen, als bei den geruhigsten Tagen selten, Gottlob genossen."

Auf den 6. Dezember fiel das Nikolaifest, ein katholischer Feiertag, an welchem weder zur Urteilsvollstreckung geschritten, noch eine Kommissionssitzung abgehalten wurde. Nur veranlaßte die Kommission den Rat, auf der westlichen Seite des Marktes, welche die schönste war und den Bürgern früher zu ritterlichen Uebungen gedient hatte, daher auch der Ritterplatz genannt wurde, ein Schafott aufschlagen zu lassen. Bis spät in die Nacht hinein hämmerten die Handwerker an dem unheimlichen Gerüste. Roesner und Zerneke sandten noch gemeinschaftlich ein lateinisches Bittgesuch an die Kommission. Sie riefen darin nochmals Gott zum Zeugen an, daß sie den Tumult nicht begünstigt oder gar veranlaßt hätten. Im gegenteile hätten sie alles gethan, um die Anstifter ans Licht zu ziehen und zu bestrafen. „Es wäre hart, wenn man die Verbrechen schändlicher Menschen auf uns schieben wollte, die wir stets alle Kräfte daran gesetzt haben, diese Stadt in Frieden und Sicherheit zu erhalten."[53]) Auch die drei Ordnungen ließen noch Rybinski ein lateinisches Bittgesuch für die Verurteilten überreichen. Kaum habe Preußen je ein ähnlich scharfes Urteil gesehen. Wenigstens möge man soviel wie möglich das Blutvergießen vermeiden und die Leichen der hinzurichtenden vor Verstümmelung und Verbrennung bewahren. Rybinski nahm die Schrift zwar entgegen, gab aber den Abgesandten schlechten Trost.[54])

Für einen der Verurteilten schien allerdings aus dem finstern Gewölke ein Sonnenstrahl aufzuleuchten. Als die Kommissarien sich am Vormittage zur Nikolaiandacht in die Johanniskirche begaben, fielen katholische Bürger mit ihren Frauen und Kindern, ferner polnische Edelleute des Kulmer, Dobrzyner und kujawischen Bezirks, ja sogar Jesuiten den Würdenträgern zu Füßen und baten um Zerneke's Leben. Der Vizepräsident hatte sich durch sein freundliches, leutseliges Wesen bei jedermann, selbst bei den Katholiken der Stadt und Umgegend beliebt gemacht.[55]) Auch den Jesuiten war er augenscheinlich weniger verhaßt, als Roesner,

der ihnen wiederholentlich scharf entgegen getreten war. Auch wollten sie gewiß wenigstens in etwas dem Willen des päpstlichen Nuntius nachkommen. Hand in Hand mit dieser Fürbitte gingen wieder den ganzen 6. hindurch die Bekehrungsversuche. Von früh morgens bis spät abends wurden beide Bürgermeister von Jesuiten, Dominikanern, Bernhardinern und anderen Geistlichen, sowie Laien überlaufen und zum Abfall von ihrem angestammten Glauben gereizt.

Bei Zerneke erschienen unter anderen zwei Abgesandte der Kommission nebst Rybinski's Beichtvater, welche ihn teils gütlich zum katholischen Glauben zu locken suchten, teils, da er fest blieb, ihm den sichern Tod in Aussicht stellten.[56]) In sein tief frommes Gemüt läßt ein Brief hineinschauen, den er mitten unter diesen Anfechtungen um 8 Uhr abends an seinen Beichtvater und „teuersten Herzensfreund" Geret zu schreiben begann.[57]) Derselbe war von Marienwerder aus mit ihm im Briefwechsel geblieben und hatte ihn in seinem letzten Schreiben einen Kandidaten des Martyriums genannt. Hieran knüpfte Zerneke an und berichtete, daß alle Ueberredungen durch Gottes Gnade und den Beistand des h. Geistes an ihm vergeblich gewesen. „Wir schweben zwischen Furcht und Hoffnung, so eine starke Probe der göttlichen Versuchung ist. Hilf uns Herr in diesen Nöten christlich dulden, hoffen, beten! Ich bin bis dato so getrost in meinem Gott und freudig, als ein ganz unschuldiger, daß ich Gott nicht genug dafür danken kann, und habe gelernt in Todesnot munter und gelassen zu sein und bereit, also alle Todesbitterkeit zu überwinden durch göttlichen Beistand und Gnade. Der helfe ferner durch das teure Verdienst Jesu Christi und des h. Geistes kräftige Mitwirkung. Amen!" Die Kommission war indessen durch den Fußfall in der Johanniskirche gerührt worden. Sie hielt an diesem 6. in Lubomirski's Quartiere bis in die Nacht eine geheime Beratung und beschloß, die Urteilsvollstreckung an Zerneke bis zum 9. auszusetzen.[58])

Nicht minder zahlreich, als bei Zerneke waren die Mönche und katholischen Laien bei Roesner aus- und eingegangen. Roesner, das Stadtoberhaupt, den feinsinnigen Gelehrten, den reichen, weithin bekannten Kaufmann katholisch zu machen — das wäre für

die Jeſuiten ein Triumph geweſen, welcher alle Anſtrengungen belohnt hätte. Doch Roesner's evangeliſcher Glaube hielt die ſchwere Probe aus. Mochte ſein Leben nicht ohne manchen Flecken geweſen ſein, ſo wird ſein Bild durch die Märtyrertreue, mit der er an ſeinem Glauben feſthielt, verklärt. Um die läſtigen Verſucher los zu werden, bat er ſich bis 6 Uhr abends Bedenkzeit aus. Die Katholiken ſprengten nun in der Stadt aus, Roesner habe bereits verſprochen, ihres Glaubens zu werden und nur noch kurze Bedenkzeit verlangt. Schon vor der angeſetzten Stunde fanden ſie ſich wieder bei ihm ein. Er gab ihnen aber den Beſcheid, ſie möchten nicht ſo ſehr in ihn dringen. Wie könne er ihre Religion annehmen, da er noch von derſelben keine Information habe? Er könne ſich dazu, zumal unter dem über ihn bereits gezückten Schwerte nicht reſolvieren. Ebenſo ſtandhaft erwies er ſich gegenüber polniſchen Herren und Damen, die ihn beſuchten und ihm im Falle des Glaubenswechſels ſichere Begnadigung verhießen. Es fehlte ſogar nicht an Evangeliſchen, welche ihm aus der Not eine Tugend zu machen und wegen des allgemeinen Wohls wenigſtens eine Zeit lang zum Scheine den katholiſchen Glauben anzunehmen rieten. Am Abende ſchickte man nochmals zwei Bernhardinermönche an ihn ab, welche den alten Lockruf aufs neue ertönen laſſen ſollten. Der Präſident erwiderte, er wäre auf den evangeliſchen Glauben getauft und wolle auch, wenn keine Gnade für ihn wäre, auf denſelben ſterben, wiewohl er den Tod nicht verſchuldet habe. Sogar in der Nacht blieben die Quälgeiſter nicht aus, worauf er ihnen das heldenmütige Wort zurief: „Vergnüget Euch mit meinem Kopfe, die Seele muß Jeſus haben.“ Wenn er eine Weile von dem Ueberlaufenwerden durch die Mönche verſchont blieb, nahm er Andachtsübungen vor und bereitete ſich durch Beten und Singen, auch durch erbauliche Geſpräche mit einigen ihm Geſellſchaft leiſtenden Freunden auf ſein Ende vor. Im Laufe der Nacht ließ er Prediger Koehler zu ſich kommen und empfing aus deſſen Händen das h. Abendmahl. Trotzdem hatte weder er, noch ſeine Umgebung alle Hoffnung auf Begnadigung aufgegeben, zumal einige Briefe eingelaufen waren, worin man ihm verſicherte, er werde zwar unter das Schwert kommen, aber noch im letzten Augenblicke Begnadigung erhalten.

Beſonders ſchöpfte man nach 1 Uhr nachts neue Hoffnung, weil man die Vollſtreckung des Urteils um Mitternacht vermutet hatte. Freilich erwieſen ſich all dieſe Hoffnungen als eitel.[59])

Auch an die 9 anderen zum Tode verurteilten machten ſich die Jeſuiten und ihre Helfer an dieſem Tage wieder mit größtem Bekehrungseifer heran. Sie blieben nicht minder glaubenstreu, wie ihre Bürgermeiſter. Von ihren evangeliſchen Beichtvätern ließen ſie ſich das h. Abendmahl reichen und beteuerten in der Beichte, daß ſie zwar vor Gott große Sünder, aber an den ihnen im Urteile aufgebürdeten Dingen unſchuldig ſeien.[60]) Der einzige, den die Zeitgenoſſen als wenigſtens teilweiſe ſchuldig bezeichnen, war Zimmergeſelle Guttbrod, welcher an dem verhängnisvollen Abende die Thüre des Kollegiums aufgebrochen hatte.

Noch lag die dunkle Dezembernacht auf den Dächern der altertümlichen Stadt, als in der Frühe des 7., es war ein Donnerstag, um 5 Uhr Kapitän Zweymen mit einer Compagnie Gardeſoldaten vor Roesner's Hauſe in der Schillerſtraße anlangte.[61]) Seufzend nahm der dem Tode geweihte von ſeinem Hauſe Abſchied. In Begleitung Prediger Koehler's wurde er unter Fackelſchein bis in den Hof des alten Rathauſes geführt. Noch während dieſes letzten Ganges hörten die Mönche nicht auf, ſich mit ihren Bekehrungsverſuchen an ihn heranzudrängen. Das alte Rathaus, das noch immer von der ſchwediſchen Belagerung 1703 her halb verbrannt daſtand, bildete für dieſen grauſigen Vorgang einen ſtimmungsvollen Hintergrund. Außer Prediger Koehler waren dem Präſidenten ſein treuer Amtsdiener Cornelius Ehlert und einige Freunde gefolgt. Roesner ſah ſich, auf dem Hofe angelangt, um und fragte, ob kein Pardon für ihn vorhanden wäre. d'Argelles, welcher die Vollſtreckung leitete, erwiderte: „Nein". Die Mönche machten auch jetzt noch auf dem Hofe einen Anſturm auf des Präſidenten Glaubenstreue, indem ſie zu dem „Nein" des Majors „Ja" ſchrieen und wieder mit ihren Lockungen anfingen. d'Argelles ſelbſt gebot ihnen jetzt auf Roesners Bitte ſtillezuſchweigen. Ja, einer von ihnen rief ſogar in die Nacht hinein: „Der Präſident ſtirbt auf den römiſch-katholiſchen Glauben", worauf Roesner ein lautes Nein vernehmen ließ. Jetzt legte er Kleid und Perücke ab und ließ ſich von ſeinem Diener die Augen ver-

binden. Dann kniete er auf ein dazu ausgebreitetes rotes Tuch und empfing gottergeben den Todesstreich. Seine letzten Worte waren das Lied „Herr Jesu Christ ich schrei zu Dir Aus hochbetrübter Seele, Dein' Allmacht laß erscheinen mir, Und mich nicht also quäle. Viel größer ist die Angst und Schmerz, So anficht und betrübt mein Herz, Als daß ich kann erzählen." Der Scharfrichter war von den Jesuiten aus Plock bestellt worden. Der entseelte Körper wurde von zwei Dienern in das rote Tuch gewickelt und mit demselben in den Sarg gelegt. Bis 10 Uhr vormittags blieb die Leiche auf dem Rathaushofe stehen. Dann, als das Urteil an den neun übrigen vollstreckt war, trugen acht Bürger den mit einem schwarzen Tuche behangenen Sarg in Roesner's Haus. Am folgenden Tage wurde derselbe um 1 Uhr nachmittags in aller Stille vor dem Altare der vorstädtischen Georgenkirche beigesetzt. Die üblichen Ehrenbezeugungen durch „Schul' und Geläute" konnten nicht erfolgen. Doch geleiteten Ratsherr Hanenstein, der aus Liebe zu Roesner die Deputation nach Warschau angenommen, ferner Prediger Rechenberg, welcher ein Neffe von Roesner's verstorbener Ehefrau und von ihm erzogen war, sowie der Rektor des Gymnasiums Prediger Jaenichen den Verewigten an seine Ruhestätte. Die Kirche war von vielen Männern und Frauen gefüllt, welche dem Märtyrer des evangelischen Glaubens Sterbelieder in seine Gruft nachsangen. — Roesner's Haus war sogleich, nachdem er den letzten Schritt über die Schwelle gethan, von den polnischen Soldaten besetzt und durch Kapitän Szembek und Stadtnotar Nalenz versiegelt worden. Die Kleider und Perücke, die er auf seinem Todesgange getragen, eignete sich der Scharfrichter an und soll in Plock in ihnen gesehen worden sein.

Als es an jenem 7. Dezember hell geworden war, marschierten sämtliche Dragoner, die in Thorn lagen, nach der Altstadt und sperrten im Vierecke alle Straßen, die nach dem alten Markte führten, ab, um niemand dorthin zu lassen. Zwei Abteilungen Infanterie stellten sich auf dem Markte selbst auf, um die Urteilsvollstreckung an den neun übrigen zu decken. Auch an ihnen wurden die Bekehrungsversuche bis zum letzten Augenblicke fortgesetzt. Noch eine halbe Stunde, bevor sie hinausgeführt wurden, kamen einige Dominikaner zu ihnen mit den alten Lockungen.

Da man die aufdringlichen Beſucher nicht los werden konnte, ſchlug Simon Mohaupt vor, ſie mit Singen zu vertreiben und fing das Sterbelied: „Wenn mein Stündlein vorhanden iſt“ laut anzuſtimmen an. Die anderen fielen ein, und die Mönche mußten verdroſſen davon ziehen.[62])

Zuerſt wurden um 9 Uhr vormittags fünf von den Verurteilten, Kaufmann Simon Mohaupt, Weißgerber Chriſtoph Hertel, Schuhmacher Johann George Mertz, Knopfmachergeſelle Becker und Schuhmacher George Wunſch aufs Schafott geführt.[63]) Vier evangeliſche Prediger, Koehler, Rechenberg, Ruttich, Koch begleiteten ſie auf ihrem ſauern Gange. Wieder ereigneten ſich ähnliche Szenen, wie kurz zuvor bei Roesner's Hinrichtung. Die katholiſchen Geiſtlichen breiteten ihre Hände aus und ſchrieen den Verurteilten zu, daß ſie durch Uebertritt zum katholiſchen Glauben Begnadigung erlangen könnten. Den evangeliſchen Predigern, welche dieſelben im Gegenteile zum Feſthalten am angeſtammten Glauben ermahnten, ſchrieen ſie zu: „Ihr Seelenverführer.“ Allein auch in dieſen dem Tode geweihten, ſchlichten Männern leuchtete eine ähnliche Bekennertreue, wie ſie ſoeben Roesner bewieſen hatte, auf. „Gottlob“, rief Hertel mit erhobener Stimme, „unſer unſchuldiger Vater hat überwunden, wir wollen ihm fröhlich folgen.“

Die Vollſtreckung des Urteils durch den betrunkenen Scharfrichter und deſſen Knechte erfolgte in ſo grauenvoller Weiſe, daß die Feder ſich ſträubt, alle Einzelheiten aufzuführen. Sämtliche Quellen ſtimmen hier überein. Nur Mohaupt, ein ſchmächtiger Menſch, wurde mit einem Streiche abgefertigt. Die anderen vier erhielten mehrere Hiebe, bis ſie ihre Qualen überwunden hatten. Dem Schuhmacher Wunſch ſetzten die Bernhardiner und Dominikaner noch zu, als er ſchon auf dem Schafotte kniete, doch empfing er unter dem Gebete: „Herr Jeſu, Dir leb' ich“ glaubensmutig den Todesſtreich. — Den Leichen zogen die Henkersknechte auf dem Schafotte die Kleider aus und legten ſie in Särge, welche Stadtſoldaten bereit gehalten hatten. Dann ſchaffte man die Toten in ihre Häuſer, von wo aus ſie ſofort durch die Ihrigen beerdigt wurden.

Jetzt wurden die vier anderen vorgeführt, welche nach dem Urteile noch härter beſtraft werden ſollten, weil ſie angeblich die Heiligenbilder verſpottet und verbrannt hatten, Fleiſcher Chriſtoph

Karwieſe, Nadler Jacob Schultz, Zimmergeſelle Guttbrod und Pfefferküchler Johann Chriſtoph Hafft. Man hatte nicht einmal ein Fuder Sand aufs Schafott gefahren, ſodaß dasſelbe vom Blute der ſoeben hingerichteten troff, und die jetzt herzutretenden dieſen ſchrecklichen Anblick hatten. Wieder gingen die evangeliſchen Prediger mit den Verurteilten, nur war Rechenberg hierzu nicht mehr im ſtande. Der Tod ſeines Wohlthäters Roesner hatte ihn hart mitgenommen, auch ſchmerzte ihn der Umſtand, daß die vier, welchen es jetzt ans Leben ging, meiſt ſeine Beichtkinder geweſen waren. Dafür begleitete ſie aber der Rektor des Gymnaſiums, Prediger Jaenichen, der ihnen auch vorher, während die erſten fünf aufs Schafott gebracht wurden, mit Troſt aus Gottes Wort zur Seite geſtanden hatte. Allen vier wurde genau nach dem Buchſtaben des Urteils zuvor auf einem Blocke mit einem Beile die rechte Hand abgehauen und dann erſt mit dem Schwerte der Kopf heruntergeſchlagen. Jeder mußte das an ſeinem Vordermanne vorgenommene Verfahren mitanſehen und über die Körper ſeiner Vorgänger hinweg aufs Schafott ſteigen. Furchtbar wurde der arme Guttbrod gequält. Dreimal erhielt er von dem Scharfrichter Schwertſtreiche, ſodaß er ſich immer wieder aufrichtete und ſchrie. Nachdem der Henker endlich ſeine Blutarbeit gethan, entkleidete er die Leichen. Karwieſe's Körper (verſchiedene behaupteten, es ſei der Guttbrod's geweſen) wurde dem Urteile gemäß gevierteilt. Dabei trieb der Henker noch den ſchändlichſten Mutwillen. Er riß das Herz, die Eingeweide und andere Körperteile heraus und hatte mit ihnen ſeinen Spott. Als er bei Aufweiſung des Herzens den Umſtehenden das Verbrechen des Geoierteilten angeben wollte, wußte er nichts anderes zu ſagen, als: „Sehet ein lutheriſch Herz.“ Die evangeliſchen Prediger mußte d'Argelles mit militäriſchem Geleite in ihre Häuſer zurückführen laſſen, weil ſie nicht ſicher vor Angriffen waren. Schließlich wurden die vier zerſtückelten Leichen auf einen Schinderwagen geworfen und zum Kulmer Stadtthore hinaus an den Galgen gefahren, wobei man noch abſichtlich den Umweg um das Rathaus herum wählte. d'Argelles ſogar war über die Art der Hinrichtung derart empört, daß er den Scharfrichter ſofort vom Schafotte herunter in die Stadtwache abführen und ihm durch die ſtädtiſchen Turmknechte

10 „Rabandſchläge“ (Geißelhiebe) aufzählen ließ. Dann erſt wurde er zum Kulmer Stadtthore hinausgeführt, damit er die im Urteile vorgeſchriebene Verbrennung der vier letzten Leichen vornähme. Er wollte Karwieſe's Körperſtücke noch an vier Pfählen aufhängen, was der Major aber unterſagte, weil davon im Urteile nichts ſtehe. Die vier abgeſchlagenen Hände, die auf dem Blocke liegen geblieben waren, mußte er noch nachträglich herbeiſchaffen. Die Verbrennung ging ſo mangelhaft vor ſich, daß ſich die Hunde mit den Knochen herumſchleppten. So war das Urteil an den zum Tode Verurteilten in denkbar ſchärfſter, wahrhaft unmenſchlicher Form vollſtreckt.

Sogleich nach der Hinrichtung begab ſich die Kommiſſion, es war 10 Uhr vormittags, in die Gerichtsſtube des Rathauſes zur Sitzung. Die kommandierten Truppen blieben während deſſen auf dem Markte ſtehen. Zuerſt mußten die Ratsherren Jacob Behm und Johann Chriſtoph Elsner beſchwören, daß man des entflohenen Maurers Hans Chriſtoph nicht habhaft geworden ſei. Ferner verlangte man, daß Oberkämmerer Jacob Meisner und Stadtſekretär Johann Heinrich Wedemeyer vorträten und mit je 3 Zeugen den im Urteile vorgeſchriebenen Reinigungseid leiſteten. Nachdem ſie dies gethan, wurden ſie von jeder weiteren Verfolgung in dieſer Sache frei geſprochen. Vor der Gerichtsſtube nahm alsdann der neuſtädtiſche Scharwächter die Abſtrafung der zu Peitſchenhieben verurteilten vor. Amtsdiener Swiderski, welcher ebenfalls dieſe Strafe erleiden ſollte, entzog ſich derſelben durch Liſt. Er verſprach den Jeſuiten katholiſch zu werden und wurde ſofort aus der Haft entlaſſen. Da er aber ſeinem Verſprechen nicht nachkam, mußte er ſpäter wieder in den Arreſt wandern. Aus demſelben ſchrieb er im Namen des Jeſuitenpaters Marczewski, nach deſſen Willen es bei der Urteilsvollſtreckung meiſt herging, an d'Argelles einen Zettel, auf dem die Worte ſtanden: „Bitte den Arreſtanten Swiderski loszulaſſen. Marczewski.“ Sofort wurde er auf freien Fuß geſetzt und machte ſich ſchleunigſt aus dem Staube. Mit den zur Haft und Geldſtrafe verurteilten verfuhr d'Argelles in gewohnter Weiſe ſehr willkürlich, indem er alle, welche ihm „eine Devinction“ zahlten und die Geldſtrafe zu entrichten verſprachen, aus der Haft entließ.

An demſelben 7. wurde auch der Spruch des Hofgerichts in Bezug auf die Marienkirche vollſtreckt.[64]) 47 Bernhardinermönche kamen in Prozeſſion paarweiſe von der Johanniskirche die Straße herauf und ſtellten ſich vor die Gerichtsſtube des Rathauſes, in welcher die Kommiſſion tagte. Der Kulmer Suffragan Szczuka folgte ihnen und ließ ſeinen Wagen vor dem in der Nähe der Marienkirche gelegenen Gaſthauſe „Drei Kronen“ halten. Die Kommiſſion ſchickte ihren Inſtigator zum Rate und forderte die Schlüſſel der Marienkirche ab. Der Rat bat durch einen Stadtſekretär, dieſe Angelegenheit zu verſchieben, damit er die erforderlichen Dokumente beſchaffen könne. Auch reichten wieder alle drei Ordnungen eine bewegliche Bittſchrift ein, worin darauf hingewieſen wurde, daß die Kirche faſt zwei Jahrhunderte lang im ununterbrochenen Beſitze des Rats geweſen ſei. Doch es half alles nichts. Immer wieder kam der Stadtſekretär mit dem Inſtigator der Kommiſſion zurück, und letzterer forderte unter bedrohlichen Worten die Herausgabe der Schlüſſel. So mußte Bürgermeiſter Schultz dieſelben richtig der Kommiſſion ausliefern. Während ſich die Bernhardiner mit dem Kreuze von der Gerichtsſtube nach der Marienkirche begaben, es war 2 Uhr nachmittags geworden, rückten noch 2 polniſche Fahnen zum Kulmer Thore ein und verſtärkten die noch immer auf dem Markte ſtehenden Dragoner und Infanteriſten. Ein eigentümlicher Zwiſchenfall war es, daß die Kommiſſion und Mönche trotz der Schlüſſel anfänglich nicht in die Kirche gelangen konnten. Der Glöckner derſelben ließ ſich nirgends blicken, und niemand verſtand mit den Schlüſſeln umzugehen. Der Inſtigator der Kommiſſion kam aufs Rathaus gelaufen und verlangte einen Menſchen, der das Aufſchließen der Kirche verſtehe. Lubomirski ſandte ſogar ſeinen Adjutanten und drohte der Stadt mit noch größerem Unglücke, wenn dies nicht bald geſchähe. Der Rat ſandte in ſeiner Bedrängnis den Glöckner der Georgenkirche, obwohl auch dieſer ſich damit entſchuldigte, die verſchloſſenen Thüren nicht öffnen zu können. Endlich trieb man den „Peitſchenknecht“ Hans, welcher mit den Kirchenſchlüſſeln zu hantieren im ſtande war, auf. Ein Amtsdiener begleitete ihn an das Gotteshaus, und Hans ſchloß die Mittelthüre an der Straße von innen auf. In wilder Haſt ſtürzte der Haufe, Kommiſſarien,

Bernhardiner, Dominikaner durcheinander in die hohen Hallen, gleichsam ein Sinnbild für die Art und Weise, in der man in den Besitz des Gotteshauses gekommen war. So war das „edelste Kleinod", die evangelische Hauptkirche Thorns, in welcher alle städtischen Beamten ihre alt hergebrachten Sitze hatten, in der die Gebeine der Vorfahren der angesehenen Geschlechter ruhten, verloren gegangen.

Mit der Kirche fiel zugleich das räumlich mit derselben verbundene Gymnasium in die Hände der Bernhardiner.[65]) Die Professoren hatten sich schon vorher fortgemacht, nachdem sie noch bis zum 4. Stunden erteilt hatten. Aus der Bibliothek wurden die Bücher, welche seit der Reformation angeschafft waren, auch besonders seltene und wertvolle Werke fortgebracht, doch konnte man in der Eile und Ermanglung eines Inventars die Sichtung nicht sorgfältig vornehmen. Schon am 6. waren die Jesuitenschüler ins Gymnasium eingedrungen und hatten in den Klassen allerlei Unfug getrieben, waren aber von der Stadtwache wieder herausgejagt worden. Jetzt wurde das Gymnasium, Thorns Stolz, wieder Franziskanerkloster. Nachträglich, am 10. Januar 1725 mußte auf Lubomirski's und Rybinski's schriftliche Weisung noch das dem Kloster zunächst belegene Pfarrhaus, in welchem bisher ein polnisch-evangelischer Prediger gewohnt hatte, den Bernhardinern ausgeliefert werden.

An jenem für Thorn so unheilvollen 7. Dezember hatte sich in der Stadt das Gerücht verbreitet, Lubomirski würde dieselbe den Soldaten zur Plünderung preisgeben. Man hielt daher alle Läden und Häuser geschlossen; zum Glücke bewahrheitete sich das Gerücht nicht.

Am folgenden Tage, dem 8., auf den der hohe katholische Feiertag Mariä Empfängnis fiel, wurde die abgenommene Marienkirche durch den Kulmer Suffraganbischof Szczuka feierlichst eingeweiht. Die Messe hielt der Warschauer Domherr Wysocki, die Predigt der Jesuit Casimir Wieruszewski, derselbe, welcher am 5., wie oben erwähnt, zu Zerneke gekommen war. Diese in polnischer Sprache gehaltene Predigt hat ebenso, wie jene Rede des Kaplans vor dem Warschauer Hofgerichte, die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen in hohem Maße auf sich gezogen und ist vielfältig

in deutſcher Ueberſetzung abgedruckt worden.[66]) Der Geiſt, welchen ſie atmet, iſt ſchon aus dem gewählten Bibeltexte erſichtlich, 1 Makkab. 4, 36. 48. 57: „Judas und ſeine Brüder ſprachen: dieweil unſere Feinde verzagt ſind, ſo laßt uns hinauf ziehen und das Heiligtum wieder reinigen. Und bauten das Heiligtum wieder und die Stühle und Prieſterzellen im Hauſe, und ſchmückten den Tempel mit goldenen Kränzen und Schildern und machten neue Thore und Zellen.“ Die Proteſtanten wurden alſo den Heiden, welche einſt den Tempel der Juden geſchändet hatten, die Kommiſſion den Makkabäern, die den entweihten Tempel entſühnt hatten, gleich geſtellt. Im Eingange überbot ſich der Prediger in Schmeicheleien für die Kommiſſarien, die er Engel, Vizekönige ꝛc. nannte. Der Drache habe ſich in die Wiege der Maria geſchlichen und beinahe 200 Jahre in derſelben gewohnt. „Thorn iſt die erſte Stadt, welche Lutherus mit ſeinem Irrtum und der Hölle angeſteckt, ſiehe da, heute iſt das Feſt der unbefleckten Ehre, an welchem die Mutter Gottes auf dies Haupt der Ketzerei getreten, ipsa conteret caput tuum [ſie wird Dir das Haupt zertreten, Anſpielung auf 1. Moſ. 3,15], und alſo wird auch in anderen Gliedern derer vereinigten Preußiſchen das Gift geſchwächet.“

Der Jeſuit ſuchte ferner ſeine Predigt durch folgende Geſchichte zu würzen. Auf dem Kirchhofe des jetzt wiedergewonnenen Gotteshauſes habe jemand einmal des Nachts eine mit weißen Kleidern angethane Geſtalt angetroffen, welche ihm geſagt habe, ſie ſei der Mönch, welcher einſt die Schlüſſel der Marienkirche dem Thorner Rate übergeben. Zur Strafe müſſe er ſolange im Fegfeuer büßen, bis die Katholiken die Schlüſſel wieder bekämen. Jetzt würde, ſo machte Wieruszewski die Anwendung, dieſer Mönch der h. Dreieinigkeit die Freudenbotſchaft bringen, Jeſus und Maria zu Füßen fallen und für die Kommiſſarien Fürbitte thun. Schließlich rief der Redner in dieſem Zuſammenhange den abgeſchiedenen Geiſt an, er möge bei der Kommiſſion für eine Seele Gnade erbitten, womit er offenbar Zerneke meinte. Höchſt überraſchend war der Schluß der Predigt. Wieruszewski erinnerte daran, daß das h. Grab in Paläſtina von den Türken mehr als von den Chriſten verehrt würde. Daran knüpfte er für die Katholiken die Mahnung, ſich am Tage des Gerichts nicht von den

Proteſtanten beſchämen zu laſſen. „Ihr werdet ſtehen vor dem Zorne Eures Chriſti, es werden auch die Diſſidenten, welche in dieſer Kirche ſo viele Jahre hindurch, ach leider, ihre Gebete verrichtet haben, daſtehen. Ich weiß nicht, ob ihre Sanftmut im Stillſchweigen, ihr Eifer im Gebet, ihre Standhaftigkeit in vollen Verſammlungen, ihre Beſcheidenheit in der Ehre Euch nicht beſchämen, Euch nicht überwinden, Euch nicht verdammen werden.“ So bekamen die Proteſtanten ein in dieſem Munde doppelt bedeutſames Lob.

Am 9. ſetzten die Kommiſſarien vor- und nachmittags ihre Sitzungen fort, während in der Stadt ſich noch alles aus Furcht hinter verſchloſſenen Thüren hielt.[67]) Zunächſt wurde der auf Geret's Hochzeitsſchrift bezügliche Punkt des Urteils ausgeführt. Unter Trommelſchlag wurde ein „Proklama“ an den vier Ecken des Rathauſes ausgerufen. Der ſtädtiſche Scharfrichter mußte ein Exemplar der Schrift vierteilen und die Stücke auf je einen weißen Bogen kleben. Ein Stadtknecht reichte eine weiße Wachskerze hin, und der Scharfrichter verbrannte die vier Stücke an den vier Ecken des Rathauſes. Nach anderen Berichten konnte man keines Exemplars habhaft werden und verbrannte nur einen Bogen weißen Papiers.[68]) Zugleich wurde Geret's und Oloff's Verbannung aus dem polniſchen Reiche verkündigt.

Am Nachmittage[69]) mußte Radzki, welcher des Konvertiten Heyder Sohn aus Thorn weggebracht hatte, denſelben der Kommiſſion ſtellen. Dieſelbe übergab den noch nicht vierzehn Jahre alten Knaben den Jeſuiten, welche ihn zu ſich ins Kloſter nahmen und ſpäter katholiſch machten. Ferner wurde die Uebergabe der Bibliothek und des Kirchengeräts in dem Zuſtande, wie beides in der katholiſchen Zeit geweſen, nebſt Beibringung eines Inventarien-Verzeichniſſes gefordert. Da letzteres nicht vorhanden, alſo nicht feſtzuſtellen war, was ſeit der Reformation neu angeſchafft war, ſtießen die Verhandlungen, zu denen der Rat den Oberkämmerer Jacob Meisner als „Scholarchen des Gymnaſiums“ deputierte, auf Schwierigkeiten. Die Verhandlungen hierüber zogen ſich bis zum 16. hin, an welchem Tage man ſich dahin einigte, daß die Bernhardiner ratenweiſe 1200 Tympfen (= 720 fl.) bekommen, dafür aber nur 5 Bilder aus der Bibliothek behalten

und den Taufstein aus der Kirche abgeben sollten. Am 9. begann auch die Inventuraufnahme in Roesner's Sterbehause. Die Kommission hatte drei ihrer Mitglieder, Loski, Lopacki und Tripolski[70]) mit diesem Geschäfte beauftragt, denen der Rat außer dem oben genannten Notar Nalenz sein Mitglied Hauenstein beigegeben hatte. Die polnischen Kommissarien verlangten für ihre Mühe, jeder 100 Dukaten, welche später durch Vermittlung des Kommissions-Vorsitzenden auf je 100 Thaler herabgesetzt wurden.[71]) Außerdem aber eigneten sie sich eine große Menge Möbel, Hausgerät, Bücher ꝛc. an, indem sie dieselben in ihre Quartiere wandern ließen, ohne dafür Geld ins Sterbehaus abzuführen. Ihre Diener steckten ebenfalls eins und das andere aus Roesner's Hinterlassenschaft ein. Dabei ereignete sich ein eigentümlicher Vorfall. Einer von den Bedienten fand kleine Zuckerplätzchen, die als Mittel gegen die Ratten vergiftet und aufs Fenster gelegt waren. Er aß von denselben und gab, wie einst Eva, auch seinen Kameraden davon. Er selbst starb nach wenigen Stunden, die anderen kamen, obwohl auch sie eine Zeitlang totkrank waren, mit dem Leben davon. Die Katholiken sprengten aus, daß man das Gift absichtlich für die polnischen Kommissarien hingelegt habe.[72]) Die Roesner'sche Hinterlassenschaft wurde dem Urteile gemäß der Stadt, wie zur Entschädigung für die derselben durch den Präsidenten erwachsenen Kosten zuerkannt. Indessen hatte Roesner, der als Witwer ohne Leibeserben gestorben war, zwei Schwestern, eine Frau Schultz und eine Frau Bergemann. Eine Tochter der ersteren war an Prediger Rechenberg verheiratet. Derselbe bat nun im Namen der Roesner'schen Erben um Herausgabe der Güter des Hingerichteten. Ihm wurde zunächst am 31. Januar 1725 gegen Zahlung von 8000 fl. das Roesner'sche Silberzeug überlassen. Am 18. Juli 1725 beschloß ferner der Rat nach langen, weitläufigen Verhandlungen den Roesner'schen Erben das Haus mit sämtlichen Mobilien auszuliefern. Das große Vorwerk vor dem Bromberger Thore dagegen mit der Branntweinbrennerei, ferner alle Obligationen und Assignationen, die der Präsident zurückgelassen, sowie einige Wiesen auf der Mocker behielt die Stadt. Man schätzte den Nutzen, welchen die Stadt hiervon gehabt, auf 27 210 fl., wozu aber noch

die Ansprüche hinzuzurechnen waren, welche der Verstorbene an die Stadt gehabt, indem die Stadt ihm noch mehrere Quartalsraten seines Bürgermeisterhonorars und für sie übernommene Wechsel schuldete. Die Brennerei, welche einst so ärgerliche Streitigkeiten verursacht, nebst einer Roßmühle wurde auf dem Vorwerke abgebrochen und nach der städtischen Brennerei in Przysiek überführt.[73])

Der 9. war auch der Tag, bis zu welchem die Urteilsvollstreckung an Zerneke zunächst ausgesetzt war. Die Kommission hatte eine Stafette nach Warschau geschickt und selbst für den Verurteilten Fürsprache eingelegt. Auch der Rat sandte am 7. und dann nochmals am 9. eine schriftliche Fürbitte für seinen Vizepräsidenten an König August, die erste lateinisch, die zweite deutsch. „Zerneke's Aufrichtigkeit und Frömmigkeit, hieß es in der zweiten, sei von jedermann bishero gepriesen."[74]) Ebenfalls fertigte der Kommissar Loski, Regent der Kronkanzelei, noch besonders ein Bittgesuch für den genannten am 9. an den Kronkanzler ab. „Es ist keine lebendige Seele vorhanden, äußerte Loski darin, die nur ein Jota in Worten oder Schriften wider ihn aufzubringen hätte, vielmehr geben Einheimische und Fremde einhelliges Zeugnis seines untadeligen Lebens und guten Wandels, ja sie zeugen im Gegenteil, daß er den Tumult nicht erreget, sondern gehemmet."[75]) Die beste Kritik des ganzen in diesem Falle beliebten polnischen Gerichtsverfahrens gaben aber folgende Worte Loski's. Es sei eine billige Regel, „daß wenn die ordentliche Aussage der Zeugen, denen nicht alle Zeit genug zu trauen, und im Gegenteil die öffentlichen Zeugnisse eines ganzen Volkes nicht zusammenstimmen, alsdann und bei solchen Umständen es besser sei, einen Schuldigen los zu lassen, als einen Unschuldigen zu verdammen."

Mit diesen Fürbitten gingen aber wieder unausgesetzte Bekehrungsversuche bei Zerneke Hand in Hand. Noch spät abends am 7. waren von neuem Abgesandte der Kommission bei ihm erschienen, welche in ihn einredeten, er möge katholisch werden. Am 8. war Wieruszewski noch vor Einweihung der Marienkirche bei ihm vorgesprochen und hatte ihm angekündigt, daß man durch Messehalten und Anrufung Gottes wie der Heiligen um seine Bekehrung beten werde. Auch werde Wieruszewski in seiner Ein-

weihungspredigt Zerneke's Begnadigung den Kommiſſarien empfehlen, was er, wie oben erzählt, wirklich that. Zerneke, welcher bei der Todesanſage am 5. ganz ruhig geweſen war, ſchwankte nun aufgeregt zwiſchen Furcht und Hoffnung hin und her. Er ließ Prediger Koehler zu ſich bitten und ſich von denſelben in Gemeinſchaft mit ſeiner Frau das h. Abendmahl reichen. Im Laufe dieſes 8. ſuchten ihn noch zwei Dominikaner auf, welche ihm drohten, daß er ſterben müſſe. Aber ſchon am 11., wie um des Zuſammenhanges willen gleich hier erzählt werden mag, wurde er nebſt ſeiner Frau vor die Kommiſſion gerufen und auf freien Fuß geſetzt. Er hatte es freilich dabei nicht an „Devinctionen" für die Kommiſſion fehlen laſſen. Sogar Rektor Czyzewski vom Jeſuitenkollegium beglückwünſchte ihn zu ſeiner Freilaſſung. Das vom 10. datierte Begnadigungsſchreiben des Königs traf am 12. in Thorn ein. Nur die Todesſtrafe war ihm erlaſſen, wegen der über ihn zu verhängenden bürgerlichen Strafen ſollten ſich die Kläger von neuem an das Hofgericht wenden. Auch der Rat erhielt unter dem 13. auf ſeine Fürbitte für Zerneke ein von Flemming gegengezeichnetes Antwortſchreiben des Königs.[76]) Thorns betrübten Zuſtand habe ſich der König ſehr zu Herzen genommen. Er hätte gerne gewünſcht, daß die „Conjuncturen" es zugelaſſen, ein nicht ſo ſtrenges Urteil zu ſprechen, oder es wenigſtens in der Vollſtreckung zu mildern. Aus Zerneke's Begnadigung, die der König ſchon vor Ankunft der Fürbitte des Rats aus eigenem Antriebe bewilligt habe, werde der Rat erſehen, daß der König viel lieber nach ſeiner väterlichen, zärtlichen Liebe, als nach der Schärfe des Rechts handle. — Wie Flemming dem Danziger Reſidenten Behne mitteilte, hatte der König bei Unterzeichnung der Begnadigung Zerneke's geſagt: „Wollte Gott, ich könnte für alle übrigen bereits exekutierten Pardon unterſchreiben."[77])

Zerneke wartete den weiteren Verlauf des wider ihn ſchwebenden Prozeſſes nicht ab, ſondern gab ſein Haus, deſſen ungünſtige Lage inmitten der Beſitzungen der Jeſuiten die Haupturſache ſeines Unglücks geweſen war, den Jeſuiten preis und ſiedelte nach Danzig über. Auch hier hütete er ſich ängſtlich vor jeder Verbindung mit dem Vertreter des Königs von Preußen. Als der preußiſche

Reſident ihn um Auskunft über dieſe Dinge bat, wollte er demſelben nicht die geringſte Mitteilung machen. Gerne hätte der Thorner Rat ſeinen ehemaligen Bürgermeiſter zurückbekommen. Er trat deshalb mit ihm im folgenden Jahre in Briefwechſel. Indeſſen iſt Zerneke nicht mehr in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt. Er war froh, der durch die Uneinigkeit ihrer Bürger aufs ärgſte verwirrten Stadt entronnen zu ſein. Drei Jahre ſpäter ſchrieb er an Prediger Geret[78]): „Ach wer wollte wünſchen, unter ſolchen Wölfen, Bären und Löwen zu ſein und der ſchönen Kollegen iras et diras [Zornausbrüche und Flüche] alſo mitempfinden, wie es wohl andere ſo mitbeſeufzen müſſen. Gott hat mich von dieſen Untieren einmal wunderlich erlöſet, da ſie bei meinem größeſten Unglücke ihre Klauen nicht zurückgezogen, auch in der Abweſenheit ſie weidlich merken laſſen, und nun ſollte abermal mutwillig in ſolch Elend mich ſtürzen? Gutes allda ſtiften zu können, iſt ſo viel, als Wunder thun, ſo Gott allein thun kann."

Am 10. Dezember konnte des Sonntags wegen keine Kommiſſionsſitzung gehalten werden. Die altſtädtiſche evangeliſche Gemeinde hielt an dieſem Tage zum erſten Male ihren Gottesdienſt im Artushofe (Gilde) ab. Faſt 32 Jahre lang mußte ſie ſich mit dieſem notdürftigen Raume, den man jetzt Kreuzkirche nannte, begnügen. Da derſelbe höchſtens 600 Perſonen faßte, während in manchem Stadtquartiere bis 1000 lutheriſche Leute wohnten, zog man noch die alte Katharinenkirche zur Aushilfe heran und ließ in derſelben für die Handwerksburſchen und Kaufmannslehrlinge ſonntäglich Gottesdienſt halten.[79]) Während ſonſt die polniſch-evangeliſchen Prediger nur in ihrer Sprache zu predigen hatten, wurde jetzt ein ganzes Jahr lang in der Gilde lediglich deutſcher Gottesdienſt gehalten, ferner in der vorſtädtiſchen Georgenkirche abwechſelnd deutſch und polniſch, obwohl die Mehrzahl der vorſtädtiſchen Lutheraner polniſcher Zunge war. Das Rats-Protokollbuch giebt als Grund „recht drängliche Urſachen" an. Vielleicht fürchtete man die Anklagen polniſcher Katholiken, die dem Gottesdienſte beiwohnen konnten. Am 10. Dezember 1725, alſo genau ein Jahr nach Einrichtung der Kreuzkirche, wurde in derſelben wieder morgens 6 Uhr polniſche Frühpredigt eingeführt und für die Georgenkirche beſtimmt, daß

die Hauptpredigt ſtets polniſch, die Nachmittagspredigt (Veſper) deutſch zu halten ſei.[80]) Um der Kreuzkirche ein Glockengeläut zu beſchaffen, lieh die neuſtädtiſche Gemeinde eine ihrer Glocken, die nun auf dem Rathauſe gegenüber der Gilde aufgezogen wurde.[81]) Für den kirchlichen Eifer der damaligen Thorner Proteſtanten iſt es bezeichnend, daß der Rat bereits am 10. Dezember, alſo 3 Tage nach Wegnahme der Marienkirche, die Deputation, welche ſich noch immer in Warſchau befand, anwies, beim Könige um die Erlaubnis zum Bau einer neuen Kirche anzuhalten. Auch ſollte ſie Flemming an ſein dem Führer der erſten Deputation Hauenſtein gegebenes Verſprechen erinnern, aus Sachſen Geld zum Bau eines neuen Gotteshauſes zu beſchaffen.[82]) Freilich ſollte es noch ſehr viel Zeit und Mühe koſten, ehe man endlich die Erlaubnis und Mittel zum Aufbau einer neuen Kirche erhielt.

Montag, den 11. Dezember nahm die Kommiſſion ihre Sitzungen wieder auf. Sie ließ, da in der Bürgerſchaft noch immer Furcht vor einer Plünderung herrſchte, ein „Proklama" unter Trommelſchlag ausrufen, daß die Stadt nichts zu beſorgen habe. Auch begannen die aufgehäuften Truppen allmählich abzumarſchieren.[83])

Am 12. verhandelte man über die von der Stadt an die Jeſuiten zu zahlende Entſchädigungsſumme.[84]) Im Urteile war den Jeſuiten der unverhältnismäßig hohe Betrage von 34600 fl. zuerkannt, doch daran die Klauſel geknüpft, daß Rektor Czyzewski die Richtigkeit dieſer Rechnung beſchwöre. Das letzte geſchah nicht, auch haben die Jeſuiten niemals einen genaueren Nachweis ihrer Forderung dem Rate beigebracht. So kam es durch Vermittlung des Vorſitzenden der Kommiſſion Rybinski und des Kommiſſars Piwnicki zu einem Ausgleiche, nachdem die Jeſuiten ſich anfangs in ihren Forderungen ſehr hart gezeigt hatten. Die Jeſuiten ermäßigten dieſelben auf 22000 fl., 8000 fl. ſollten ihnen bar gezahlt und für die fehlenden 14000 fl. die Stadtgüter Lonzyn und Wengorzyn einſtweilen übergeben werden. Erſt durch Zahlung der 14000 fl., welche überdies mit 6% zu verzinſen waren, ſollten die Güter wieder ſtädtiſches Eigentum werden. Am 14. wurden dieſelben den Mönchen wirklich übergeben.[85]) Die Zinſen für die 14000 fl. ſind nach vorhandenen Stadtrechnungen bis Martini 1730 gezahlt, die Stadtgüter alſo ſo-

lange von den Jesuiten einbehalten worden. Aber auch die bar zu zahlenden 8000 fl. aufzubringen wurde der Stadt in ihrer finanziellen Not sehr schwer. Endlich ließ sich Kaufmann Marianski herbei, die Summe der Stadt vorzuschießen, wofür ihm Roesner's Silberzeug verpfändet wurde.[86]) Später ging dies Pfand, wie schon oben berichtet, durch Zahlung von 8000 fl. aus Marianski's in Prediger Rechenberg's Hände über.

Vom 13. an verhandelte die Kommission mit den verschiedenen Nebenklägern, welche sich bei ihr mit Ansprüchen an die Stadt gemeldet hatten. Zugleich aber mußte sich der Rat dem Urteile des Hofgerichts gemäß zu der in der städtischen Verwaltung bisher unerhörten Kür katholischer Ratsherren und Schöppen bequemen. Am genannten 13. wählte der Rat anstelle seiner verstorbenen Mitglieder Lindershausen und Roesner die beiden Katholiken, welche bereits während des ganzen Trauerspiels im Vordergrunde gestanden hatten, Postmeister Johann Casimir Rubinkowski und Kaufmann Constantin Marianski zu Ratsherren. Desgleichen erkor er einen katholischen Hutmacher Wilhelm Ludwig Faust zum Mitgliede der neustädtischen und einen heruntergekommenen katholischen Kaufmann Bartholomaeus Lier zum Mitgliede der vorstädtischen Schöppenbank. Am 14. mußte weiter zur Ersatzwahl für die ihrer Aemter verlustig erklärten Burggraf Thomas und Ratsherr Heinrich Zimmermann geschritten werden. Da man aber, wie oben gesagt, fast keine ratsfähigen katholischen Bürger in der Stadt hatte, indem nur der ärmere Teil der Bevölkerung aus Katholiken bestand, mußte man zu Auswärtigen greifen. So wählte der Rat auf Andrängen der Kommission anstelle der abgesetzten den bisherigen Notar des bischöflichen Konsistoriums in Kulmsee Thomas Skomorowski und den Beamten vom Niesau'schen Zollamte Casimir Leo Schwertmann zu Ratsherren.[87]) Hatten schon früher viele Streitigkeiten unter den städtischen Körperschaften bestanden, so wurden dieselben durch diese willkürliche Aenderung der althergebrachten Ratskür noch verschärft. Die Katholiken klagten beständig bei Hofe, daß die evangelischen Ratsherren den Bestimmungen des Urteils von 1724, die Hälfte der drei Ordnungen mit Katholiken zu besetzen, nicht nachkämen, obwohl diese Bestimmung gar nicht zu erfüllen

war. Noch 1745 erhielt die Stadt deshalb eine Ladung vor das Hofgericht, wobei die Ratsherren Jacob Rubinkowski (derselbe, wie Johann Casimir R.?) Bartholomaeus Lier, David Heyder mit zwei anderen als Kläger auftraten.[88]) Besonders that sich der neugekorene Postmeister Rubinkowski durch Fanatismus hervor. Er ließ 1734 eine Gedenktafel zu Ehren König August's II. in der Marienkirche anbringen, in welcher alle Verdienste dieses Herrschers, auch die um Thorn im Jahre 1724 gepriesen wurden. Sich selbst bezeichnete er auf derselben als den ersten vom Könige gewählten katholischen Ratsherrn und Burggrafen Thorns. Auch ließ er 1745 ein Bild in gedachter Kirche anbringen, auf welchem ein Esel vor einer Monstranz kniete, während eine im Anzuge der Thorner Ratsherren gekleidete Person vor derselben aufrecht stand. Die nach einem Vorbilde in der Kirche des h. Antonius zu Padua gemachte Darstellung sollte die Thorner evangelischen Ratsherren als dümmer, wie Esel verspotten, weil sie vom katholischen Glauben nichts wissen wollten.[89])

Am 14., nachdem die zweite Ratskür stattgehabt, reiste Fürst Lubomirski mit seinem Gefolge ab. Offenbar hatte er solange warten wollen, bis diese Hauptangelegenheit erledigt war. Er war Thorns größter Widersacher in der Kommission gewesen. Als er bald darauf eines schmerzhaften Todes starb, bezeichnete die Volksstimme dies als ein Gottesgericht.

Die zahlreichen Nebenkläger, welche sich mit ihren Ansprüchen an die Stadt bei der Kommission gemeldet, wurden teils an das Hofgericht verwiesen, teils auch von der Kommission mit Bescheiden abgefertigt, die aber wenig Wert hatten, weil stets eine, oder auch beide Parteien an das Hofgericht appellierten.[90]) Die Gymnasiasten Westphal, Krueger, Grunau, sowie die Kaufmannsgehilfen der Herren Probe (Prose), Fenger, Schwetzmann, Stern, Krause erklärte die Kommission, weil sie nach Rektor Czyzewski's Anzeige die Haft nicht angetreten hatten, in die Acht. Schließlich wurde ein Platz an der Südwestecke der den Johanniskirchhof umgebenden Mauer, 8 Ellen im Geviert, bestimmt, auf dem die zu Ehren der Maria zu errichtende Marmorsäule stehen sollte.

Am 18. Dezember nachmittags 2 Uhr ließ die Kommission endlich ihr Dekret in Gegenwart von Vertretern der drei Ord-

nungen durch den Protokollführer Jaroszewski verlesen.[91]) Sekretär Wedemeyer nahm dasselbe mit Dank entgegen, auch Bürgermeister Schultz sprach der Kommission, wenn schon gewiß aus wenig aufrichtigem Herzen, sein Kompliment aus. Rybinski ließ auf Sekretär Serner's Bitte von Major d'Argelles die Stadtschlüssel kommen und gab sie dem Sekretär zurück, sodaß die Stadt nun wieder Herrin in ihrem Hause war. Indessen mußte sie aus diesem Anlasse dem Major wieder eine „Verehrung" von 200 fl. zahlen. Der Protokollführer Jaroszewski forderte für seine Mühe 200 Dukaten, erhielt aber vom Rate nur die Hälfte seiner Forderung. Ebensoviel (= 800 fl.) bekam, wie oben erwähnt, der Woywode von Kulm Rybinski, sonst überreichte man nur Unterbeamten der Kommission Geschenke. Rybinski reiste noch am 18. ab, die meisten Kommissarien, soweit sie nicht schon vorher abgefahren waren, folgten schnell. Auf dem Tische der Gerichtsstube ließen sie verschiedene Bittgesuche der zum Tode verurteilten und ihrer Frauen liegen.

Stadtkapitän Graurock[92]), welcher durch seine Feigheit soviel zu Thorns Unglück beigetragen, begab sich, nachdem er aus dem Gefängnisse freigekommen war, nach Danzig. Von hier bat er den Rat um sein rückständiges Gehalt, seinen Abschied, sowie Degen, Stock, Pistolen und Flinte, die er in Thorn zurückgelassen, auch um Fourage für sein Pferd. Das Gehalt wurde ihm bis zum 5. Dezember gezahlt, die Gegenstände nachgeschickt, der Abschied dagegen und die Fourage verweigert.

Aus den aufgelaufenen Strafgeldern wurde richtig später eine Säule zu Ehren der Maria und zwar zur Sühne für die angeblich verbrannte Bildsäule derselben an der Südwestecke des Johanniskirchhofs verrichtet.[93]) Dieselbe war aber nicht, wie im Urteile bestimmt, aus Marmor, sondern aus Holz, welches mit Kupfer bedeckt war. Sie erhob sich auf einem mit Krakauer Sandsteine belegten Würfel. Die Gestalt der Maria trug einen vergoldeten Sternenkranz auf dem Haupte und hatte einen Halbmond unter ihren Füßen. Die lateinische Inschrift am Sockel verglich den Unglauben mit dem Sisyphus, welcher vergeblich Steine rollt. Im Munde der evangelischen Bevölkerung hieß die Säule allgemein die „Schandsäule". Sie wurde vom Kulmer

Biſchofe feierlichſt eingeweiht. 1806 riß eine franzöſiſche Kanonenkugel derſelben den Kopf weg, am 18. November 1817 wurde ſie auf Veranlaſſung Oberbürgermeiſter Mellien's mit Genehmigung des Kulmer Biſchofs und der katholiſchen Johannisgemeinde abgebrochen. Eine Art Sühne für dieſe „Schandſäule" iſt die beſcheidene Marmortafel, welche am 21. Juni 1893 Roesner und ſeinen neun Leidensgenoſſen im Rathaushofe geſetzt wurde.

d'Argelles bereitete der Stadt noch viele Verdrießlichkeiten. Zum Jahreswechſel verlangte er vom Rate ſogar für die Wache, welche er zu Roesner's Gefangenhaltung in deſſen Hauſe geſtellt, aus der Hinterlaſſenſchaft desſelben eine „Diskretion" von 100 Thalern. Der Rat billigte ihm richtig (außer den 200 fl. für Herausgabe der Schlüſſel) weitere 200 fl. zu. Der Major war aber damit nicht zufrieden, ſondern bat, die noch fehlenden 100 fl. in Anbetracht „ſeines Fleißes und Sorgfalt" zuzulegen. Es wäre ja nur eine Kleinigkeit für die Stadt. Zerneke habe ihm für ſeine Bewachung 50 Dukaten, Burggraf Thomas und Ratsherr Zimmermann für ihre Befreiung aus dem Turme jeder 200 fl. gegeben. Er ſelbſt habe dem Lieutenant, welcher die Wache vor Roesner's Hauſe befehligt, 40 Thaler zahlen müſſen. Vergeblich machte Stadtſekretär Hepner dem geldgierigen Kommandanten gegenüber geltend, die 100 fl. ſeien für die Stadt in ihrer jetzigen Notlage keine Kleinigkeit. Roesner habe ja mit ſeinem Blute bezahlt. Wenn er am Leben geblieben, hätte er dem Major wohl 100 Dukaten gegeben. Darauf fing d'Argelles ſich zu beklagen an, daß er der unglücklichſte aller in Thorn geweſenen Kommandanten ſei. Denn die anderen hätten ſtets zu den Feiertagen und zum Neujahre ein „anſehnliches Gratial" vom Rate bekommen. Er, welcher die Stadt „ſo wohl defendieret", habe noch gar nichts erhalten, und wüßte nicht, warum der Rat ſo ungütig gegen ihn ſei. Schließlich, als Hepner ihn nochmals bat, mit den 200 fl. zufrieden zu ſein, meinte er, er wolle mit der Stadt deswegen keinen Streit anfangen.[94])

Am Abende des 19. kamen die Deputierten Giering, Richtſteig und Proſe aus Warſchau zurück. Sie hatten nur eins ausgewirkt, einen Geleitspaß für die beiden geächteten Prediger Geret und Oloff. Derſelbe traf auch bald in Thorn ein, er

gewährte den genannten auf 6 Monate ſichern Aufenthalt in Polen, um ihre Wiedereinſetzung in die alten Rechte vor Gericht zu betreiben. Anfang 1725 fanden ſich beide Prediger demgemäß wieder in Thorn ein. Doch ſchienen ihnen als Lohn ihrer Treue beſſere Stellen zu winken. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen war auf Geret aufmerkſam geworden und berief ihn in die Paſtorſtelle zu Stargard, ernannte ihn auch außerdem zum preußiſchen Konſiſtorialrate. Vermutlich hatte Hofprediger Jablonski, des Königs geiſtlicher Berater in allem, was die polniſchen Proteſtanten betraf, Geret empfohlen. Außerdem erhielt Geret noch vom Rate der Stadt Stralſund einen Ruf in die dortige Superintendentur.[95]) Die beiden Thorner Ordnungen drangen indeſſen in den beliebten Senior, in dieſen gefährlichen Zeiten bei ihnen auszuharren. Weniger war es dem Rate darum zu thun, ihn zu halten.[96]) Geret war trotzdem aufopfernd genug, wennſchon nicht ohne längeres Ueberlegen, die lockenden Anerbietungen auszuſchlagen. Obwohl noch immer das Damoklesſchwert ſeiner Verurteilung über ihm ſchwebte, blieb er bis an ſeinen Tod der merkwürdigen Stadt treu, in die ihn ſein Lebensweg geführt hatte. Nach glaubwürdigem Zeugniſſe[97]) hat er an ſeinem Todfeinde, dem Jeſuitenpater Marczewski, des Herrn Gebot von der Feindesliebe buchſtäblich erfüllt. Als Marczewski zum Sterben kam, bat er den Senior, täglich zu ihm zu kommen und ihm Troſt zu ſpenden, was dieſer auch that. Vor ſeinem Tode ließ der Jeſuit den evangeliſchen Prediger ſegnen, welchen er einſt ins Elend getrieben und der ihn jetzt aufgerichtet hatte.

Der Punkt des Urteils, wonach das Gymnaſium auf ein benachbartes Dorf verlegt werden ſollte, blieb unausgeführt. Demſelben wurde die von Bürgermeiſter Stroband geſtiftete „Oekonomie", ein Haus zur Beherbergung armer Studierender, als neue Heimſtätte angewieſen. Vor dem Vorwurfe, das Urteil nicht befolgt zu haben, ſuchte man ſich damit zu rechtfertigen, daß es ſich nur um das Fortbeſtehen der unteren Klaſſen handle, und die „Studioſi" zu den Lehrern in die Häuſer gingen, auch als „Choraliſten" zur Kirchenmuſik und Beerdigungen gebraucht würden.[98])

Am 7. Januar 1725 wurde noch nachträglich für den Haupthelden in dieſem Trauerſpiele, den verewigten Roesner, in der

vorſtädtiſchen Georgenkirche ein feierlicher Trauergottesdienſt veranſtaltet. Die Jeſuiten und Bernhardiner hatten zu dieſer Feier ihre Glocken nicht hergeben wollen. Dagegen erinnerte alles den Evangeliſchen in der Stadt zuſtehende Geläute an den heimgegangenen Märtyrer. In der Kirche wurde eine „Vocal- und Inſtrumental-Muſik“ [99]) veranſtaltet, Koehler hielt die Leichenpredigt über Roem. 8,38 f.: „Ich bin gewiß, daß weder Tod, noch Leben, weder Engel, noch Fürſtentum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges, noch Zukünftiges, weder Hohes, noch Tiefes, noch keine andere Kreatur mag uns ſcheiden von der Liebe Gottes, die in Chriſto Jeſu iſt, unſerm Herrn.“ Sowohl ſämtliche Mitglieder der Thorner evangeliſchen Geiſtlichkeit (Miniſterium), als auch der Rektor und die Profeſſoren des Gymnaſiums ließen Trauergedichte auf Roesner drucken, die meiſten freilich in ſehr geſchmackloſer Form, und alle, ohne der näheren Umſtände ſeines Todes Erwähnung zu thun.[100])

Kapitel 5.

Das Nachſpiel.

Das Thorner Bluturteil rief in ganz Europa ungeheuere Aufregung hervor. Ein neuer Geſchichtsforſcher[1]) vergleicht dieſelbe mit der Aufregung, welche vor 40 Jahren die Aufhebung des Edikts von Nantes verurſacht hatte. In allen Sprachen der gebildeten Welt erſchienen Schriften, welche dieſe Vorgänge ſchilderten. Die Menge der in deutſcher Sprache über dieſen Gegenſtand verfaßten Abhandlungen und Gedichte war faſt unüberſehbar. Schon in den Titeln ſprach ſich vielfach die Erbitterung aus. Ein in Riga erſchienenes Gedicht betitelte ſich: „Die papiſtiſche Mordthat, welche der polniſche Fürſt Lubomirski verübet,“ [2]) ein anderes: „Bethränte Klage der bedrängten Stadt Thorn über die unerhörte Grauſamkeit,“ [3]) ein drittes: „Mitleidige Klage- und Troſtſchrift an die proteſtantiſche Gemeinde in Thorn, worin zugleich der polniſchen Kleriſei unter dem Mantel der Andächtigkeit verübte Bosheiten entdecket und beſtrafet werden“ [4]) ꝛc. Beſonders wandte ſich die öffentliche Meinung gegen die Jeſuiten als die eigentlichen Urheber dieſer Vorgänge. „Wohlverdientes Lob- und

Ehrengedicht der blutdürstigen Jesuiter" nannte sich ein satyrisches Gedicht, in welchem ein Anonymus, wohl der ehedem Thorner und jetzige Königsberger Professor Arndt, seinem Zorne Luft machte [5]) Ein anderer Dichter stimmte ein Gedicht „Lob der Jesuiten" an, in dem es hieß: „Was ist ein Jesuit? Der Kirche faules Glied, ein rechter Jesuwider, ein Muster falscher Brüder, ein Heuchler, wenn er kniet, das ist ein Jesuit." [6]) Mit diesen Gedichten ging eine Unmenge kleinerer erzählender Darstellungen Hand in Hand, sodaß ein witziger Kopf bemerkte, den Hauptnutzen von der ganzen Angelegenheit hätten die Buchdrucker gehabt. Aber auch eingehende, auf gründlichen Forschungen und Berichten fußende Darstellungen erschienen bald nach den Ereignissen. Der Berliner Hofprediger Jablonski beschrieb in seinem „Betrübten Thorn", allerdings anonym, diese Vorgänge. Sein Buch fand weite Verbreitung und wurde auch ins Französische übersetzt. Noch genauer war die „Thornsche Tragödie", die von einem ungenannten Verfasser im „Erleuterten Preußen", einer Königsberger gelehrten Zeitschrift, erschien. Verschiedene Denkmünzen wurden auf Roesner und seine neun Leidensgefährten als neue Märtyrer geprägt.

Ebensolche Aufregung wie in der literarischen Welt verursachte das Thorner Trauerspiel aber auch in der diplomatischen, und es fehlte nicht viel daran, daß dasselbe im Vereine mit anderen Vorgängen am politischen Horizonte jener Zeit einen europäischen Krieg entzündet hätte. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen war durch die Erfolglosigkeit seiner Fürsprache für Thorn aufs äußerste aufgebracht. „Der König ist auf uns in einer Weise erbittert, wie nie zuvor," meldete der sächsisch-polnische Geschäftsträger Suhm aus Berlin. Als Suhm den König bei der Parade sprechen wollte, wandte Minister Cnyphausen, der Chef des geistlichen Departements, eine List an, um die Begegnung, welche bei des Königs Zorne gefährlich werden konnte, zu vermeiden. [7]) Unter dem 9. Januar 1725 richtete der König ein in sehr ernstem Tone gehaltenes Schreiben an August II. Er überlasse die gerechte Rache dieser so unmenschlichen und barbarischen That dem Urteilsspruche Gottes. Aber man begnüge sich nicht mit dem Blutvergießen, sondern fordere noch Kirchen, Schulen,

Ratsſtellen und kehre in Thorn das unterſte zu oberſt. König Auguſt möge daher der Stadt ihre wohlerworbenen, geiſtlichen und weltlichen Rechte zurückgeben, widrigenfalls die evangeliſchen Fürſten, namentlich die Teilnehmer des Olivaer Friedens, auf Vergeltungsmaßregeln ſinnen müßten. Das nächſtliegende für ihn ſei, ſolche an ſeinen eigenen katholiſchen Unterthanen auszuüben.[8]) Mit derartigen Maßregeln, welche der König ſchon anläßlich der Schließung der Kirchen zu Wengrow und Piaski angedroht hatte, ſchien er diesmal wirklich Ernſt machen zu wollen. Doch fielen dieſelben noch immer milde genug aus. Der katholiſchen Gemeinde zu Königsberg wurde ſonſt ein Beitrag aus der königlichen Kaſſe zur Reparatur der Kirche bewilligt. Wenn den Katholiken früher mehr zugebilligt ſei, als ihnen nach den Verträgen zuſtehe, ſchrieb der König aus dieſem Anlaſſe am 27. Januar 1725 an die preußiſche Kriegs- und Domänenkammer, ſo ſei es geſchehen, weil man die armen Evangeliſchen in Polen einigermaßen in Ruhe gelaſſen. Jetzt aber, da man dieſelben zu morden und aus Kirchen und Schulen zu vertreiben beginne, dürften die Katholiken in Preußen ſich nicht unterſtehen, noch weiter ſolche Milde zu beanſpruchen. „Vielmehr ſind Wir befugt, ſie mit eben dem Recht insgeſamt aus Unſern Landen zu verjagen, wie man die Diſſidenten jetzo aus Polen vertreibet.“ Insbeſondere ſollten ſich die Jeſuiten in Königsberg und der heiligen Linde zum Abzuge aus Preußen bereit halten, falls der König wegen der Thorner Angelegenheit keine befriedigende Erklärung von Polen bekomme.[9]) Wie gelinde ſelbſt ſolche Vergeltungsmaßregeln geweſen wären, iſt zu erſehen, wenn man in Betracht zieht, daß weder der katholiſche Pfarrer zu Königsberg, noch die Jeſuiten in der heiligen Linde oder andere römiſche Geiſtliche das vorgeſchriebene Kirchengebet für den König und das königliche Haus halten wollten.[10]) Trotzdem ſind die Jeſuiten damals nicht aus Preußen vertrieben, auch iſt das Verfahren gegen Geiſtliche, welche das Kirchengebet verweigerten, bald wieder eingeſtellt worden. Friedrich Wilhelm war zuſehr auf das Wohl ſeines Landes bedacht, als daß er gegen ſeine katholiſchen Unterthanen ernſtlich hätte vorgehen mögen.

Um ſeine Verwendung für Thorn nachdrücklicher zu machen,

ſchrieb Friedrich Wilhelm an jenem 9. Januar 1725 zugleich an die übrigen Mächte, welche den Olivaer Frieden geſchloſſen oder gewährleiſtet hatten, die Könige von England, Dänemark, Schweden, Frankreich,[11]) ferner an Peter von Rußland. In dem Schreiben an letztgenannten hieß es[12]): „Man hat ſoviel Grauſamkeit gegen dieſe arme unſchuldige Leute ausgeübet, daß es bei der Poſterität faſt keinen Glauben finden, aber auch von derſelben, wie jetzo ſchon von der ganzen raiſonnabeln Welt geſchiehet, auf das äußerſte gemißbilliget und deteſtiret werden wird." König Friedrich IV. von Dänemark hatte ſchon unter dem 23. Dezember 1724 ein verſpätetes Schreiben zu Gunſten der Verurteilten, die er dadurch noch zu retten hoffte, nach Polen abgehen laſſen.[13]) Die Antworten, welche Preußen jetzt aus den angerufenen Kabinetten empfing, waren voll der beſten Verſprechungen für die gute Sache. Beſonders eifrig zeigte ſich König Friedrich von Schweden, der unter dem 26. Januar 1725 die Könige von Frankreich und Britannien und unter dem 6. Februar ſogar den römiſchen Kaiſer zur Einwirkung auf Polen zu gewinnen ſuchte.[14]) Indeſſen ſtarb der Fürſt, welcher ſich bereits ſeit Jahren bei der Republik Polen über die Behandlung der Diſſidenten beſchwert und ihr zuletzt eine Art Ultimatum geſtellt hatte, und auf den Preußen daher in Verfolgung der Thorner Angelegenheit am meiſten rechnen konnte, Peter der Große von Rußland, am 8. Februar 1725.[15]) Sein Tod veränderte die ganze politiſche Sachlage. Aber auch Peter's Gemahlin und Nachfolgerin Katharina ließ Friedrich Wilhelm ſchon am 20. Februar gemeinſchaftliche militäriſche Maßnahmen gegen Polen anbieten. So ſchien es im Frühjahre wirklich zum Kriege zu kommen.[16]) In Sachſen und Polen begann man ſich eifrig zum Kampfe zu rüſten. Der reiche Jeſuitenorden, ſowie vornehme polniſche Damen trugen zu der Heeresrüſtung bei. Friedrich Wilhelm ſchrieb an Katharina, er hoffe zwiſchen Rußland, Frankreich und England eine Verbindung zu ſtande zu bringen, ſie möge einige ruſſiſche Truppen vorrücken laſſen, um die Sache der Religion in Polen zu ſchützen. Eine außerordentliche Verſchärfung der Lage trat durch die Wiener Allianz ein, welche im April zwiſchen den beiden, kurz zuvor ſo feindlichen katholiſchen Mächten Oeſterreich und Spanien geſchloſſen wurde.

Beide Staaten verabredeten eine Offenſiv- und Defenſiv-Allianz gegen die Türken und proteſtantiſchen Fürſten. Polen gewann natürlich an derſelben den ſtärkſten Rückhalt. Es ſchien zu einem Religionskriege kommen zu wollen, und das kaum vom nordiſchen und ſpaniſchen Erbfolgekriege beruhigte Europa ſchlimmen Wirren entgegenzugehen. Sachſen ſammelte ſeine Truppen hart an der preußiſchen Grenze bei Lübben und Wittenberg. In Preußen lagen bereits die Marſchbefehle für 40 Eskadronen und 26 Bataillone bereit, welche auf Wittenberg und dann nach Leipzig marſchieren ſollten. Indeſſen gab Auguſt II., vom Kaiſer nicht genügend unterſtützt, im letzten Augenblicke nach. Er ließ Anfang Mai durch Suhm in Berlin erklären, daß er „ſein Campement“ weiter ins Land zurückverlegen wolle, um allen Beunruhigungen vorzubeugen. So ging die Kriegswolke, die mit durch die Thorner Ereigniſſe hervorgerufen war, diesmal vorüber.

Noch einmal rückte ſie im Herbſte dieſes Jahres nahe heran. Am 3. September kam zwiſchen Frankreich, England und Preußen der Vertrag von Hannover zu ſtande, in welchem ſich dieſe drei Mächte ihren Beſitzſtand gegenſeitig gewährleiſteten. Beſonders wichtig war Friedrich Wilhelm im Vertragsentwurfe der Punkt wegen Thorns geweſen. Der Entwurf hatte nur diplomatiſche Einwirkungen vorgeſchlagen. Der König hatte dazu die Randbemerkung gemacht, man werde ohne ernſte Mittel nichts erreichen, es müßten alle den Evangeliſchen in Polen ſeit dem Frieden von Oliva entriſſenen Kirchen zurückgefordert werden. Doch wurde auf Frankreichs Verlangen, „um die Polen nicht ganz in die Arme des Hauſes Sachſen zu treiben“, — Frankreich wollte den ſächſiſchen Kurprinzen nicht ſeinem Vater auf den polniſchen Tron folgen laſſen — die Thorner Sache nur in einen geheimen Artikel verwieſen und die Forderung der Wiedergabe der evangeliſchen Kirchen in Polen fallen gelaſſen.

Das Bekanntwerden des hannöverſchen Vertrags erregte bei den katholiſchen Mächten wahre Wut. Man meinte, ein neuer ſchmalkaldiſcher Bund ſei im Anzuge. Die „Empörer gegen Kaiſer und Reich“, wie man in Wien die Verbündeten nannte, würden unter dem Vorwande der Thorner Angelegenheit zunächſt in Polen einfallen. In Polen wurde gegen die Ketzer eine Art von neuem Kreuzzuge gepredigt.

Auguſt gab erſt jetzt am 1. Oktober Friedrich Wilhelm eine Antwort auf deſſen Schreiben vom 9. Januar.[17]) Das Schreiben war in nichts weniger als verbindlichem Tone gehalten. Der König habe die Antwort verſchoben, um nach der Rückkehr in Polen mit den Senatoren und Miniſtern über das preußiſche Schreiben zu beraten. Nach Rückſprache mit denſelben müſſe er antworten, „daß Wir niemals von einem proteſtantiſchen Fürſten weniger als Ew. Majeſtät vermutet, ſoviele und dergleichen Klagen wider die in gedachter Sache von unſerm Aſſeſſorialgerichte gegebene und zur Exekution gehörig gebrachte Sentenz zu erfahren." Im übrigen verweiſe er auf den Wiederzuſammentritt des limitierten polniſchen Reichstages. Zugleich ſchicke er ein Memorial des Gneſener Erzbiſchofs ein, welches derſelbe im Namen der ganzen Republik überreiche. Er erſuche Friedrich Wilhelm, den Inhalt dieſes Memorials „je eher, je lieber" zu erwägen, damit die Sache nicht aufs äußerſte gebracht würde. Schließlich forderte er nicht bloß eine beſtimmte Antwort, ſondern eine „wirkliche Satisfaktion." In dem Memorial wurde dem preußiſchen Könige eine Reihe von Punkten vorgehalten, in denen derſelbe die beſtehenden Verträge, unter anderm auch gegenüber ſeinen eigenen katholiſchen Unterthanen, verletzt haben ſollte. Sollte Friedrich Wilhelm in dieſen Punkten nicht Wandel ſchaffen, ſo drohte der Primas ſämtliche Kirchen der Diſſidenten in Polen und Litauen zu verſiegeln und die Prediger feſtzunehmen. Schließlich bat er in dieſem Memorial den König von Polen um Kriegsrüſtungen, damit die Republik bei Zeiten ihre Maßregeln zum Kriege oder Frieden treffen könne, da die proteſtantiſchen Mächte ihr mit Krieg drohten.

Trotz dieſer ſo ſtark nach Krieg klingenden Sprache kam es wieder nicht zu demſelben. Zwar ſagte König Friedrich Wilhelm in dieſen Wochen zu Suhm auf der Parade: „Ihr wollt nach Preußen einbrechen? So werde ich nach Sachſen marſchieren; plündern die Polen Preußen, ſo plündere ich Sachſen; brennen ſie in Preußen, ſo brenne ich in Sachſen." Aber Rußland, um des Herzogs von Holſtein willen mit England verfeindet, wollte von dem Hannöverſchen Vertrage nichts wiſſen. Vor allem ſah ſich Friedrich Wilhelm in ſeinen Hoffnungen auf ſeine eben gewonnenen Verbündeten getäuſcht. England und Frankreich hatten

mit jenem Vertrage nichts anderes bezweckt, als die österreichiſchen Niederlande zu erobern und zwiſchen ſich und Holland zu teilen. Je mehr der König dies merkte, um ſo mehr zog er ſich von ſeinen Verbündeten zurück und näherte ſich dagegen Rußland. Auch mit Polen ſuchte er nach dieſer Erfahrung den Krieg zu vermeiden.[18]) Am 6. November gab er auf jenes herausfordernde Schreiben Auguſt's eine ſehr beſchwichtigende Antwort. Des Primas Memorial beantwortete er umſtändlich und ſuchte ſich zu rechtfertigen. Zur Entſcheidung dieſer Streitfragen ſchlage er vor, beiderſeits Kommiſſarien zu ernennen oder die Entſcheidung dem Schiedsſpruche auswärtiger Mächte zu übertragen. In der Thorner Sache habe er ſich nur elender Leute annehmen wollen, wozu er als Garant des Friedens von Oliva verpflichtet ſei. Woher in Polen das Gerücht entſtanden, daß er oder andere proteſtantiſche Mächte um dieſer Sache willen mit Polen Krieg anfangen wollten, wiſſe er nicht, es geſchehe ja keine Anſtalt dazu. „Vielleicht habe man nicht einmal daran gedacht oder ſolches ſich in den Sinn kommen laſſen.“ Soviel ihm bewußt, wollten die fürſprechenden Mächte dieſe Sache in Güte ohne die geringſte Thätlichkeit beilegen. Zugleich ſchrieb der König noch beſonders an den Primas in ſehr freundlichen Ausdrücken.

So gab Friedrich Wilhelm ſelbſt das Rückzugsſignal. Er fühlte ſich in dem Ränkeſpiele der Kabinette nicht ſtark genug, allein einen Krieg gegen Polen zu wagen. Daß ihm der Wille dazu nicht fehlte, beweiſt die Thatſache, daß er noch lange Jahre an die Thorner Angelegenheit zurückdachte und jedesmal bei der Erinnerung in hellen Zorn geriet. Als das Kloſter Marienſtuhl bei Egeln einen neuen katholiſchen Propſt wählte, wozu es nach den Verträgen ein Anrecht hatte, verfügte der König, daß die Mönche einen evangeliſchen Propſt nehmen müßten. Als die Miniſter dem Herrſcher das Recht des Kloſters vorſtellten, ſchrieb er unter dem 8. Januar 1725 zurück: „Nein! Plat abgeſchlagen. Sollen einen evangeliſchen nehmen und Ihnen dabey ſagen: das geſchehe wegen der torenſche ſache.“[19]) Dabei blieb der König auch im folgenden Jahre, und das Kloſter mußte ſich richtig einen evangeliſchen Propſt gefallen laſſen. — Im Jahre 1730 bat der katholiſche Pleban (Propſt) von Tempelburg um eine Beiſteuer

zum Wiederaufbau der abgebrannten römiſchen Kirche daſelbſt und begründete ſein Geſuch damit, daß auch die Katholiken in der Staroſtei Draheim daſelbſt zum lutheriſchen Kirchbau hatten beiſteuern müſſen. Die Miniſter befürworteten ſein Geſuch. Der König ſchrieb aber die Randverfügung herunter: „Reponetur Höflichkeit, ſollen die torenſche Kirche Reſtituiren F. W.“ [20]) — 1736 wollte Schor, apoſtoliſcher Vikar von Hannover, in Magdeburg und Halberſtadt biſchöfliche Handlungen vornehmen und bat um die Genehmigung dazu. Ja er erbot ſich ſogar, die Handlungen im Namen des Königs zu verrichten und demſelben den Eid als hierzu ernannter Weihbiſchof zu leiſten. Einen ſolchen vom Papſte mehr unabhängigen Weihbiſchof für die katholiſchen Unterthanen zu beſitzen, war ein alter Lieblingswunſch der Regierung Friedrich Wilhelm's. Schon wollte der König daher Schor für alle Zeit die gewünſchte Vollmacht geben, da tauchte die Erinnerung an die Thorner Angelegenheit in ihm auf, und er verfügte am 14. März 1736 eigenhändig: „Gehet nit an, wo ſie aber wollen die Torn. Kirche wieder gehben, accordire vor alle mahl und nicht vor dieſes mal. F. W.“ [21]) Da Schor nichts zur Wiedergabe der Marienkirche in Thorn thun konnte, ſah die preußiſche Regierung von ihm ab.

Die Fürſprache der anderen europäiſchen Mächte für Thorn verhallte, wenn überhaupt ernſt gemeint, erſt recht wirkungslos. So war es nur eine redneriſche Leiſtung, als der engliſche Geſandte Finch vor den evangeliſchen Reichsſtänden in Regensburg 1725 in ſehr warmer Weiſe für die gemarterten Thorner eintrat. Miniſter Townshend hatte damit wohl nur Preußen gewinnen wollen.[22])

Thorn konnte ſich von dem Schlage des Jahres 1724 nicht mehr erholen, es ſiechte faſt noch 70 Jahre unter polniſcher Herrſchaft hin. Als Preußen bei der zweiten polniſchen Teilung 1793 Thorn zugeſprochen erhielt, und am 24. Januar ein Namensvetter jener Warſchauer Geſandten, die ſchon 1724 eine Beſitzergreifung Thorns durch Preußen gewünſcht hatten, Generallieutenant Graf Schwerin mit ſeinen Truppen in die Stadt einrückte, mußte der Widerſtand des Rats gebrochen werden. Die Preußen fanden eine zwar geiſtig regſame, aber völlig verarmte Stadt vor.[23])

Das ganze Elend der polniſchen Zuſtände zeigte ſich recht von neuem, als die altſtädtiſche evangeliſche Gemeinde, welcher der Raum in der Gilde viel zu enge war, 1738 den ernſtlichen Plan faßte, ſich ein neues Gotteshaus anſtelle der unwiederbringlich verlorenen Marienkirche zu bauen. Gar bald erinnerte der Gneſener Erzbiſchof Szembek den damaligen Thorner Präſidenten Schwertmann (einen der 1724 dem Rate mit Gewalt aufgedrängten Katholiken) an das Schickſal ſeines Amtsvorgängers Roesner. Nach dem Urteile von 1724 und den Reichskonſtitutionen ſei der Aufbau einer neuen Kirche verboten. Als der Rat trotzdem 1743 die Fundamente zur Kirche legte, erhob ſich in ganz Polen ein großes Geſchrei dawider, und die Stadt erhielt eine Ladung vor das biſchöfliche und das Hofgericht. Auch König Auguſt III. verbot unter dem 11. Juli 1743 die weitere Arbeit an dem begonnenen Werke und vertagte die endgültige Entſcheidung. Noch 11 Jahre dauerte es, ehe nach den mannigfachſten diplomatiſchen Einwirkungen und Beſtechungen — denn ohne „Devinctionen“ ging es in Polen nicht ab — ein vom 13. Dezember 1754 datierter Erlaß König Auguſt's III. erzielt wurde, worin er den Bau eines Bethauſes geſtattete. Doch ſollte es nur die Geſtalt eines Hauſes haben, damit es nicht einer Kirche ähnlich ſähe. Insbeſondere war dies für die Fenſter und Thüren vorgeſchrieben. Der eingeſandte Bauriß wurde demgemäß durch die polniſche Regierung abgeändert. Die Fenſter mußten in eine obere und untere Hälfte zerlegt, auch die im Plane vorgeſehenen Engelsgeſtalten über der Eingangsthüre weggelaſſen werden. Senior Geret und deſſen Sohn Samuel Luther Geret ſammelten auf Kollektenreiſen das erforderliche Geld, weil die ausgeſogene Stadt dasſelbe nicht aus eigenen Mitteln aufbringen konnte. Der letztere ging bis nach England. Endlich am 18. Juli 1756 konnte das neue Bethaus, dem man in der That von außen den kirchlichen Zweck ſchwer anſah, das aber im Innern geräumig und würdig war, eingeweiht werden. Senior Geret hielt, wennſchon durch Alter und Schwachheit gebeugt, die Einweihungspredigt. Er hatte ſein Lebenswerk vollendet. Bereits im nächſten Jahre ging er heim.[24])

Der Triumph der Jeſuiten in jenem Blutgerichte war, recht betrachtet, nur ein Pyrrhusſieg geweſen. Sie hatten zu einem

tötlichen Schlage wider den Proteſtantismus in Thorn und weiterhin im polniſchen Preußen ausholen wollen, und ihren Endzweck doch nicht erreicht. Im Gegenteile — das verklärte Bild jener zehn Märtyrer leuchtete weit über Thorns Mauern hinaus und regte das proteſtantiſche Bewußtſein mächtig an. Die Gaben, welche bis aus fernen Ländern zum Bau des neuen Bethauſes zuſammenfloſſen, bewieſen, daß, wennſchon die Kabinette ſich zu keiner wirkſamen Einſprache einigen konnten, die evangeliſche Bruderliebe ihre Samariterpflicht übte. Die Jeſuiten hatten dagegen durch ihr Verhalten in der öffentlichen Meinung Haß und Verachtung auf ſich geladen. Für die polniſche Republik, die ſich von ihnen am Gängelbande leiten ließ, waren dieſe Vorgänge ein neuer Nagel zu ihrem Sarge geworden. Unter den Faktoren, welche Polens Untergang herbeigeführt haben, iſt die Uebermacht der Jeſuiten und die Verfolgung der Diſſidenten nicht der geringſte geweſen.

Quellen.

A. Handschriftliches.

I. Aus dem städtischen Archive in Thorn.

VIII. 51. Diarius von dem in der Stadt Thorn A. 1724 d. 17. Julii entstandenen Tumult und darauff erfolgten Jesuitischen Processus. (Mit vielen Urkunden in Abschrift).

II. 28. Ratsprotokolle 1725 (es fehlen die aus den Monaten Februar, März, Juni, September, November; die des Jahres 1724 sind überhaupt nicht vorhanden).

II. 28a Beilagen zu den Ratsprotokollen 1725.

II. 28b Brief-Concepte des Rats 1725.

III. 15. Recessen-Buch derer geführten Consiliorum Publicorum zwischen Einem Edlen Ehrenvesten und Wohlweisen Rath und der Ehrbaren Dritten Ordnung unter der Rednerschaft David Brauers von Anno 1724 d. 3. Aprill biß Ao. 1725 d. 9. Martii.

III. 16. Dasselbe unter der Rednerschaft Christophori Andreae Bluemigk von Anno 1725 den 19den Martii biß Anno 1728 den 24sten Martii.

3351. Briefe an den Rat von Deputierten der Stadt (auch Briefe an dieselben) 1720—1725.

I. 39. Briefbuch 1724—1731.

3714. Criminal-Polizei- und andere Verhandlungen.

A. fol. 163a (XVI 55). Commissions-Ausgaben wegen des Anno 1724 d. 17. Julii entstandenen Tumults.

XIII. 88. Continuirte Collectanea. Die Thornsche Sache de Anno 1724 betreffende, denen noch einige andere Nachrichten ... beygefüget. Zusammengetragen durch Leonard Buerrell in Dantzig. 1177 Seiten.

XIV. 43—48. Sechs Bände Briefe an [den damaligen Stadtsekretär] Roesner (1690—98).

VIII. 52. Beschreibung des Thornischen Tumults.

II. Aus der königlichen Gymnasial-Bibliothek zu Thorn.

R. IV. 17. Johannis Godofredi Roesneri Collectanea Ao. 1676. S. 1—393 mit alphabetischem Register und Nachtrag.

III. Aus der Bibliothek der altstädtischen evangelischen Kirche in Thorn.

C. II. 8. Sammelband mit mehreren hierauf bezüglichen Abhandlungen.

Thorner Presbyterologie.

IV. Aus der Privatbibliothek des Herrn Rittergutsbesitzers v. Sczaniecki auf Rawra bei Kulmsee.

Fatum Thorunense Anno 1724 ss. [bis 1728] von Rosenberg.

Sammelband von losen Schriftstücken.

Tumultus Thorunensis, von Olofs zusammengestellt.

B. Gedrucktes.

Der Thornschen Tragödie Erster, Zweyter, Dritter Actus (Sonderabdruck aus der Zeitschrift Erleutertes Preußen Tom. II. S. 747 ff., III S. 1—179). Königsberg 1725.

[Jablonski], Das betrübte Thorn. Berlin 1725.

Schmeizel, Historische Nachricht von dem am 16. und 17. Juli 1724 zu Thorn in Preußen passirten Tumult. Teil I. Jena o. J. Die Fortsetzungen XIII—XXVI Jena bis 1726.

Extraordinaires Gespräche in dem Reiche derer Todten ... zwischen dem Thornischen Ober-Präsidenten Roesner ... und dem Stamm-Vater, auch Stiffter des Jesuiter Ordens Ignatius von Loyola. O. Ort. A. 1725.

Schreiben eines Preußen an seinen Freund in Teutschland. Gegeben im Junio 1725. (Abschrift in Buerrell's Collectanea S. 523—533.).

Apologie des angetasteten extraordinären Gesprächs in dem

Reiche der Todten zwiſchen Roesner und Loyola 1725. (Abſchrift in Buerrell's Collectanea S. 402—404.).

Der Reiſende Gerbergeſelle nebſt angehängtem wahrhaften und eigentlichen Verlauf des in Thoren Ao. 1724 bey dem Jeſuiten-kloſter entſtandenen Tumults und darauf erfolgter Exekution. Liegnitz 1751.

Schreiben des Päpſtlichen Nuntii in Pohlen an einen vertrauten Freund ... aus dem Lateiniſchen ins Teutſche überſetzt. A. 1727.

Zernecke (Zerneke), Thorniſche Chronika. Aufl. 2. Berlin 1727.

Roesneriana, Sammelband über Roesner, von Rechenberg zuſammengeſtellt. (Thorner Rats-Bibliothek.).

Lengnich, Polniſche Geſchichte. Dantzig 1741.

Derſelbe, jus publicum regni Poloni. Tom. I—II. Gedani 1742—46.

Neuere Darſtellungen.

Doerne, Thorns Schreckenstage. Danzig 1826.

In Form von Romanen: Ewald, Das betrübte Thorn. Leipzig 1826, und A. Prowe, Das Thorner Blutgericht. Thorn o. J. — Eingewoben auch in G. Freytag's Ahnen, V. Die Geſchwiſter. Leipzig 1878. S. 341 ff.

Ledderhoſe, Die Schreckenstage von Thorn. Aufl. 2. Barmen 1882.

Wernicke, Geſchichte Thorns. Thorn 1842. Band 2. S. 353—363.

Droyſen, Geſchichte der preußiſchen Politik IV, 2. Friedrich Wilhelm I. Leipzig 1869. S. 36 ff.

Lehmann, Preußen und die katholiſche Kirche ſeit 1640. Teil 1. Leipzig 1878. S. 419 ff.

Keſtner, Beiträge zur Geſchichte der Stadt Thorn. Thorn 1882.

Frydrychowicz, Die Vorgänge zu Thorn im Jahre 1724. In der Zeitſchrift des weſtpreußiſchen Geſchichtsvereins Heft XI. Danzig 1884. S. 73—97.

F. Jacobi, Das Thorner Trauerſpiel von 1724 und ſeine ultramontan-polniſche Beleuchtung. In den Deutſch-evangeliſchen Blättern. XI. Halle 1886. S. 667—686.

Kujot, Sprawa Toruńska. Z. R. 1724. In Roczniki towarzystwa przyjaciol nauk Poznańskiego. Tom. XX. Poznań 1894 p. 1—152 und Tom. XXI. Poznań 1895 p. 175—332.

Wolff, Preußen und die Proteſtanten in Polen. Berlin 1894. Wiſſenſchaftliche Beilage zum Jahresbericht des Andreas-Realgymnaſiums zu Berlin. Oſtern.

Anmerkungen.

Zu Kapitel 1.

1. (S. 1). Die Darſtellung des Tumults iſt nach den verzeichneten Quellen gegeben, die ſich in Bezug auf Glaubwürdigkeit in dieſer Reihe folgen: Diarius, 16.—17. Juli. — Ausſagen von 22 Perſonen vor Ratsdeputierten in Oloff's Tumultus Thorun.. — Erklärungen von 22 Angeklagten über ihre Unſchuld in Roſenberg's Fatum Thorun. — Roesner's Bericht am 18. Juli vor der II. und III. Ordnung im Receſſenbuch. — Schreiben des Rats an Klosmann vom 18. Juli. — Schreiben des Rats an König Auguſt, den Krongroßkanzler, den Primas, die Palatine von Kulm, Marienburg, Pommerellen, den Kaſtellan von Kulm vom 24. Juli im Briefbuche. — Status causae des Rats vom 7. Auguſt im Briefbuche, auch häufig z. B. im Betrübten Thorn S. 30 ff. abgedruckt. — Interrogatoria des Rats an die von ihm aufgeſtellten Zeugen im Diarius, 19. September. — Der Reiſende Gerbergeſelle S. 173 ff. — Thorniſche Tragödie S. 817 ff. — Schreiben Marczewski's an den Krongroßkanzler vom 18. Juli im Diarius. — Die von den Thorner Jeſuiten veröffentlichte Germane sincera et catholice vera Relatio efferi tumultus et immaniter barbarae profanationis Capellarum etc. im Diarius, 18. Juli. — Interrogatoria der Jeſuiten an die von ihnen aufgeſtellten Zeugen im Diarius, 19. September.

2. (S. 1). Holtzmann und Zoepffel, Lexikon für Theologie und Kirchenweſen. Braunſchweig 1888 u. d. W. Karmeliter S. 562 und Marienfeſte S. 705.

3. (S. 1). Der Diarius erzählt nur vom Abwerfen der Hüte, der Status causae des Rats und die Interrogatoria desſelben dagegen, daß die Kinder die Hüte ſelbſt abgenommen und gezwungen werden ſollten, auf die Kniee zu fallen.

4. (S. 2). Diarius, 16. Juli. — Status causae des Rats. — Heyder's Ausſage vor den Ratsdeputierten am 18. Juli.

5. (S. 2). Interrogatoria der Jeſuiten Nr. 4. Ebenſo Roesner's Bericht vor den Ordnungen.

6. (S. 2). Noch heute befindet ſich die Hausmarke dieſes Mitbeteiligten mit der verhängnisvollen Jahreszahl an dem Eckhauſe Neuſtädtiſcher Markt Nr. 26 und Hoſpitalſtraße mit der Inſchrift „Chriſtopf Jarck Anno 1724."

7. (S. 2). Die ſtädtiſche Hauptwache befand ſich im Eckhauſe der Breiten- und Seglerſtraße. Übertreibend reden die von Frydrychowicz a. a. O. S. 76 angeführten katholiſchen Berichte von einem „Stadtkerker".

8. (S. 2). Vgl. Hüppe, Verfaſſung der Republik Polen. Berlin 1867, S. 183 ff.

9. (S. 2). Der Burggraf wurde alljährlich vom Könige aus den vom Rate vorgeſchlagenen Ratsherren ernannt. Er hatte als Vertreter des Königs eine Art Aufſicht über die Bürgermeiſter. — Frydrychowicz behauptet a. a. O. S. 78: „Nach damaligen Privilegien der Studentenkorporationen hätte nämlich der Arreſtant dem Pater Rektor zur Beſtrafung übergeben werden ſollen, aber der Präſident maßte ſich ſelber das Recht an, über ihn zu Gericht zu ſitzen." Dies iſt ſchon deshalb ungenau, weil Roesner die Sache an den königlichen Burggrafen verwies, auch ſpäter mit dem Jeſuitenrektor verhandelte. Ferner iſt es mindeſtens zweifelhaft, ob die Thorner Jeſuitenſchule ſolche Privilegien rechtlich beſeſſen. Thatſache iſt, daß die Thorner Jeſuitenväter wiederholt mit ihren eigenen unbändigen Schülern nicht fertig werden konnten und von der Stadt militäriſche Hilfe gegen dieſelben erbitten mußten. Von einem ſolchen Falle berichtet das Ratsprotokoll vom 19. Januar 1725, von einem anderen, der kurz vor dem Tumulte eintrat, der Status causae des Rats.

10. (S. 2). Thornſche Tragödie, S. 821.

11. (S. 3). Germane sincera et catholice vera Relatio.

12. (S. 3). Roesner's Bericht vor den Ordnungen.

13. (S. 3). Interrogatoria der Jeſuiten an ihre Zeugen, Nr. 7.

14. (S. 3). Graurock's Ausſage vor ſtädtiſchen Deputierten.

15. (S. 3). Die Germane sincera et catholice vera Relatio weiß nichts von dieſer Freilaſſung des zuerſt verhafteten bei Ankunft des zweiten Arreſtanten. Die Interrogatoria der Jeſuiten Nr. 13 behaupten in unklarer Weiſe, daß der eine Arreſtant erſt, nachdem der Gymnaſiaſt ins Kloſter genommen, der zweite nach Entſtehung des Tumults freigelaſſen ſei. Die Entführung Nagurny's ſoll dadurch in milderem Lichte erſcheinen, daß ſie als Rache für die Verhaftung von zwei polniſchen Studenten hingeſtellt wird. Frydrychowicz a. a. O. S. 78 und Kujot a. a. O. S. 22 beſtreiten daher die Freilaſſung des erſten Arreſtanten vor der Ankunft des zweiten. Und doch lag Kujot Zerneke's Brief von Roſenberg vom 31. Juli vor, welcher den Sachverhalt bis auf die Stunde angiebt. Danach blieb der zuerſt verhaftete nur bis Montag Mittag in Gewahrſam. Nagurny's Wegſchleppung dagegen erfolgte erſt gegen Abend. Die Darſtellung des Status causae und Roesner's in ſeinem Berichte vor den Ordnungen wird alſo dadurch beſtätigt.

16. (S. 4). Graurock's Ausſage vor ſtädt. Deputierten.

17. (S. 4). Nagurny's Aussage vor städt. Deputierten, 18. Juli.

18. (S. 4). Nagurny's Aussage. — Diarius, 17. Juli. — Interrogatoria des Rats, Nr. 9.

19. (S. 4). Das Jesuitenkloster war die heutige preußische Artilleriekaserne Baderstraße 11 und Jesuitenstraße. Man möchte bei dieser Umwandlung von einer Ironie der Weltgeschichte reden. Die Jesuitenschule war das Grundstück Seglerstraße 14. Das dazwischen liegende Zerneke'sche Haus ist das heutige katholische Pfarrhaus zu St. Johann, Seglerstraße 16.

20. (S. 4). Zerneke (Zernecke), Thornische Chronika, Aufl. 2, S. 447.

21. (S. 5). Nagurny's Aussage vor städt. Deputierten. — Status causae des Rats. Selbst Frydrychowicz a. a. O. S. 79 muß zugestehen, „daß dies Verfahren der Jesuitenschüler nicht zu billigen ist, zu einer Arretierung hatten sie kein Recht und die Patres hätten es verhindern sollen." Kujot a. a. O. S. 39 vermag dagegen darin kein Verbrechen zu finden.

22. (S. 5). Diarius, 17. Juli. — Interrogatoria des Rats, Nr. 18.

23. (S. 5). Zerneke a. a. O. S. 447.

24. (S. 6). Graurock's eigene Aussage vor städt. Deputierten.

25. (S. 6). Nagurny's Aussage vor städt. Deputierten.

26. (S. 7). So berichten nicht bloß die protestantischen Darstellungen, sondern auch die Interrogatoria der Jesuiten, Nr. 22.

27. (S. 7). Diarius, 17. Juli. — Statns causae des Rats. — Interrogatoria des Rats.

28. (S. 7). Diarius, 17. Juli, 13. Oktober.

29. (S. 7). Graurock's eigene Aussage vor städt. Deputierten.

30. (S. 7). Interrogatoria des Rats, Nr. 16.

31. (S. 7). Schmeizel, dessen Angabe Frydrychowicz a. a. O. S. 80, Anm. 4 anführt, ohne den Sachverhalt aufzuhellen, verwechselt Warter, (Watters) mit Stadtkapitän Graurock. — Kestner a. a. O. S. 242 nennt den Kommandanten der polnischen Garnison irrig Dargelles. Letzterer löste erst später Warter ab. Auch ist es nicht richtig, wenn Kestner ebenda angiebt, Roesner habe zum Kommandanten geschickt und um Hilfe gebeten. Als später wegen der Entschädigung, die Kapitän Zweymen für das Eingreifen am Unglücksabende forderte, verhandelt wurde, machte der Rat, um die Forderung abzulehnen, geltend, daß die Mannschaft ohne seine Schuld und freiwillig kommandiert sei. Schreiben an Klosmann vom 11. September.

32. (S. 8). Graurock's Aussage vor städtischen Deputierten. In allen Punkten unrichtig Frydrychowicz a. a. O. S. 81: „Erst gegen Mitternacht kamen auf Geheiß des Präsidenten die Bürger und eine neue Abteilung der Miliz in starker Anzahl auf den Schauplatz, trieben den Pöbel auseinander, und machten so dem Tumult, welcher etwa 5 Stunden gedauert hatte, ein Ende."

33. (S. 8). Zerneke a. a. O. S. 448.

34. (S. 8). Diarius, 17. Juli. — Interrogatoria der Jesuiten, Nr. 31 bis 34. — Silber's Beweis mit 17 Zeugen in Rosenberg's Fatum Thorun.

35. (S. 9). Graurock's Aussage vor städt. Deputierten. Da dieselbe

ihn selbst sowohl vor den Ratsherren, wie den polnischen Richtern schwer belastete, trägt sie den Stempel der Wahrheit an sich. Unrichtig Kujot a. a. O. S. 35, kein Dokument besage, daß Roesner oder jemand sonst den Befehl erteilt habe, die Menge solle auseinandergehen, oder S. 40, auf der bewaffneten Macht vor dem Kloster habe mit Bleischwere die unglückliche Gleichgiltigkeit oder der Eigensinn Roesner's gelegen. Wenn sich Kujot ferner S. 24, um Roesner zu belasten, auf eine anonyme Schrift aus Danzig beruft und sie darum für beweiskräftig hält, weil sie es aus protestantischer Feder gefloffen, so ist darauf hinzuweisen, daß Thorn seit alten Zeiten gerade in Danzig Neider und Feinde hatte, und eine anonyme Druckschrift gegen Urkunden nicht aufkommen kann. Nach dieser Schrift, die übrigens so genau ist, daß sie den Tumult auf Fronleichnam verlegt, soll Roesner den Gymnasiasten gesagt haben, sie sollten sich selbst helfen, und wenn es auch Gewalt koste. Vor solch unklugem Rate hätte ihn schon seine diplomatische Erfahrung geschützt, welche ihn die Macht der Jesuiten in Polen vielfach kennen gelehrt.

36. (S 9). Der Reisende Gerbergeselle, S. 173 ff. — Ebenso Diarius, 17. Juli.

37. (S. 9). Der Reisende Gerbergeselle, S. 198.

38. (S. 9). Schreiben des Rats an Klosmann vom 18. Juli.

39. (S. 9). Schreiben des Rats an den Kanzler vom 21. Juli. Unrichtig legt Kestner a. a. O. S. 243, Anm. 1, dem Rate zur Last, daß er später die Zerstörung von Altären geleugnet habe. Der Rat hat nur stets auf Grund der von ihm angestellten Vernehmungen bestritten, daß Heiligenbilder unter Lästerreden auf der Gasse verbrannt seien.

40. (S. 9). Der Reisende Gerbergeselle, S. 176. — In der „Wahrhafften Relation und Nachricht von dem . . . Tumult" (Oloff's Tumultus Thorun.) findet sich eine mehrfach korrigierte Stelle: „Sie fuhren mit ihren Insolentien mit Herausschleppung der zerbrochenen Bänke, alten Bilder, daraus sie ein Feuer auf der Gasse machten . . . fort, bis die Stadt-Guarde dazu kam und das wüthende Volk aus dem Collegio herausdrang." Kujot a. a. O. S. 58 gründet darauf die Annahme, daß die jesuitische Anklage auf Verbrennung von Heiligenbildern, insonderheit der Marienbildsäule erwiesen sei. Aber selbst, wenn die „Wahrhaffte Relation" von Prediger Oloff herstammt, was aus dem Sammelbande nicht zu ersehen, so war derselbe kein Augenzeuge, wie der reisende Gerbergeselle, sondern konnte nur aus anderen Nachrichten schöpfen. Außerdem ist die „Wahrhaffte Relation" hier und auch sonst nur summarisch und ungenau, wie schon der Ausdruck „Stadt-Guarde" beweist. Nicht diese, sondern die Krongarde trieb den Pöbel heraus. Von Verbrennen einer Bildsäule der Maria, von Lästerungen derselben, von heidnischen Tänzen über das Feuer weiß auch diese Stelle nichts. Sie erwähnt nur, daß „alte Bilder" verbrannt seien. Von den vier Personen, welche später wegen Lästerung und Verbrennung von Heiligenbildern zur verschärften Todesstrafe verurteilt wurden, Karwiese, Schultz, Hafft und Guttbrod stellten die drei erstgenannten verschiedene Zeugen für ihre Unschuld,

welche allerdings von der Unterſuchungskommiſſion entweder gar nicht, oder nicht genügend verhört wurden. Karwieſe führte 5 Zeugen dafür an, daß er nur das Ende des Tumults mitangeſehen, aber keine Hand angelegt habe. Schultz ſtellte gar 7 Zeugen dafür auf, daß er ſich bis 10 Uhr anderwärts aufgehalten und ſpäter die Leute vom Kloſter habe wegjagen wollen. Hafft berief ſich ebenfalls auf 7 Zeugen. Unter dieſen ſagte Quartierdiener Maciejewski aus, daß Hafft auf ſeine Aufforderung mit ihm in die Schule gegangen ſei, um zu ſehen, ob nicht daſelbſt Feuer von den Fackeln entſtanden ſei. Drei Mönche hätten ſie beide durch die Schule geleitet und ſpäter zur Thüre des Kollegiums herausgelaſſen. Hafft habe dabei nichts angerührt. (Die Erklärungen von 22 Angeklagten in Roſenberg's Fatum Thorun.).

41. (S. 10). Diarius, 17. Juli. — Beweis des Georg Walter mit 4 Zeugen in Roſenberg's Fatum Thorun.

42. (S. 10). Receſſenbuch, 18. Juli.

43. (S. 10). Diarius, 17. Juli.

44. (S. 10). Zweymen forderte für den Verluſt an „Mondur" und die Koſten des Feldſchers nicht weniger als 700 fl. (Schreiben des Rats an Klosmann vom 11. September). Dann ließ er die Forderung bis auf 120 Thl. herunterhandeln. Der Rat fand auch dies noch zuviel und zahlte ſchließlich auf Drängen der Unterſuchungs-Kommiſſion 206 fl (Zweymen's Quittung vom 2. November an Hauenſtein, der das Geld vorſchoß, in Urſchrift. Ratsarchiv 3351, Bl. 244).

45. (S. 10). Interrogatoria des Rats, Nr. 26. Graurock ſtanden im ganzen 40 Mann zur Verfügung. (Receſſenbuch, 18. September). — Im Jahre 1728 belief ſich die Stadtmiliz auf 55 Perſonen (Sammelband der altſtädt. Kirchen-Bibliothek, Nr. 37, VIII).

46. (S. 11). Lengnich, jus publicum regni Poloni. I, p. 20.

47. (S. 11). Zerneke a. a. O. S. 69.

48. (S. 11). Tietzen, Beſitzergreifung der Stadt Thorn durch die Krone Preußen. Thorn 1892, S. 18.

49. (S. 11). Lengnich, a. a O. S. 20 f.

50. (S. 11). Früher war der Vogt von Thorn und die Richter, welche er zuſammenberief, die Appellations-Inſtanz (Oberkolm) für Klagen aus den preußiſchen Städten geweſen. S. Hueppe a. a. O. S 201.

51. (S. 11). Zerneke a. a. O. zum Jahre 1703.

52. (S. 11). Thornſche Tragödie, dritter Actus, S. 46. Danach wurde Roesner bei dem Bombardement zweimal zu den Schweden hinausgeſchickt, um im Namen der Stadt mit ihnen zu verhandeln. Als die Schweden in die Stadt rückten, verhafteten ſie ihn, weil er König Auguſt II. der „treuſte in der Stadt geweſen", und den polniſch-ſächſiſchen Generalen Roebel und Canitz Gelder vorgeſchoſſen hatte. Er mußte ſich mit 16000 fl. aus der Haft löſen.

53. (S. 12). Vielfach iſt mit den Thorner Jeſuiten über dies Darlehen verhandelt worden (Protokolle im Receſſenbuch z. B. vom 6. April 1723).

54. (S. 13). Die Verhandlungen mit Danzig ziehen ſich durch die Receſſenbücher der Jahre 1722—1724 faſt ununterbrochen fort.

55. (S. 13). Thornſche Tragödie, zweyter Actus S. 31.

56. (S. 13). Wernicke a. a. O. II., S. 28 ff. — Sammelband der altſtädt. Kirchenbibliothek, Nr. 37.

57. (S. 14). Wernicke a. a. O. II., S. 366.

58. (S. 14). Receſſenbuch, 23. Auguſt 1723. — Ungenau Wernicke a. a. O. II., S. 370.

59. (S. 15) Schreiben Wedemeyer's im Auftrage des Rats an Klosmann vom 23. November 1722 in Urſchrift. Ratsarchiv 3351, Bl. 128. — Lindershauſen's Frau hatte den Ratsdeputierten bei der Reviſion ein entblößtes, beſchmutztes Kind vorgehalten.

60. (S. 15). Receſſenbuch, 27. Auguſt, 1. September, 17. September 1723.

61. (S. 16). Receſſenbuch, 24. Oktober 1724.

62. (S. 16). Receſſenbuch, 25. Oktober 1724.

63. (S. 16). Receſſenbuch, Mai ff. 1724. — Wernicke in der Thorner Presbyterologie. Derſelbe, Geſchichte Thorns II., S. 379, Anmerkung.

64. (S. 16). Receſſeubuch, 10. Juli 1724.

65. (S. 16). Receſſenbuch, 30. Juni 1724.

66. (S. 17). Daß Schoenwald mit den Jeſuiten in Verbindung geſtanden, iſt aus dem weitern Verlaufe der Tumultſache zu erſehen. Denn, wie Schoenwald den Ordnungen ſelbſt am 22. November 1724 berichtete, ließen ihn die Jeſuiten zu ſich kommen und beauftragten ihn, den Ordnungen beſtimmte Vorſchläge wegen der an den König zu entſendenden Deputation zu machen. Als die dritte Ordnung Schoenwald bat, ſelbſt die Deputation zu übernehmen, „excuſirte ſich Se. Herrlichkeit feyerlichſt und ſagte, daß Er ſolches nicht thun könte, indem Er wol wüße, in was vor Verdacht Er bey beyden E. E. O. Ogen ſtehe, ſolte Er was vorſehen oder nicht nach der Meynung derſelben etwas affectuiren können, würde der Haß nur deſto größer werden, mit welchen Worten Er aus der Cantzeley ging." (Receſſenbuch, 22. November 1724.) Dadurch bekommen die Angaben des „Schreibens eines Preußen an ſeinen Freund in Teutſchland," wonach es unter den Ratsherren jeſuitiſche Marionetten gab, wenigſtens teilweiſe urkundliche Beſtätigung.

67. (S. 17). Die Thornſche Tragödie S. 789 führt zwei vom Jeſuiten Hannenberg verfaßte Schriften an: „Demonstratio septicollis, quod videlicet dissidentes verbi Ministri non sint Presbyteri" Posnaniae 1723, welche der Verfaſſer ſogar den vier Thorner Bürgermeiſtern widmete, und „Tittel ohne Mittel, d. i., obgleich die Lutheriſch und Calviniſche Prädicanten Ihr Wol-Ehrwürden im Titul führen, ſo ſeynd ſie doch nicht wahrhafftige Prieſter". Braunsberg 1724.

68. (S. 17). Wernicke erzählt in der Presbyterologie und Geſchichte Thorns II., S. 381 Anmerkung, Geret habe in einer Predigt über das Wort Chriſti „Vergebet, ſo wird Euch vergeben" geſagt: „Nach dem teufliſchen Hofrecht ſpricht mancher, ja ich will es ihm vergeben, aber nicht ſo bald

vergeſſen". Ein anweſender Ratsherr habe die Worte „teufliſches Hofrecht" auf das Königliche Hofgericht gedeutet, und Schoenwald habe eine harte Anklageſchrift gegen Geret wegen Beleidigung des Hofgerichts bei den Ordnungen eingereicht. Obgleich dieſe Wernicke'ſchen Angaben ſehr wahrſcheinlich klingen, iſt doch zu verwundern, daß im Receſſenbuche vom Mai ff. 1724 nur Oloff und Rechenberg, nicht aber Geret in dieſen Streitigkeiten erwähnt werden. Richtig iſt, daß auch Geret in der Stadt eine ſchwierige Stellung hatte und viel Widerwärtigkeiten erdulden mußte. (Seine Hochzeitsſchrift in Buerrell's Collectanea S. 548.) Namentlich machten ihm ſeine beiden polniſch-evangeliſchen Amtsgenoſſen Koch und Ruttich viel zu ſchaffen. (Geret's Schreiben an den Rat nach Oſtern 1725 in den Beilagen zu den Ratsprotokollen 1725, Bl. 17.) Die dritte Ordnung ermahnte daher am 17. Juli 1724, dem Tage, an welchem der Tumult ausbrach, den Rat, die Steitigkeiten zwiſchen den deutſchen und polniſchen evangeliſchen Predigern beizulegen, „damit der Zorn Gottes nicht mehr und mehr über die Stadt gehäufet werde, denn wenn die Geiſtlichen ihr Ampt mit Seufftzen thun müſſen, ſo iſt es der Gemeine nicht gut." Receſſenbuch.

69. (S. 17). Thornſche Tragödie S. 775.

70. (S. 17). Reminiscere-Schrift der dritten Ordnung vom 13. März 1724 (Receſſenbuch). In dieſen Schriften trugen die Ordnungen alljährlich dem Rate ihre Wünſche und Beſchwerden vor.

71. (S. 18). Zernecke a. a. O. zum Jahre 1521.

72. (S. 18). Keſtner a. a. O. S. 221 ff. (Wie Thorns Kirchen katholiſch wurden).

73. (S. 18). Hueppe a. a. O. S. 128.

74. (S. 19). Keſtner a. a. O. S. 226.

75. (S. 19). Zernecke a. a. O. zum Jahre 1656.

76. (S. 19). Mitgeteilt im Sammelbande der altſtädtiſchen Kirchenbibliothek Nr. 37.

77. (S. 20). Artikel II., § 3. Abgedruckt z. B. im Betrübten Thorn S. 111. — Wenn in einigen katholiſchen Kontroverſchriften behauptet wird, dieſer Artikel habe ſich nicht auf Thorn bezogen, weil Thorn 1660 nicht mehr in Schwedens Beſitze geweſen, ſo iſt dies Wortklauberei. Offenbar ſollte der Artikel nach Abſicht der Frieden ſchließenden und Frieden garantierenden Mächte allen Städten von polniſch Preußen zu gute kommen.

78. (S. 21). Thorniſche Denkwürdigkeiten. Berlin 1726, S. 1 ff.

79. (S. 21). Keſtner a. a. O. S. 234 ff.

80. (S. 22). Wolff a. a. O. S. 12 ff.

81. (S. 22). Mitgeteilt von Beausobre, Thorn affligée. Amſterdam 1726, S. 315 ff. — Komiſch macht es ſich danach, wenn Frydrychowicz a. a. O. S. 82 die polniſche Republik „tolerant" nennt.

82. (S. 23). Thornſche Tragödie S. 791 ff.

83. (S. 24). Thornſche Tragödie S. 816. Anmerkung p.

84. (S. 24). Thornſche Tragödie S. 772. Anmerkung kk.

85. (S. 24.) Receſſenbuch, 19. Juni 1724. — Thornſche Tragödie S. 768.

86. (S. 25). Protokoll des Rats vom 23. Januar 1722 (Ratsarchiv II., 26).

87. (S. 25). Receſſenbuch, 7. Juli 1724 und öfters. — Schreiben des Rats an den Kanzler vom 24. Juli 1724, an die Miniſter v. Fitzthumb und Manteuffel vom 25. Juli 1724. — Die „Wahrhaffte Relation" in Oloff's Sammelband (Tumultus Thorun.) zählt eine Menge von Fällen auf, in denen die Jeſuiten evangeliſche Kinder in ihr Kloſter geſteckt hätten. Nach alledem iſt Kujot's Befangenheit zu beurteilen, wenn er a. a. O. in Abſchnitt 1 von der Intoleranz des diſſidentiſchen Rats gegen die Katholiken ſeiner Stadt redet und die Sachlage ſo darſtellt, als ob die letzteren kaum frei atmen konnten. In Wahrheit hatte der Rat in jener Zeit Mühe, ſein Bekenntnis in der Stadt aufrecht zu erhalten und nicht von der Übermacht der Jeſuiten und der jeſuitiſierten Geiſtlichkeit erdrückt zu werden.

88. (S. 26). Roesneriana. — Thornſche Tragödie, dritter Actus S. 42 ff.

89. (S. 27). Eigentliche . . . Bewandnüß der Sache zwiſchen denen . . . Johann Kißlings . . . Witwen und Erben und Johann Czimmermann und Simon Schultzen 1702. (Abſchrift in Buerrell's Collectanea S. 892 ff.) In dieſer Schrift rechtfertigt ſich die Kisling'ſche Familie wegen ihres Vorgehens. Nach Wernicke a. a. O. II., S. 372 waren in der verbrannten Proteſtationsſchrift Czimmermann und Schultz zwar nobiles et spectabiles, wegen ihrer That aber scelerati et impii Duumviri genannt. S. auch Semrau, Grabdenkmäler der Marienkirche. Thorn 1892 S. 41. Natürlich ſind Kujot a. a. O. S. 17 dieſe Händel eine willkommene Gelegenheit, um Roesner's Jähzorn, Eigenſinn und Heftigkeit zu beweiſen. Er vergißt aber, daß Roesner, mochte er in ſeiner Abwehr zu weit gegangen ſein, das Andenken ſeines Schwiegervaters nicht beſchimpfen laſſen wollte, und daß hier die ganze Familie Kisling geſchloſſen handelte.

90. (S. 28). Briefe an den Rat, 1. Aus dem Königlichen Kabinet. (Ratsarchiv 3301, Bl. 2 f.)

91. (S. 28). Anhang zu den Briefen an den Sekretär Roesner.

92. (S. 29). Beilagen zu den Ratsprotokollen 1725, Bl. 49. Roesner's Haus war die heutige jüdiſche Synagoge, Schillerſtraße 10.

93. (S. 29). Thornſche Tragödie, dritter Actus, S. 48.

94. (S. 30). Thornſche Tragödie, dritter Actus, S. 71.

95. (S. 31). Außer der „Chronik" „Das Verpeſtete Thorn" (Thorn 1710), „Summariſcher Entwurff des Geehrten und Gelehrten Thorns" (Thorn 1712), „Das Bekriegte Thorn" (Thorn 1712).

96. (S. 31) Wernicke in der Thorner Presbyterologie.

Zu Kapitel 2.

1. (S. 32). Für dieſen Abſchnitt fließen die archivaliſchen Quellen beſonders reichlich. Dem Diarius und den Schreiben des Rats an Klos-

mann gesellen sich die sehr ausführlichen, tagebuchartigen Aufzeichnungen David Brauer's im Recessenbuche hinzu. Für Frydrychowicz' Darstellung ist es bezeichnend, daß er über die Art der Untersuchung, die Quälereien der Stadt durch die Kommission und Garnison stillschweigend hinweggeht. Alles, was er darüber beibringt, ist der Satz a. a. O. S. 84: „Die Kommission der Parteilichkeit zu beschuldigen, dazu haben wir kein Recht, zumal die Gegner selber mehreren von ihnen ausdrücklich das Zeugnis der Gerechtigkeitsliebe ausstellen." Kujot wieder räumt scheinbar unparteiisch a. a. O. S. 52 ein, Lubomirski sei ein Fanatiker, Rakwaski gewaltthätig gewesen. Statt aber daraus den Schluß zu ziehen, die Ergebnisse der Untersuchungs-Kommission seien zweifelhaft, nimmt er dieselben in allen Hauptpunkten als erwiesen an. Nur in nebensächlichen Dingen bricht sein Gerechtigkeitsgefühl durch, indem er die Anklagen der Jesuiten gegen Wedemeyer und Hausen's Jungen (Interrogatoria Nr. 24 und 51), sowie einzelne Ratsherren für unbegründet hält. Von dem brutalen Vorgehen der polnischen Garnison unter d'Argelles und den Erpressungsversuchen der Kommission erfährt auch Kujot's Leser nichts.

2. (S. 32). Recessenbuch, 18. Juli.

3. (S. 32). Deutsch übersetzt im Diarius, 18. Juli.

4. (S. 33). Wörtlich im Diarius, 18. Juli. — Das betrübte Thorn, S. 33 ff. teilt einen Bericht der Jesuiten in der Stadt-Düsseldorffer Post-Zeitung vom 21. Januar 1725 mit.

5. (S. 35). Der Rat hat stets bestritten, daß er am 17. Juli die Stadtthore zu frühe habe schließen lassen. Es ist dies auch offenbar der Wahrheit gemäß, weil die aus den vorstädtischen Biergärten durch die Stadtthore zurückkehrenden Kaufleute und Handwerker den Tumult erregten. Dieselben hätten im Falle eines vorzeitigen Thorschlusses gar nicht in die Stadt gelangen können. Nun bemerkt Rosenberg im Fatum Thorun. zum Status causae des Rats: „Was dieses betrifft, erzehlte mir Hl. Secrius. Thorun. Klosmann d. 27. Oct. [?] 1725 d. prima die tumultus zwar nicht die Stadt Thöre, doch aber die Weichsel oder Waßer Thöre früher wären geschlossen worden". Natürlich ist diese Anmerkung des protestantischen Danziger Ratsherrn Wasser auf Kujot's Mühle. Aber Rosenberg sagt nicht, von wem dies Schließen der Wasser-Thore ausgegangen. Daß der Rat nicht die Absicht gehabt, die Jesuiten in ihrem Kloster besser belagern zu können, geht schon aus der geringen Entfernung von einem Stadtthore zum andern hervor. Die polnisch-katholische Bevölkerung, die etwa durch die Wasserthore abgesperrt wäre, hätte sofort durch das Bromberger und Kulmer Thor einströmen können. Vielleicht ging dieser vorzeitige Schluß der dem Kloster zunächst belegenen Thore von dem stürmenden Pöbel aus, wie der „Reisende Gerbergeselle" S. 173 solches von den „Unsrigen" berichtet.

6. (S. 37). Wörtlich im Diarius, 18. Juli.

7. (S. 37). Diarius, 18. Juli, Bl. 11—13.

8. (S. 38). „Quae non sit generis foeminini casnsque Genetivi".

9. (S. 38). Hierbei war wohl an das Großherzogtum Litauen gedacht, in welchem die reformierte Konfession noch immer verbreitet war.

10. (S. 39). Briefbuch, 7. Auguſt. — Diarius, Bl. 13—16. — Oft abgedruckt.

11. (S. 40). So war es in Wilna zu wiederholten Ausſchreitungen der Zöglinge der Jeſuiten-Akademie gekommen. Vgl. Lukaszewicz, Geſchichte der reformierten Kirchen in Lithauen. Bd. II., Leipzig 1850, S. 73 ff.

12. (S. 40). Urteil des Hofgerichts. (Diarius, 19. November.)

13. (S. 40). Receſſenbuch, 26. Juli.

14. (S. 40). Urteil des Hofgerichts. (Diarius, 19. November.)

15. (S. 40). Diarius, 29. Juli.

16. (S. 41). Die Verhandlungen mit dem Biſchofe nach Receſſenbuch, 21. Juli, 21. und 28. Auguſt, Schreiben des Rats an Klosmann vom 28. Auguſt, Klosmann's an den Rat vom 31. Auguſt. — Des Biſchofs Univerſale in Roſenberg's Fatum Thorun.

17. (S. 42). Receſſenbuch, 31. Juli.

18. (S. 42). Der Name wird verſchieden geſchrieben: Dargelle, de Argeles ꝛc. In einem urſchriftlichen Schreiben (Ratsarchiv 3714, 12) unterzeichnet er ſich ſelbſt D'argelles.

19. (S. 42). Diarius, 31. Juli, 15. September.

20. (S. 42). Poninski's Anklage gegen Arnd vom 4. Auguſt (Ratsarchiv 3714).

21. (S. 42). Keſtner a. a. O. S. 247 meint irrig, daß das ſeit dem Brande von 1703 eingerichtete proviſoriſche Rathaus Schiller- und Breite-Straßen-Ecke gelegen habe. Zerneke a. a. O. giebt unter dem Jahre 1718 an, daß das Zimmermann'ſche Haus an der Oſtecke des Marktes zum Interims-Rathauſe erwählt ſei.

22. (S. 42). Die Akten Poninski gegen Arnd urſchriftlich im Ratsarchiv 3714, 12 erhalten. Außerdem berichten hierüber Receſſenbuch, 4. Auguſt, Diarius, 31. Juli und 26. September.

23. (S. 43). Schreiben des Rats an Klosmann vom 7. Auguſt.

24. (S. 43). Schreiben des Rats an Flemming vom 28. Auguſt.

25. (S. 43). Receſſenbuch, 5. September.

26. (S. 43). Receſſenbuch, 14. September.

27. (S. 43). Briefbuch vom 24. Juli ab.

28. (S. 44). Schreiben Klosmann's an den Rat vom 14. September.

29. (S. 44). Schreiben des Rats an Flemming vom 28. Auguſt.

30. (S. 44). Receſſenbuch, 24. Juli.

31. (S. 44). So berichtet z. B. der Rat der dritten Ordnung am 27. September 1723, Klosmann habe geſchrieben, der Großkanzler wundere ſich, daß die Stadt ſo unerkenntlich ſei. Es kämen bei Hofe ſo viele Thorner Sachen vor und die Elbinger ſeien, obwohl ſie weniger zu thun gäben, generöſer. Klosmann müſſe ſich deshalb faſt ſchämen, am Hofe aufzutreten und bäte um Geld (Receſſenbuch). Als Ende 1724 ein neuer Unterkanzler

Lipski ernannt wurde, trug der Rat seinen Deputierten auf, die „gewöhnliche Devinction" auf eine ruhigere Zeit zu versprechen (Schreiben des Rats an die Deputierten vom 3. Dezember). Wirklich sind Lipski am 16. Januar 1725 100 Dukaten nebst einem Beutelchen im Werte von 8 fl. 8 gr. verehrt worden (Stadtrechnung).

32. (S. 44). Extraordinaires Gespräche zwischen Roesner und Loyola, S. 37.

33. (S. 44). Rechnung über die durch den Tumult entstandenen Kosten.

34. (S. 44). Schreiben des Rats an Klosmann vom 31. Juli.

35. (S. 44). Schreiben des Rats an Klosmann vom 14. August.

36. (S. 45). Der Beschluß des Hofgerichts wörtlich im Diarius, 11. August.

37. (S. 45). Die Namen der 23 Kommissionsmitglieder sind nach dem Beschlusse des Hofgerichts folgende: 1. Christoph in Stupow Szembek, Vladislaviensis et Pommeraniae, 2. Andreas Zaluski, Plocensis Episcopi, 3. Stanislaus Chomentowski, Masoviae, 4. Jacobus Sigismundus Rybinski, Culmensis, 5. Andreas Dzialynski, Pomeraniae Palatini, 6. Adam Poninski, Guesnensis, 7. Petrus Czapski, Culmensis, 8. Dąmbski, Brestensis Cujaviensis Castellani, 9. Georgius Lubomirski, Succamerarius Regni, 10. Dominicus Sienicki, Decanus Gnesnensis, Praepositus Cracoviensis ad Ecclesiam S. Michaelis, Officialis Generalis Gedanensis, 11. Jacobus Dunin, Regens Cancellariae Majoris Regni, 12. Michael Węczyk, Archidiaconus et Officialis Generalis Varsaviensis, Praelatus in Cathedra Posnaniensi, 13. Franciscus Radzewski, Succamerarius Posnaniensis, 14. Aloysius Humanski, Ecclesiae Cathedralis Culmensis et insignis Collegiatae Varsaviensis Canonicus, Secretarius Noster Judiciique Assessor, Praepositus Millicensis et Minsterburgensis, 15. Kczewski, Succamerarius Mariaeburgensis, 16. Josephus Nakwaski, Capitaneus Ciechanoviensis, 17. Paulus Jaroszewski, Vexillifer Plocensis, 18. Franziscus Poninski, Dapifer Posnaniensis, 19. Rosciszewski, Plocensis, 20. a Kalkstein Stolinski Mariaeburgensis Judices Terrestres, 21. Ignatius Dąmbski, Jnnivladislaviensis, 22. Joannes Piwnicki, Culmensis Notarii Terrestres, 23. Casimir Piwnicki, Ensifer Livoniae. Irrig giebt Frydrychowicz a. a. O. S. 84, die Zahl der Kommissionsmitglieder auf 21 an.

38. (S. 46). Diarius, 11. August.

39. (S. 46). Schreiben des Rats an den König vom 21. August.

40. (S. 46). Schreiben Klosmann's an den Rat vom 31. August.

41. (S. 46). Schreiben Klosmann's an den Rat vom 7. September.

42. (S. 47). Diarius, 7.—9. September.

43. (S. 47). Ein Zettel im Ratsarchiv 3351, Bl. 189.

44. (S. 47). Diarius, 16. und 25. September. — Schreiben des Rats an die Städte Danzig und Elbing vom 25. September. — Unrichtig also Kujot a. a. O. S. 55, es seien 5 Compagnieen eingerückt, welche in den Vorstädten gelegen und der Kommission als Wache gedient hätten.

45. (S. 47). Schreiben Klosmann's an den Rat vom 7. September
46. (S. 47). Diarius, 2. September.
47. (S. 47). Schreiben des Rats an Klosmann vom 14. September.
48. (S. 47). Diarius, 13. Oktober.
49. (S. 47). Schreiben des Rats an Klosmann vom 14. September. — Receſſenbuch, 6. September. An der erſten Stelle heißt es ſogar, Lubomirski habe 7 Häuſer für ſich beanſprucht. Danach Keſtner a. a. O. S. 246. Wahrſcheinlich iſt aber die Zahl verſchrieben, denn an der zweiten Stelle ſteht in Buchſtaben „zwei".
50. (S. 47). Receſſenbuch, 14. September.
51. (S. 48). Receſſenbuch, 19. und 24. Juli.
52. (S. 48). Receſſenbuch, 14. Auguſt.
53. (S. 48). Receſſenbuch, 2. Auguſt.
54. (S. 48). Receſſenbuch, 5. Auguſt.
55. (S. 49). Receſſenbuch, 15. Auguſt.
56. (S. 49). Receſſenbuch, 16. Auguſt.
57. (S. 50). Receſſenbuch, 28. und 30. Auguſt, 13. und 14. September.
58. (S. 50). Diarius, 9. September.
59. (S. 50). Schreiben des Rats an Klosmann vom 17. September. Irrig giebt Frydrychowicz a. a. O. S. 85 an, daß die Kommiſſarien ſich nach und nach im Auguſt eingefunden hätten.
60. (S. 50). Schreiben des Rats an Klosmann vom 17. September. — Receſſenbuch, 14. September.
61. (S. 50). Diarius, 14. September. -- Das betrübte Thorn S. 44 nennt Lubomirski einen geſchworenen Feind der Thorner. Aehnlich die Thornſche Tragödie, zweyter Actus S. 12, welche noch außerdem erwähnt, die Jeſuiten hätten ihm vorgeredet, er werde durch ſeinen Eifer um die Jungfrau Maria ſein faſt verlorenes Augenlicht wieder bekommen. Als die Verheißung ſich nicht erfüllt, hätten ſie ihm vorgehalten, er ſei noch zu gelinde geweſen, zumal er Zerneke habe leben laſſen. Das letzte kann nicht richtig ſein, weil die Jeſuiten ſelbſt für Zerneke ſchließlich Fürbitte einlegten. Ein Spottgedicht auf Lubomirski in Buerrell's Collectanea S. 482 f. verkündigt: „Ferner ſagt man, ſtarker Wein habe Dein Geſicht geſchwächet ... Jeſuiten, welche blinde Leiter ſind, raten Dir dergleichen Kuren: thus, ſonſt wirſt Du gänzlich blind. Böſewicht, Du thateſt es, ach wie wird es Dir bekommen. Frommen Leuten haſt Du Blut, Kirchen, Schulen, Gut genommen. Räche, Du gerechter Richter, die verfluchte Raſerei ..." — Wernicke a. a. O. Bd. II., S. 393 erwähnt Streitigkeiten zwiſchen Lubomirski und der Stadt in Sachen des Fordoner Zolls. Frydrychowicz a. a. O. S. 84 f. erzählt nach einem polniſchen Schriftſteller Fankidejski, im Jahre 1724 wollte der Rat den Platz, auf dem früher die katholiſche h. Geiſtkirche geſtanden, wieder in Beſitz nehmen. Lubomirski, von dem eine Verwandte in dieſer Kirche beigeſetzt war, verhinderte dies, und der Rat mußte den Platz wieder herausgeben. — Statt aber daraus zu ſchließen, daß Lubomirski von vorne herein

gegen Thorn eingenommen war, folgert Frydrychowicz: „Die Thorner mögen ihm dies übelgenommen haben und daher ihre Abneigung gegen ihn.“ — Santini berichtete unter dem 16. Auguſt dem Kardinalſekretär, daß er Lukomirski's Ernennung zum Kommiſſar durchgeſetzt, weil er deſſen Religionseifer kenne (Kujot a. a. O. XXI. S. 254).

62. (S. 50.) Receſſenbuch, 16. September. — Diarius, 16. September. Schreiben des Rats an Klosmann vom 17. September.

63. (S. 51.) Der Diarius giebt 11, der Rat in ſeinem Schreiben an Klosmann 14 Kommiſſarien als anweſend an.

64. (S. 51.) Irrig meint Keſtner a. a. O. S. 247 Anmerkung, die Sitzungen ſeien im proviſoriſchen Ratshauſe abgehalten. Ausdrücklich geben das Receſſenbuch und der Diarius die Gerichtsſtube im alten Rathauſe an.

65. (S. 51). Ueber die Perſonen, welche ſich als Vertreter der drei Ordnungen eingetragen ließen, finden ſich im Receſſenbuche 16. September, Diarius 16. September und dem Schreiben des Rats an Klosmann vom 17. September etwas abweichende Angaben.

66. (S. 52). Receſſenbuch, 18. September. Diarius, 18. September.

67. (S. 53). Diarius, 19. September und Roſenberg's Fatum Thorun.

68. (S. 57). Exceptiones contra Testes partis Actoreae in Roſenberg's Fatum Thorun.

69. (S. 58). Schreiben des Rats an Klosmann vom 24. September.

70. (S. 58). Receſſenbuch, 23. September.

71. (S. 58). Receſſenbuch, 22. September.

72. (S. 58). Diarius, 22. und 23. September.

73. (S. 58). Diarius, 21. September.

74. (S. 59). Receſſenbuch, 18. September.

75. (S. 59). Schreiben des Rats an Klosmann vom 17. September. —

76. (S. 59). Schreiben des Rats an Klosmann vom 24. September. Receſſenbuch, 23. September. Diarius, 27. September.

77. (S. 59). Schreiben des Rats an Klosmann vom 24. September.

78. (S. 59). Diarius, 27. September.

79. (S. 60). Diarius, 26. September, wo ſämtliche Namen der zu verhaftenden Perſonen aufgeführt ſind.

80. (S. 60). Receſſenbuch, 26. September.

81. (S. 60). Diarius, 28. September.

82. (S. 60.) Receſſenbuch, 28. September.

83. (S. 60). Receſſenbuch, 30. September. — Diarius, 30. September. — Schreiben des Rats an Klosmann vom 8. Oktober.

84. (S. 61). Schreiben des Rats an Klosmann vom 1. Oktober.

85. (S. 61). Receſſenbuch, 30. September.

86. (S. 61). Diarius, 2. und 6. Oktober. — Schreiben des Rats an Klosmann vom 8. Oktober.

87. (S. 61). Schreiben des Rats an den Krongroßfeldherrn vom 1. Oktober.

88. (S. 62). Schreiben des Rats an Klosmann vom 1. Oktober.

89. (S. 62). Nach einem unbatierten Schreiben Hepners an Klosmann (Ratsarchiv 3351. Bl. 226.), welches in den Anfang Oktober hineinpaßt.

90. (S. 62). Schreiben des Rats an Klosmann vom 1. und 8. Oktober. — Receſſenbuch, 30. September.

91. (S. 63). Diarius, 4. Oktober, wo ſämtliche 33 Perſonen aufgeführt ſind.

92. (S. 63). Schlußdekret der Kommiſſion (Diarius, 13. Oktober).

93. (S. 63). Wernicke in der Presbyterologie.

94. (S. 63). Schreiben des Rats an Klosmann vom 8. Oktober. — Receſſenbuch, 5. Oktober. — Diarius, 5. Oktober.

95. (S. 64). Schreiben des Rats an Klosmann vom 8. Oktober. — Diarius, 7. Oktober. — Receſſenbuch, 6. Oktober.

96. (S. 64). Receſſenbuch, 6. Oktober.

97. (S. 64). Glücklicher Weiſe hat ſich ein lateiniſches Exemplar der Geret'ſchen Hochzeitsſchrift in Roſenberg's Fatum Thorun., ferner eine Abſchrift (lateiniſch und in deutſcher Ueberſetzung) in Buerrell's Collectanea S. 536—580 erhalten Es iſt daraus klar zu erſehen, daß Geret jede Bezugnahme auf den Papſt oder gar den König von Frankreich ferne lag. Die Darſtellung in der Thornſchen Tragödie, zweyter Actus S. 47 f. Anmerkung r wird damit vollauf beſtätigt. Der Satz, mit welchem Geret die Pariſer beleidigt haben ſollte, lautete: „Accedit huc famosa parasitorum gens, quae nulla dubitat, oblato quodam privato compendio se suosque posteros mancipia afficere fraudis avaritiae omnisque violentiae, dummodo Deo regale eripiatur soli Deo debitum, libertas inquam conscientiae et jura sacrorum.“ Die Sätze, die man auf den Papſt deutete, hießen: „Sed gravius impingit, qui absolutum jus ad Principes devolvit, qui saepe sacra vel non intelligunt, vel rebus seculi demersi non admodum curant. Quis autem credat, hoc ab initio sanctissimum Numen voluisse, ut Christianum nomen pretioso Christi sanguine partum unius hominis subjiceretur imperio, nisi hoc agunt strenue ordinis sacri hostes et osores . . . Offenbar bezog ſich die Stelle auf weltliche Fürſten und Obrigkeiten. Charakteriſtiſch für Kujot's Darſtellung iſt es, daß er a. a. O. S. 63, trotzdem ihm Geret's Schrift vorlag, daran feſthält, Geret habe den Papſt und König von Frankreich beleidigt.

98. (S. 65). Jarcke berief ſich auf 5 Zeugen dafür, daß er während der Prozeſſion in der Dreifaltigkeitskirche geweſen und nachher nichts Thätliches begangen. Hafft auf 7 Zeugen, darunter den Quartierdiener Maciejewski, welcher ausſagte, daß er Hafft aufgefordert, mit ihm in die Schule zu gehen, um zu ſehen, ob dort von den Fackeln Feuer entſtanden ſei. Dabei ſeien beide von 3 Jeſuiten durch die Schule geleitet und zur Thüre des Kollegiums herausgelaſſen worden. Mülich auf 9 Zeugen dafür, daß er unter Silber's Bürgerwache geſtanden und ſodann die Nacht im Artushofe zugebracht habe. Lebahn auf 3 Zeugen dafür, daß er nur Heyoer zu Hilfe

gekommen, nachher aber ruhig davon gegangen sei. Deublinger auf 6 Zeugen dafür, daß er die Nacht während des Tumults im Hause des Burggrafen zugebracht habe. Silber auf 17 Zeugen, daß er seiner Bürgerwache verboten habe, Feuer zu geben, auch den Stadtsoldaten keinen Befehl zum Schießen auf die Jesuitenschüler erteilt habe. Walter auf 4 Zeugen dafür, daß er erst am Kloster angelangt sei, als beide Tumulte vorüber waren. Wunsch auf 5 Zeugen dafür, daß er während des Tumults nicht aus dem Hause gekommen sei. Mohaupt auf 5 Zeugen dafür, daß er nur an seiner Thüre gestanden. Karwiese auf 5 Zeugen dafür, daß er erst auf den Kirchhof gekommen, als das Kloster bereits aufgebrochen war. Er habe nur das Ende des Tumults mitangesehen, aber keine Hand angelegt. Swiderski auf 5 Zeugen dafür, daß er nur Wedemeyer begleitet habe. Boßler und Mertz auf 5 Zeugen dafür, daß sie bis 11 Uhr im Schießgraben gewesen und dann stille nach Hause gegangen seien. Hertel auf 5 Zeugen dafür, daß er den Tumult zu stillen gesucht. Fick, Krause, Berenth auf 6 Zeugen dafür, daß sie nur mit der Bürgerwache aufgezogen seien. Schultz auf 7 Zeugen dafür, daß er bis 10 Uhr in der Sterbe[?]-Zunft gewesen und nachher die Leute vom Kloster habe wegjagen wollen. Bethke auf 5 Zeugen dafür, daß er nur zur Bürgerwache gehört habe. Kleber auf 4 Zeugen, daß er bis 9½ Uhr in seiner Bude gewesen sei und dann nur auf dem Kirchhofe stille dagestanden habe. Maciejewski und Westphal auf 12 Zeugen, daß sie sich alle Mühe gegeben, das Aufbrechen der Klosterthüre zu verhindern. Alle diese Zeugen wurden entweder gar nicht, oder nicht genügend vernommen. Ihre Erklärungen in Rosenberg's Fatum Thorun.

99. (S. 65). Diarius, 9. Oktober.

100. (S. 66). Recessenbuch, 9. Oktober.

101. (S. 66). Recessenbuch, 10. Oktober.

102. (S. 66). Recessenbuch, 11. Oktober. — Im Diarius, 11. Oktober ist das Bittgesuch der Ordnungen mitgeteilt.

103. (S. 67). Diese, sowie die im folgenden wörtlich angeführten Aussprüche der Kommissarien nach Recessenbuch, 12. Oktober.

104. (S. 69). Vergl. S. 160. Anmerkung 44. Mit Zwehmen's weiteren Ansprüchen ist es wohl zu erklären, daß in der Stadtrechnung über die Kosten des Tumults unter den Ausgaben am 18. November 206 fl. und dann nochmals unter dem 20. August 1725 251 fl., beide Posten als an Hauenstein gezahlt, gebucht sind.

105. (S. 69). Recessenbuch, 12. Oktober giebt die Zahl der zur Verhaftung bestimmten auf 40 an. Der Diarius, 12. Oktober zählt in seiner Genauigkeit sämtliche mit Namen auf. Danach waren es nur 25.

106. (S. 69). Recessenbuch, 13. Oktober.

107. (S. 69). Recessenbuch, 13. Oktober.

108. (S. 69). Nach Roesner's Bericht vor den Ordnungen, Recessenbuch, 18. Oktober.

109. (S. 70). Receſſenbuch, 13. Oktober.

110. (S. 70). Receſſenbuch, 13. Oktober.

111. (S. 70). Wörtlich in lateiniſcher Sprache im Diarius, 13. Oktober Bl 60—72.

112. (S. 73). Receſſenbuch, 13. Oktober.

113. (S. 73). Vergl. das Vorwort dieſer Vorſchrift. Im Diarius findet ſich zum 13. Oktober, von anderer Hand geſchrieben, folgender Vermerk: „Hic desunt Effata Testium, quae nec precibus nec oblato multo pretio obtineri potuerunt.“

114. (S. 73). Der Reiſende Gerbergeſelle S. 181. Als Hertel's Geſelle mußte er von dieſen Vorgängen wiſſen. Ganz ähnlich berichtet das Betrübte Thorn S. 68, daß Hertel ſich mit 5 Ellen holländiſchen Tuches, Schultz mit 12 polniſchen Gulden loskaufen konnte. Die Thorniſche Tragödie, zweyter Actus S. 26 giebt als Kaufpreis bez. 6 Ellen Laken und 5 Spezies-Thaler an.

115. (S. 74). Receſſenbuch, 22. September.

116. (S. 74). Receſſenbuch, 2. Oktober.

117. (S. 75). Receſſenbuch, 4. Oktober.

118. (S. 75). Receſſenbuch, 9. Oktober.

119. (S. 75). Receſſenbuch, 11.—12. Oktober.

120. (S. 75). Schreiben Düſterwald's an Klosmann vom 1. Oktober (Ratsarchiv 3351 Bl. 232 ff.).

Zu Kapitel 3.

1. (S. 76). Schreiben des Rats an Klosmann vom 15. Oktober.

2. (S. 76). Schreiben des Rats ad Supremum Exercitus Regni Ducem vom 15. Oktober.

3. (S. 76). Schreiben des Rats an Klosmann vom 11. Oktober.

4. (S. 76). Schreiben des Rats an Klosmann vom 19. Oktober.

5. (S. 76). Wörtlich mitgeteilt im Diarius, 14. Oktober.

6. (S. 76). Vgl. Hueppe a. a. O. S 294.

7. (S. 77). Schreiben des Rats an Klosmann vom 19. und 22. Oktober.

8. (S. 77). Schreiben des Rats an Klosmann vom 22. Oktober.

9. (S. 77). Wörtlich mitgeteilt im Diarius, 18. Oktober.

10. (S. 77). Wörtlich mitgeteilt im Diarius, 20. Oktober.

11. (S. 77). Hueppe a. a. O. S. 136.

12. (S. 78). Hueppe a. a. O. S. 118 ff.

13. (S. 78). Lengnich, jus publicum regni Poloni. Tom. II p. 301.

14. (S. 79). Schreiben des Rats an Klosmann vom 28. Oktober.

15. (S. 79). Copia literarum P. P. Societatis Thorun. ad Conventus antecomitiales und Copia literarum antecomitialium Celsissimi

Primatis ad Palatinatus dd. Skierniewicia die X. Aug. 1724 in Roſenberg's Fatum Thorun. — Thornſche Tragödie zweyter Actus S. 3 ff.

16. (S. 79). Diarium des Warſchauiſchen Reichstages, ſo an dem 2. Octobris Anno 1724 Unter Anführung des Marſchals-Stab des Cron-Referendarii Potocki angefangen worden in Buerrell's Collectanea S. 760 ff. — Ein anderes Diarium dieſes Reichstages in der Thornſchen Tragödie, zweyter Actus S. 36 ff.

17. (S. 80) Receſſenbuch, 2. Oktober.

18. (S. 80). Bisweilen dauerte die Wahl des Marſchalls wochenlang. Derſelbe erhielt ein Salär von 40 000 fl. Hueppe a. a. O. S. 141.

19. (S. 80). Diarium bei Bürrell, 4. Oktober.

20. (S. 81). Diarium bei Bürrell, 5. Oktober.

21. (S. 81). Diarium bei Bürrell, 6. Oktober.

22. (S. 81). Diarium bei Bürrell, 11. Oktober. Die Thornſche Tragödie a. a. O. S. 40 giebt den 12. als Datum an.

23. (S. 82). Diarium bei Bürrell, 12. und 23. Oktober.

24. (S. 82). Receſſenbuch, 9. Oktober. Lubomirski habe auf dem Reichstage großes Geſchrei gemacht.

25. (S. 82). Schreiben Klosmann's an den Rat vom 14. September, des Rats an Klosmann vom 24. September.

26. (S. 82). Schreiben des Rats an Klosmann vom 15. Oktober.

27. (S. 82). Schreiben des Rats an Klosmann vom 22. Oktober.

28. (S. 82). Receſſenbuch, 14. Oktober.

29. (S. 82). Schreiben des Rats an Klosmann vom 22. Oktober.

30. (S. 83). Diarium bei Bürrell, 21. Oktober.

31. (S. 83). Receſſenbuch, 9. Oktober.

32. (S. 83). Receſſenbuch, 14. Oktober.

33. (S. 83). Schreiben des Päpſtlichen Nuntii in Pohlen an einen vertrauten Freund. S. 8. Ebenſo in Santini's Berichten an den Kardinal-Sekretär (Rujot a. a. O. XXI S. 204 ff.). — Schreiben Behne's an Roſenberg vom 16. November in Roſenberg's Fatum Thorun.

34. (S. 83). Schreiben des Rats an die Städte Danzig und Elbing vom 25. September.

35. (S. 83). Schreiben des Rats an die Stadt Danzig vom 19. Oktober.

36. (S. 83). Schreiben des Rats an Klosmann vom 23. Oktober.

37. (S. 84). Receſſenbuch, 17. Oktober.

38. (S. 84). Receſſenbuch, 20. Oktober.

39. (S. 84). Receſſenbuch, 21. Oktober.

40. (S. 84). Receſſenbuch, 22. Oktober.

41. (S. 86). Receſſenbuch, 23. Oktober.

42. (S. 86). Receſſenbuch, 24. Oktober.

43. (S. 86). Receſſenbuch, 25. Oktober. Der Diarius erzählt Hauenſtein's Abreiſe unter dem 26. — Unrichtig führt Keſtner a. a. O. S. 249 ſtatt Hauenſtein Giering auf, welcher erſt der zweiten Deputation angehörte.

44. (S. 87). Das Schreiben eines Preußen an einen Freund in Teutſchland giebt an, Hauenſtein habe ſich aus Not und Liebe zu Roesner deputieren laſſen.

45. (S. 87). Die Reiſekoſten betrugen für die Deputierten außer Hauenſtein 481 fl. 6 gr. Als Entſchädigung erhielt Augſtein auf die vereinbarten 200 fl. 116 fl. ausgezahlt. Für Gemeiner ſind 300 fl., für Kircheiſen 100 fl. gebucht (Stadtrechnung.).

46. (S. 87). Receſſenbuch, 26. Oktober.

47. (S. 87). Diarium bei Buerrell, 26. Oktober. — Thornſche Tragödie, zweyter Actus S. 42.

48. (S. 88). Thornſche Tragödie, zweyter Actus S. 43.

49. (S. 89). Ein kurzes Protokoll über die Gerichtsſitzung vom 26. Oktober im Eingange zum ſpäteren Verurteilungs-Dekret, Diarius Bl. 89 ff. Ein genauerer Bericht in der Thornſchen Tragödie a. a. O. S. 42 ff.

50. (S. 89). Bericht Gemeiner's und Kircheiſen's vor der III. Ordnung im Receſſenbuch, 18. November.

51. (S. 89). Schreiben Behne's an Roſenberg vom 22. November. Thornſche Tragödie a. a. O. S. 49.

52. (S. 90). Verurteilungs-Dekret, Diarius Bl. 99. — Der Rat bemerkte hierzu in einem Schreiben an die Deputierten in Warſchau vom 5. November, der Vize-Inſtigator habe wider alle Anſtändigkeit, ja die geſunde Vernunft geſprochen.

53. (S. 90). Thornſche Tragödie a. a. O. S. 50.

54. (S. 91). Thornſche Tragödie a. a. O. S. 52 f.

55. (S. 91). Ins Deutſche überſetzt im Diarius, 31. Oktober und ſehr oft abgedruckt z. B. im Betrübten Thorn, Beylage II.

56. (S. 94). Schreiben des Rats an die Deputierten in Warſchau vom 29. Oktober, 5. und 12. November.

57. (S. 95). Gemeiner's und Kircheiſen's Bericht vor der III. Ordnung. Receſſenbuch, 18. November.

58. (S. 95). Ebenda.

59. (S. 95). Ebenda.

60. (S. 95). Schreiben des Rats an die Deputierten vom 12. November.

61. (S. 95). Diarius, 31. Oktober.

62. (S. 95). Der folgende Abſchnitt nach Wolff, Preußen und die Proteſtanten in Polen 1724. S. 21 ff.

63. (S. 96). Die 14 Artikel in Bürrell's Collectanea S. 807 f.

64. (S. 96). Schreiben Behne's an Roſenberg vom 22. November. Bachſtrom ſei ein grauſamer entrepreneur, der ſich lieber in politiſche, als Pfaffenhändel miſche, „verbo ein veritabler lutheriſcher Jeſuit, mille fraudum artifex." Flemming habe ihm bezeugt, es ſei ſchade, daß er Theologe geworden.

65. (S. 97). Wolff a. a. O. S. 22.

66. (S. 98). Wolff a. a. O. S. 24 meint, die Thorner Deputierten

hätten Schwerin unbedachte und unbefugte Zuſicherungen gegeben. Dagegen ſpricht außer der Entſtehungsgeſchichte dieſer Deputation Gemeiner's und Kircheiſen's Bericht vor der III. Ordnung. Nach demſelben hatten ſich die Geſandten der proteſtantiſchen Mächte entſchuldigt, ihnen nicht helfen zu können.

67. (S. 98). Schreiben des Rats an die Deputierten in Warſchau vom 5. November.

68. (S. 98). Diarium bei Bürrell, 6. und 7. November: „ſol den 7 den des abends das Decret in der Thorniſchen affaire gefället worden ſeyn." — Irrig Wolff a. a. O. S. 20: „Die entſcheidende Sitzung des Gerichtshofes... fand am 30. Oktober ſtatt und fällte auch ſogleich das Urteil, das indeſſen auffallender Weiſe erſt am 16. November veröffentlicht wurde."

69. (S. 98). Das vollſtändige Erkenntnis im Diarius, 19. November. Bl. 89—108. Ein Sonderabdruck in der Thorner Gymnaſial-Bibliothek. Der zweite Teil des Erkenntniſſes in mangelhafter Weiſe im Betrübten Thorn, Beylage III und ſonſt öfters.

70. (S. 99). Das Betrübte Thorn Beylage III S. 16 und die Thornſche Tragödie, zweyter Actus S. 76 führen Jacob Piotrowicz und Michaël Schubert als die beiden Jeſuiten, die den Eid leiſten ſollten, der Diarius und Sonderabdruck Piotrowicz und Wolanski an. Vgl. w. u. S. 179. Anmerkung 45.

71. (S. 99). Frydrychowicz a. a. O. S. 87 läßt nur 9 Perſonen zum Tode verurteilt werden, trotzdem ihm das Erkenntnis vorlag. S. 91 führt er ſtatt Becker's Knopfmacher Locker auf.

72. (S. 100). Die vollſtändige Liſte der zu Gefängnis ꝛc. verurteilten Perſonen iſt folgende. Namen und Stand ſind im Erkenntniſſe vielfach poloniſiert. In den Klammern ſind daher vom Verfaſſer die deutſchen richtigen Namen und ſonſtige Erläuterungen hinzugeſetzt. Auch die Zählung rührt vom Verfaſſer her. Bei der Unregelmäßigkeit, mit der im Erkenntniſſe Vornamen, Namen und Stand bald angegeben, bald weggelaſſen ſind, ſind Irrtümer in der Zählung nicht ausgeſchloſſen.

Zu 1 Jahr 6 Wochen im Grunde des Turms: 1. Deublinger, 2. Lebahn, 3. Turkowski, 4. Pisarek Famati Kleiba [Kleybe's Gehilfe], 5. Maciejewski. 5. Nagorny [Nagurny] et 6. Grunau, Gymnasiastae, 8. Bednarczyk [ein Böttchergeſelle].

Zu ½ Jahr Bürgerhaft: 1. Jarka [Jarke], 2. Pisarek seu famulus Silbera [Silber's Gehilfe].

Zu ¼ Jahr Bürgerhaft: 1. Walter civis, 2. Heyna Pisarek seu famulus Kusego Jąnka, 3. Gottfried Pantel, 4. Westphal et 5. Krueger Gymnasiastae, 6. Pisarek seu famulus Famati Proba [Probe] Vinopolae [Weinhändler], 7. Samuel Werner famulus Danckmejera [Danckmeyer] Mercatoris, 8. Famulus seu Pisarek Szweycmana [Schweymann], 9. Nathanael Pisarek Fengiera [Fenger], 10. Helszt, Pisarek Rosdayschera [Roßteuſcher], 11. Gryffald [Griffel] famulus Reicha [Reiche],

12. Filius Hanauowii [Witwe Hanau], 13. Alexander Batwierz [? Bader, Chirurg], 14. Kahl Wachmagister [ſtädt. Wachtmeiſter], 15. Tuchel, 16. Perukarczyk [Perückenmacher] Famatus Bozyna, 17. Filius Ranszovil Viduae [Witwe Rauſch], 18. Christianus famulus Krauzii [Krauſe], 19. Perukarczyk, sub signo aurei cervi existens, 20. Kleber, 21 Pisarek seu famulus Tesmera [Teſmer], 22.—24. Betka, Krause, Berendt laniones, 25. Pisarek Szternii [Stern], 26. Nosek Biatoskorznik [Gerber].

Zu Peitſchenhieben: 1. Westpal, 2. Ludwig Swiderski, 3. Exactor Szarpacz nuncupatus, 4.—5. Pneri seu Tyrones Szweycmana, Fengiera [Schweţmann's und Fenger's Lehrburſchen], 6. Auriga Heynii.

73. (S. 102). Die Namen der 21 Kommiſſarien nach dem Erkenntniſſe: 1. Jacobus Sigismundus Rybinski, Culmensis, 2. Ignatius Dzialynski, Pomeraniae Palatini, 3. Adam Poninski, Gnesnensis, 4. Andreas Dąmbski, Brestensis Cujaviae, 5. Casimir Rudnicki, Czerscensis, 6. Petrus Czapski, Culmensis Castellani, 7. Georgius Lubomirski, Succamerarius Regni, 8. Franciscus Aloysius Loski, Warsaviensis et minoris Cancellariae Regni Regens, 9. Felicianus Grabski, Lanciciensis, 10. Antonius Trypolski Kijowiensis, 11. Adam Wilkowski, Sochaczoviensis Succamerarii, 12. Joseph Nakwaski, Capitanens Ciechanoviensis, 13. Vladislaus Wyrozembski, Instigator Regni, 14. Paulus Jaroszewski, Plocensis, 15. Franciscus Mokronowski, Varsaviensis Vexilliferi, 16. Franciscus Poninski, Dapifer Posnaniensis, 17. Joseph Wysocki, Sieradiensis, 18. Ludovicus Borucki, Brestensis Cujaviae Pocillatores, 19. Casimir Polanowski, Subdapifer Buscensis, 20. Joannes Piwnicki, Notarius Terrestris Culmensis, 21. Franciscus Lopacki [ſpäter als Subdapifer Ciechanowiensis bezeichnet].

Woywode Dzialynski ſtarb, bevor die Kommiſſion in Thorn zuſammentrat. — Unrichtig Frydrychowicz a. a. O. S. 18, die Kommiſſion habe aus 18 Mitgliedern beſtanden.

71. (S. 103). Schreiben Behne's an den Rat in Danzig vom 16. November.

75. (S. 104). Diarium bei Buerrell, 6.—7. November.

76. (S. 104). Thornſche Tragödie, zweyter Actus, S. 71 ff.

77. (S. 104). Abgedruckt bei Schmeitzel, hiſtoriſche Nachricht, Teil I., S. 179 ff. und im Betrübten Thorn, Beylage IV. Der Reichstagſchluß wird hier auf den 12. November verlegt, nach Gemeiner's und Kircheiſen's Berichte war es aber Montag, alſo der 13.

78. (S. 104). Hüppe a. a. O. S. 145.

79. (S. 104). Thornſche Tragödie, zweyter Actus, S. 74.

80. (S. 105). Receſſenbuch, 17. November. Der Protokollführer hat die 6 Perſonen, welche dieſe merkwürdigen Worte Roesner's mit anhörten, mit einem * gezeichnet.

Zu Kapitel 4.

1. (S. 105). Schreiben des Rats an Klosmann vom 19. November.

2. (S. 105). Receſſenbuch, 19. November.

3. (S. 106). Diarius, 19. November. Irrig das Betrübte Thorn S. 59, daß Lubomirski bereits anweſend war und Roesner und Zerneke während der Vormittagspredigt aus der Kirche geholt ſeien. Die Vesperandacht fand in Thorn um 2 Uhr ſtatt.

4. (S. 106). Receſſenbuch, 21. November. Im Diarius wird dieſer Vorgang unter dem 20. erzählt.

5. (S. 106). Diarius, 25. November.

6. (S. 106). Wernicke in der Thorner Presbyterologie.

7. (S. 106). Behne giebt in einem Schreiben an den Rat in Danzig vom 23. November an, Rybczynski habe ihm vertraut, das doppelte „Innotescentiales“ expedieret ſeien, die eine Ausfertigung zum 5., die andere zum 15. Dezember. Auch ſonſt geben die Quellen vielfach an, der Termin ſei urſprünglich auf den 15. angeſetzt, ſpäter aber vordatiert. So die Thornſche Tragödie, dritter Actus S. 91, das Betrübte Thorn S. 60, welch letztere Schrift erzählt, der Rat habe den König um Aufſchub gebeten, auf Lubomirski's Begleitſchreiben ſei aber im Gegenteil der Termin vom 15. auf den 7. Dezember verlegt. Auch König Friedrich Wilhelm I. erwähnt in ſeinem Schreiben an König Auguſt vom 9. Januar 1725, daß die Vollſtreckung früher, als beabſichtigt, vorgenommen ſei (Betrübtes Thorn, Beylage XIV.). Es muß alſo in dieſen Angaben etwas Thatſächliches ſein, wenn ſchon der Vorgang im einzelnen ſich nicht mehr ermitteln läßt, da von einem Bittſchreiben des Rats um Aufſchub im Ratsarchive nichts vorhanden iſt, auch die Angaben der Quellen im einzelnen von einander abweichen. Jedenfalls iſt die Schlußfolgerung unrichtig, welche nach Jarochowski's und anderer polniſcher Schriftſteller Vorgänge Frydrychowicz a. a. O. S. 95 und Kujot a. a. O. S. 128 machen, daß die Beſchleunigung der Urteilsvollſtreckung auf einen Befehl König Auguſt's und deſſen deutſch-evangeliſchen Feldmarſchalls Flemming zurückzuführen ſei. Sie ſtützen ſich dabei (von einer Stelle des polniſchen Annaliſten Otwinowski abgeſehen) auf eine Note, welche Flemming am 7. Februar 1725 an ſeinen Geſchäftsträger Suhm in Berlin erließ, worin er die preußiſchen Miniſter dafür gewinnen will, aus den Thorner Ereigniſſen Nutzen zu ziehen. „C'était une affaire cruelle, qui était déstestée par le Roy et par son Ministère“. . . Aber man ſolle aus dieſer Angelegenheit Kapital ſchlagen. „Il fallait pour toutes les grandes affaires de conjonctures favorables, que l'affaire de Thorn en présentait actuellement, mais qu' il s'agissait de savoir en profiter.“ Frydrychowicz meint, Auguſt habe den auswärtigen Mächten zeigen wollen, wie machtlos der König in Polen ſei. Dieſelben hätten ihm helfen ſollen, in Polen oder doch einem Teile von Polen eine abſolute, erbliche Monarchie zu begründen. Kujot ſieht die geheimen Abſichten Flemming's u. a. auch darin, daß den

Dissidenten in Polen größere Rechte gewährt werden sollten. Daß Flemming später die Thorner Angelegenheit zu politischen Zwecken ausnutzen wollte, ist nach jener Note klar und bei ihm, als einem geriebenen Diplomaten, nicht verwunderlich. Daraus folgt aber nicht, daß der König das Urteil veranlaßt oder seine Vollstreckung beschleunigt hat. Dafür können die genannten Schriftsteller nicht den Schatten eines Beweises beibringen. Es ist ein bedenklicher Grundsatz, den hier Frydrychowicz geltend macht „fecit, cui prodest". Im Gegenteil beweisen alle Urkunden und Akten, daß das Urteil von den Jesuiten und dem polnischen Reichstage herbeigeführt wurde. Der polnische König hatte, wie in allen Stücken, so auch in diesem fast nichts zu sagen. Mit welcher Wut wäre nach allem vorangegangenen der Reichstag über ihn hergefallen, wenn er die Verurteilten begnadigt hätte? Behne's Berichte beweisen, daß der König wiederholt, aber vergeblich für Thorn Fürsprache einlegte, indem er von polnischen Senatoren, insonderheit dem Kanzler zurückgewiesen wurde. Die Jesuiten hätten die Verurteilten retten können, wenn sie den zur Klausel gemachten Eid nicht schwuren. Sie leisteten ihn, trotzdem der päpstliche Nuntius Santini denselben verbot. Sie tragen daher die Hauptschuld an diesen Justizmorden. Falls wirklich eine Beschleunigung der Hinrichtung stattfand, ist dieselbe Lubomirski oder einem anderen glaubenseifrigen polnischen Großwürdenträger zuzuschreiben. Lubomirski war es ja, welcher sofort nach Veröffentlichung des Urteils seinen Adjutanten nach Thorn sandte, um Roesner und Zerneke verhaften zu lassen. Wenn Kujot, um seine Hypothese zu beweisen, noch anführt, daß Lubomirski auf Flemming's Geheimbefehl das Schreiben Santini's bis zur Urteilsvollstreckung zurückbehalten habe, so befindet sich dieser Geheimbefehl nur in seiner Phantasie. Denn Czyzewski giebt dem Nuntius in seiner Antwort vom 10. Dezember ausdrücklich an, daß er das Schreiben rechtzeitig erhalten habe. Eine Notiz in den Literae annuae Collegii Thorunensis anni 1724, daß Lubomirski das Schreiben zurückbehalten, kann gegen Czyzewski's eigene Angabe nicht aufkommen, und redet auch gar nicht von einem Geheimbefehle Flemming's. Vgl. Kujot a. a. O. XXI, S. 330. Wenn Kujot schließlich fragt, warum lediglich Zerneke begnadigt sei, und meint, auch dies müsse auf einen Geheimbefehl Flemming's zurückgeführt werden, so ist zu erwidern, daß sich der von den Jesuiten entzündete Fanatismus nur ein Opfer entreißen ließ, und die Kommission selbst erst um Zerneke's Begnadigung bitten mußte. — Richtig urteilt hierüber Wolff a. a. O. S. 25.

8. (S. 107). Diarius, 21. November. — Abgedruckt in der Thornschen Tragödie, dritter Actus, S. 26 und sonst.

9. (S. 107). Schreiben des Rats an Klosmann vom 19. November, an den Krongroßkanzler und Trąmpczynski vom 20. November.

10. (S. 107). Schreiben des Rats an die Städte Danzig und Elbing vom 20. November.

11. (S. 107). Im Diarius, 24. November wörtlich mitgeteilt.

12. (S. 107). Schreiben des Rats an die Stadt Danzig vom 23. November.

13. (S. 108). Schreiben des Rats an die Städte Danzig und Elbing vom 20. November.

14. (S. 108). Receſſenbuch, 20. November.

15. (S. 108). Receſſenbuch, 21. November.

16. (S. 108). Receſſenbuch, 26. November.

17. (S. 109). Receſſenbuch, 24. November.

18. (S. 109). Receſſenbuch, 4. Dezember.

19. (S. 109). Receſſenbuch, 5. Dezember.

20. (S. 109). Receſſenbuch, 6. Dezember.

21. (S. 110). Receſſenbuch, 22. November.

22. (S. 110). Receſſenbuch, 22. und 24. November.

23. (S. 110). Receſſenbuch, 26. November. Unrichtig nennt Keſtner a. a. O. S. 254 Schoenwald einen Schöppen, läßt Marianski mitgehen und die Deputation am 25. November abreiſen.

24. (S. 110). Schreiben Dueſterwald's an Klosmann vom 24. November. Ratsarchiv 3351, Bl. 235.

25. (S. 111). Receſſenbuch, 4. Dezember. — Schreiben des Rats an die Deputirten in Warſchau vom 3. und 9. Dezember. — Proſe's Original-Quittung im Ratsarchiv 3351, Bl. 249 f.

26. (S. 111). Schreiben Behne's an den Rat in Danzig vom 23. und 30. November.

27. (S. 112). Vielfach abgedruckt, z. B. im Betrübten Thorn, Beylage V.

28. (S. 113). Nach Wolff a. a. O. S. 23.

29. (S. 113). Betrübtes Thorn, Beylage VI.

30. (S. 114). Receſſenbuch, 21. November ff.

31. (S. 114). Der Reiſende Gerbergeſelle S. 186. — S. 161 erzählt er, daß er ſelbſt im Dienſte ſeines Meiſters und ſeiner Meiſterin Hertel viermal nach der Walkmühle in Leibitſch zu gehen hatte. Nur mit größter Lebensgefahr kam er dahin und auch bloß, weil er auf Bürgſchaft ſeines Meiſters und ſeiner Meiſterin vom Präſidenten einen Zettel bekam. Als er Dienstag nach dem Eintreffen des Erkenntniſſes mit etwa 11 deutſchen Handwerksburſchen aus Thorn abzog, wollten 2 polniſche Studenten ihn und ſeine Reiſegefährten noch 5 Meilen hinter der Stadt anhalten und nach Thorn zurückbringen. Sie retteten ſich durch die Lüge, daß ſie aus Danzig kämen. Mehrfach wurden ſie von Polen unterwegs ausgeſchimpft.

32. (S. 114). Receſſenbuch, 24. November.

33. (S. 114). Receſſenbuch, 25. November.

34. (S. 114). Diarius, 24. November.

35. (S. 114). Diarius, 3. bis 5. Dezember.

36. (S. 114). Schreiben des Rats an die Deputierten in Warſchau vom 3. Dezember. — Diarius, 2. Dezember. — Unrichtig Frydrychowicz a. a. O.

S. 90, am 19. November ſeien Dragoner unter Lubomirski's Kommando in die Stadt gerückt und hätten die verurteilten Perſonen in engere Haft gebracht.

37. (S. 114). Diarius, 18. Dezember.

38. (S. 115). Stadtrechnung über die durch den Tumult entſtandenen Koſten.

39. (S. 116). Thornſche Tragödie, zweyter Actus S. 23, dritter Actus S. 56, Anmerkung ee. Ähnlich der Reiſende Gerbergeſelle S. 182, welcher aber als Denunzianten ein altes Weib und einen katholiſchen Meſſerſchmied angiebt.

40. (S. 116). Beide Bittſchreiben im Diarius, 4. Dezember, auch oft abgedruckt, z. B. im Betrübten Thorn, Beylage VIII—IX.

41. (S. 117). Betrübtes Thorn, Beylage XI.

42. (S. 117). Thornſche Tragödie, zweyter Actus S. 32, Anmerkung o giebt den 7., der Diarius dagegen den 5. Dezember als den Naëmitag an. Der im Texte erwähnte jugendliche Zuhörer iſt der Reiſende Gerbergeſelle (S. 183).

43. (S. 118). Diarius, 5. Dezember.

44. (S. 119). Thornſche Tragödie, dritter Actus, S. 11 f.

45. (S. 119). Das Schreiben des Rats an die Deputierten in Warſchau vom 9. Dezember berichtet, daß „ein Religiosus, nicht aber von denen im Decreto benandt, nebſt 6 Edelleuten" den Eid geſchworen. Da dem Rate die Namen der im Erkenntniſſe hierfür beſtimmten Mönche bekannt ſein mußten, hat die Darſtellung im Betrübten Thorn S. 63 und der Thornſchen Tragödie, dritter Actus, S. 73 recht. Vergl. dieſe Schrift, oben S. 174, Anmerkung 70. — Wenn im Diarius und Sonderabdrucke des Erkenntniſſes Piotrowicz und Wolanski als die beiden zum Eide beſtimmten Jeſuiten angegeben werden, ſo iſt der zweite Name erſt ſpäter hineingetragen, um das Erkenntnis mit der wirklichen Eidesleiſtung in Übereinſtimmung zu bringen. Die Namen der 6 Eideshelfer waren nach dem Diarius, 5. Dezember: Jacobus Rapczynski, Caſimir Zieleniewski, Joannes Bartkiewicz, Martin Skibinski, Joannes Biernacki, Joannes Sosnowski.

46. (S. 119). Santini's Schreiben an Czyzewski vom 26. November abſchriftlich in Roſenberg's Fatum Thorun. Vergl. Schreiben des Päbſtl. Nuntii in Pohlen an einen vertrauten Freund, S. 8 f.

47. (S. 119). Czyzewski's Antwort an Santini vom 10. Dezember in Roſenberg's Fatum Thorun. Die Nachricht von des Nuntius Schreiben habe bei den Katholiken in Thorn großen Unwillen erregt. Das Urteil wäre, wenn die Jeſuiten nicht geſchworen hätten, auch in den für die katholiſche Kirche günſtigen Punkten nicht vollſtreckt. Der Adel ſei daher auf den Briefſchreiber eingedrungen und habe ihn bewogen, den Eid leiſten zu laſſen. Um des Nuntius Anſehen zu retten, habe er das letztere angeordnet. Nachdem dies geſchehen, habe er mit ſeinem ganzen Kollegium, um wenigſtens in etwas dem Willen des Nuntius nachzukommen, für die beiden Bürgermeiſter gebeten. Irrig läßt alſo die Thornſche Tragödie, dritter Actus

S. 15 Santini's Brief eine Stunde zu spät ankommen. Ebenso unrichtig lassen andere Berichte den Boten gerade anlangen, als die Hinrichtung vor sich ging, so Frybrychowicz a. a. O. S. 91. Ueber Kujot's Luftgespinnste s. oben S. 176 f. Anmerkung 7.

48. (S. 119). Zerneke a. a. O. S. 453, wo ein Schreiben Rybinski's an Szembek abgedruckt ist, in welchem es heißt, der Eid sei, „wiewohl über alles Vermuten" erfolgt.

49. (S. 119). Diarius, 5. Dezember.

50. (S. 120). Betrübtes Thorn, Beylage X.

51. (S. 120). Diarius, 5. Dezember.

52. (S. 121). Zerneke a. a. O. S. 451.

53. (S. 121). Diarius, 6. Dezember. Abgedruckt im Betrübten Thorn Beylage VII.

54. (S. 121). Diarius, 6. Dezember.

55. (S. 121). Diarius, 6. Dezember.

56. (S. 122). Zerneke a. a. O. S. 451 f.

57. (S. 122). Abgedruckt im Betrübten Thorn S. 72 ff. und in der Thornschen Tragödie, dritter Actus S. 92 ff.

58. (S. 122). Diarius, 6. Dezember.

59. (S. 124). Thornsche Tragödie, dritter Actus S. 16—23. — Der Bericht im Diarius, 6. Dezember ist hier nur kurz, rühmt aber nicht minder Roesner's und Zerneke's Standhaftigkeit in den Versuchungen durch die Mönche.

60. (S. 124). Thornsche Tragödie, dritter Actus S. 24.

61. (S. 124). Diarius, 7. Dezember und damit übereinstimmend Thornsche Tragödie, dritter Actus S. 36 ff. — Die Katholiken streuten noch nach seinem Tode aus, er sei zu ihrem Glauben übergetreten. Besonders gistig die Schrift „Roesner's aus dem Reiche der Todten aufsteigende Seufzer" (Abschrift in Bürrell's Collectanea S. 7 ff.). Darin wird dem verstorbenen Roesner in den Mund gelegt, er sei bereits katholisch geworden. Prediger Koehler aber habe ihn mit dem Troste betrogen, daß er auf dem Platze Pardon bekommen werde. Auf dem Platze habe Koehler dem Scharfrichter einen Wink gegeben, wodurch sein Tod verursacht sei. Koehler habe dies gethan, damit Roesner nicht öffentlich zur katholischen Kirche überträte, und der Rat die konfiszierten Güter Roesner's wirklich erhalte. Wenn Zerneke in seinem Briefe vom 7. Dezember an Geret in einem P. S. bemerkte: „Herr Roesner Seeliger wurde zum Theil wankelmüthig, so zum Pardon sehr schädtlich gewesen, zuletzt, wie vernahm, standthafftig" (Beschreibung des Thornischen Tumults, Ratsarchiv VIII 52), so ist auf diese Notiz wenig zu geben. Denn Zerneke saß damals selbst in Haft und konnte nur die in der Stadt umschwirrenden Gerüchte oder die Ausstreuungen der ihn besuchenden Katholiken in Erfahrung bringen. Die vollgiltigste Bestätigung für Roesner's evangelische Märtyrertreue giebt der Schluß in jenem Schreiben Czyzewski's an Santini vom 10. Dezember (s. oben S. 179 Anmerkung 47): „Anima

enim Domini Vice-Praesidentis servata est et vivet, ut spes est, Sanctae Romanae Ecclesiae, illius complice in obstinatissima haeresi morte castigato."

62. (S. 126). Thornſche Tragödie, dritter Actus S. 24. Anmerkung.

63. (S. 126). Diarius, 7. Dezember. — Thornſche Tragödie, dritter ActusS. 53 ff. — Betrübtes Thorn S. 65 ff. — Schreiben des Rats an die Deputierten in Warſchau vom 9. Dezember.

64. (S. 129). Diarius, 7. Dezember.

65. (S. 130). Thornſche Tragödie, dritter Actus S. 64. — Ratsprotokoll vom 10. Januar 1725.

66. (S. 131). Im Betrübten Thorn, Beylage XII und oft.

67. (S. 132). Hier, wie im folgenden iſt die Datierung angenommen, mit welcher der Diarius die Handlungen der Kommiſſion berichtet. Das Protokoll derſelben, welches der Diarius in ſeiner ganzen Länge mitteilt, zählt dieſelben zum Teil mit anderer Datierung auf. Der Reinigungseid der Ratsherren Behm und Elsner z. B. wird unter dem 11., die Stellung von Heyder's Sohne unter dem gleichen Datum angeführt. Nun berichtet der Rat an die Deputierten in Warſchau am 10. Dezember: „Den 9ten hujus alß geſtrigen Tages Herrn Raczki Heyder's Sohn zu statuiren injungiret, welches auch in der Nachmittags Seſſion geſchehen." Demnach iſt die eigene Berichterſtattung des Diarius die richtige, und das amtliche Protokoll ebenſo ungenau datiert, wie das Erkenntnis des Hofgerichts, ein neuer Beweis für die Nachläſſigkeit der polniſchen Juſtiz.

68. (S. 132). Thornſche Tragödie, dritter Actus S. 69 und andere Berichte.

69. (S. 132). Diarius, 16. Dezember.

70. (S. 133). Receſſenbuch, 10. Dezember.

71. (S. 133). Diarius, 15. Dezember.

72. (S. 133). Thornſche Tragödie, dritter Actus S. 75 ff.

73. (S. 134). Ratsprotokolle vom 31. Januar, 18. Juli und 1. Auguſt 1725.

74. (S. 134). Schreiben des Rats an den König vom 7. und 9. Dezember.

75. (S. 134). Zerneke a. a. O. S. 453 ff.

76. (S. 135). Diarius, 9. Dezember.

77. (S. 135). Schreiben Behne's an den Rat in Danzig vom 10. Dezember.

78. (S. 136). Schreiben Zerneke's an Geret vom 8. Mai 1728 (Sammelband der Nawraer Bibliothek.).

79. (S. 136). Ratsprotokoll vom 16. Januar 1725 und öfters.

80. (S. 137). Ratsprotokoll vom 10. Dezember 1725.

81. (S. 137). Diarius, 19. Dezember.

82. (S. 137). Schreiben des Rats an die Deputierten in Warſchau, 9. Dezember.

83. (S. 137). Diarius, 11. Dezember.

84. (S. 137). Diarius, 12. Dezember.

85. (S. 137). Ratsprotokoll vom 3. Januar 1725.

86. (S. 138). Diarius, 15. Dezember.

87. (S. 138). Diarius, 13.—14. Dezember.

88. (S. 139). Citatio a Nbli. Dno. Rnbinkowski et Riess Prae. Nbli. Magistratui Thorunensi Evangelico ratione non Electionis Catholicorum ad Senatum posita und weitere Ladungen (Sammelband der altstädt. Kirchenbibliothek No. 38 ff.).

89. (S. 139). Semrau, Grabdenkmäler der Marienkirche zu Thorn. Thorn 1892. S. 59 ff.

90. (S. 139). Diarius, 18. Dezember.

91. (S. 140). Das Dekret der Vollstreckungs-Kommission im Diarius, 18. Dezember Bl. 136—152.

92 (S. 140). Ratsprotokoll vom 18. Mai 1725.

93. (S. 140). Wernicke, Geschichte Thorns Band II. S. 358 Anmerkung und S. 607.

94. (S. 141). Ratsprotokoll vom 2. und 3. Januar 1725.

95. (S. 142). Die Vokation nach Stargard und zum preußischen Konsistorialrate urschriftlich in den Beilagen zu den Ratsprotokollen 1725. Die Berufung nach Stralsund erwähnt das Ratsprotokoll vom 4. April 1725.

96. (S. 142). Recessenbuch, 13. und 14. Februar 1725. Am 14. erklärte Geret der an ihn abgeschickten Deputation der dritten Ordnung: „Es will scheinen, man verlange nicht ihn hier beyzubehalten."

97. (S. 142). Schreiben der Frau Wachschlager geb. Dziermo an Geret's Sohn, abgedruckt bei Markull, Bau der altstädt. ev. Kirche in Thorn. Thorn 1856 S. 88. Anmerkung. — Vgl. Wernicke a. a. O. B. II S. 361 Anmerkung.

98. (S. 142). Sammelband der altstädt. Kirchenbibliothek No. 37.

99. (S. 143). Diarius, 7. Januar 1725.

100. (S. 143). In Bürrell's Collectanea S. 22 ff. sowohl abschriftlich, wie in einem von Kandidat Heldt veranstalteten Abdrucke. Ebenfalls in Rechenberg's Roesneriana. — Durch seine Seltsamkeit fiel schon den Zeitgenossen Prediger Koch's Trauergedicht auf, der nur ein Kirchenlied mit verändertem Eingange abgedruckt: „Ach ich Gottfried Roesner weiß gar wohl, Daß ich einmahl muß sterben. Wenn aber das geschehen soll, Und wie ich werd' verderben, Dem Leibe nach, daß weiß ich nicht, Es steht allein in Gott's Gericht, Er weiß mein letztes Ende."

Zu Kapitel 5.

1. (S. 143). Lehmann a. a. O. Band I S. 420.

2. (S. 143). Bürrell's Collectanea S. 102 ff.

3. (S. 143). Ebenda S. 126 ff.

4. (S. 143). Ebenda S. 182 ff.
5. (S. 144). Ebenda S. 94 ff.
6. (S. 144). Ebenda S. 166 ff.
7. (S. 144). Wolff a. a. O. S. 26.
8. (S. 145). Abgedruckt im Betrübten Thorn. Beylage XIV.
9. (S. 145). Abgedruckt bei Lehmann a. a. O. S. 822 ff. No. 829.
10. (S. 145). Lehmann a. a. O. S. 826 ff. No. 835 ff.
11. (S. 146). Abgedruckt im Betrübten Thorn, Beylage XVI, XVII, XX.
12. (S. 146). Ebenda, Beylage XVIII.
13. (S. 146). Ebenda, Beylage XV.
14. (S. 146). Ebenda, Beylage XXIII, XXIV, XXII.
15. (S. 146). Ebenda, Beylage XIX.
16. (S. 146). Droyſen a. a. O. Band I. S. 361 ff.
17. (S. 148). Der Schriftwechſel zwiſchen Auguſt II. und Friedrich Wilhelm I. vom 1. Oktober/16. November 1725 abſchriftlich in Bürrell's Collectanea S. 649 ff.
18. (S. 149). Droyſen a. a. O. S. 394 ff.
19. (S. 149). Lehmann a. a. O. S. 798 No. 785.
20. (S. 150). Lehmann a. a. O. S. 864 No. 925.
21. (S. 150). Lehmann a. a. O. S. 761 No. 724.
22. (S. 150). Abgedruckt im Betrübten Thorn. Beylage No. XXI.
23. (S. 150). Tietzen, Beſitzergreifung der Stadt Thorn durch die Krone Preußen. Thorn 1892. — Semrau, Gedenkſchrift zur 100jährigen Feier der Vereinigung Thorns mit dem Königreiche Preußen. Thorn 1893.
24. (S. 151). Markull, der Bau der altſtädt. ev. Kirche in Thorn. Thorn 1856.

Nr. 53. Preis: Mk. 1,20

Schriften
des
Vereins für Reformationsgeschichte.

Dreizehnter Jahrgang. Viertes Stück.

Heinrich Winckel

und die

Reformation im südlichen Niedersachsen.

Von

Ed. Jacobs.

Halle 1896.
In Commissionsverlag von Max Niemeyer.

Kiel,
H. Eckardt,
Pfleger für Schleswig-Holstein.

Quakenbrück,
Nackhorst'sche Buchhandlung,
Pfleger für Hannover u. Oldenburg.

Stuttgart,
G. Pregizer,
Pfleger für Württemberg.

Wir bitten unsere Mitglieder alle noch rückständigen Beiträge an die betreffenden Pfleger, beziehungsweise an unsern Schatzmeister, Herrn Dr. Max Niemeyer in Halle a. S. einzahlen zu wollen.

Der Vorstand.

Verzeichnis der noch vorhandenen Vereinsschriften.

1. Kolde, Th., Luther und der Reichstag zu Worms 1521.
2. Koldewey, Friedr., Heinz von Wolfenbüttel. Ein Zeitbild aus dem Jahrhundert der Reformation.
3. Stähelin, Rudolf, Huldreich Zwingli und sein Reformationswerk. Zum vierhundertjährigen Geburtstage Zwinglis dargestellt.
4. Luther, Martin, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Bearbeitet sowie mit Einleitung und Erläuterungen versehen von K. Benrath.

5/6. Bossert, Gust., Württemberg und Janssen. 2 Teile.

7. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. I.
12. Iken, J. F., Heinrich von Zütphen.
13. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. II.
19. Erdmann, D., Luther und seine Beziehungen zu Schlesien, insbesondere zu Breslau.
20. Vogt, W., Die Vorgeschichte des Bauernkrieges.
21. Roth, F., W. Pirkheimer. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation.
22. Hering, H., Doktor Pomeranus, Johannes Bugenhagen. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
23. von Schubert, H., Roms Kampf um die Weltherrschaft. Eine kirchengeschichtliche Studie.
24. Ziegler, H., Die Gegenreformation in Schlesien.

Heinrich Winckel

und die

Reformation im südlichen Niedersachsen.

Von

Ed. Jacobs.

Halle 1896.
Verein für Reformationsgeschichte.

Wir sind über den allgemeinen Verlauf der durch Luther bewirkten Kirchenerneuerung in Deutschland ziemlich gut unterrichtet. Auch an Schriften über Luthers unmittelbarste Mithelfer und Freunde fehlt es nicht. Nicht das Gleiche läßt sich von der Einführung der Reformation in einzelnen Orten und Gegenden und deren Hauptwerkzeugen sagen. Und doch ist solche Kenntnis nicht nur für den engeren Kreis der betreffenden Landschaften von Bedeutung, sie dient auch zum allgemeineren Verständnis der Reformationsgeschichte, indem sie irrige Vorstellungen von der Ausbreitung des evangelischen Bekenntnisses beseitigt und uns zeigt, unter wie mannigfachen Kämpfen und Schwierigkeiten das Evangelium sich Bahn brach, welche Müh nnd Arbeit es gekostet, die Saat auszustreuen und die jungen Gemeinden zu pflanzen und einzurichten.

Nicht überall ist freilich diese Arbeit des Bauens und Pflegens deutlich zu verfolgen, weil vielfach die Quellen nur unvollständig auf uns gekommen sind oder weil manche Orte und Striche sich an ein in der Nachbarschaft durchgeführtes Werk anschlossen und die Saat fast unmerklich aufging. Um so lehrreicher ist es, die Aufrichtung größerer evangelischen Kirchengemeinschaften ins Auge zu fassen, wo wir deren durch manche Kämpfe und Schwierigkeiten hindurchgegangene Bildung von geringen Anfängen an verfolgen und die Verdienste treuer, mutiger Bekenner klar aufweisen können.

Dies ist der Fall bei den binnenländischen Städten des südlichen Niedersachsens, wo ein unmittelbarer treuer Schüler Luthers und seiner wittenbergischen Mithelfer, der Wernigeröder Heinrich Winckel, teils ein Hauptbegründer, teils ein erfolgreicher Ausbreiter und Befestiger des Reformationswerks war. Sein Werk und seinen Entwickelungsgang in seinen Hauptzügen kurz

zu verfolgen hat noch aus einem zweifachen Grunde ein beſonderes Intereſſe, einmal deshalb, weil die anſehnlichen Quellen hierfür bisher noch gar nicht hinreichend benutzt waren, ſodann, weil die Perſon Winckels eine ſo unantaſtbare und lautere iſt, daß ſie der großen guten Sache, der ſie diente, durchaus würdig war und das Auge mit Freuden auf ihr ruht.

1. Winckel in Halberſtadt.

Die Winckel erſcheinen zuerſt vor etwas über einem halben Jahrtauſend als eine mäßig begüterte kleinbürgerliche und bäuerliche Familie vor dem nördlichen Harze zu Oſchersleben, Halberſtadt und Wernigerode, in letzterer Stadt ſeit Anfang des 15. Jahrhunderts. So wenig wir im Allgemeinen von ihr wiſſen, eine ernſte religiöſe Richtung im Sinne der ſpätmittelalterlichen Kirche tritt bei Manns- und Weibsſproſſen kräftig ausgeſprochen in ihr hervor. Im 15. Jahrhundert begegnet zu Halberſtadt ein Dietrich Winckel unter den dem Werke der Barmherzigkeit an Kranken und Verſtorbenen ſich widmenden Zellenbrüdern oder Alexianern, eine Grete W. als Nonne im Predigerkloſter S. Nikolai, Johann W. aus Wernigerode, Bruder des obengenannten Dietrich in Halberſtadt, als Prior der Dominikaner oder Pauler daſelbſt. Ebenſo treten die mit den Wernigerödiſchen aufs nächſte verbundenen Winckel in Halberſtadt gleich ihren unmittelbar am Harze wohnenden Vettern durch Stiftungen zum Heil ihrer Seelen beim Kapitel zu Wernigerode und beim Johanniskloſter und großen Siechenhof zu Halberſtadt hervor.

So gehörte denn die Familie zum grünen Holz der Kirche, und auch Johann Winckel, des uns beſchäftigenden Heinrichs Vater, zeigt in dem wenigen, was wir von ihm wiſſen, dieſes kirchlich frommen Geiſtes Spuren. Als er im Jahre 1519 ſein Ende nahe fühlt, beſtellt er ſein Haus und ſtiftet ein Seelgerät beim Kapitel zu Wernigerode. Aber auch im Johanniskloſter zu Halberſtadt wird ſein Gedächtnis feierlich begangen.

Heinrich, in deſſen Gedächtnis der treue Vater ſpäter im Segen fortlebte, ſcheint unter mehreren Geſchwiſtern der jüngſte geweſen zu ſein. Er wurde im Jahre 1493 geboren. Von ſeiner früheren Jugenderziehung vernehmen wir nichts. Schon 1507,

also als vierzehnjähriger Knabe, begann er seine klösterliche Laufbahn; der Vater kaufte ihn mit 130 Gulden, seinem ganzen Erbteil, bei den Augustiner-Chorherren zu S. Johannis vor Halberstadt ein, wo er eigenen Besitz haben konnte und nach dem ausdrücklichen Vertrage des Vaters mit dem Convent auch haben sollte. Diese Stiftung war ums Jahr 1025 durch den von Kaiser Heinrich II. eingesetzten Bischof Branthog als weltliches Kloster gegründet und gegen 1120 von Bischof Reinhard in ein Stift regulierter Augustiner-Chorherren umgewandelt. Durch mancherlei Zuwendungen, besonders von seiten der Bischöfe, zu ansehnlichem Besitz gelangt, diente sie erfolgreich kirchlichen Zwecken durch Bestellung von Kirchen und Pfarren und durch die Predigt. Für die Reformationsgeschichte in Halberstadt kommt sehr wesentlich in Betracht, daß den Chorherren schon seit dem 12. Jahrhundert Predigt und Seelsorge in der Stadt- oder Kaufmannskirche zu S. Martini in der Hauptstadt des Bistums anvertraut und diese Kirche seit 1311 dem Kloster einverleibt war. Der Magistrat hat hiergegen wiederholt kräftig Verwahrung eingelegt und 1465 endlich soviel erreicht, daß ihm das Kirchlehn oder die Pfarrbestellung endgiltig zuerkannt wurde, doch sollten die Pfarrer aus dem Johanniskloster genommen werden. Es ist in den bislang unzulänglichen Schriften über das Kloster immer wieder von der Schule in demselben geredet worden, und daß es darin an einer gewissen schulmäßigen Unterweisung nicht fehlen durfte, brachte die der Stiftung obliegende Vorbildung wenigstens eines Teils der Brüder zum Predigerberuf mit sich. Ueber eine besondere Bedeutung dieser Schule, die ja nach dem wechselnden Blühen und Abnehmen des geistigen Lebens innerhalb der Stiftung geschwankt haben wird, lassen die bis jetzt vorliegenden Quellen kein Urteil zu.

Als Winckel im Jahre 1507 zu S. Johannis eintrat, herrschten dort jedenfalls geordnete Zustände, da erst 13 Jahre vorher eine jener unter dem Namen „Reformation“ bekannten Erneuerungen der äußeren Disziplin durchgeführt war. Der frische Jüngling fühlte sich in den neuen Verhältnissen recht wohl. Die in denselben zu leistenden Arbeiten verrichtete er mit unverdrossenem Eifer. Ihn sah man unter den ersten, wenn es galt zu Chore zu gehen oder das Kapitel zu besuchen, aber auch bei den gemeinsamen

wirtſchaftlichen Aufgaben zuzugreifen: Weinſtöcke zu geizen, Moſt zu preſſen, den Garten zu graben, Kohl, Bohnen, Erbſen zu pflanzen, Bier auf Fäſſer zu ziehen. Aber freilich, ſobald ſolche körperlichen Verrichtungen gethan waren, dann war der Novize und Bruder Heinrich allzeit in ſeiner Zelle über den Büchern leſend und ſchreibend zu finden. Und da er bei ſolchem Thun und Treiben immer zuthulich und beſcheiden war, ſo gewann er ſich die allgemeine Liebe ſeiner Mitbrüder.

Aber ſein unermüdliches Studieren blieb auch nicht ohne Frucht, und jedenfalls auf Anempfehlung des Propſtes beſtimmten die Väter des Ordens den ſtrebſamen und begabten 18 jährigen Bruder zum akademiſchen Studium. Im Sommer 1511 bezog er die Univerſität Leipzig. Wie lange ſein dortiges Studium dauerte, wiſſen wir nicht; nur dies bezeugt er ſelbſt, daß er nach der Rückkehr von der Univerſität alsbald ſeine Brüder im Kloſter in dem unterwies, was er draußen gelernt hatte. Wir können daraus einigermaßen einen Schluß auf die Art und Weiſe thun, in der im Kloſter unterrichtet wurde. Zu einer höheren Bedeutung ſollte aber die Schule zu S. Johannis erſt gedeihen, als die Sonne der von Wittenberg ausgegangenen Kirchenerneuerung ihre hellen erwärmenden Strahlen auch auf die alte Stiftung der Auguſtiner entſandte.

Vorläufig hören wir jedoch von dem Bruder Heinrich Winckel nichts, vielmehr iſt es der in der Kirchengeſchichte Niederſachſens wohl bekannte, in Leipzig zum Doktor der Theologie beförderte Propſt Eberhard Widenſee (Weidenſee), der zuerſt als entſchiedener Anhänger der Reformation die Aufmerkſamkeit auf ſich und das Kloſter lenkt. Gegen 1517 zu dieſer Würde befördert, ſcheint er nicht ſofort, nachdem der neue helle Ton des alten Evangeliums von Wittenberg aus zu erklingen begann, öffentlich in denſelben eingeſtimmt zu haben, da im Jahre 1519 eine Seelgerätsſtiftung unter ſeinem und des Kloſters Namen das alte Weſen noch ungebrochen zeigt. Aber danach hat es dann nicht mehr lange gedauert, bis er durch die ums Jahr 1520 ins Kloſter gedrungenen kleinen Luther'ſchen Schriften ganz für deſſen Werk gewonnen wurde. Und alsbald ſuchte er auch die gewonnene Erkenntnis zu verbreiten und darauf weiter zu bauen, was bei der großen,

dem ansehnlichen Kloster für Predigt und Lehre zugewiesenen Aufgabe eine Sache von Bedeutung war. Das wichtigste und folgenreichste aber, was der geistig regsame Propst unternahm, war die Einrichtung einer reformatorischen Schule im Johanniskloster: Im Jahre 1522 nahm er einen Pariser Doktor von der Sorbonne, den Franzosen Antonius Felix darin auf, der um seines evangelischen Bekenntnisses willen hatte fliehen müssen. Dieser lehrte nun im Kloster die Anfangsgründe des Griechischen und Hebräischen und las einige Briefe des Paulus. Der andere Lehrer, denn von weiteren hören wir nicht, war der Propst selbst, der den Psalter hebräisch las und ihn bis zum 15. Psalm auslegte. Kaum war diese Schule gegründet, so verbreitete sich der Ruf davon auch in der Nachbarschaft, und es fanden sich eifrige Hörer aus Städten wie Magdeburg, Braunschweig, Goslar herzu; vornehme Leute vertrauten ihre Kinder mit ihren Hofmeistern der Schule zur Unterweisung und Erziehung an. Wir haben es hier mit einer Erscheinung ganz besonderer Art zu thun, denn in den höchstens 2 Jahren, während welcher die Anstalt ungestört bestand, hätte sie ohne das Zusammenwirken besonderer Zeitumstände unmöglich die Bedeutung erlangen können, die sie wirklich gewann. Aber da sie einem dringenden Bedürfnis jener Tage entsprach, so sammelte sich in Widensees Klosterschule eine ansehnliche Zahl empfänglicher, innerlich für die Reformation bereits gewonnener Geister, die ihre Studien und ihre innere religiöse Entwicklung im Kloster zu den Füßen zweier geistig hervorragenden Lehrer durch die damals noch wenig verbreiteten Auslegungen der heiligen Schriften in den Grundsprachen zu einem gewissen Abschluß brachten.

Es handelte sich hierbei offenbar nicht bloß um die Aneignung einer gewissen Summe schulmäßig erworbener grammatischer Kenntnisse, sondern um die im geistigen Gedankenaustausch gewonnene Befestigung in der reformatorischen Erkenntnis. So predigten denn schon im Jahre 1521, also unmittelbar vor Eröffnung der kleinen Akademie, die Kapläne Johann Wissel und Heinrich Gefferdes, ersterer ein Braunschweiger, letzterer ein Helmstedter von Geburt, vom Propst dazu bestellt, zu S. Martini im biblisch-reformatorischen Sinne. Wenn wir in der alten Bischofsstadt die reformatorischen

Beſtrebungen ſo ſchnell und mächtig vordringen ſehen, ſo können wir uns das nur erklären aus den böſen Zuſtänden, aus denen ſie ſich erhoben, und aus der moraliſchen Stütze, die dadurch die Reformation gewann. Wir ſind freilich hierbei vorzugsweiſe auf das gleichzeitige Zeugnis eines Bekenners der Reformation, Johann Winnigſtedt, gewieſen, aber dieſes erſcheint in ſich ſelbſt ſo beſonnen und ſtimmt ſo ſehr mit bekannten gleichzeitigen Erſcheinungen an anderen Orten, daß wir wohl berechtigt ſind, ihm Glauben zu ſchenken. Winnigſtedt ſagt, es ſei in allen Landen „ruchtbar“, daß keine Stadt im ganzen Sachſenlande wäre, da mehr Unzucht, Ehebruch, Hurerei und andere Laſter und Schande im Schwange gingen, als zu Halberſtadt, darum, daß ſich die Geiſtlichen des weltlichen Gerichtes unterſtehen, die doch den Eheſtand verachten und aller Untugend voll ſind, einen ehrbaren Rat aber für nichts achten. Jedenfalls wurden Rat und Innungsmeiſter, beſorgt um die öffentliche Sittlichkeit in der Stadt, wider dieſe Uebelſtände vorſtellig und drangen, wie an andern Orten, zunächſt auf Abſchaffung der privilegierten Unzucht. Mit welchen kirchlichen Gegnern man es in Halberſtadt zu thun hatte, zeigt doch die niederträchtige verbrecheriſche Weiſe, in welcher der Titularbiſchof Heinrich von Akkon den Doktor der Theologie Valentin Muſtaeus, deſſen ſpäter Luther ſich annahm, entmannen und ſeine theologiſchen Bücher in eine Kloake werfen ließ, ohne daß wir von einer Ahndung ſolchen Frevels durch ſeine kirchlichen Oberen etwas hörten. Aber die Macht des wohl organiſierten Halberſtädter Kirchenſtaats war eine zu große, als daß vorläufig in den ſittlichen Zuſtänden eine Wandlung und der Reformation eine freie Bahn hätte geſchafft werden können. Die Geiſtlichkeit nahm dem Rat ſeine Vorſtellungen als einen Eingriff in ihre Rechte ſehr übel. Männer wie Wiſſel und Gefferdes wurden abgeſetzt und mußten weichen, Widenſees Schule wurde gegen Ende 1523 geſchloſſen, er ſelbſt wegen Verführung von Ordensperſonen zur Reformation angeklagt und ſchließlich zur Flucht nach Magdeburg veranlaßt.

So ſchien das geiſtliche Streben zu S. Johannis ganz gedämpft und das Verlangen der Evangeliſchen nach einem Prediger ihres Bekenntniſſes zunächſt ein hoffnungsloſes. Dennoch glomm

das Feuer evangelischer Ueberzeugung noch in einzelnen Mitgliedern des Augustinerkonvents im Stillen fort, auch sollten eben von diesem aus infolge unerwartet eintretender Zeitverhältnisse wenigstens auf kurze Zeit die Wünsche der Halberstädter Reformationsverwandten in Erfüllung gehen. Als die öffentlich als Anhänger der Reformation hervorgetretenen Mitglieder des S. Johanniskonvents einer nach dem andern das Kloster verlassen hatten, war unter den der Kirchenerneuerung zugewandten Zurückbleibenden der merkwürdigste Heinrich Winckel. Daß wir von ihm, der 1523 doch schon sein dreißigstes Lebensjahr beschloß, bisher nichts hörten, ist aus seinem besonderen Wesen zu erklären. Er, der sich auch später niemals um eine Anstellung beworben hat, hatte in aller Stille einen inneren gründlichen Entwickelungsgang durchgemacht. Ungemein freundlich und bei seinem fleißig gesammelten Wissen durchaus bescheiden, bewahrte er sich die Liebe seiner Mitbrüder, die den Befähigten wider seinen Willen zu ihrem Prior erkoren. Er hat selbst bezeugt, daß er als Bruder im Kloster heftiges Verlangen getragen habe, Luther zu sehen und zu hören. Es wurden auch wohl die Fragen, die durch Luthers Reformation unter die Geister geworfen waren, innerhalb der Klostermauern unter den Brüdern lebhaft verhandelt. Da trat denn Winckel beispielsweise sehr entschieden zugunsten der Ehefreiheit für jedermann auf, nicht ohne den Vorzug keuscher Ehe sehr deutlich dem unreinen Cölibat der Priester und Mönche gegenüberzustellen. Wir dürfen nicht zweifeln, daß solche Erörterungen damals vielfach in den Konventen gepflogen wurden und daß mancher der an sein Gewissen pochenden Wahrheit innerlich beipflichtete, ohne doch durch Lösung der klösterlichen Bande sein Bekenntnis offen zu besiegeln. Winckel legte ein solches Bekenntnis ab, sobald seine Berufung ihm dazu die Veranlassung gab.

Die Gelegenheit hierzu fand sich ziemlich bald, nämlich zur Zeit der Bauernunruhen. Als diese zu Ende des Jahres 1524 und besonders im Frühjahr 1525 auch einen Teil der Bürgerschaft in ihre Kreise zogen, verließen manche von den Altkirchlichen, aus Furcht vor dem „schwarzen Hausen“ und da sie wegen ihrer rohen Unterdrückung der Reformation ein schlechtes Gewissen hatten, wie der erwähnte Weihbischof Heinrich von Akkon, aber

auch Winckels Landsmann, der milde menſchenfreundliche Offizial Heinrich Horn, die Stadt. Um nun aber dieſe nicht den Einflüſſen verderblicher Demagogen oder ſchwärmeriſcher Prädikanten preiszugeben, willfahrten die erzbiſchöflichen Räte gern dem Wunſche des reformatoriſch geſinnten Rats, indem ſie den von dieſem hierzu erbetenen Prior zu S. Johannis als Pfarrer an der Stadt- oder Marktkirche zu S. Martini beſtätigten, weil er nicht nur ſeiner Geiſtesgaben, ſondern auch ſeiner großen Milde und Friedensliebe wegen bekannt war. Und man ſah ſich darin nicht getäuſcht. Winckels ſchlichte volkstümliche Predigt bewährte ſich als Friedensbotſchaft ſowohl im tiefſten religiöſen als im geſellſchaftlich-bürgerlichen Sinne. Da der Rat wohl erkannte, worum es ſich handelte, ſo unterſtützte er eifrigſt des geliebten Pfarrers Bemühen um die Erhaltung des Friedens und der Ordnung. Ein Jahr ſpäter erinnert er den Kardinal Albrecht daran, wie Winckel das Wort Gottes bei ihnen chriſtlich, lieblich, herzlich gepredigt, das Volk in der Aufruhrszeit aus einem ſachtmütigen Geiſte und Herzen, treulicher Liebe und Wohlmeinung zu Nutz ihrer Seelen Seligkeit und zur Liebe Gottes und des Nächſten, zum Gehorſam gegen die Obrigkeit, Frieden und Einigkeit geführt, gewieſen und gelehrt und ſie mit ſeufzendem Herzen gebeten habe, ſich chriſtlich und liebevoll gegen jedermann zu bezeigen. Sie ſeien ſeinem chriſtlichen Mahnworte ſämtlich gefolgt und hätten in dieſer Predigt ein Genügen gefunden, auch habe Winckel ihnen durch ſeinen ehrbaren chriſtlichen Wandel ein gutes Vorbild gegeben. Dieſem ſchönen Zeugniſſe aus der Gemeinde entſpricht auch Winckels Verhalten gegen ſeine Pfarrkinder. In der kurzen Zeit, die ihm für ſein pfarramtliches Wirken vergönnt war, hat er die Leute ſo lieb gewonnen, daß er als Ausgewieſener aus der Ferne ſich nach ſeiner Nachbarſchaft und Geſinde erkundigt und alle, die ſeiner gedenken, grüßen läßt.

Auch dem biſchöflichen Regimente entging ein ſolcher ſegensreicher Einfluß des echt volkstümlichen Predigers nicht, und gern hätte man ihn behalten oder noch höher befördert, wenn er ſich nur in der Lehre ganz dem römiſchen Bekenntniſſe angeſchloſſen hätte. Aber der Mann, der ſeiner Gemeinde den Oelzweig des Friedens brachte und ſie mit der Lindigkeit des Evangeliums

erquickte, war allzeit bereit, wo es sich um die Verteidigung der erkannten Schriftwahrheit handelte, ein so scharfes Schwert zu führen, daß der oberflächliche Beobachter in dem kühnen Streiter kaum den milden und demütigen Friedensboten wieder erkennt. Nun hätte man, zumal da Kardinal Albrecht selbst eine Zeitlang als Humanist und Erasmianer eine mittlere Stellung einnahm, Winckel in seiner Predigt bis zu einer gewissen Grenze gern gewähren lassen, wie auch dieser sich hinsichtlich solcher kirchlichen Formen, an denen sein evangelischer Glaube keinen Anstoß nahm, willig und weitherzig fügte. Da er aber in der Kernfrage von der Messe, dem römischen Altarsakrament, seine evangelische Ueberzeugung nicht verleugnen konnte, so war ein Konflikt mit der kirchlichen Oberbehörde unvermeidlich. Kardinal Albrecht ließ, um ihn zu halten, Winckel durch seine Räte das Zugeständnis machen, daß er nur an Sonn- und Feiertagen Messe halten solle, dann, als er sich dessen weigerte, ihm diese Pflicht nur für die hohen Festtage auferlegen, endlich, da er sich auch dazu nicht verstand, ließ er sich bereit erklären, den offenbar sehr geschätzten Mann in seinem Amte zu lassen, wenn er wenigstens einmal im Jahre das Meßopfer darbringe. Auch darauf konnte Winckel nicht eingehen. Wäre es ihm gewissenshalber möglich, eine einzige Messe zu halten, so könne er auch tausend halten, erklärte er den Räten, während er dem Kardinal seine Weigerung in einem ausführlichen Schreiben begründete. Seinen Mitchorherren gegenüber hat er sich nicht lange darnach vernehmen lassen, er wolle sich gern in allem möglichen die Gnade und Gunst seines Fürsten, des Kardinals, verdienen, es sei ihm aber unmöglich, gegen das Wort Gottes irgend einem Menschen zu gehorsamen. „Zu allem möglichen lasse ich mich bestimmen, aber zur römischen Messe wird mich niemand wieder bringen.“ Wohl weiß er, daß er durch ein so offenes Bekenntnis alle Brücken zerstört, über die er noch den Weg zu einer Beförderung in der römischen Kirche finden könnte, aber „verflucht“ ruft er aus „sei der Gewinn, der die Seele von der Gemeinschaft mit Christo trennt.“

Gar bald bekam er die zunächst bittere Frucht solcher Standhaftigkeit zu schmecken: sein Pfarramt wurde ihm genommen, und als er nun ins Kloster zurückkehren wollte, litt man ihn dort

nicht. Es wird erzählt, daß, als er beim Kloſter ankam, die Chorherren alle Eingänge vor ihm verſchloſſen und auf die Frage, weshalb das geſchehe, geantwortet hätten, weil er ein Lutheraner ſei. Es wäre dann im engſten Wortſinn zu verſtehen, wenn er den Mitchorherren zu S. Johannis ſpäter erklärt, weil er nicht habe Meſſe leſen wollen, ſei er von ihrem Konvente ausgeſchloſſen worden.[1]) Das war nun aber ein ebenſo unbrüderliches wie ungeſetzliches Verfahren, denn Winckel war von ſeinem Vater nicht nur aus geiſtlichen Beweggründen, ſondern auch um dem Sohne einen Lebensunterhalt zu gewähren, durch eine Summe, die ſein ganzes Erbteil ausmachte, vertragsmäßig dem Kloſter übergeben und in dasſelbe eingekauft worden. Er hatte ſich um dasſelbe durch unverdroſſene Arbeit verdient gemacht und ſich muſterhaft gehalten. Er fand auch leicht wohlgeſinnte Männer, die ihm beim Propſt und Konvent zu ſeinem Rechte zu verhelfen ſuchten. Aber wie mancher hat mit Winckel die Erfahrung gemacht, daß in ſolchen Fällen Kirchen und Klöſter kein Recht gewähren. Es ſei dieſes Geld durch Winckels Studium und des Vaters Gedächtnisfeier aufgegangen, erklärte man jetzt einfach der an das Kloſter geſtellten Rechtsforderung gegenüber.

Trotz ihrer offenbaren Feindſeligkeit wollten die Chorherren doch gern die Urſache der Verſtoßung in andern ſuchen: „Du haſt den Satrapen nicht gefallen“ — ſie meinen die erzbiſchöflichen Räte damit — „deshalb mußteſt du weichen“, erklärten ſie dem ausgeſchloſſenen Bruder. Da es nun aber doch nicht ſo ohne Weiteres anging, jede Verpflichtung gegen das bei ihnen eingekaufte Konventsglied abzulehnen, ſo fanden ſie eine ſchnöde Auskunft, bei der ſie meinten, ihr oder ſein Geld behalten zu können: Winckel wurde ſcheinbar nicht ausgeſchloſſen, blieb Chorherr, es wurde ihm nur ein dimissorium, ein Wanderbrief, zunächſt auf ein Jahr erteilt, aber das Zehrgeld, das man ihm mitgab, belief ſich noch nicht auf einen Gulden. Man meinte, er könne ja, wie einſt der Apoſtel Paulus, ſein Brod durch der Hände Arbeit verdienen.

So traurig zunächſt die Lage des Ausgewieſenen und thatſächlich Enterbten ſchien, zweierlei war ihm geblieben: ſein gutes Gewiſſen und die Liebe der Gemeindeglieder, die er in ſo kurzer

Zeit gewonnen hatte. Gab ihm das erstere eine große Freudigkeit, so gewährte ihm die Anhänglichkeit der evangelischen Freunde die nötigsten Mittel für seinen Unterhalt. Freilich waren diese Spenden anfangs etwas knapp, so daß Winckel sagt, seine Konventsbrüder möchten wohl von der Wahrheit nicht weit abirren, wenn sie meinten, er habe zuweilen kaum das trockene Brod zu essen. Bald jedoch erschien ihm das Los, das ihm auf so außerordentliche Weise zugefallen war, als ein geradezu erwünschtes.

Wohin er seine Schritte von Halberstadt aus lenken würde, konnte kaum zweifelhaft sein. Hatte ihn doch längst verlangt, Luther sehen und hören zu können. Ihn und seine Hauptmitarbeiter zu hören und von ihnen zu lernen eilte er jetzt nach Wittenberg. Wenn uns von einem zuverlässigen Zeugen berichtet wird, daß gerade Melanchthon ihn besonders geschätzt und von ihm geschrieben habe, so ist das bei Winckels bescheidenem friedlichen Wesen und bei seinem Wissensdurst sehr leicht zu verstehen. Daß für ihn aber Luther doch in erster Linie der Stern war, der ihn in seine Kreise zog, hat er selbst wiederholt bezeugt.

Von Wittenberg aus giebt er im Dezember 1525 und im Februar des nächsten Jahres seinen ehemaligen Mitchorherren Zeugnis von dem Glück, dessen er genieße. Bei einem vergleichenden Blick auf sein Leben im Kloster stellt er sein mönchisches Noviziatsjahr, wo er, durch Jugend und Unwissenheit verführt, seinen Herrn täglich kreuzigte, mit dem Wittenberger Noviziate zusammen, das ihn froh und glücklich mache. Das Wort, um dessentwillen er Verbannung leidet, ist seine Wonne. Es ist ein Quell, der ins ewige Leben fließt. Wer aus diesem Quell getrunken habe, den könne es in ihrem Kloster nicht leiden. „O daß ihr doch von diesem Quell trinken wolltet, der aber nur denen dargeboten wird, die da dürstet. Dieser ist das A und O, Anfang und Ende. Man dringt zu diesem Quell durch das Studium der Ursprachen Heiliger Schrift, des Hebräischen und Griechischen, denn darin ist der Kern der Schrift verborgen und wer ihn da nicht sucht, der sucht ihn vergebens in trüben Lachen." Was er sich in Wittenberg zunächst aneignen und daselbst lernen will, ist die Führung des evangelischen Pfarramts, die rechte Kunst, den Gemeinden die geistige Nahrung darzureichen.

Vorläufig nahm er nicht nur sein Recht als Mitglied des Halberstädter Augustinerconvents, sondern auch als gewählter und bestätigter Pfarrer zu St. Martini in Anspruch. Ebenso wollten die Halberstädter nicht von ihm lassen, und als der Kardinal im Jahre 1526 dem Rat die Wahl eines Predigers gestattete, der nicht aufrührerisch wäre, sondern das Wort Gottes einfältig und rein vortrüge, schöpften sie die Hoffnung, ihren Winckel wieder berufen zu können. Sie ließen ihn schon im Frühling nach Halberstadt kommen und stellten ihm in einem Schreiben an den Kardinal Albrecht ein wahrhaft rührendes Zeugnis aus, worin das Lob Winckels wetteifert mit den Beweisen der Liebe, mit der die Halberstädter an ihm hingen. Wenn sie freilich den eigentlichen Anstoß, um dessentwillen ihr Seelsorger hatte weichen müssen, damit glaubten beseitigen zu können, daß sie angaben, Winckel habe in Leipzig eine andere Ansicht von der Messe gewonnen, so war das nicht zutreffend.

Daher war aber auch an eine Wiederbestellung nicht zu denken. An seiner Stelle wurde ein jüngerer Bruder des St. Johanniskloſters, Johannes Winnigstedt, als Pfarrer zu St. Martini bestellt. Er war nicht so entschieden in seinen reformatorischen Ueberzeugungen, wie sein Vorgänger, aber doch tief davon berührt. Da nun Winckel die Sache des Evangeliums und seiner zurückgelassenen Gemeinde am Herzen lag, so ermahnte er Winnigstedt dringend, treu bei der Wahrheit zu bleiben und dem Irrtum mutig und entschieden entgegen zu treten. Er selbst werde das ebenfalls thun, sobald es ihm vergönnt sei, sein Amt wieder anzutreten. Aber wenn er auf der einen Seite mit Feuereifer dem römischen Irrtum und Schaugepränge entgegentritt, so ermahnt er mit gleicher Innigkeit den Bruder, ja nicht seine Lust am Streiten zu haben, vielmehr über der Abwehr des Irrtums das Weiden der anbefohlenen Herde nicht zu vergessen. Dann gedenkt er noch besonders des Altarsakraments: „Die Messe halte in solcher Gestalt (nämlich der evangelischen Abendmahlsfeier), daß du deren Frucht nicht verliereſt und zeige den andern — nämlich denen, die das Sakrament verkehrt, als römisches Meßopfer feiern — welche Gefahren und Lästerungen darin enthalten seien, damit du nicht samt dir selbst auch andere ins Verderben stürzeſt.“ So vorsichtig aber Winnigstedt

auch auftrat, seine innerste Ueberzeugung vor der Oeffentlichkeit verbarg und zuerst das heilige Abendmahl nur heimlich denen, die es begehrten, auf evangelische Weise spendete, so folgte er doch nachher der ernsten Mahnung seines älteren Bruders, mußte dann aber auch, wie dieser, sein Amt aufgeben und sah sich endlich zur Flucht aus Halberstadt veranlaßt.

2. Braunschweig.

Während nun in Halberstadt durch die Gewaltmittel des alten Kirchenstaats die Reformation auf eine längere Reihe von Jahren unterdrückt wurde, gelangte sie zu Braunschweig, der binnenländischen Hauptstadt Niedersachsens, zum vollen Siege. Die Anfänge reichen auch hier in die ersten zwanziger Jahre zurück. An der Spitze der geistigen Bewegung steht die Gestalt des würdigen Benediktinerbruders Gottschalk Kruse, der einen ähnlichen inneren Entwickelungsgang wie Luther erfuhr und trotz mannigfacher Hinderungen doch fruchtbaren Samen der evangelischen Lehre ausstreute und bald einzelne wackere Männer, wie einen Heinrich Lampe, zu Nachfolgern hatte. Eine völlige Durchführung der Reformation verhinderten aber nicht nur die verschiedenen geistlichen Körperschaften und der durchaus reformationsfeindliche Landesherr Heinrich der Jüngere, dem verschiedene Stifter und Klöster in der Stadt unterstanden, sondern auch die Mehrheit des Rats, der in der Durchführung der Reformation eine Schmälerung seiner Vorrechte befürchtete und längere Zeit eine Vereinigung und Beschlußfassung der Gesamtgemeinde zu verhindern wußte.

Endlich hatte diese, geleitet von einem ebenso frommen als geschickten Bürger Autor Sander, gegen den Buchstaben der Stadtverfassung ohne Genehmigung des Rats, anfangs 1528 doch gemeinsame Versammlungen gehalten und Artikel aufgestellt, welche die Durchführung der Reformation und die Berufung eines tüchtigen und gelehrten auswärtigen Geistlichen zum Ordner und Leiter des gesamten Kirchenwesens bezweckten.

Der Erkorene war nun aber kein anderer, als Heinrich Winckel. Daß man diesen in Braunschweig genauer kannte, ist bei der mäßigen Entfernung der Stadt, bei den mancherlei Berührungen, die er mit Braunschweigern gehabt hatte, und bei dem engen Zu-

ſammenhalten, das unter den vielfach bedrängten Bekennern der Reformation ſtattfand, nicht zu verwundern. Jedenfalls war es eine Ehre für ihn, daß man ihm ein ſo wichtiges und ſchwieriges Amt anzuvertrauen gedachte. Es bedurfte dann noch einer ernſtlichen, auf Sanders Betreiben geſchehenen Anregung, bis der Rat ſich entſchloß, eine Geſandtſchaft abzuordnen, um ſich Winckel für das ihm zugedachte Amt zu erbitten. So begab ſich denn im Februar der Stadtſekretär Johann Alshauſen mit Autor Sander nach Halberſtadt, um mit dem dortigen Rate zu verhandeln, während gleich hinterher der zur altkirchlichen Partei gehörige Sekretär Prüſſe unmittelbar nach Jena ging, um mit Winckel ſelbſt, der ſich in jenen Tagen mit der dorthin übergeſiedelten Wittenberger Univerſität hier befand, in Verhandlung zu treten. Gern ließen die Halberſtädter ihren geliebten und verehrten Prediger, den ſie Jahrelang unterſtützt und den ſie durch eine Art Vertrag gebunden hatten, nicht los. Da aber die Ausbreitung des Evangeliums eine gemeinſame Sache war und — worauf Sander nachdrücklich hinzuweiſen nicht unterlaſſen haben wird — eine ſo wirkſame Kraft auf ungewiſſe Friſt ganz brach lag, ſo entſprachen ſie dem Wunſche Braunſchweigs ſo weit, daß ſie ihnen Winckel zunächſt auf kürzere Friſt überließen. Mit ihm ſelbſt verſtändigten ſie ſich aber ſchon jetzt oder bald danach dahin, daß er ſich auswärts niemals auf eine feſte Beſtallung einlaſſen, ſondern nur auf ſolche Weiſe dienen dürfe, daß er ſpäteſtens innerhalb eines Vierteljahrs als ihr Prediger nach Halberſtadt zurückkehren könne.

In ganz anderer Geſinnung als Alsleben und Sander mit den Halberſtädtern verhandelte Prüſſe in Jena mit Winckel. Er machte ihn mit der auf ihn gefallenen Wahl der Braunſchweiger bekannt, gab ihm aber von den dortigen Zuſtänden einen möglichſt unvorteilhaften Begriff, um ihm entweder das Amt ganz zu verleiden oder doch das Vertrauen zu ſeinen zukünftigen Amtsbrüdern zu nehmen. Abſchrecken ließ ſich Winckel nicht, aber als er — abſichtlich bei einem entſchieden altkirchlichen Parteimann in Herberge gebracht — in Braunſchweig angekommen war, ſuchte man ihn einesteils durch überhäufte Aufmerkſamkeiten und Auszeichnungen für die Altkirchlichen einzunehmen, während man ihm anderſeits die Prädikanten durch verleumderiſche Anſchwärzungen

zu verleiden ſuchte. Den Erfolg, den man ſich davon verſprochen, hatten freilich dieſe unredlichen Mittelchen nicht, aber die geiſtlichen Amtsbrüder merkten aus gewiſſen Andeutungen doch, daß ihr Haupt gegen ſie eingenommen ſei. Doch dieſes Mißverſtändnis dauerte nicht lange: es kam bald zu einer offenen Ausſprache zwiſchen Winckel und ſeinen Amtsbrüdern, und durch die gemachte Erfahrung gewitzigt, konnte er hinfort um ſo beſſer künftigen Mißverſtändniſſen vorbeugen.

Nachdem er am 1. März zu S. Martini ſeine erſte Predigt vor einer dicht gedrängten Zuhörerſchaft gehalten hatte, verkündigte er fortan das Wort an Sonn- und Wochentagen abwechſelnd in allen Pfarrkirchen der Stadt mit reichem Segen und zu großer Befriedigung ſeiner zahlreichen Hörer. Sein feſtes Bekenntnis und ſeine bei reichem Wiſſen doch ſchlichte, volkstümliche Predigt gewann ihm bald die Gemüter. Die ihm nachgerühmte angenehme Ausſprache trug auch das ihrige zum Erfolge ſeiner Arbeit bei. Nehmen wir noch hinzu, daß er wegen ſeiner Gelehrſamkeit eine ihm amtlich übertragene Lehrthätigkeit an der Schule in lateiniſcher Sprache verſah, auch bei zweifelhaften Lehrfragen gründlich Beſcheid zu geben wußte, ſo ſchien Winckel ganz der Mann zu ſein, deſſen man zur Oberleitung eines ſo großen Kirchenweſens bedurfte. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen wäre er dies in der That auch geweſen, aber in ſolchen lebte man damals in Braunſchweig nicht. Ueber mancherlei Fragen, beſonders hinſichtlich des äußeren Brauchs, war noch kein allgemeines Einverſtändnis erzielt und nicht alle Prädikanten zeigten hierbei die nötige Willigkeit. Von altkirchlichem, der Reformation nicht angemeſſenem Weſen war hie und da noch manches übrig geblieben und das evangeliſche Bekenntnis ſelbſt war in Deutſchland noch nicht in einer allgemeingültigen Geſtalt zur Anerkennung gelangt.

Um unter ſo außerordentlichen Verhältniſſen eine feſte Ordnung zu ſchaffen, dazu bedurfte es einer maßgebenden Perſönlichkeit mit beſonderem organiſatoriſchen Geſchick und durchgreifender Thatkraft. Für eine ſolche hielt man nun den beſcheidenen und milden Winckel nicht, und da dieſer die Notwendigkeit eines durchgreifenden organiſatoriſchen Werks ſehr wohl erkannte, ſo war er ſelbſt ſehr damit einverſtanden, daß man für ein ſolches den energiſchen Freund

Luthers Dr. Bugenhagen erkor. Dieſer ließ ſich auch dazu bereit finden und erhielt Luthers Zuſtimmung. Am 20. Mai 1528 wurde er zu S. Andreas von Winckel und der übrigen Stadtgeiſtlichkeit unter Gebet und Handauflegen zu ſeinem wichtigen Werke berufen und beſtätigt. Von Winckel an ſeinem Teile nach Kräften unterſtützt, brachte der Wittenberger Reformator daſſelbe in der vortrefflichen Braunſchweigiſchen Kirchenordnung in ungemein kurzer Zeit bis Ende Auguſt zum Abſchluß. Allgemein war der Wunſch, daß Bugenhagen entweder auf Lebenszeit oder doch möglichſt lange als Superintendent in Braunſchweig bleiben möge. Daneben wünſchte man Winckel als gelehrten Coadjutor oder nötigenfalls Vertreter des Superintendenten beſtellt zu ſehen. Es brauchte das kaum erſt ausgeſprochen zu werden, aber als Zeichen der beſonderen Zuneigung und des Vertrauens, deſſen er genoß, iſt es doch bemerkenswert, daß in den von Gilden und Gemeinheiten eingeſandten Gutachten die Schmiede ausdrücklich fordern, daß Winckel dem Dr. Pommer als Coadjutor beigegeben und ehrlich beſoldet werde.

So geſchah es denn auch zu Winckels großer Befriedigung: er hatte den Superintendenten zu unterſtützen, und wöchentlich zwei oder drei lateiniſche Lektionen in der Schule zu leſen. Mit dem erſteren ſoll deſſen Helfer die zu beſtellenden Prediger verhören und auf ihre Befähigung hin prüfen. Für die Predigt iſt ihm zunächſt das Paulskloſter anbefohlen, doch ſoll er auch nach Wunſch und Bedürfnis in andern Kirchen das Wort verkündigen. Nachdem nun am 6. September mit freudiger allgemeiner Beteiligung der Abſchluß der Kirchenordnung und damit des Braunſchweigiſchen Reformationswerks gefeiert war, dann um die Wende der Monate September und Oktober Bugenhagen die Stadt verlaſſen hatte, ohne das Amt eines Superintendenten übernommen zu haben, trat abermals die Frage an die Stadt heran, ob Winckel, wozu er ja von Anfang an beſtimmt geweſen war, Superintendent oder nur deſſen Helfer werden ſolle. Bugenhagen, der ihn von Wittenberg her kennen mußte und ihn jetzt aufs Neue ſchätzen gelernt hatte, war für ihn, aber Luther zog den ihm näher bekannten Mag. Martin Görlitz aus Torgau für die Stelle der oberſten Leitung vor, und Winckel, weit entfernt, darüber empfindlich

zu sein, sah in diesem Wunsche Luthers, des Propheten der letzten Weltzeit, eine göttliche Entscheidung und fügte sich willig. Kurz vor seinem Weggange führte noch Bugenhagen selbst den neuen Superintendenten in sein Amt ein. Winckel aber versah hinfort mit diesem in nie gestörter innigster Eintracht sein arbeitsreiches Coadjutoramt. Wie innig das persönliche Verhältnis der beiden einander innerlich verwandten Persönlichkeiten war, bewährte sich noch nach dem Weggange von Görlitz, der mit Winckel und andern Braunschweiger Geistlichen bis an sein Ende einen herzlichen Briefwechsel unterhielt.

Da Görlitz sich ebensowenig wie Winckel bei Lehrabweichungen zu durchgreifenden Maßregeln entschließen konnte, so entstand eine große Verlegenheit, als bereits im Jahre 1529 durch die Prediger Knigge und Schweinefuß zu S. Ulrich wiedertäuferische und Zwinglische Lehren verkündigt wurden. Da war es denn ein Glück, daß Bugenhagen auf seiner Rückkehr von Hamburg vom 6. Mai bis 20. Juni sich sechs Wochen in Braunschweig aufzuhalten veranlaßt sah. Nachdem er wider die abweichende Lehre gepredigt, lud er die genannten Geistlichen zu einer öffentlichen Disputation auf dem Neustadtrathause vor und als sie auch hier von ihrem Irrtum nicht abzubringen waren, wurden sie ihres Amtes entsetzt und ausgewiesen. Und als darnach dennoch wieder die Prediger Dume und Hoier zu S. Andreas sich dem Zwinglianismus zuwandten, suchten Görlitz und Winckel durch gemeinsame vierzehntägige Besprechungen das Band der Eintracht und gleichen Gesinnung unter den Amtsbrüdern zu befestigen. Sie erreichten zwar nicht sofort ganz ihre Absicht, aber durch die allgemeine Anerkennung und Festsetzung des reformatorischen Bekenntnisses in der Augsburgischen Konfession und den Einfluß, den dies auf die bisher schwankende Haltung des Rats ausübte, wurde das lutherische Kirchenwesen in der Stadt befestigt. Görlitz und Winckel veröffentlichten dann samt den mit ihnen zusammenstehenden Predigern im Jahre 1531 ein eigenes Bekenntnis der Braunschweiger Kirche über das Sakrament des heiligen Abendmahls, das 1532, und aufs Neue 1536 im Druck erschien. Der Prediger Dume, der sich nicht fügen wollte, wurde seines Amts entsetzt, Hoier und Kaufmann, die auf seiner Seite gestanden hatten, veranlaßte man zum Wider-

ruf ihrer Anſichten. So wurde denn die Einigkeit innerhalb der Braunſchweiger Kirche hergeſtellt.

3. Göttingen.

Winckel würde ſich ſchon ein unvergeßliches Ehrengedächtnis in der Reformationsgeſchichte geſtiftet haben, wenn er, wie er es denn wirklich that, abgeſehen von ſeinen Verdienſten um Halberſtadt, bis ans Ende getreu ſeines ſchweren und umfaſſenden Lehr- und Predigtamts in Braunſchweig gewartet hätte. Aber dem treuen Friedensboten, der ja den Braunſchweigern nur leihweiſe und auf Kündigung überlaſſen war, wurden noch dreimal beſondere wichtige kirchliche Sendungen anvertraut.

Die erſte dieſer außerordentlichen Aufgaben ſollte er in Göttingen erfüllen. Dieſe Stadt nahm unter ihren niederſächſiſchen Schweſtern eine angeſehene Stellung ein. Die entſcheidende Bedeutung beim Regiment hatte der altbürgerliche bevorrechtete Rat, neben dem die gemeine Bürgerſchaft ſowohl als der Landesherr, damals Herzog Erich von Calenberg-Grubenhagen, nicht viel zu bedeuten hatte. Da nun wie gewöhnlich der ſchlichte gemeine Mann, beſonders der Handwerker, die Gedanken der Reformation leichter und freudiger aufnahm, als die durch politiſche Erwägungen gebundenen Ratsherren und Altbürger, ſo war nicht zu erwarten, daß man der evangeliſchen Lehre ohne alle Kämpfe in der Stadt Raum verſtatten würde. Aeußerlich bemerkbar wurden hier die Anhänger der Reformation erſt im Jahre 1529. Als damals um Bartholomäi zur Vertreibung der Seuche des ſogenannten Engliſchen Schweißes von der Stadt, Bürgermeiſter und Rat an der Spitze, ein feierlicher Bittgang veranſtaltet wurde, von dem man ſich ebenſoviel Erfolg verſprach, wie von Wallfahrten nach den gefeiertſten Orten in Rom und Spanien, begleiteten die Reformationsgeſinnten — beſonders waren es Tuchmacher — den Bittgeſang der Prieſter durch Anſtimmen des Lutherliedes: „Aus tiefer Not ſchrei ich zu dir“ und das lateiniſche Te Deum mit dem deutſchen „Herr Gott dich loben wir.“ Bald nahm die Zahl der Evangeliſchen zu und keine Bedrohungen und Maßnahmen des Rats, kaiſerlicher und landesfürſtlicher Mandate vermochten die Bewegung mehr zu unterdrücken. Im Gegenteil fand das Evangelium auch bei

angesehenen Ratsfamilien Eingang und es bildeten sich zwei Parteien, die einander die Wage hielten, bis am 21. Oktober von den Bekennern der neuen Lehre deren Zulassung erreicht war. Als man jedoch bei diesem wichtigen Ziel eben angelangt war, suchte die zum größten Teil dem Handwerkerstande angehörige Mehrheit die augenblickliche Gunst der Lage auch zur Erreichung bürgerlicher Freiheiten zu benutzen. Wirklich gelang dies, ohne daß der Rat selbst angetastet wurde.

Bei diesen Erfolgen hätte es sein Bewenden haben müssen, aber der Prädikant Hüventhal, ein ehemaliger Dominikaner von Rostock, in welchem die Evangelischen einen Leiter gefunden hatten, war von den so überraschend schnell erzielten Früchten der Bewegung so berauscht, daß er die von ihm beherrschte Menge zu übermütigem Gebahren und zu thörichten Forderungen hinriß. Es kam zu bilderstürmerischen Thätlichkeiten, und die Wogen der Volksleidenschaft gingen so hoch, daß sie einen allgemeinen Zusammenbruch der schützenden Dämme bürgerlicher Ordnung befürchten ließen. Kurz bevor es zur äußersten Gefahr kam, hatte sich der Rat an die Bundesstadt Braunschweig gewandt. Schon die vielfach korrigierte und geänderte Gestalt, in der der Entwurf dieses Schreibens noch heute vorliegt, veranschaulicht in merkwürdiger Weise die Aufregung des Augenblicks, in welchem die Ratsherren von dem Bruderorte sich einen tüchtigen Mann erbitten, der durch seine Friedenspredigt die aufgeregte Menge stillen und zur Ordnung zurückführen könnte. Und nun ist es sehr merkwürdig, daß dieser dringende Wunsch nicht in allgemeiner Gestalt ausgedrückt, vielmehr nur auf die Person Winckels gerichtet ist, von dem die Göttinger gehört haben, daß er nicht zum Aufruhr und zur Zerstörung der Klöster oder kirchlichen Gebräuche predige, vielmehr das Volk mit dem reinen Gotteswort zur Erlangung der Seligkeit zu speisen beflissen sei. Wahrlich, ein köstlicher Ruf, der von des bescheidenen Mannes Thun und Streben in so kurzen Jahren durch die Lande erklungen war und sich in Halberstadt wie in Braunschweig aufs schönste bewährt hatte! Und gar bald sollte man erfahren, daß man sich in Winckel nicht getäuscht hatte. Es wird berichtet, daß er in der Kirche selbst dem Hüventhal, als dieser bei Auslegung der dritten Bitte auf bestimmte angesehene Personen der Stadt mit ausdrücklicher

Nennung der Namen aufreizend hinwies, in die Rede gefallen sei und darauf hingewiesen habe, es heiße nicht Gottes Evangelium predigen, wenn man die Leute auf der Kanzel öffentlich mit Namen ausschreie und lästere, das heiße vielmehr Mord und Blutvergießen anrichten.

Jedenfalls spiegelt sich in dieser alten Ueberlieferung der Eindruck wieder, der sofort von Winckels Wirksamkeit ausging, der eben so mutig wie friedliebend dem rasenden Renner der erregten Volksleidenschaft in den Zügel griff, ihn mit der Kraft des evangelischen Friedenswortes zum Stehen brachte und endlich vollständig die Herrschaft über ihn gewann. So konnte denn schon am 10. Dezember Hüventhal, der Schützling der Menge, ohne Aufregung ausgewiesen werden. Da nun bald auch alle die Elemente, die an Hüventhals Gebahren Anstoß genommen hatten, durch Winckels Wort und Weise gewonnen und der Reformation zugeführt wurden, so läßt sichs wohl verstehen, daß der Rat einen solchen Mann nicht nach einem Monat, auf welche Frist er nur von den Braunschweigern beurlaubt war, wieder wollte ziehen lassen. Sie baten dieselben, sie möchten ihnen den Prediger wenigstens bis Ostern überlassen. Der Braunschweiger Rat wies darauf hin, daß es für sie schon kein geringes Opfer sei, wenn sie durch diese Verleihung bei ihrem Gottesdienst manchen Stillstand erlitten hätten; aber bis anfangs Februar wollten sie sich dennoch gedulden. Wohl gelang es dann den Göttingern mit Luthers und anderer Theologen Hülfe einige andere Prediger zu bekommen. Dennoch konnte und mochte man Winckel nicht entbehren, und auf wiederholte Bitten gestand Braunschweig um der guten Sache willen seinen Coadjutor bis Ostern, endlich bis Anfang Mai zu. Als auch diese Frist überschritten wurde, schrieb Winckel selbst auf des Göttinger Rats Wunsch einen Entschuldigungsbrief nach Braunschweig. Man ließ die Entschuldigung gelten, drang aber in den Coadjutor, sich nunmehr unverzüglich zur Rückkehr aufzumachen. Dennoch erfolgte diese nach halbjähriger Abwesenheit erst am 30. Mai 1530. Mit allen Ehren geleiteten die Göttinger ihren teuren Freund heim, und zwar auf der besorgten Braunschweiger Ansuchen mit bewaffneter Bedeckung, da es dem so entschiedenen Manne nicht an Feinden (quadgunner) fehlte, von denen man einen Anschlag auf sein Leben befürchtete.

Mit ihren wiederholten Bitten und dem Ueberschreiten des gewährten Urlaubs hatten die Göttinger die Geduld ihrer Schwesterstadt auf zu harte Proben gestellt, um nach der endlichen Rückkehr nochmals um Ueberlassung des Predigers bitten zu können. Da sie aber doch nicht von ihm lassen mochten, so wandten sie sich nochmals unmittelbar an Winckel selbst und ließen ihn mündlich durch ihre Boten und schriftlich bitten, doch zu ihnen auf Lebenszeit gegen gute Besoldung zurückzukehren, sie seien eines gelehrten und in göttlicher Schrift wohlerfahrenen Mannes so sehr bedürftig, der sie und die Ihrigen in den gegenwärtigen gefährlichen Zeiten im Wege zur Seligkeit unterweise. Als zu einem solchen hätten sie zu ihm das größte Zutrauen. Aber in einem ausführlichen, zugleich von seiner seelsorgerischen Treue und Anhänglichkeit zeugenden Schreiben sah W. sich genötigt, diesen ehrenvollen Ruf abzulehnen (23. Sept. 1530). Der Brief ist in Halberstadt geschrieben, wo er sich auf den Ruf des dortigen Rats und seiner treuen ehemaligen Pfarrkinder eingestellt hatte, als diese um die Zeit des Augsburger Reichstags wieder die Hoffnung nährten, es könne unter den damaligen für die Evangelischen günstigen Verhältnissen auch für sie der Tag erscheinen, an dem ihnen Bekenntnisfreiheit gewährt würde, eine Hoffnung die freilich wieder zerrann, um erst zehn Jahre später erfüllt zu werden. Winckel schrieb seinen lieben Göttingern, er sei in der Frage, um die es sich handle, nicht sein eigen, vielmehr seinen Halberstädtern durch Vertrag verpflichtet. Er ruft dann den Göttingern ein herzliches Wort der Mahnung und des Friedens zu: sie möchten den unendlichen Wert des Gotteswords und des ewigen Friedens niemals vergessen. Ohne Zweifel ist Winckel nebst dem erst etliche Monate später eingetretenen Prediger Winter als der anzusehen, der den Grund zur Reformation in Göttingen legte. Auch die Braunschweiger Kirchenordnung gelangte als Muster der Göttingischen durch ihn dahin, wenn auch die Ausarbeitung derselben durch andere Hände geschah und der Druck unter Luthers Augen erst 1531 zu Wittenberg erfolgte.

4. Hannover.

War die Kirche zu Göttingen die erste, die durch Winckel nach dem Vorbild der Braunschweiger eingerichtet wurde, so bot sich

bald weitere Gelegenheit, daß er auch bei der Einrichtung anderer Kirchen behilflich sein konnte. In wenigstens einem Falle, von dem wir wissen, geschah dies, ohne daß die Braunschweiger ihren so schwer zu entbehrenden Coadjutor nach auswärts zu versenden brauchten, nämlich bei der westfälisch-lippischen Stadt Lemgo. Hier war Moritz Piderit, vorher römisch-katholischer Priester, für das evangelische Bekenntnis gewonnen worden. Als aber Glesiker, durch den dies geschehen war, sich nach Bremen zurückbegab und die evangelische Gemeinde zu Lemgo Piderit zu ihrem Prediger erwählte, wünschte dieser in einer hervorragenden evangelischen Stadt über die rechte Gestalt des Gottesdienstes, den Katechismusunterricht und die Verwaltung von Tauf- und Altarsakrament, belehrt zu werden. Daher sandte ihn der Rat anfangs 1533 im Geleite eines Ratsherrn nach Braunschweig, wo Görlitz und Winckel sich seiner annahmen, viele Tage hindurch sich eingehend mit ihm besprachen und ihm in allem, was zum evangelischen Pfarramt gehört, sorgfältige Anleitung gaben. Mit Empfehlungsschreiben dieser beiden Lehrer und Bischöfe — doctorum et episcoporum wie Hamelmann sich ausdrückt — kehrte Piderit zurück und führte nun auch in Lemgo die kirchlichen Ordnungen Braunschweigs ein.

Nicht so leicht, aber um so bedeutsamer, war das Werk, das Winckel noch in demselben Jahre wieder außerhalb Braunschweigs, in Hannover, auszurichten hatte. In dieser ansehnlichen nach damaligen Verhältnissen auch ziemlich volkreichen Stadt walteten ganz ähnliche Hoheits-, Rechts- und gesellschaftliche Verhältnisse, wie in Göttingen, nur daß der allein mit Altbürgern besetzte Rat in der größeren Stadt auch eine größere Bedeutung hatte. So würden wir es denn schon vorauszusetzen haben, wenn urkundliche Zeugnisse es nicht bestätigten, daß auch hier anfänglich bei den Gewerken und der weiteren Gemeinde die Gedanken und Lehren der Reformation williger und früheren Eingang fanden, als in den bevorrechteten Ratskreisen. Die ersten Spuren von einer Einwirkung der Wittenberger Lehre auf einzelne Kreise in der Stadt finden wir in den Maßregeln der gegen die Reformation eingenommenen Herzogin Katharina und in Verordnungen des Rats aus den Jahren 1523 und 1524 gegen das Lesen und die Zulassung lutherischer Schriften und besonders gegen deren Verbreitung durch die Buchführer.

Acht Jahre lang gelang es dem Rat und den herrſchenden Geſchlechtern, das Verlangen der Reformationsfreunde nach evangeliſcher Predigt zu unterdrücken, teils durch Gewalt, teils dadurch, daß ſie eine Berufung der Geſamtgemeinde, deren man bei wichtigeren neuen Beſchlüſſen bedurfte, zu vermeiden wußten. Als dies endlich am 16. Auguſt 1532 wegen der beabſichtigten Niederlegung der Kapelle U. L. Frauen vor dem Egidienthore geſchehen mußte, wurde dies auch der Anlaß, daß der Reformation eine Gaſſe gebahnt wurde. Die verſammelte Bürgerſchaft: ſämtliche Aemter, Aelterleute und Werkmeiſter mit der Gemeinheit wählten nämlich zu ihren bisherigen Vertretern noch vierundzwanzig aus der Gemeinde hinzu und legten dem Rat in dreißig von ihnen aufgeſtellten Artikeln ihre Beſchwerden zur ſofortigen Bewilligung vor. Unter dieſen Artikeln war der alles beherrſchende die Forderung der Predigt des reinen Gotteswort's, eine Forderung, betreffs deren bei allen Beteiligten die vollſte Einmütigkeit herrſchte. Am nächſten Tage erreichten die Bürger die Geſtattung des Singens deutſcher Pſalmen in Häuſern und Gaſſen, doch noch nicht in den Kirchen. Sodann gelobte der Rat der Gemeinde, wegen der unter ihnen angefangenen Zweiung Herren, Fürſten, Räte oder Städte nicht anzugehen, eine Zuſage, der jedoch der Rat durch Botſchaft an Herzog Erich, an den doch beſonders dabei gedacht war, alsbald zuwider handelte. Die freie evangeliſche Predigt wollte der Rat nicht zulaſſen, ſagte aber endlich zu, ſich bis Michaelis nach geeigneten Predigern umzuſehen. Als nun am 15. April 1533 der Herzog, vom Rat veranlaßt, in die Stadt eingezogen und es zwiſchen ihm und den Bürgern zu einem Vertrage gekommen war, wurde in dieſen durch den agitatoriſchen Stadtſchreiber Fining gegen die Meinung der Bürgerſchaft die Beſtimmung aufgenommen, daß man ſich verpflichtete, bei den alten Kirchengebräuchen bis zu einem künftigen Konzil ſtille zu ſtehen, während die Meinung geweſen war, man wolle damit nur eine Zeit lang, etwa drei bis vier Wochen, warten.

Zu der durch ſolche Fälſchung erzeugten Verſtimmung kam dann die durch gegenſeitige Befehdung altkirchlicher und reformatoriſcher Lehrer erzeugte Aufregung; doch verſprachen noch am 26. Juni die Bürger, weitere vier Wochen mit der Reformation

ſtille zu halten. Im Juni wird dann ſtatt des einen Artikels von der Predigt des reinen Gotteswort beſtimmter eine dreifache Forderung aufgeſtellt: nach dem Abendmahl unter beiderlei Geſtalt, der Taufe in deutſcher Sprache und der Geſtattung der Ehe für jedermann. Hiergegen trat nun der Herzog auf, da dieſe Forderung vermeintlich der vorjährigen Abmachung zuwider laufe, und wurde dabei von ſeinem reformationsfeindlichen Vetter Herzog Heinrich d. J. von Braunſchweig unterſtützt. Drohte dadurch der jungen Gemeinde gewaltſame Unterdrückung, ſo wuchs bei dieſer inzwiſchen das Verlangen nach evangeliſcher Predigt, das auch von der Nachbarſtadt Braunſchweig und deſſen Predigern, darunter Winckel, genährt wurde. In einer allgemeinen Zuſammenkunft am 20. Auguſt gelobten die Bürger, wegen der anerkannten Wahrheit treulich bei einander leben und ſterben zu wollen. Da einer ſolchen Eintracht gegenüber der Rat ſeinen Willen nicht behaupten konnte, ſo begaben ſich zwiſchen dem 14. und 16. September erſt der Bürgermeiſter und der Stadtſekretär Fining, dann die meiſten Ratsherren und Geſchworenen ſowie ein Teil der altkirchlichen Geiſtlichen und ihrer Anhänger teils offen teils heimlich aus der Stadt und nach dem durch weltliches und kirchliches Regiment ſtreng gegen die Reformation abgeſchloſſenen Hildesheim. Sie beſchickten die fürſtlichen Gegner der Reformation und erhielten von dieſen ſo bedrohliche Briefe gegen ihre Vaterſtadt, daß ſie dieſelben nicht dahin zurückzubringen wagten.

Dieſes Entweichen der geſetzlichen Obrigkeit brachte über die Stadt eine große Gefahr zunächſt im Inneren. Denn beim Mangel der berechtigten Organe zur Beſtrafung der Frevler traten die niederen Leidenſchaften der ſchlimmſten Kreiſe offen zutage, ſo daß vorübergehend ein faſt geſetzloſer Zuſtand herrſchte. Von außen aber wurde die Stadt von den Fürſten bedroht, denen die Klagen der Ausgetretenen einen Anlaß zu gewaltſamem Einſchreiten boten. Solchen Gefahren gegenüber iſt es nun zu bewundern, wie die Bürger nicht nur bei der anerkannten Wahrheit feſt und mutig beharrten, ſondern wie ſich bei ihnen auch ſchnell eine neue Obrigkeit herausbildete, die den Ausſchreitungen einen feſten Damm entgegenſetzte. Ganz beſonders erfreulich iſt die Beobachtung, wie neben dem evangeliſchen Herzog Ernſt von Braunſchweig-Lüneburg

namentlich die evangelischen Städte Niedersachsens, an ihrer Spitze Braunschweig, dann Göttingen, Goslar, Einbeck, Magdeburg die gefährdete Schwesterstadt berieten, sie zur Ordnung und zur Verständigung mit dem entwichenen Rat und dem Herzog Erich aufforderten und dazu ihre Dienste anboten. Als anerkanntes Haupt der niedersächsischen Binnenstädte übernahm Braunschweig die Leitung dieser Bestrebungen. Braunschweig war es denn auch, an welches sich zuerst, schon am 16. September, Gildemeister und Vierundzwanzig zu Hannover mit der herzlichen Bitte wandten, sie treulich zu beraten und sie in ihrer Not, in die sie des Worts Gottes wegen geraten seien, nicht zu verlassen. Als nun in einer Versammlung der Bundesstädte in Braunschweig die Bedrängten ermahnt wurden, fest bei den oben erwähnten drei Artikeln zu bleiben und der Obrigkeit zu gehorsamen, da erkannten es die Leiter der Stadt für dringend notwendig, sowohl einen tüchtigen, frommen, des Rechts und der Feder mächtigen Mann als juristischen Anwalt, als einen tiefgegründeten friedliebenden Geistlichen für die Predigt und die Ordnung der geistlichen Angelegenheiten zu gewinnen. Da das letztere Bedürfnis als das dringendere erschien, so hatte sich das neue Stadtregiment schon im September um tüchtige Prediger an Braunschweig gewandt und dieses hatte auch um der Dringlichkeit willen bereits um Michaelis abermals den Coadjutor Winckel nach der Nachbarstadt entsandt, diesmal mit ihm dessen Amtsbruder Andreas Hoier, Pastor an der S. Ulrichskirche. Aber auch der rechte Mann für die städtische Anwaltschaft wurde in dem uns bereits als Freund Winckels bekannten Autor Sander gewonnen, einem ebenso guten Christen als Juristen. Er nahm auf etliche Jahre das Amt eines Syndikus der Stadt Hannover an, obwohl er, da ihm eben seine Gattin gestorben war, viel mit der Sorge für seine kleinen Kinder zu thun hatte. Wir werden kaum fehl gehen, wenn wir annehmen, daß Winckel, der vor Sander nach Hannover kam, dieser Stadt seinen trefflichen Freund empfahl. Jedenfalls war das Zusammenwirken beider Männer vom größten segensreichsten Erfolge. Durch Sanders Geschick und Gediegenheit kamen bald die Verhandlungen mit den Fürsten wie mit dem hinausgezogenen Rat in den besten Gang. Auf seinen Rat, als der rechten Hand und des Vertrauensmanns

der vorläufigen Stadtobrigkeit, geſchah es jedenfalls, daß zwiſchen dem 24. und 26. April 1534 Aelterleute, Werkmeiſter, die Zwanzig aus der Gemeinde und zwölf Perſonen aus den drei Kirchſpielen von der Geſamtgemeinde ermächtigt wurden, einen neuen Rat zu wählen, wie es denn auch geſchah. Da es heißt, Sander ſei ſchon am 24. April als Syndikus angenommen, ſo iſt das vielleicht ſo zu verſtehen, daß die Geſamtgemeinde ſchon gleich beim Beginn der Wahl eines neuen Rats den Syndikus vorauswählte, für den es ja an einer andern geeigneten Perſon fehlte.

Während ſo unter dem Syndikat ſeines Freundes ein neuer Rat gewählt wurde, predigte Winckel mit ſeinem Amtsbruder Hoier alle Tage abwechſelnd in den drei Pfarrkirchen der Stadt, zum heiligen Kreuze, zu St. Georgen und zu St. Egidien. Beide Geiſtliche erwarben ſich bald das Zutrauen der Gemeinden, und bereits am 29. Dezember 1533 bat das damalige Stadtregiment ihre Freunde in Braunſchweig, ihnen dieſelben auf Lebenszeit zu überlaſſen. Um Winckel aber war es ihnen dabei beſonders zu thun. Bei ſeiner gründlichen Gelahrtheit, ſeinem freundlichen gewinnenden Weſen und ſeiner Erfahrung wollte man ihn zum Superintendenten und zum Prediger von St. Crucis beſtellen, Hoier zu St. Georg, der Stadtkirche. Als Superintendent ſchien Winckel ſich ſchon darum zu empfehlen, weil kaum einer die in Sachſen muſtergültige Braunſchweiger Kirchenordnung ſo genau kannte, wie er. Die Hannoveraner ſagen ſelbſt, daß er ihnen bei Aufrichtung einer an das Muſter von Braunſchweig ſich anlehnenden beſonderen Ordnung half; er teilte ihnen zu dieſem Behufe auch ein Exemplar der erſteren mit.

An eine dauernde Ueberlaſſung beider Männer war natürlich nicht zu denken; weil aber den Braunſchweigern ſehr an dem rechten Ausbau und einer friedlichen Entwickelung der Reformation in der Nachbarſchaft gelegen war, ſo behalfen ſie ſich noch faſt fünf Monate, da ſie, wie ſie ſich ausdrückten, bedächten, wie ſehr der Stadt Hannover bei den für ſie gefährlichen Zeitläuften an tüchtigen Predigern gelegen ſei. Auch dieſe Friſt wurde noch einmal verlängert, ſo daß Winckel und Hoier erſt am 6. September nach faſt einjähriger Abweſenheit ihr Amt in Braunſchweig wieder antraten.

Dieſe Verlängerung der Friſt war, wenn auch nur auf ein

halbes Jahr, ähnlich bei Göttingen geschehen. Aber noch etwas anderes sollte sich nach Winckels Abgange in ganz ähnlicher Weise wie dort wiederholen. Gleich den Göttingern konnte auch der Rat zu Hannover, nachdem der äußerste Zeitpunkt für die Ueberlassung Winckels abgelaufen war, die Braunschweiger Nachbarn nicht nochmals um Ueberlassung ihres Coadjutors bitten. Da suchten sie sich denn einen besonderen Umstand zu nutze zu machen. Zu denen, die sich der bedrängten Hannoveraner annahmen, gehörte auch Luthers feuriger Freund Nikolaus v. Amsdorf, damals in Magdeburg. Er hatte an die Stadt einen Trostbrief gerichtet, auch einen Magister Theodor als geeigneten Prediger gewonnen und ihnen empfohlen. Sie sagen in ihrem Antwortschreiben dem ihnen zugethanen Theologen für seine Dienste herzlichen Dank, zeigen sich auch an und für sich freudig bereit, den ihnen empfohlenen gelehrten Magister gegen gebührende Besoldung bei sich aufzunehmen. Nun sei ihnen aber, fahren sie fort, von ihren Freunden, dem Rat und der christlichen Gemeinde zu Braunschweig, der Magister Heinrich Winckel zugesandt, der zum Dienst des Wortes Gottes und des Evangelii eine christliche Ordnung abgefaßt, und es wäre ihnen sehr erwünscht, wenn sie diesen bei sich behalten könnten. Dabei geben sie noch den besonderen Grund an: es sei nämlich der Magister Winckel auch der sächsischen (d. h. niederdeutschen) Sprache kundig. Daran sei ihnen viel gelegen um des gemeinen Mannes willen, dem er sich dadurch besonders wert und verständlich machen könne. Der Rat, an dessen Spitze damals bereits der treffliche Bürgermeister Anton von Berkhusen stand, und der einen Autor Sander als Berater zur Seite hatte, bittet daher, Amsdorf möge sich doch beim Rate zu Braunschweig bemühen, daß dieser statt Winckels den Magister Theodor annehme und ihnen dagegen Winckel überlasse. Aehnlich suchten auch die Göttinger durch Luthers Vermittelung einen der niederdeutschen Volkssprache kundigen Prediger zu bekommen, doch war dieser eines solchen wegen in Verlegenheit. Luther meinte, in Braunschweig nähme man der oberländischen Sprache Kundige an. Dazu gehörte ja Görlitz, den man auf Luthers dringende Empfehlung zum Superintendenten gemacht hatte. Aber mag auch in der verkehrsreichen Hauptstadt sich die Uebung in der bald siegreich vordringenden

ober- oder mitteldeutſchen Verkehrsſprache etwas früher verbreitet haben, für den gemeinen Mann war doch auch hier das Niederſächſiſche die herrſchende Sprache. Kam es doch in damaliger Zeit noch vor, daß man ſelbſt des beſſeren Verſtändniſſes für die Geiſtlichen halben kirchliche Ordnungen aus der hochdeutſchen Schriftſprache in das ebenfalls noch geſchriebene einheimiſche Niederdeutſche übertrug.[2])

Auch dieſer Verſuch, Winckel in Hannover feſtzuhalten, ſchlug fehl. Mit herrlichen Lobbriefen verſehen, wie es in einer Braunſchweiger Quelle heißt, kehrte Winckel mit ſeinem Amtsbruder Hoier von ſeiner Sendung nach Hannover zurück. Nach altem Brauch und in aufrichtiger Dankbarkeit wollte man ihnen beim Weggang ein Geldgeſchenk verehren, aber beide lehnten es ab, damit es nicht den Anſchein gewinne, als hätten ſie das Evangelium Chriſti um Geld feil.

Seitdem durch das treue Zuſammenwirken des weltlichen Regiments unter dem Bürgermeiſter v. Berkhuſen und dem Syndikus Sander mit der Predigt- und kirchenamtlichen Thätigkeit Winckels und ſeiner Gehülfen das Reformationswerk in Hannover feſt begründet war, nahmen die Dinge dort einen ruhigen Verlauf.

Aber auch für Halberſtadt war ſchließlich die gänzliche Unterdrückung der Reformation nicht mehr durchzuführen, als im Jahre 1539 bald nach einander zwei mächtige fürſtliche Gegner derſelben, Kurfürſt Joachim I. von Brandenburg und Herzog Georg von Sachſen mit Tode abgingen. Da dachten die Halberſtädter wieder an ihren Winckel, entließen ihn dann aber doch ſeiner Pflicht, als ſie erkannten, daß die Braunſchweiger ihn nicht wohl entbehren konnten.

5. Hildesheim.

So war es denn ums Jahr 1540 im weiten Umkreiſe der Städte Niederſachſens nur noch Hildesheim, wo das mit einander verbundene kirchliche und weltliche Regiment die Reformation gänzlich zu dämpfen vermochte. Nun waren weder die Bürger von Hildesheim für die evangeliſche Wahrheit weniger empfänglich, noch waren die Zuſtände der Altkirchlichen dort beſſer, als in anderen Städten. Die einundfünfzig mit Mietlingen ſtatt ordent-

licher Pfarrer, die zweiundzwanzig gar nicht besetzten Pfarreien im Stiftsgebiet sind dafür ein schlagender Beweis. Der eifrig römisch-katholische Dechant Oldecop gesteht diese Schäden zu. Spuren der reformatorischen Gedanken, die durch Lieder und kleine Schriften in die Stadt eindrangen, zeigen sich schon recht früh bei den Brüdern vom gemeinsamen Leben und beim gemeinen Manne. Bereits 1522 wagen etliche Bürger um einen evangelischen Prediger zu bitten; drei Jahre später beginnen schon einige Geistliche ihren reformatorischen Ueberzeugungen in Predigten Ausdruck zu geben.

Etwas mögen die gerade in dieser Bischofsstadt besonders gehäuften Denkmäler menschlicher Kunstthätigkeit in Kirchen und Kapellen mit ihren bunten Legenden und Sagen einen bestrickenden Einfluß auf die Gemüter ausgeübt haben. Aber die Haupthinderung der Gewissensfreiheit war das rücksichtslos durchgreifende Regiment Johann Wildefürs, der durch Ehrenauszeichnungen an Kaiser Karl V. gekettet war und von 1526 bis 1542 in besonders wirksamer Weise als Bürgermeister herrschte. Eben deshalb sammelten sich nun auch die der Reformation widerstrebenden Elemente von außerhalb in der also abgeschlossenen Stadt, wie wir das an den entwichenen Ratsherren und ihrem Anhang aus Hannover sahen. Lange wußte sich Wildefür die Mehrheit im Rat zu sichern und so Hildesheim als Hochburg des römisch-päpstlichen Kirchenwesens in Niedersachsen zu erhalten. Bei strenger Strafandrohung wurde den Evangelischen das Psalmensingen sogar in den Häusern verboten. Wer dabei befunden wird, soll mit zehn Pfund reinen Goldes oder mit Gefängnis büßen. In gleicher Weise wird gestraft nicht nur wer lutherische Bücher kauft und verkauft, sondern auch der, in dessen Hause sie gefunden werden. So mußten denn die Bekenner der Reformation ihren Glauben streng geheim halten. Nur die stille Hoffnung durften sie nähren, daß einst ein Tag erscheinen werde, der diese harten Fesseln löse. Ab und zu baten sie auch wohl die der Religionsfreiheit genießenden Nachbarstädte um evangelische Prediger. Und als seit 1531 der Schmalkaldische Bund gegründet war, suchten die Städte Niedersachsens von der See bis zur Elbe, dem Harz und Göttingen, ebenso Landgraf Philipp von Hessen, die Stadt Hildesheim in ihren Kreis zu ziehen, doch vorläufig vergebens.

Er ſchließt mit der Mahnung, ſie, als die da Chriſtum kennen, möchten wegen der unchriſtlichen Ceremonien geduldig ſein, denn zu ſeiner Zeit würden ſie ſehen, wie Gott es gerade dann beſſern werde, wenn die Feinde ſich am höchſten berühmten und meinten, ſie hätten gewonnenes Spiel; ſie möchten nur Frieden und Einigkeit, beides innerlich und äußerlich, bewahren.

Freilich kam der von Sander mit Beſtimmtheit vorausgeſehene Tag für Hildesheim beſonders ſpät und mancher, der ihn erhoffte, iſt darüber hingeſtorben, vermutlich auch Sander ſelbſt.[3]) Aber da wir nicht zweifeln dürfen, daß trotz der die Gewiſſen bedrückenden Verbote jener kleine köſtliche gedruckte Troſt- und Belehrungsbrief ſeinen Weg zu den Herzen und Händen der Evangeliſchen Hildesheims fand, ſo mußte er dazu beitragen, die Hoffnung und Geduld der ſo brüderlich Beratenen aufrecht zu erhalten. Wie Sander es in Glaubenszuverſicht voraus geſagt hatte, kam die Hülfe plötzlich und ehe man es erwartet hatte, zu einer Zeit, als der faſt monarchiſch waltende Bürgermeiſter Wildefür noch das Regiment hatte.

Da die freie Entfaltung des religiöſen Lebens und Weſens, wenn auch an und für ſich etwas ſelbſtverſtändliches, doch, um ſich öffentliche Geltung zu verſchaffen, der politiſch-bürgerlichen Sicherung bedarf, ſo konnte auch in Hildesheim die Reformation nur zur Ausgeſtaltung und Anerkennung gelangen, wenn dem gewaltſamen Regimente Wildefürs die Stützen entzogen wurden. Das geſchah nun im Jahre 1542, als die zunächſt von Goslar zu Hülfe gerufenen Schmalkaldiſchen Bundesfürſten den erklärten Feind der Reformation, Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunſchweig, vertrieben und ſeine Lande in Beſitz nahmen. Da ihm damit der mächtige Rückhalt genommen war, ſo konnte ſich Wildefür nicht länger behaupten, und es zeigte ſich erſt jetzt, wie groß die Zahl der niedergehaltenen Anhänger der Reformation war. Er überlebte den gewaltigen Umſchwung der Dinge nicht lange.

Keineswegs war es nun aber das Verdienſt des ſchwankenden, gar nicht hervorragenden Nachfolgers im Ratsregiment, des Bürgermeiſters Sprenger, wenn nun alsbald die Reformation zum Siege und zur Ausgeſtaltung gelangte das geſchah vielmehr durch die Hilfe der Schmalkaldiſchen Bundesgenoſſen und ganz beſonders

durch das eifrige Bemühen der von dieſen auf kürzere Zeit überlaſſenen tüchtigen Geiſtlichen, denen das Verlangen der bisher niedergehaltenen Evangeliſchen freudig entgegenkam.

Ein Zeugnis für die Wärme, mit welcher das evangeliſche Bekenntnis unter der Bürgerſchaft gehegt wurde, iſt es gewiß, wenn wir ſehen, wie es ein Kreis von Frauen aus dem Bürgerſtande war, der, die Frau des Bürgermeiſters Platen aus der Neuſtadt an der Spitze, unter ſicherm Geleite ins Lager der evangeliſchen Bundesgenoſſen nach Wolfenbüttel hinauszog, um zunächſt den Landgrafen von Heſſen um Hilfe für ihre Glaubensgenoſſen anzuflehen. Als nun der Landgraf dieſe Geſandtſchaft zwar huldvoll aufnahm, aber bevor er weitere Schritte thäte, doch erſt eine allgemeine Kundgebung der Männer Hildesheims erwartete, ließ dieſe zunächſt auf ſich warten; ſie erfolgte auch noch nicht auf eine Botſchaft des Schmalkaldiſchen Bundes an den Rat vom 22. Auguſt. Dieſe zunächſt überraſchende Erſcheinung hat ihren Grund darin, daß zwar die überwältigende Mehrheit der Bürgerſchaft, aber noch nicht die Mehrheit des befragten Rats die mit der Reformation verbundenen Veränderungen herbeiwünſchte. Es wiederholt ſich alſo hier dieſelbe Erſcheinung, wie wir ſie bei Braunſchweig, Göttingen und Hannover zu beobachten Gelegenheit hatten. Aber ſchneller wie an einem dieſer Orte erfolgte hier der Umſchwung. Als am 24. Auguſt die Abgeordneten der Bundesſtädte Braunſchweig, Magdeburg, Goslar, Göttingen, Hannover und Einbeck, darunter ein Nikolaus v. Amsdorf und Levin von Emden, dem Rat ins Gewiſſen redeten, ſo daß er nicht umhin konnte, die Stadtgemeinde zu berufen, da war auch die Entſcheidung ſchon geſichert und der Bann gebrochen, der bisher die Bürgerſchaft gebunden hatte. Als am 27. Auguſt, einem Sonntage, die Geſamtbürgerſchaft vom Rat aufs Gewandhaus verbotſchaftet wurde und zwar, weil die Sache, um die es ſich handelte, eine ſo wichtige war, bereits früh morgens um ſechs Uhr, da kam man nach einigen Verhandlungen mit dem Rate zu dem einmütigen Beſchluſſe, das reine Wort Gottes, „die reine Lehre des heiligen Evangelii“, anzunehmen. Zunächſt ſollen die von den evangeliſchen Bundesverwandten zu überlaſſenden drei Prediger das Wort zu S. Andreas, S. Georg und St. Jacobi verkündigen, die übrigen Kirchen, außer dem Dom,

geſchloſſen werden. Ferner ſollen die um des Glaubens willen Verbannten zurückgerufen und ſoll ein Anſchluß an den Schmalkaldiſchen Bund geſucht werden. Da man ihm ſeine politiſche Stellung ließ, ſo konnte und mochte der Rat dieſem einmütigen Zuſammenhalten der Bürger gegenüber nicht zurückbleiben.

Bei einem ſo überaus ſchnellen Umſchwung der Dinge erkannte man ſtrenge Gebote zur Aufrechterhaltung der Ordnung gegen verſuchte Ausſchreitungen einer leicht bewegten Menge für dringend notwendig. Dann ritt am 28. Auguſt der Bürgermeiſter Sprenger mit den Geſandten der Bundesſtädte nach Braunſchweig, um von den Häuptern der evangeliſchen Vereinigung ſich drei Prediger für die Hauptkirchen bis zur Gewinnung ſtändiger eigener Prädikanten zu erbitten. Dazu wurden ihnen denn drei der tüchtigſten Männer überlaſſen, vom Kurfürſten von Sachſen Dr. Joh. Bugenhagen, von der Stadt Braunſchweig ihr in dergleichen Sendungen bewährter Coadjutor Magiſter Winckel und vom Landgrafen von Heſſen deſſen früherer Hofprediger Mag. Anton Corvinus. Die erſteren konnten ſofort an ihren Beſtimmungsort abgehen und ihr Werk beginnen, Corvinus folgte bald nach. Bugenhagen und Winckel wurden ehrenvoll abgeholt und von einem eifrigen Bekenner der Reformation, dem Kämmerer Henning Blum, geherbergt.

Wie der Domdechant Ludolf v. Veltheim berichtet, langten die von Braunſchweig kommenden Geiſtlichen am Mittwoch dem 30. Auguſt mit ihrem Geſinde, Chorſchülern und jungen Sängern in großer Zahl zu Hildesheim an. Es ſcheint darnach, als ob die Glaubensgenoſſen behufs feierlicher Eröffnung des Gottesdienſtes in der Schweſterſtadt, die durchaus keine Gelegenheit gehabt hatte, einen Kirchenchor für die evangeliſchen Gemeinden, die es ja noch gar nicht gab, auszubilden, vorſorglich einen ſolchen mitgegeben hätten. Als tags darauf Bürgermeiſter Sprenger den Geiſtlichen nachfolgend nach Hildesheim zurückgekehrt war, ließ Bugenhagen durch dieſen den Dechanten zu St. Andreas, Burchard von Oberge, auffordern, die Hoſtien und Monſtranz ſowie das geweihte Waſſer in dem großen Taufwaſſerkeſſel beiſeite zu ſchaffen. Es geſchah das aus Rückſicht auf das Gefühl der Altgläubigen, die nun in ceremoniöſer Weiſe die Monſtranz nach dem Dom führen konnten. „So iſt alſo“, berichtet der Domdechant, „der

Herr Christus, wie in seinen Kinderjahren vor Herodes, seinem Feinde, so auch jetzt vor seinen Verfolgern aus seinem Hause — der Andreaskirche — zu seiner benedeieten Mutter in ihr Haus — den Dom — geflohen."

Freitag der erste September 1542 war nun einer der bedeutsamsten Festtage, welche die alte ostfälische Stadt seit Einführung des Christentums sah, denn an ihm wurde der erste allgemeine und öffentliche evangelische Gottesdienst in der festlich geschmückten St. Andreaskirche gehalten. Im festlichen Schmucke bewegte sich ein gewaltiger langer Zug vom Rathause bis zur Kirche, voran in der Mitte des Rats die evangelischen Prediger Bugenhagen und Winckel. Auch die Gegner der Kirchenerneuerung geben Zeugnis von der Begier, mit der die Hildesheimer ihr zugethan waren und von der zahlreichen Beteiligung an den Gottesdiensten. Vielen Hörern flossen bei den ersten öffentlichen ungehinderten, mit aller Zier der Liturgie gefeierten Gottesdiensten die Thränen der Freude und Rührung von den Wangen. Wie erklärlich ist das, wenn wir bedenken, wie lange sie auf die Erfüllung der Hoffnungen gewartet hatten, die ihnen ihr Freund Sander so zuversichtlich vorausgesagt hatte. Freilich erklärt sich aus dem so jähen Wandel auch der Uebermut, der später — doch nur ganz vorübergehend — in Ausschreitungen der großen, rohen Menge den evangelischen Namen befleckte.

Vorläufig ließ es, auch abgesehen von den strengen obrigkeitlichen Verordnungen, die allgemeine Erhebung der Gemüter zu keinem Mißton dieser Art kommen. Bugenhagen sprach in der ersten Predigt über Markus 1,15: „die Zeit ist erfüllet und das Wort Gottes herbeigekommen". Dabei erklangen hier zum ersten male im Gotteshause und in der großen Gemeinde die kräftigen und schönen Glaubenslieder, welche die Dichter und Bekenner der Reformation anderswo in deutschen Landen schon seit ein paar Jahrzehnten gesungen hatten. Bugenhagen war freudig überrascht, als er gewahrte, daß den meisten Zuhörern dieselben trotz der strengen Verbote schon bekannt waren.

Am 1. September war Winckel Hörer und Helfer bei dem ersten Eröffnungsgottesdienste gewesen. Der nächste Tag, Sonnabend der zweite September, läßt sich wohl in ganz besonderem

Sinne als Ehren- und Freudentag des treuen Friedensboten bezeichnen, denn an dieſem Tage war es ihm beſchieden, an derſelben Stelle in ſeiner volkstümlichen, wohlklingenden Sprache, aber auch als bewährter, in kirchlicher Wiſſenſchaft tief gegründeter Prediger der überaus zahlreichen, andächtig lauſchenden Menge über Pſalm 87, 3: „Herrliche Dinge werden in dir gepredigt, du Stadt Gottes“ zu reden. Schon der gewählte Text läßt den Jubelton ahnen, der aus des auf einer beſonderen Höhe ſeines Lebens und Wirkens ſtehenden Zeugen Herz und Munde erklang. Was war doch alles durch Gottes Fügung mittels ſeines unermüdlichen Dienſtes in Niederſachſen geſchehen, ſeit er zum erſten mal ſein mutiges Bekenntnis vor der Halberſtädter Gemeinde zu St. Martini abgelegt hatte!

So ſehr indeß ein ſolches Frohgefühl ſeinen Geiſt erheben mußte, zum Denken an ſich ſelbſt fand Winckel kaum Zeit, denn ſeine Thätigkeit wurde hier wohl mehr wie je vorher in Anſpruch genommen. Des Domdechanten Bericht erinnert uns daran, daß von römiſch-katholiſcher Seite der geiſtige Kampf keineswegs aufgegeben, nur der evangeliſchen Bewegung freie Bahn geſchaffen war. In Hildesheim war aber auch innerhalb der Reformationsverwandten die Aufgabe Winckels und ſeiner Mitarbeiter weit größer und ſchwerer, als an einem ſeiner früheren Wirkungsorte. Wir haben hierfür das vollwichtige gleichzeitige Zeugnis Bugenhagens. Dieſer ſchrieb am 2. September an den Sächſiſchen Kanzler Brück: „Es iſt hier weder Pfarrer noch Kapellan, der uns helfen könnte, es ſteht hier mit allen Dingen erbärmlich.“ Wie konnte es anders ſein, da bis wenige Tage vor Ankunft der bundesgenöſſiſchen Prediger jede Bethätigung des evangeliſch-kirchlichen Lebens aufs ſtrenge unterdrückt worden war.

Es gab auch noch Auseinanderſetzungen mit den kirchlichen Gegnern. Am Sonntage, nachdem Winckel das Wort zu St. Andreas verkündigt hatte, hielt der Weihbiſchof Sannemann eine Gegenpredigt im Dom. Winckel begab ſich mit ſeinem Amtsgenoſſen Corvinus nebſt zahlreichen Bekennern der Reformation dahin und hörte der Rede zu. Sannemann, der erſt aus Furcht die Kanzel nicht hatte beſteigen wollen, fand zu ſeiner Verwunderung andächtig lauſchende Hörer und unter dieſen beſonders Winckel und Corvinus.

Wie der Domdechant berichtet, wollten die meiſten evangeliſchen Zuhörer über Sannemanns Erfolg vor Gift erſticken. Dagegen giebt er Winckel und Corvinus das Zeugnis, ſie hätten den Weihbiſchof für einen gelahrten Mann erklärt, der eine Predigt gehalten habe, die unſträflich, das heißt untadelhaft und rein in der Lehre ſei: Er habe nur „Platten und Kappen“ an — die Aeußerlichkeiten in kirchlichen Formen ſind gemeint. Bedenken wir, daß Winckel einſt ganz mit denſelben Worten ſeinen Brüdern im Johanneskloſter zu Halberſtadt erklärt hatte, er wolle gern dieſe Platten und Kappen mit ihnen tragen, wenn er im übrigen nur ſeines evangeliſchen Glaubens leben dürfe, ſo ſehen wir, wie ſehr er als ganzer Mann lediglich auf den Mittelpunkt der evangeliſchen Wahrheit ſah. Dies tritt bei ihm, und wie wir ſehen auch bei Corvinus, um ſo heller hervor, je weniger die übrigen evangeliſchen Hörer ſich in ein ſo unbefangenes Urteil finden konnten. Sie fürchteten freilich von einem Siege Sannemanns und derer, für die er das Wort führte, eine Rückkehr unter den Gewiſſensdruck, von dem ſie erſt kaum befreit waren. Wider der Prädikanten Willen geſchah es deshalb, daß die Gegenpredigten im Dom ſofort unterſagt wurden, während erſtere die Zuverſicht hegten, man werde auch die Gegner durch die Kraft des Wortes gewinnen, wenn man ihnen nur eine längere Friſt verſtatte.

Als nun aber am 26. September die Gemeinden der ganzen Stadt ſich auf dem Rathauſe verſammelten, wurde beſchloſſen, alle Kirchen und Klöſter außer dem Dom ſollten geſchloſſen, die katholiſchen Ceremonien und Gottesdienſte bei geſchloſſenen Thüren gefeiert werden. Die Bürger ſollen ſogar ihre Angehörigen und Geſinde nicht in den Dom gehen laſſen. Der Domdechant bezeugt ausdrücklich, daß dies wider den Willen der Prediger geſchah. Den Bürgern war es aber nur darum zu thun, das ihnen durch den langen Druck ſo verhaßt gewordene alte Kirchenweſen möglichſt bald und gründlich zu beſeitigen. Eine vom Weihbiſchof angebotene öffentliche Diſputation wünſchten die Prediger nicht, meinten vielmehr, ſolche Erörterungen ſeien litterariſcher Behandlung anheimzugeben. Die Verdächtigungen derſelben, ſie hätten durch Entleerung der mit geweihtem Waſſer gefüllten Taufkeſſel andeuten wollen, die Römiſch-Katholiſchen ſeien unrecht getauft, und ihre Zuſammen-

ſtellung mit dem „Münſterſchen Handel, Knipperdolling und ſeinen Geſellen“ tragen den Stempel böswilliger Verleumdung an der Stirn.

So groß die in Hildesheim zu leiſtenden kirchlichen Aufgaben waren, ſie wurden durch einträchtiges Zuſammenwirken von Bugenhagen, Winckel und Corvin erfüllt. Täglich fanden an den oben genannten Kirchen Gottesdienſte mit den liturgiſchen Feiern, wie die Reformation ſie im möglichſt treuen Anſchluß an das Ueberkommene geſchaffen hatte, ſtatt. Der Domdechant, der dieſe evangeliſchen Ceremonien ausdrücklich hervorhebt, berichtet auch von einem merkwürdigen Falle evangeliſcher Kirchenzucht. Der Buchdrucker Henning Rüde hatte früher im Dienſte Herzog Heinrichs d. J. giftige Flugſchriften wider die Reformation hergeſtellt, war aber nach deſſen Vertreibung nach Hildesheim gezogen und hatte ſich dem evangeliſchen Bekenntnis zugewandt. Hier that er öffentlich Kirchenbuße und bekannte, daß er bei dem Drucken der reformationsfeindlichen Flugſchriften gegen Gottes Wort gehandelt habe. Darauf wurde er durch Handauflegung von Bugenhagen, Winckel und Corvinus abſolviert und in die Gemeinde aufgenommen. An dieſe Handlung ſchloß ſich eine allgemeine mit großer Innigkeit begangene Feier des heiligen Abendmahls. Hinfort ſtellte Rüde ſein Gewerbe in den Dienſt der evangeliſchen Gemeinde und druckte auch die Hildesheimer Kirchenordnung, bei der die genannten drei Begründer der evangeliſchen Kirche der Stadt beteiligt waren. Wie natürlich bildete auch hierbei die Braunſchweiger Ordnung von 1528 die Grundlage. Ihr entſchieden konſervativer Charakter verdient hervorgehoben zu werden. Die Ohrenbeichte wird nicht verworfen, ſie ſoll nur nicht zur Gewiſſensqual werden. Und dem Uebermaß von Bildern und Bildnerei gegenüber, wodurch Hildesheim ſich auszeichnete, ließ man ſich nicht, wie häufig an andern Orten, zu deren radikaler Beſeitigung verleiten. Bilder, welche die heiligen bibliſchen Geſchichten darſtellen und als Laienbibel gelten können, werden für gut angeſehen; nur ſollen die Kirchen nicht mit mächtigen anſpruchsvollen Statuen angefüllt werden, die an die heidniſchen Götterbilder erinnern und die rechte Verehrung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit beeinträchtigen Gegen Schwärmerei, offenbaren Wucher und dauernd ärgerlichen

Wandel wird Kirchenzucht geübt, der große Bann aber abgeschafft. Durch einträchtiges Zusammenwirken von Geistlichen, Rat und Gemeinde wurde auch in Hildesheim ein gemeiner Kasten errichtet, in den man legte, was von geistlichem Gut eingezogen war, um davon die Bedürfnisse von Kirche und Schule, insbesondere auch der Kirchen- und Schuldiener, zu bestreiten.

Wir würden uns darüber zu verwundern haben, wenn man nicht auch in Hildesheim wie an allen Orten, an denen er bisher gewirkt hatte, dringend gewünscht hätte, die Hülfe Winckels länger genießen zu können, als es ursprünglich verstattet war. Aber an solchen Bitten ließ es auch Hildesheim beim Rate zu Braunschweig nicht fehlen. Nur konnte dieses seinen Coadjutor je länger je weniger entbehren. Zunächst war er nur auf einen Monat überlassen worden. Als Winckel aber erst ein paar Wochen seines wichtigen Dienstes mit hingebendem Eifer gewartet hatte, baten die Hildesheimer, man möge ihnen doch der so wichtigen Aufgabe wegen noch ferner mit Winckel und noch zwei weiteren Predigern aushelfen. Dazu ließen sich die Braunschweiger wirklich willig finden und sandten den Mag. Lafferdes und Petersen, jene beiden Prediger, die bereits zehn Jahre vorher einen Versuch gemacht hatten, den Evangelischen in Hildesheim das Wort zu verkündigen. Mit diesen, die am 19. September von Braunschweig abgingen, arbeitete Winckel noch eine kurze Zeit zusammen. Bugenhagen wurde ebenso wie Corvinus schon am 24. September zur Braunschweigischen Landesvisitation zurückberufen.

Wohl traten mehrere auf kürzere Frist von Hannover und Goslar überlassene und auch andere Geistliche an der Abberufenen Stelle. Aber Winkels mochte man gerade um deswillen um so weniger entbehren, als er von den drei Predigern, die das evangelische Kirchenwesen in der Stadt begründet hatten, der letzte war. Die Hildesheimer baten daher die ihnen wohlgeneigte Bundesstadt, ihnen Winckel doch auf ein ganzes Jahr zu überlassen. Aber der Rat antwortete, nachdem er sich über die Lage der kirchlichen Verhältnisse genau erkundigt hatte, er könne Winckel nicht nur nicht auf ein ganzes Jahr, sondern auch nicht auf ein halbes beurlauben, weil das ihm anvertraute Amt ein solches sei, daß es in seiner Abwesenheit durchaus nicht von einem andern Prädikanten

verſehen werden könne. Gott dem Allmächtigen zu Ehren und vielen Menſchen zur Beſſerung ſeien ſie aber willig, ihn bis Weihnachten, doch nicht länger, bei ihnen zu laſſen, damit er während dieſer Zeit Gottes Wort lehren und ausbreiten könne, inzwiſchen würde Hildesheim ſich mit andern chriſtlichen Predigern zu verſehen wiſſen.

So wird denn Winckel gegen Neujahr 1543 nach viermonatlicher Wirkſamkeit in der alten Biſchofsſtadt in ſein Coadjutoramt wieder eingetreten ſein. Fortan bot ſich für ihn in Niederſachſen keine Gelegenheit mehr, durch eine außerordentliche Sendung für die Neubegründung evangeliſcher Stadtgemeinden ſeine Dienſte zu leiſten. Von einem anderen als nur mittelbaren Einfluß auf den Gang der Reformation in ſeiner Vaterſtadt Wernigerode, auf den er eingewirkt haben ſoll, war keine urkundliche Spur zu entdecken. Etwas mehr läßt ſich von einer Einwirkung auf Oſterwiek, das ſeit 1520 der Sitz ſeiner nächſten Verwandtſchaft war, aus verſchiedenen Umſtänden folgern. Aber zu unmittelbarer Thätigkeit nach außerhalb war ihm zumal in ſeinen ſpäteren Lebensjahren keine Zeit gelaſſen.

Um die mit der Zeit ſich häufenden Arbeiten und den Grund genau zu verſtehen, aus welchem die Braunſchweiger, die doch den Hildesheimern ſo gern halfen, Winckel um ſeiner beſonderen Aufgaben willen nur mit ſchweren Opfern höchſtens vier Monate überlaſſen konnten, müſſen wir einen Blick auf die damaligen Zeitumſtände und auf die Stellung werfen, die Braunſchweig im evangeliſchen Kirchenweſen Niederſachſens einnahm. Mit der Vertreibung Herzog Heinrichs d. J. durch die Schmalkaldiſchen Bundsgenoſſen und der daraus folgenden Reformation wuchſen der Braunſchweigiſchen Kirche noch beſondere Aufgaben zu. Im Jahre 1542 wurde, nachdem im Auguſt eine Beratung wegen der Landesreformation ſtattgefunden hatte und ein Landtag der Ritterſchaft und Städte abgehalten war, ein Ausſchuß für die vorzunehmende Landesviſitation unter Dr. Bugenhagen, dem Generalſuperintendenten Anton Corvinus und dem Superintendenten von Braunſchweig, Mag. Martin Görlitz, beſtellt. Dadurch wurde natürlich die Arbeit Winckels, als Helfers und Vertreters des Superintendenten, vermehrt. Und dieſe Laſt der Superintendentur war eine ſchwerere, als die Mitbeteiligung bei der Landesviſitation. Von dieſer wurde aber Görlitz zu ſeiner großen Befriedigung ſchon im Jahre 1543 befreit, als

er zum erſten evangeliſchen Prediger an St. Blaſien berufen wurde. Auch der Mitarbeit bei der Landesviſitation wurde er überhoben, als er im nächſten Jahre einem Rufe als Superintendent und Profeſſor nach Jena folgte. Zwar wurde in Nikolaus Medler aus Naumburg für Görlitz ein Nachfolger als Superintendent nach Braunſchweig berufen. Da aber Jahr und Tag verging, ehe er zu Michaelis 1545 dieſes Amt antreten konnte, ſo wuchs Winckel auch dieſe Arbeit der Verwaltung der erledigten Stelle zu. Wir haben, da ohnehin ſeine Beteiligung bei der Landesviſitation von Dav. Chytraeus bezeugt wird, anzunehmen, daß er an Görlitzens Stelle auch an der im Januar und Februar 1544 abgehaltenen zweiten Braunſchweigiſchen Kirchenviſitation neben Bugenhagen und Corvinus teilgenommen hat.

Daß der Stadtſuperintendent von Braunſchweig oder ſein Vertreter einem ſolchen Ausſchuſſe angehörte, entſprach der Stellung, die jene Stadt unter den Evangeliſchen Niederſachſens einnahm. In ſeinen Berichten über die Hildesheimer Reformation an den Biſchof ſagt der Domdechant, die den evangeliſchen Hildesheimern hülfeleiſtenden oder durch Abgeſandte bei ihnen vertretenen Städte vom Seeſtrande bis zur Elbe, Harz und Göttingen hätten den oberſten Superintendenten von Braunſchweig zum Erzbiſchof ordnen wollen, unter welchem dann die Superintendenten der einzelnen Städte als Biſchöfe ſtehen ſollten. Dieſer Gedanke entſprach wirklich den thatſächlichen Verhältniſſen. Die Oberhirten in den größeren Städten, die verſchiedene Gemeinden und Geiſtliche unter ſich hatten, werden in gleichzeitigen Schriften ihrer Stellung entſprechend öfters Biſchöfe genannt. Daß nun Braunſchweig als Haupt- und Mutterort wenigſtens der binnenländiſchen Städte betrachtet wurde, hatte ſeinen guten Grund, nicht bloß darin, daß dieſe Stadt die volkreichſte war, ſondern daß ſie bei der Begründung anderer ſtädtiſcher Kirchenweſen große Dienſte geleiſtet hatte und daß ihre kirchlichen Ordnungen in einem weiteren Kreiſe als Vorbild dienten.

6. Allgemeine Züge der Kirchenreformation in Niederſachſen und Winckels Bedeutung für dieſelbe.

Indem wir nun hier von einer Krönung des niederſächſiſchen Reformationswerkes handeln, das nach Durchführung der Refor-

mation in Hildesheim im Wesentlichen zum Abschluß gelangt war, dürfte es sich empfehlen, auf den Gang, den dasselbe nahm, einen vergleichenden Blick zu werfen, um desselben besondere Art zu erkennen und es verstehen zu lernen, wie es geschah, daß dieses Werk zu einem so günstigen und erfreulichen Ziele gelangte. Als etwas mehr oder weniger selbstverständliches läßt sich das doch gewiß nicht ansehen. Denn als die großen Gedanken der Reformation durch kleine Schriften, mündlichen und brieflichen Gedankenaustausch, und nicht zuletzt auf den Flügeln des „neuen Liedes" in die Lande getragen wurden, da standen ihrer Durchführung nicht nur die Hemmungen entgegen, die von dem widerstrebenden alten Kirchenwesen ausgingen, sondern in den angesehenen Städten Niedersachsens fast mehr noch die bürgerlich-politischen Gegensätze der Stände oder Berufskreise. Wie wir sahen, fiel fast überall der Handwerker, der gemeine Mann der neuen Botschaft zu, während Rat und Altbürger widerstrebten. Mit Notwendigkeit hat jede allgemeine und wesentliche Fortentwickelung auf geistigem Gebiete auch einen Fortschritt in der freiheitlichen Stellung zur Folge. Da das die bevorrechteten Altbürger wohl fühlten und in den neuen Freiheiten der Gemeinden wenigstens mittelbar einen Verlust erkannten, so waren sie diesem Neuen abgeneigt. Wenn hierin Halberstadt insofern eine Ausnahme macht, als wir in der Frage der Reformation den Rat, den Ausschuß aus den acht Vierteln und gemeine Bürgerschaft fest zusammenhalten sehen, so war das eben eine Ausnahme, die nur zur Bestätigung der Regel dienen kann. Denn wenn schon von vornherein in dieser bischöflichen Stadt der Unterschied zwischen den bevorrechteten Ratsfamilien und den gemeinen Bürgern nicht so groß gewesen war, wie in anderen fast selbständigen städtischen Republiken, so hatten die Kämpfe in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts diesen Gegensatz noch mehr ausgeglichen. Außerdem mußte der allgemeine Druck seitens des altkirchlichen Regiments noch mehr dazu dienen, die Anhänger desselben Bekenntnisses zu verbinden. Da es nun aber für beide Teile und für die Stadtgemeinden verhängnisvoll gewesen wäre, wenn nur die Zünfte und der gemeine Mann die Reformation angenommen, die Geschlechter sie dauernd abgelehnt hätten, so entstand die große Frage, wie man diese Gefahr vermeiden und

zu einer religiös-kirchlichen Einheit auf dem Boden des reformatoriſchen Bekenntniſſes gelangen könnte. Wie wir ſahen, iſt es überall zu Abweichungen von dem herkömmlichen Buchſtaben des Geſetzes, teilweiſe zu heftigen Auseinanderſetzungen und unruhigen Bewegungen gekommen; dennoch wurde überall nicht nur Blutvergießen vermieden, ſondern auch nirgend ein Umſturz in der Verfaſſung bewirkt.

Daß dies nicht geſchah, daß vielmehr überall nach meiſt nur ganz kurzen Stürmen die Dinge einen ruhigen und geſegneten Verlauf nahmen, hatte verſchiedene Gründe. Zunächſt wäre es ein großer Irrtum, wollte man annehmen, die Ratsfamilien ſeien alle, ſeien überhaupt grundſätzliche Gegner der Reformation geweſen. Wie in Göttingen verſchiedene aus den erſten Ratsfamilien ſich der Reformation zuwenden, ſo erklärt auch in Braunſchweig der Rat, als die gemeine Bürgerſchaft feſt und treu zur Reformation ſteht, er ſei nicht gemeint, ſich darin von den Bürgern zu trennen, und in Hildesheim brauchen nur wackere Männer, wie v. Amsdorf und Levin v. Emden, den Ratsherren ernſtlich das Gewiſſen zu ſchärfen, um ſie von ihrem nur vorübergehenden paſſiven Widerſtande gegen die Reformation abzubringen. Es wäre auch ſehr verkehrt, wollte man nur den Ratsfamilien ſelbſtiſche Antriebe bei ihrem Widerſtreben gegen die Reformation zuſchreiben. Gewiß lagen bei den Vertretern des bisherigen Rechtszuſtandes und des Beſitzes ſelbſtiſche Motive nahe, aber auch für den Handwerker und gemeinen Mann miſchten ſich in ſeine Sympathie für die Sache der Reformation nur zu leicht allerlei Gedanken an Rechte und Freiheiten, zu deren Erlangung ihm ſein Kampf fürs Evangelium zugleich dienen ſollte. Aber bei dem allen gehörte eine große Verblendung dazu, wollte man bei ſchlichter Prüfung der Quellen es verkennen, daß es doch aller Orten der religiöſe Gedanke, der im Volke lebende und erwachende Glaube war, der die Einzelnen und die Gemeinden beherrſchte. Es war den Braunſchweigern, Hannöverſchen und Hildesheimern heiliger Ernſt, wenn ſie für den evangeliſchen Glauben mit Gut und Blut einmütig zuſammenſtehen wollten. Am ſchwerſten ſchien bei der Größe der Stadt und dem Unterſchiede in der Rechtsſtellung zwiſchen Rat und Geſamtgemeinde die Sache in Braunſchweig zu ſtehen, wo in

der That an eine allgemeine Durchführung der Reformation nicht ſchien gedacht werden zu können, wenn nicht zuwider dem Buchſtaben des Echtedings, das Zuſammenkünfte der Bürger ohne Ermächtigung des Rats, auch wenn ſie offen am Tage geſchahen, bei Leib und Leben verbot, die Gemeinden, von der Ueberzeugung ausgehend, daß hier Gott mehr zu gehorchen ſei, als menſchlicher Satzung, dieſe Verſammlungen doch gehalten hätten. Muß hier alſo nach dem Buchſtaben des Geſetzes ein Bruch mit dem Ueberkommenen anerkannt werden, ſo dient doch der Verlauf und das Ergebnis dieſes Vorgehens zu deſſen glänzender Rechtfertigung. Der in der Geſchichte ſeiner Vaterſtadt aufs beſte bewanderte höchſt gewiſſenhaft prüfende Hänſelmann erinnert angeſichts dieſer Thatſache daran, daß ſeit 250 Jahren in Braunſchweig alles mögliche durch offenen Aufruhr durchgeſetzt war. Und die Kircheuerneuerung, die gewaltigſte und einſchneidendſte Veränderung, die nur jemals während der ganzen Geſchichte der Stadt eintrat, ſchritt durch die größten Gegenſätze hindurch nach kurzer Aufregung ruhig ihre Bahn zu einem ſichern Ziele.[4])

Wie iſt das zu erklären und durch welche Mittel geſchah das? Gewiß ſchuf ſich, da es ſich um eine ideale, um eine religiöſe Sache handelte, die Wahrheit und ihr Wort von ſelbſt eine Bahn. Aber wir wiſſen aus der Geſchichte nur zu ſehr, wie viel auf die Handhabung und die ausführenden Organe ankommt und daß durch irregeleitete und leidenſchaftliche Organe das wärmende Licht des Glaubens zur Brandfackel der Zerſtörung werden kann. Zur gedeihlichen Entwickelung der Reformation in Niederſachſen wirkten aber einzelne Gläubige und ganze Gemeinden, dem Evangelium ihre Lebenskraft widmende Nichtgeiſtliche und Prediger des Worts kräftig zuſammen.

Es iſt ja im Allgemeinen bekannt und leicht erklärlich, daß bei dem Erwachen neuen kirchlichen Lebens und bei der Bildung neuer geiſtlicher Gemeinſchaften der Zuſammenhang der Glieder ein beſonders feſter iſt. Dies zeigte ſich bei unſerer niederſächſiſchen Reformationsgeſchichte aufs ſchönſte; Winckel, der nur kurze Zeit in Halberſtadt öffentlich wirkte, iſt etliche Jahre nachher nicht nur in Braunſchweig, ſondern auch in Göttingen ſeiner Tüchtigkeit und ſeinem Weſen nach genau bekannt. Und die evangeliſchen Städte

halfen einander bei der Durchführung der Reformation mit Rat und That durch Darleihung von Predigern, Fürwort und durch Ermahnung zur Besonnenheit und Eintracht. Es wird gern zugestanden, daß die verbundenen Städte auch ein mehr oder weniger politisches Interesse daran hatten, daß die Glieder ihres Kreises auf den gleichen religiös-kirchlichen Boden gestellt wurden. Aber wir würden die Zeit schlecht verstehen, wenn wir nicht darauf achteten, wie dieser Zusammenhalt in der persönlichen religiösen Lebensgemeinschaft der Gemeinden untereinander seinen tieferen Grund hatte.

Es ist, so weit wir sehen, wenigstens für unser Niedersachsen noch nicht darauf hingewiesen worden, daß die Gläubigen und die evangelischen Gemeinden auch öffentlich in den Kirchen und Versammlungen für die Ausbreitung der Reformation und für besonders bedrängte christliche Brüder beteten. Ein uns schon bekannt gewordenes Braunschweiger Gemeindeglied tröstet unter anderm im Jahre 1528 die bedrängten Hildesheimer damit, daß sie in Braunschweig von Gott um Christi willen fortwährend in heiligem Gebete erflehten, daß doch den Hildesheimern öffentliche Boten des Evangeliums zugeführt werden möchten. Dieses Gebet sei ihnen in allen öffentlichen Versammlungen von ihren wahren Predigern anbefohlen. Er hegt die Glaubenszuversicht, Gott werde das Gebet seiner Auserwählten erhören.[5]) Die Evangelischen Hannovers ließen durch ihren Rat den Nikolaus von Amsdorf bitten, daß er nicht nur für sich allein, sondern auch in der Versammlung Gottes — in den öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen zu Magdeburg — betend der Evangelischen zu Hannover und ihrer Nöte eingedenk sein möge.[6])

Die tief religiösen Beziehungen der Gläubigen unter einander bildeten auch einen Wall gegen schwärmerische Ausschreitungen und Abweichungen in der Lehre. Dieser Gesichtspunkt war gewiß wesentlich mit bestimmend, wenn einzelne Städte, wie Goslar, Hannover und besonders Braunschweig auf kürzere oder längere Fristen je einen, selbst zwei bis drei bewährte Prediger zur Begründung eines auswärtigen Kirchenwesens beurlaubten. Seit Festsetzung des Augsburgischen Bekenntnisses und nach einzelnen schwärmerischen Erscheinungen diente es auch zur äußeren Sicherung der kirchlichen

Gemeinweſen, wenn ſie alle ſchwärmeriſchen und bedenklichen Lehrabweichungen vermieden. Daher erinnert in dem eben angeführten Schreiben Hannover den Nikolaus von Amsdorf daran, daß ſie alle Neuerung der Schwärmer, Sakramentirer und der wiedertäuferiſchen Unſinnigkeit vermieden hätten und mit ihren Schweſterſtädten entſchloſſen ſeien, ſolchem Unweſen gemeinſam entgegenzutreten.

Aber die ganzen Stadtgemeinſchaften bedurften ſelbſt wieder der belehrenden und führenden Organe. Daher war es denn ſo wichtig, daß es, wenn auch nicht eben in ſonderlich großer Zahl, Männer vom bürgerlich-weltlichen ſowohl wie vom geiſtlichen Stand und Berufe gab, die ganz erfüllt von der heiligen Sache, um die es ſich handelte, zugleich den hingebenden Willen, den kühnen Mut und das nötige Geſchick hatten, um in einer ſo wichtigen Uebergangszeit ihren Mitbürgern oder auch ihren Glaubensgenoſſen in weiteren Kreiſen zu raten und zu dienen. Soweit es ſich hier um zugleich wiſſenſchaftlich vorgebildete, beſonders rechtskundige und kirchlich lebendige, ſelbſtändige Männer außerhalb des geiſtlichen Standes handelte, haben wir es hier mit Perſönlichkeiten zu thun, wie eigentlich erſt die Reformation ſie aufweiſt und zeitigte.

Zu dieſen Männern gehörte in Halberſtadt der Bürgermeiſter Heinrich Schreiber, ein geiſtig regſamer, gebildeter Mann, der als ein Haupthebel der reformatorichen Bewegung daſelbſt ausdrücklich bezeichnet wird. Auch in Göttingen zeichneten ſich Einzelne von den Altbürgern als wirkſame Förderer der Reformation aus, in Hannover war der Bürgermeiſter v. Barckhauſen eine Zierde und Stütze der jungen Gemeinden. Kein Mann kann aber innerhalb unſeres niederſächſiſchen Kreiſes ſo ſehr als Typus eines edlen und gereiften evangeliſchen Laien oder nichtgeiſtlichen Gemeindeglieds bezeichnet werden, als Autor Sander. Wir können die Verdienſte, die dieſer beſcheidene, völlig unabhängige Mann, lediglich aus Liebe zu unſerem evangeliſchen Glauben und zu dem, der dieſes Glaubens Eckſtein iſt, ſich um die Reformation ſeiner Heimat erworben hat, kaum hoch genug anſchlagen. Ohne Amt und mäßig bemittelt ſtellte er ſich zu einer Zeit, als Mut dazu gehörte, ſo offen hervorzutreten, ſeinen evangeliſchen Mitbürgern in Braunſchweig zur Verfügung, ließ

ſich von der Geſamtgemeinde als Anwalt und Sprecher wählen und wußte die Sache der rechtskundlich ungeübten Menge ſo geſchickt und einheitlich und mit ſolcher Beſonnenheit zu leiten, daß der Zweck weſentlich durch ſeine Thätigkeit ohne beſondere Zwiſchenfälle erreicht wurde. Er war es, der die Berufung Winckels beſonders förderte. Wie nachhaltig die Troſt- und Lehrſchrift eines ſo lautern, unabhängigen Mannes auf die gedrückten Hildesheimer wirken mußte, haben wir bereits hervorgehoben, nicht minder, wie notwendig und ſegensreich er den ihrer rechtskundigen Führer beraubten Gemeinden in Hannover in ſeiner wichtigen Stellung als Stadtſyndikus wurde.

Doch wie wichtig und weſentlich das feſte, treue Zuſammenhalten der Gemeinden und die hingebende Thätigkeit einzelner hervorragender und befähigter Gemeindeglieder für die rechte Ausgeſtaltung des evangeliſchen Kirchenweſens in Niederſachſen ſein mochte: bei der Durchführung einer Kircheneerneuerung kam es doch zunächſt und allermeiſt auf die dazu berufenen natürlichen Organe, die Prediger, Lehrer und Seelſorger an. Blicken wir auf dieſe, ſo war an wahrhaft tüchtigen Männern keineswegs Ueberfluß, aber im Allgemeinen darf man doch ſagen, daß es eine nicht geringe Zahl würdiger Männer war, die in den etwas näher ins Auge gefaßten Städten in Treue und mit Erfolg ihres heiligen Amts warteten. Wir können und brauchen ſie nicht alle zu nennen. Ueber die Thätigkeit der berufenſten unter ihnen, eines Bugenhagen und Corvinus, iſt ohnehin in unſerer Litteratur ausgiebige Nachricht gegeben. Die uns geſtellte Aufgabe veranlaßt uns aber, über den einen dieſer Männer, über Heinrich Winckel, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Winckels reformationsgeſchichtliche Bedeutung.

Daß wir Winckel vor allen anderen für ſich betrachten, iſt nicht die Willkür eines ſelbſtgewählten Planes, vielmehr iſt es dieſes Mannes Thätigkeit, der wir bei der Durchführung der Reformation an allen von uns betrachteten Orten begegnen, während einige nur an dem einen oder andern thätig waren. Daß dieſes ſich aber ſo verhält, iſt wieder nicht ein Spiel des Zufalls, ſondern für die von ihm erfüllten Sendungen bedurfte man gerade eines

Mannes von den Eigenſchaften, wie er ſie in ſich vereinigte und wie ſie ſich nur in ſeltenen Fällen beiſammen finden. Man könnte wohl ſagen, ſoweit ſich im Allgemeinen eine derartige Aufſtellung von einem Menſchen machen läßt, daß Winckel unter dem Geſchlecht ſeiner Tage für die ihm geſtellten und von ihm erfüllen Aufgaben unerſetzlich war. Das ergiebt ſich aus dem Geſamtbild ſeiner Perſönlichkeit. Zu den reformationsgeſchichtlichen Größen im gewöhnlichen Sinne dieſes Worts kann Winckel freilich aus einem doppelten Grunde nicht gezählt werden, erſtlich weil wir nichts von ſelbſteigenen ſchöpferiſchen Gedanken wiſſen, die er aus ſich heraus entwickelt und zur Geltung gebracht hätte, ſodann, weil es ſeinem Weſen durchaus nicht entſprach, ſelbſt thätig vorſchreitend in den Gang der Dinge einzugreifen oder ſich in thatkräftiger Führerrolle an die Spitze der Bewegung zu ſtellen. Aber wenn uns von ihm wenig in Schrift ausgeprägte Zeugniſſe ſeines Geiſtes überliefert ſind, ſo liegt das nicht an einer Unfähigkeit, große und tiefe Gedanken aufzufaſſen und fruchtbar in ſich zu verarbeiten, ſondern der wiſſensdurſtige und nach fleißigem Studium erſt zu Leipzig, dann von 1525—1528 in Wittenberg akademiſch gründlich vorgebildete Magiſter beſaß weder den Ehrgeiz noch fand er bei ſeiner unermüdlichen praktiſchen Wirkſamkeit als Lehrer und Seelſorger die Zeit, ſeine Gedanken und ſein Wiſſen für Mit- und Nachwelt in umfangreichen Schriften niederzulegen. Seine Gabe und Aufgabe lag auf anderem Gebiete. Wenn er aber, ſtatt thätig eingreifend auf ein beſtimmtes Ziel loszugehen, ſtets nur abwartete, bis er an einen Wirkungsort geſtellt und berufen wurde, ſo bedeutet das bei ihm ſo wenig einen Mangel an innerer Energie oder gar an Mannesmut, daß ſein Name vielmehr eine Stelle unter denen der treueſten evangeliſchen Bekenner einzunehmen verdient. Zählen wir nun aber aus den angeführten Gründen Winckel nicht zu den reformatoriſchen Größen nach dem gemein üblichen Maßſtab, ſo haben ihm doch ſeine dankbaren Zeitgenoſſen ein ſo hohes Lob geſpendet, daß man in unſeren Tagen es wohl als übertrieben anſehen und ernüchtern zu müſſen geglaubt hat. Ganz mit Unrecht, denn Winckel war bei all der von uns zugeſtandenen Einſchränkung doch ein ganz außerordentlicher, ſeltener Mann, eine große religiös-ſittliche Perſönlichkeit. All ſein Wiſſen und

Vermögen, die ganze Glut seiner Glaubensüberzeugung stellte er völlig selbstlos und mit liebender, freudiger Hingebung in den Dienst seiner Brüder. Ein feuriger Feind und Bekämpfer des Irrtums, war er doch nie ein Feind und Befehder der Irrenden. Die einzige Waffe, die er mutig schwang, war das blanke scharfe Schwert des Worts. Nur durch die Macht des Wortes suchte er andere zu gewinnen, im übrigen bezwang er sich selbst durch eine unsere Bewunderung erregende Demut und Bescheidenheit und außerordentliche Uneigennützigkeit. Zwar den Brüdern im Johanneskloster gegenüber nimmt er das rechtmäßig ihm Zustehende so entschieden in Anspruch, daß er hier gerade deshalb und weil er es an weltkluger Anpassung und Berechnung fehlen ließ, nicht zum Ziele gelangte. Als aber der Rat zu Hannover ihm eine ansehnliche Verehrung anbietet, schlägt er diese, obwohl wir wissen, daß er des Geldes bedürftig war, aus, um nicht den Anschein zu gewinnen, als habe er Christi Evangelium um Lohn feil. Wie er durch solche Uneigennützigkeit auf den dortigen Rat einen gewaltigen Eindruck macht, so ist es im grellen Gegensatz zu dem leidenschaftlichen Hüventhal die Macht seiner sittlichen Persönlichkeit, seiner mit Milde und Menschenfreundlichkeit verbundenen Würde, die seinem Worte einen überraschenden Erfolg bei den Göttingern bereitet, so daß er bald durch diese Eigenschaften die Kreise gewinnt, die um des Anstoßes willen, den sie an jenem ganz anders gearteten Manne genommen, sich bisher von der Reformation fern gehalten hatten.

Seine Bescheidenheit und Demut machten ihn zu einem so wirksamen und gesegneten Werkzeuge der Reformation. Denn durch diese Tugenden gelingt es ihm, nur seinem großen Werke lebend, nicht nur einer Persönlichkeit wie Bugenhagen gegenüber, sondern auch neben und unter Görlitz ohne jede Spur von Empfindlichkeit und in ungetrübter Liebe und Eintracht mit demselben das gemeinsame Werk zu treiben, dadurch jeden Anstoß zu vermeiden und den Gemeinden ein leuchtendes Beispiel echt christlicher Selbstverleugnung zu geben.

Sodann hängt es mit dieser demütigen Art seines Wesens zusammen, daß er, lediglich die mit der Vollkraft innigster Ueberzeugung ergriffenen Grundgedanken der Reformation bekennend und predigend, in Lehre und Brauch von jeder Eigenheit absah und nur darauf

bedacht war, in allem Wesentlichen Einheit in Brauch und Lehre zu fördern, und zwar so, daß er der evangelischen Wahrheit in der Lehre die äußeren Formen durchaus unterordnet. Welche Bedeutung mußte es doch für das niedersächsische Reformationswerk haben, daß die lautere und selbstlose, allgemein geliebte und verehrte Persönlichkeit Winckels ein lebendiges Einheitsband zwischen den Kirchen von Halberstadt, Braunschweig, Göttingen, Hannover, Hildesheim, selbst dem Lippisch-Westfälischen Lemgo schlang und darstellte. Aus der Hand eines solchen Mannes nahm man um so lieber die einheitliche Form auch in den äußeren Kirchenordnungen an, für die er kräftig wirkte, so viel auch bei der schriftlichen Ausarbeitung der einzelnen Ordnungen von seinen Mitarbeitern geschehen sein mag.

Mit seiner Bescheidenheit und Demut hing auch zusammen, daß er sich durch sein reiches Wissen nicht verleiten ließ, mit Gelehrsamkeit zu prunken, daß ihm vielmehr ausdrücklich eine schlichte, gewinnende Predigtweise nachgerühmt wird. Dazu stimmt auch das ihm seit alter Zeit zugeschriebene Katechismuslied „dorch de Predicanten tho Brunswick": „Nu lath uns Christen froelik syn", das nicht den Anspruch erhebt eine dichterische Leistung zu sein, vielmehr bloß die Kernlehren der Reformation für den gemeinen Mann zum besseren Behalten so schlicht als möglich in Reimen und Strophen zusammenfassen will.[7])

Auch bei der Begründung eines eigenen Hausstandes haben wir eine Rücksichtnahme Winckels auf sein Kirchenamt zu vermuten. Wie wir wissen, war er schon im Kloster grundsätzlicher Gegner der erzwungenen Ehelosigkeit der Mönche und Priester. Wenn daraus die Mönche schlossen, ihn verlange das Kloster zu verlassen, um alsbald ein Weib zu nehmen, so bewies er, wie sehr sie sich darin geirrt hatten. Erst ziemlich spät scheint er in den Ehestand getreten zu sein. Daß er dabei dann wirklich Amt und Bekenntnis im Auge hatte, dürfen wir daraus schließen, daß Hamelmann ausdrücklich berichtet, er und Görlitz hätten dem Prediger Piderit zu Lemgo den Rat gegeben, sich zu verehelichen, wie es denn auch geschah.

Ein hohes Lebensalter zu erreichen war dem in selbstloser Hingebung sich seinem Berufe widmenden Manne nicht vergönnt. Achtundfünfzigjährig ging er im Jahre 1551 zu seiner Ruhe ein,

„von seinem obersten Feldherrn nach treuer vieljähriger Ritterschaft von seinem Posten abgerufen.“ Matthias Berg, ein urteilsfähiger Mann, der die würdige Erscheinung Winckels noch selbst kennen gelernt und einen Ueberblick über die Früchte seiner Wirksamkeit gewonnen hatte, sagt, daß er sich um Braunschweig ein unsterbliches Verdienst erworben und bei seinem Dahinscheiden bei allen Frommen eine schmerzliche Sehnsucht hinterlassen habe. Wie er, so rühmen ganz allgemein die Zeitgenossen, die seiner Predigt lauschten und von seiner Person und seinem Wesen einen unmittelbaren Eindruck zu gewinnen in der Lage waren, seine echten Christentugenden. Wenn dann in späterer Zeit wenig von ihm die Rede war, so liegt das doch gewiß zum Teil daran, daß seine Verdienste und Tugenden solche waren, die nicht mit den gewöhnlichen Strahlen menschlichen Ruhmes sich bemerkbar machen. Im Sinne seines demütigen Wesens ist das nicht sonderlich zu beklagen. Wenn ihm aber am Ziele seines irdischen Lebens irgend etwas eine beseligende Freude machen konnte und mußte, so war es die Beobachtung, daß zu der Zeit, in der er aus der Zeitlichkeit schied, fast aller Enden in deutschen Landen die Reformation siegreich durchgeführt war und daß in der Braunschweigischen Kirche und denen, die nach ihrem Vorbild und mit ihrer Hülfe in Niedersachsen entstanden waren, in allem Wesentlichen vollkommene Einheit in Lehre und Brauch herrschte. Und wenn ein dankbarer Sohn Braunschweigs, der eben erwähnte Matthias Berg, dem Mag. Winckel um die Kirche seiner Vaterstadt ein unsterbliches Verdienst beimißt, so gilt dies auch ganz besonders hinsichtlich der von ihm so wesentlich geförderten inneren Einheit dieser und der anderen evangelischen Kirchen Niedersachsens, an denen er gewirkt hatte.[8])

Anmerkungen.

Die Perſon und Wirkſamkeit Heinrich Winckels hat in den letzten Jahrzehnten mannigfach Beachtung gefunden. Abgeſehen von verſchiedenen Aufſätzen, Einleitungen und Vorträgen Hänſelmanns und Uhlhorns zur Reformationsgeſchichte von Braunſchweig und Hannover ſind hier Einzelſchriften über die Reformation an faſt all den Orten zu erwähnen, an welchen W. thätig war: von K. Kayſer über die Einführung der Reformation in Hildesheim (1883), von Wilh. Langenbeck, Geſch. der Reform. des Stifts Halberſtadt (Gött. 1886), Georg Erdmann, Geſch. der Reform. in der St. Göttingen (1888), Waldem. Bahrdt, Geſch. der Reform. der St. Hannover (1891). Da nun aber die geſamte auf ein Ziel gerichtete Lebensarbeit des niederſächſiſchen Reformators bisher an keiner Stelle betrachtet wurde, ſo machten wir den Verſuch, dies in einer größeren Arbeit zu thun, auf welcher die vorliegende im Weſentlichen nur als ein Auszug fußt. Dabei ergab ſich denn, daß faſt aller Orten noch unbenutzter Quellenſtoff zu verarbeiten war, freilich nicht überall in gleichem Maße. Zu unſerm Bedauern fand ſich, daß im Stadtarchiv zu Braunſchweig, dem Orte, wo W. weitaus am längſten wirkte, die gleichzeitigen Akten und Briefe gegenwärtig ſämtlich nicht mehr vorhanden ſind. Immerhin war es uns vergönnt, durch den im Stadtarchiv erhaltenen Catalogus miniſtrorum verbi in ecclesia Brunsvicensi, den mein verehrter Freund und Kollege Hänſelmann mir in liebenswürdigſter Weiſe zur Benutzung anvertraute, die abgeleiteten Nachrichten in Rehtmeyers verdienſtvoller Braunſchw. Kirchen-Hiſtorie und anderen abgeleiteten Schriften genauer auf ihren Urſprung zu prüfen. Für Göttingen geſtattete die ſorgfältige oben erwähnte neuere Schrift nur einzelne, bloß im Auszuge oder Regeſt mitgeteilte Schriftſtücke in ihrem ganzen Wortlaute zu benutzen. Bei Hannover war ein wichtiges Schreiben vom 19. Juni 1534 nachzutragen und durch berichtigte Tagzeichnung eines Schreibens vom Mont. nach Innoc. 1534 (1533) ein anderer Zuſammenhang der Thatſachen aufzuweiſen. Abgeſehen von einer chronikaliſchen Mitteilung aus dem K. Staatsarchive zu Hannover wurden aber die wichtigſten neuen Quellen für Halberſtadt und Hildesheim hier zum erſtenmale benutzt. An erſterer Stelle ſind in erſter Reihe drei Schreiben Winckels vom 18. Dez. 1525 und 21. Febr. 1526, von denen das letztere als eine längere Abhandlung zu bezeichnen iſt, und ein Schreiben des Rats vom 28. Mai des letzteren Jahres zu erwähnen. Für die Hildesheimer Reformation wurden die Aktenſtücke Abt. C. XXXII. 24. 28. 31. 34 benutzt, wobei in erſter Reihe die Berichte

des Domdechanten v. Veltheim an Biſchof Valentin in Betracht kommen. Es ſei verſtattet, auch bei dieſem Auszuge der großen Liebenswürdigkeit zu gedenken, mit welcher die Magiſtrate und Archivvorſtände zu Magdeburg, Braunſchweig, Hannover, Hildesheim und Göttingen unſere Arbeit durch Zugänglichmachung der Quellen unterſtützten.

---

1. 18. Dez. 1525: Hac causa a vestro exclusus sum collegio.

2. Im Jahre 1542 war zu Erfurt als die älteſte Schrift dieſer Art in den Welfiſchen Landen die Grubenhagenſche Kirchenordnung der Herzogin Eliſabeth in hoch- oder oberdeutſcher Sprache erſchienen. Da ſich aber die Geiſtlichen wegen mangelnden Verſtändniſſes dieſer Sprache daraus nicht überall vernehmen konnten, ſo ſah man ſich veranlaßt, dieſelbe zwei Jahre ſpäter als „Chriſtlike Kerken-Ordeninge .. yn dem löfflikeu Förſtendome Hertogen Ericks, mit einer Vorrede Ant. Corvini. Pattenſen 1544" ins Niederdeutſche zu überſetzen. Dieſe Vorrede beginnt: „Nademmale ſik dat meiſte deel manck juw (= unter euch Pfarrern) ſo lange her beklaget, ſe können ſick yn der Overlendiſchen ſprake, in welkerer de uthgeghane förſtliche Ordeninge gedrücket, nicht wol ſchicken unde darumme deſülve lever yn Saſſiſcher Sprake leſen wolden, ſo hebbe ich juw und juwen Parkindern tho gude mit dem Drücker Henningo Rudeno gehandelt, dat he de genömede Ordeninge .. yn Saſſiſcher Sprake noch einmal uppelecht unde gedrücket hat." *)

3. VNderrichtung | ym Rechten Chriſtliken | Gelouen vnde le- | uende, an de | Chriſten | tho | Hildeſem. | Dorch Autorem | Sanderum. | M.DXXVIII. 4 Bogen, das letzte Blatt leer. Vgl. daſ. Eiii^b und Dij^a. Diij^a. — W. Bahrdt, Geſch. der Reformation der Stadt Hannover, der von S. 56—59 ſorgfältig Nachrichten über den merkwürdigen Mann zuſammengeſtellt hat, erinnert auf der letzten Seite an die octo lustra, die Rudolf Moller in der Sander gewidmeten Grabſchrift als deſſen Lebensdauer angiebt und meint, er werde darnach um 1540 geſtorben ſein. Da aber weder das Geburts- noch das Todesjahr Sanders bekannt iſt und Lucie von Anderten, die Tochter einer Altbürgerfamilie, die Sander als dritte Gattin heimführte, erſt 1546 ſich anderweitig mit Winckels treuem Amtsbruder Heinrich Lampe zu St. Magni in Braunſchweig vermählte, ſo könnte A. Sander das Jahr 1542 wohl noch erlebt haben.

4. L. Hänſelmann, Die Anfänge des Luthertums in der Stadt Braunſchweig. Im Braunſchweiger Tageblatt von 1886. Nr. 87 vom 21. Febr. 1886.

5. VNderrichtung Bogen Aij^b f.

6. Fritages na Viti martiris (19. Juni 1534), Hannover an den Superintendenten Nik. v. Amsdorf in Magdeburg.

7. Wenn Phll. Wackernagel, Das deutſche Kirchenlied 3. Bd. S. 737 f. Nr. 853 und bei der neuhochd. Ueberſetzung des Liedes Nr. 1466 S. 1254

---

*) Ich verdanke die Hinweiſung auf dieſe Vorrede des Ant. Corvinus Herrn Gymnaſialdirektor a. D. D. Dr. Ebeling in Hannover.

(vgl. im Regiſter) dieſes, weil es im zweitälteſten Drucke unter Geſängen ſteht, die als von Herm. Bonnus „korrigiert" bezeichnet werden, zu deſſen Liedern ſtellt, ſo kann das doch kaum in der Abſicht geſchehen, es dem Bonnus als Verfaſſer zuzuweiſen. Den Braunſchweiger Urſprung bekundet ja ſchon ſein erſtes Auftauchen, und es hätte doch erwähnt werden ſollen, daß das Lied ſchon im 16. Jahrh. Winckel zugeſchrieben wurde.

8. M. Bergius Brunsvic. Carmin. evangelicor. libri duo. M. D. LXXIII in der Zueignung an Bürgerm. und Rat hebt dieſe Einigkeit und Einmütigkeit in der Lehre nachdrücklich hervor: Neque enim ab eo tempore, quo clangere hic coepit tuba illa evangelicae doctrinae, qui annus fuit a partu virginis 1528ᵛᵘˢ, usque ad haec nostra tempora ulla labes doctrinae in hac ecclesia adhaesit, sed summa fuit omnium ordinum in doctrina et professione veritatis consensio. Er gedenkt dann beſonders der Verdienſte Winckels, den er als unus ex iis, quibus haec ecclesia immortalem gratiam debet ob propagatam apud nos veritatis lucem bezeichnet und ihn an der Spitze der lumina ecclesiae (sc. Brunsvicensis) nennt. A. a. O. Bl. 3ᵇ —4ᵃ.

Inhalt.

		Seite
	Einleitende Bemerkung	1— 2
1.	Winckel in Halberſtadt	2—13
2.	Braunſchweig	13—18
3.	Göttingen	18—21
4.	Hannover	21—28
5.	Hildesheim	28—41
6.	Allgemeine Züge der Kirchenreformation in Niederſachſen und Winckels Bedeutung für dieſelbe	41—51
	Anmerkungen	52—54

Schriften

des

Vereins für Reformationsgeschichte.

XIV. Jahrgang.

Vereinsjahr 1896—1897.

Halle a. S.

Inhalt.

Schrift 54:

Hugo von Wiese, Der Kampf um Glatz. Aus der Geschichte der Gegenreformation der Grafschaft Glatz.

Schrift 55:

Ferdinand Cohrs, Philipp Melanchthon, Deutschlands Lehrer. Ein Beitrag zur Feier des 16. Januar 1897.

Schrift 56:

Karl Sell, Philipp Melanchthon und die deutsche Reformation bis 1531.

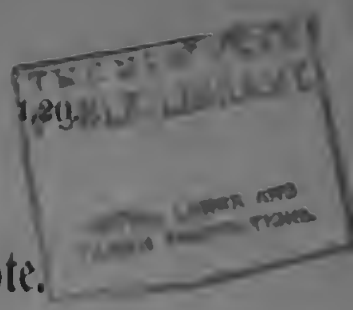
Schrift 57:

Wilhelm Vogler, Hartmuth von Kronberg. Eine Charakteristik aus der Reformationszeit.

Nr. 54. Preis: Mk. 1,20.

Schriften
des
Vereins für Reformationsgeschichte.

Vierzehnter Jahrgang. Erstes Stück.



Der Kampf um Glatz.

Aus der Geschichte der Gegenreformation in der Grafschaft Glatz.

Von

Hugo von Wiese.

Halle 1896.
In Commissionsverlag von Max Niemeyer.

Kiel,
H. Eckardt,
Pfleger für Schleswig-Holstein.

Quakenbrück,
Nackhorst'sche Buchhandlung,
Pfleger für Hannover u. Oldenburg.

Stuttgart,
G. Pregizer,
Pfleger für Württemberg.

Reformation, Counter — Germany — Glatz

Wir bitten unsere Mitglieder alle noch rückständigen Beiträge an die betreffenden Pfleger, beziehungsweise an unsern Schatzmeister, Herrn Dr. Max Niemeyer in Halle a. S. einzahlen zu wollen.

Der Vorstand.

Verzeichnis der noch vorhandenen Vereinsschriften.

1. Kolde, Th., Luther und der Reichstag zu Worms 1521.
2. Koldewey, Friedr., Heinz von Wolfenbüttel. Ein Zeitbild aus dem Jahrhundert der Reformation.
3. Stähelin, Rudolf, Huldreich Zwingli und sein Reformationswerk. Zum vierhundertjährigen Geburtstage Zwinglis dargestellt.
4. Luther, Martin, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Bearbeitet sowie mit Einleitung und Erläuterungen versehen von K. Benrath.

5/6. Bossert, Gust., Württemberg und Janssen. 2 Teile.

7. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. I.

12. Iken, J. F., Heinrich von Zütphen.

13. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. II.

19. Erdmann, D., Luther und seine Beziehungen zu Schlesien, insbesondere zu Breslau.

20. Vogt, W., Die Vorgeschichte des Bauernkrieges.

21. Roth, F., W. Pirkheimer. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation.

22. Hering, H., Doktor Pomeranus, Johannes Bugenhagen. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.

23. von Schubert, H., Roms Kampf um die Weltherrschaft. Eine kirchengeschichtliche Studie.

24. Ziegler, H., Die Gegenreformation in Schlesien.

Der Kampf um Glatz.

Aus der Geſchichte
der Gegenreformation in der Grafſchaft Glatz.

Von

Hugo von Wieſe.

Halle 1896.
Verein für Reformationsgeſchichte.

I.

Der Schauplatz der Begebenheiten, die hier erzählt werden sollen, ist ein abgelegener und abgeschlossener Bezirk des preußischen Staates, die Grafschaft Glatz; er ist abgelegen insofern, als er im Süden der an und für sich schon weit in andre Länder vorspringenden Provinz Schlesien liegt, von drei Seiten von Böhmen umgeben ist und nur mit einem schmalen Streifen mit Preußen zusammenhängt. Früher freilich, ehe Friedrich der Große im ersten schlesischen Kriege Schlesien und die Grafschaft eroberte, war es anders; da war letztere ein Stück des sie noch jetzt umringenden Böhmens, umgeben von dem Gebiete ihrer alten Herrscher, des österreichischen Kaiserhauses. Abgeschlossen ist die Grafschaft dadurch, daß hohe Gebirge sie von allen Seiten einschließen; in früheren Jahrhunderten führten nur wenige beschwerliche Pässe hinein. Daher bildete das Ländchen einen Staat für sich und hatte eine eigene Regierung. So konnte sich das Deutschtum, obwohl es durch die benachbarten Czechen fortwährend gefährdet wurde, doch erhalten. Wie noch jetzt, so waren seine Bewohner, bis auf einen erst später dem Ländchen einverleibten Bezirk, urdeutsch nach Art und Sprache; während sie aber, als Friedrich der Große sich zum Herrn von Glatz machte, katholisch waren und auch jetzt noch zum allergrößten Teil dieser Konfession angehören, haben sie sich bei Beginn des 30jährigen Krieges zur evangelischen Lehre bekannt, und nur die furchtbare kaiserliche Macht hat es einst nach langem blutigen Ringen und nachdem die Grafschaft beinahe zur Wüste geworden war, vermocht, der katholischen Kirche zum Siege zu verhelfen. Die Geschichte des kleinen, soviel umstrittenen Ländchens ist mit Blut geschrieben: Tartaren und Hussiten haben um die Grafschaft gekämpft, lange, heiße Fehden

ſind hier ausgefochten worden; in den ſchleſiſchen Kriegen war ſie oft der Schauplatz des Kampfes; 1807 verteidigten ſich hier die Preußen gegen die Franzoſen auf das Tapferſte in unzähligen Gefechten; aber der blutigſte, der mörderiſchſte Krieg von allen war doch der dreißigjährige, deſſen Ereigniſſe hier geſchildert werden ſollen. Allein nicht nur die Kämpfe mit den Waffen ſollen hier aus jener Zeit erzählt werden, ſondern auch der zähe heldenmütige Widerſtand, den die Bevölkerung der vereinten kaiſerlichen und katholiſch-kirchlichen Gewalt entgegen geſetzt hat, die Opfer, die ſie gebracht hat, um ihren Glauben nicht zu verlieren, wie die Beſten lieber Haus und Hof verließen, aus ihrer ſchönen Heimat in die Fremde zogen, als daß ſie jenem untreu wurden. Kampf und Widerſtand waren ſchließlich vergeblich, aber die Religionskämpfe der Grafſchaft bleiben ein ehrenvolles Blatt in der Geſchichte der evangeliſchen Kirche.

So abgeſchloſſen und abgelegen die Grafſchaft Glatz, ſo ereignisreich ihre Geſchichte iſt, ſo ſchön iſt auch dieſer Winkel deutſchen Landes, ein großer Garten, umſchloſſen von einem Zaun hoher herrlicher Gebirge, durchfloſſen von der Neiſſe mit ihren zahlreichen kleinen Nebenflüſſen, geſchmückt mit immer grünen Wäldern und fruchtbaren Feldern; hier treibt der Schneeberg ſeine Kuppe über 4000 Fuß hoch zum Himmel und entſendet nach drei Meeren, dem Schwarzen Meere, der Nordſee und der Oſtſee, ſeine Gewäſſer in Nebenflüſſen der Donau, Elbe und Oder; hier donnert zu ſeinen Füßen der Wölfelsfall, der waſſerreichſte Fall Norddeutſchlands; hier trägt die Heuſcheuer in ſchwindelnder Höhe eine Stadt von Steinpaläſten, viel großartiger, als der Menſch ſie erbauen kann, einſt in jenem Kriege gleich dem Schneeberg und den Schluchten am Wölfelsfall die Zufluchtsſtätte vom Feinde verfolgter Proteſtanten —; hier iſt ein Land, reich beſäet mit Städten und blühenden Dörfern, ein ſchönes und reiches Land. Und dieſer Reichtum iſt nicht erſt eine Gabe unſerer Zeit; ſondern gerade die Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege, in der das Volk proteſtantiſch war, iſt die ſeiner größten Blüte, eine Zeit, in der die Wohlhabenheit am gleichmäßigſten in ihm verbreitet war. Damals war über ein Jahrhundert in der Grafſchaft Friede geweſen, während deſſen ſie ſich ruhig hatte entwickeln können; die Städte waren aufgeblüht, auf

den Gütern saß ein zahlreicher, vermögender Adel, die Bauern waren wohlhabend; überall herrschten gesunde, behagliche Zustände.

Wir haben eine wahrheitsgetreue Schilderung der Grafschaft aus damaliger Zeit von einem evangelischen Kaplan der Pfarrkirche zu Glatz, Namens Georg Aelurius oder Katschker, der hier mehrere Jahre geweilt und die Belagerung von 1622 mit durchgemacht hat, einem treuen Zeugen jener Tage und gediegenen Kenner des Landes. Er stand einst so recht in Mitten der Ereignisse; ihm ist es beschieden gewesen, nachdem er über zwei Jahre lang an der uralten Wenzelskirche Gottesdienst gehalten hatte, am 2. Adventsonntage des Jahres 1621 die letzte Predigt in ihr zu halten, da sie kurz darauf zur Erhöhung der Verteidigungsfähigkeit der Festung eingerissen wurde; er war einer jener protestantischen Geistlichen, die nach der Eroberung von Glatz sofort ausgewiesen wurden und am 12. Nov. 1622 vor ihrem Scheiden auf dem Markte der Stadt für immer von ihrer Gemeinde Abschied nahmen. Er ging damals in das Haus seiner Eltern nach Frankenstein und schrieb dort seine „Glaciographia oder Glatzische Chronik," die damals viel gelesen wurde, da der Name von Glatz infolge seiner tapferen Verteidigung in aller Munde war. Diese Chronik ist ein Denkmal der Zeit vor 1622; denn sie schildert die Grafschaft nicht so, wie sie nach diesem Jahre in Trümmern und Verödung lag, sondern in der Blütezeit vorher; und wahrlich, die Belagerung von 1622 ist ein Markstein der Glatzer Geschichte; sie trennt die Blüte von dem plötzlichen Verfall, wie die Nacht von dem Tage. — Aelurius sagt selbst:

„Zu Glatz hat mich Gott in groß Elend lassen geraten, daß ich in der harten Belagerung anno 1622, als ich darinnen bei der Pfarrkirche ins dritte Jahr Kaplan war, in großer Gefahr meines Lebens gewesen bin; aber er hat mich aus der Not gerissen und erhalten. Weil mich denn Gott hat lassen überbleiben, daß ich solches noch thun kann, was ich thue, will ich's ihm billig zur Dankbarkeit thun und verrichten." Ferner schreibe er die Chronik, weil er es einigen Glatzer Bürgern und Einwohnern versprochen habe und wegen der jetzigen Berühmtheit von Glatz, das „vor Zeiten in Schriften sehr unbekannt geblieben, jetzt aber bei fürgelaufenem Kriegswesen rumore ast erschollen und dem Namen nach vielen Völkern und Menschen bekannt worden sei." (S. 6f.)

Der Raum dieſer Arbeit verbietet, hier die ganze Grafſchaft nach Aelurius zu ſchildern; es handelt ſich für uns hauptſächlich um Glatz, die viel umkämpfte Landeshauptſtadt und die Stätte, von der aus das Land geleitet wurde. Sie liegt im Inneren der Grafſchaft; von ihrem hohen Schloſſe, der jetzigen Hauptfeſtung, ſieht man nach allen Seiten weit hinaus über den Garten, den das Land bildet, bis endlich Blick und Garten zugleich durch den grünen Zaun, das Gebirge, begrenzt wird, und wieder von dieſem Zaune ſieht man überall das Schloß, das alle ſeine Hauptſtraßen ſperrte. Wer einen die ganze Grafſchaft umfaſſenden Rundblick haben will, der ſteigt noch jetzt auf den Turm der an Stelle des alten Schloſſes erbauten Feſtung. — Aelurius, ein großer Naturfreund, ſagt in der Ausdrucksweiſe ſeiner Zeit über die Lage von Glatz:

„Die Stadt liegt an einem luſtigen und bequemen Ort; denn ſie hat von Außen um ſich her nicht allein luſtige Wälder und Wieſen, ja Berge und Thäler, ſondern auch nützliche Wäſſer, fruchtbare Äcker und Gärten, wie auch wohlerbaute Dörfer ſamt einer großen und herrlichen Vorſtadt liegen.... Wenn man nun von den Häuſern und Gebäuden aus der Stadt ins freie Feld hinaus ſiehet, allda hin und wieder Luſtwäldlein und Wieſen vorhanden ſein, erluſtigt es der Menſchen Augen ja faſt ſo ſehr, als wenn ſie dieſelben ſonſt in ſchöne Luſt gärten gerichtet hätten. Item wenn die Bürger zuweilen in gedachte Luſtgärten und Wieſen ausſpazieren und dem Geſang und Klang der Vögel allda ihr Ohr leihen, ſo erfreuen ſie ſich darob wohl ſo ſehr, als wenn ſie ſonſt ſchöne Muſik hörten.... Zum Andern liegen bei der Stadt Glatz von außen umher luſtige Berge und Thäler und dieſe fangen bald hinter der Vorſtadt an und ſind nicht wenig.... — Bei der Stadt Glatz von außen umher liegen auch fruchtbare Äcker und Gärten .... und viele den Bürgern gehörende Vorwerke .... und haben die Glatzer Bürger recht an geſagten Vorwerken, Äckern und Gärten ihre Luſt und größten Gefallen. (S. 246 ff.)

Die Feſte beſtand aus zwei Teilen, dem hochgelegenen Schloſſe und der Stadt im Neiſſethale, die beide dieſelbe vielbewegte Geſchichte haben. Sie ſtammt noch aus der Heidenzeit, an die noch zur Zeit unſerer Erzählung der heidniſche Turm und die heidniſche Kirche auf dem Schloſſe erinnern; ihre Hauptbeſtimmung war die einer Grenzſperre zwiſchen Böhmen und Polen, dann zwiſchen Böhmen und Schleſien, jetzt zwiſchen Öſterreich und Preußen; bis zum 30jährigen Kriege galt ſie ihrer Felſenbauten wegen als

uneinnehmbar; zugleich war das Schloß der Sitz der Regierung des Glatzer Landes. Der Huſſitenkönig Georg Podiebrad baute es aus zu einem ſtolzen Königsbau, in welchem prächtige Feſte und Landtage abgehalten wurden, wohin Geſandte aus aller Herren Ländern kamen. Nachdem dann die Habsburger die Grafſchaft erworben hatten, hörte zwar das Hofleben auf dem Schloſſe auf, aber immer blieb es die ſtolze Königsburg. Es lag hoch über der Stadt auf einem bis in das Herz derſelben vorſpringenden Felſen und über der dicht an deſſen Oſtabhang vorüberfließenden Neiſſe; die Stadt ſchmiegte ſich im Oſt und Süd dicht an dieſen Felſen zwiſchen ihr und dem Fluß und kletterte an ihm in die Höhe. Das Schloß, aus Ober- und Niederſchloß beſtehend, war mit der Stadtbefeſtigung durch Mauern und Gräben verbunden und wurde auch nach den Feldſeiten Nord und Weſt durch ſolche geſchützt; die eigentlichen Schloßmauern waren ſo dick, daß kein Geſchützfeuer ihnen ſchaden konnte; überall ſah man Schießſcharten, Geſchützſtände und andere kriegeriſche Werke. Doch trotz aller Befeſtigungen war der Eindruck, den es auf den Beſchauer machte, durchaus nicht allein ein kriegeriſcher, ſondern vier Kirchen und Kapellen auf dem Schloßberge gaben ihm zugleich ein kirchliches Gepräge. Wollte man vom Weſten oder Norden aus das Schloß und ſeine Umgebung nach der Stadt zu durchſchreiten, kam man zuerſt an die Wenzelskirche, die bald zur Erbauung zweier Schanzen fallen ſollte, dann in das Oberſchloß mit der Schloßkapelle, dem heidniſchen Turm und ſeinen drei Höfen, hierauf über Graben und Zugbrücke in das Niederſchloß mit dem uralten heidniſchen Kirchlein, darauf auf der halben Höhe zwiſchen Schloß und Stadt an das herrlichſte Bauwerk von Glatz, den ſtolzen Dom und das Kloſter der Jeſuiten, Bauwerke, die einſt von dem erſten Miniſter Kaiſer Karls IV., Erzbiſchof Ernſt von Pardubitz, für die Auguſtiner erbaut, jetzt aber ſchon ſeit zwei Jahrzehnten in die Hände jener gelangt waren; zu anderen Zeiten eine berühmte Schule der Wiſſenſchaft, jetzt eine Brutſtätte für die Pläne zum Untergang des Proteſtantismus, daher ſie gleich beim Beginn des Krieges von den Soldaten der böhmiſchen Stände in entſetzenerregender Weiſe zertrümmert wurden. Endlich gelangte man vom Dom in die ebenfalls ſtark befeſtigte Stadt. Das Schloß und

ſeine Prunkgemächer waren durch König Georg reich ausgeſtattet mit Trophäen, Waffen, Bildern; bald nach Beginn des Krieges ſollte all dieſe Pracht verſchwinden, die ſtolze Königsburg mit ihren Prunkſälen, Kirchen, Türmen und Zinnen in Trümmer ſinken.

Die Stadt war von einer mit vielen Türmen, vier Thoren und mehreren Pforten verſehenen Mauer, der Neiſſe und ihrem Nebenarm, dem Mühlgraben, geſchützt und bot ein kriegeriſches Bild; auch ſie beherbergte eine ganze Anzahl kirchlicher Gebäude, vor allen die Comthurei der Johanniter mit der ihnen gehörigen, herrlichen Pfarrkirche, ferner zwei Franziskaner-Klöſter, die aber infolge der Reformation jetzt leer ſtanden.

„Die Stadt Glatz iſt nach den bürgerlichen Wohnhäuſern und Gebäuden, was das äußerliche Anſehen derſelben anlangt, nicht ſehr prächtig aufgebaut; denn die Häuſer der Stadt ſind meiſt auf alte Manier, ja ſchlecht und unanſehnlich mit Giebeln und Mauern aufgeführt; dazu ſind auch in den Gaſſen der Stadt ein ziemlich Teil der Häuſer nur mit Holz oder Lehmwänden gering und ſchlecht aufgeführet .... — Das iſt wohl wahr, daß die Stadt Glatz andern berühmten und anſehnlichen Städten dem äußern Anſehen nach nicht zu vergleichen iſt; aber daraus folget nicht, daß derentwegen bald die Stadt ſein müſſe eine ungeachtete, ja arme und geringe Stadt, an der nicht viel gelegen iſt. Die Urſache will ich dem Leſer anzeigen und iſt dieſe: Die gemeine Bürgerſchaft zu Glatz hat zu jeder Zeit dahin getrachtet ...., daß ſie mehr inwendig in ihren Häuſern alle Sachen zierlich und anſehnlich beſtellen mögen, als von Außen in den Giebeln und Wänden ihren Reichtum und Anſehn jedermann vor die Augen zu ſtellen und an den Tag zu geben. Denn man weiß gar wohl, daß — vor dem Kriege — es der Stadt Glatz an Reichtum nicht gemangelt hat, denn ſie iſt deſſentwegen im Lande ſehr beſchrien geweſen. (Aelurius S. 384 f.)

Die eigentliche Stadt machte im Allgemeinen, was das Äußere der Häuſer anbetrifft, wie alle andern gleich großen Städte damaliger Zeit, keinen beſonders günſtigen Eindruck, doch bot ganz Glatz, wie noch jetzt die alten Bilder beweiſen, von Außen geſehen, einen ſtattlichen Anblick. In herrlicher Gegend zwiſchen grünen Bergen an der ſilberhellen Neiſſe gelegen, von reichen Vorſtädten und blühenden Gärten umgeben, ſtieg die ſtarkbewehrte, vielgetürmte Stadt am Berge hinauf zum ſtolzen Königsſchloſſe, ein Bild feſter Kraft, die uneinnehmbare Wacht an der Grenze.

Ihre Bewohner waren wohlhabend, deren Zahl für damalige Zeit sehr hoch, da ein großer Teil in den Vorstädten wohnte, die viel ausgedehnter waren als jetzt, und in denen während der Belagerung an 900 Häuser verbrannten. Und diese Bewohner, die Bürger von Glatz, waren ein kräftiges kerniges Geschlecht, — wie die meisten Gebirgsbewohner — von großer Zähigkeit, dabei stolz auf ihren evangelischen Glauben und selbstbewußt im Gefühl ihrer Kraft und ihres Reichtums. — Aelurius stellt ihnen ein gutes Zeugnis aus:

„Erstens sind die Glatzer gar arbeitsame Leute und nähren sich im Schweiß ihres Angesichts ihrer Hände Arbeit aufrichtig und ohne Betrug; .... sie sind dem Müßiggang recht feind und halten ihre Kinder emsig an zur Arbeit .... Zweitens sind die Glatzer streitbare Leute und zum Kriege wohl geschickt und abgerichtet; denn sie sind nicht Zärtlinge und weiche Leute, sondern harte, unverdrossene und zum Streit wohl tüchtige Menschen, wie dergleichen in den Gebirgen gemeiniglich zu finden sind .... Drittens barmherzige Leute; und ist dies wohl Rühmens wert, daß in Glatz kein Kauf um irgend ein Haus, Acker und dergleichen Dinge geschehen kann, daß nicht auch bald dabei im Kauf mit eingedinget sollte werden, wie viel Thaler oder Groschen man von der Summe den Armen zugute in den Gotteskasten einlegen sollte .... Viertens fröhliche und kurzweilige Leute und fünftens sind sie feine, beredte und erfahrene Leute, also daß sie ihre Herzensgedanken fein ordentlich und geschickt mit Worten hervorbringen können." (S. 407 ff.)

Der ehemalige Hirt der evangelischen Gemeinde zu Glatz setzt diesen hier ein ehrendes Denkmal und zeigt die Stadt in ihrer höchsten Blüte; aber er singt dieser Blüte zugleich den Grabgesang: Die Gebäude stürzten in Trümmer und wurden zu Asche; die kräftige Bürgerschaft ging im Kriege oder an seinen Folgen zu Grunde, die besten der Überlebenden wanderten aus; nur ein verarmter, zu Boden gedrückter Rest blieb zurück.

II.

Die Reformation war ziemlich früh in die Grafschaft eingedrungen; schon 1524 hört man hier von Anhängern und Predigten der lutherischen Lehre; 1528 sah sich König Ferdinand von Böhmen veranlaßt, von der katholischen Lehre abweichende Geistliche in seinen Landen, darunter einen solchen aus Glatz, zu vertreiben.[1]) Doch war es natürlich, daß so kurz nach Luthers

Auftreten die Neuerung noch nicht aus einem Guſſe fertig daſtand, ſondern große Spaltungen und Abweichungen ſich bemerkbar machten, daß nach Luthers kühnem Vorgange auch andere Männer ihren religiöſen Anſichten Eingang im Volke zu verſchaffen ſuchten. In der Grafſchaft Glatz wurde es nun dieſen Männern ziemlich leicht, feſten Fuß zu faſſen, da die damaligen Pfandinhaber von Glatz, die Grafen von Hardeck und ſpäter die Grafen von Bernſtein, die Glatzer in religiöſer Beziehung vollſtändig gewähren ließen. In Folge davon ſah König Ferdinand die religiöſen Neuerungen ſich ſo verbreiten, daß er ihnen ohnmächtig gegenüber ſtand. So kam es, daß beinahe zu derſelben Zeit, als die lutheriſche Lehre in der Grafſchaft Eingang fand, ſich auch die Schwenkfelder hier verbreiteten. Caspar von Schwenkfeld hatte ſelbſt in Glatz gepredigt und durch ſeine hinreißende Beredſamkeit ſo viele Anhänger gewonnen, daß dieſe die Mehrheit der Bürgerſchaft bildeten und die Pfarrkirche in ihre Hand brachten, an welcher dann ein Schwenkfelder Gottesdienſt abhielt. Der Kommendator der Johanniter (eigentlich jetzt der Malteſer), denen die Pfarrkirche gehörte, hatte zur Anſtellung des andersgläubigen Predigers ſeine Einwilligung gegeben. — Auch Wiedertäufer, die übrigens in der Grafſchaft ſehr harmlos auftraten, ſetzten ſich hier feſt. Die Katholiken nahmen immer mehr ab; in Glatz blieb ihnen damals nur eine Kapelle der Pfarrkirche zu beſtimmten Zeiten zum Gottesdienſt überlaſſen. Um 1545 verließen die letzten Mönche die beiden innerhalb der Stadt gelegenen Klöſter der Franziskaner, deren Inſaſſen größtenteils ausgetreten waren und geheiratet hatten. Das eine wurde zum großen Teil abgebrochen, aus dem andern ein Hoſpital gemacht. Der Nachfolger der Grafen Bernſtein im Pfandbeſitz der Grafſchaft, Herzog Ernſt von Bayern, Erzbiſchof von Salzburg, gab ſich dann die größte Mühe, dem katholiſchen Glaubensbekenntnis wieder zum Siege zu verhelfen, er vertrieb auch eine Anzahl Prediger, namentlich der Schwenkfelder, ſtarb aber 1560 mitten in ſeinen Bemühungen, nachdem er eigentlich nur der Ausbreitung der lutheriſchen Lehre den Weg bereitet hatte; denn von nun an verbreitete ſich dieſe ſiegreich über das Land. Schon ein Jahr darauf, im November 1561, nahm ſie die Glatzer Pfarrkirche in Beſitz, um hier bis zum Jahre 1622

zu herrſchen. Die Wiedertäufer hatten zum größten Teil ſchon vorher, am 6. Mai 1548, auf Befehl König Ferdinands I. die Grafſchaft verlaſſen müſſen, 1559 wurden die Überreſte derſelben und die Schwenkfelder zum größeren Teil ausgerottet. Der Landeshauptmann Hans von Tubſchuetz, der 1572 ſein Amt antrat, war Lutheraner, ſuchte der evangeliſchen Lehre immer mehr Eingang zu verſchaffen und ſetzte ein evangeliſches Konſiſtorium und einen Superintendenten ein, ſodaß er vom katholiſchen Dechanten beim Kaiſer verklagt und von dieſem durch ein Schreiben vom 11. März 1575 verwarnt und ſpäter abgeſetzt wurde. Der Landeshauptmann hatte alſo der evangeliſchen Lehre in Glatz entſchieden Vorſchub geleiſtet; wenn aber katholiſche Chroniſten jetzt behaupten, daß dieſe nur zum Teil freiwillig, zum Teil aber gezwungen vom Volke angenommen worden, ſo findet ſich für das letztere auch nicht der geringſte Beweis; auch das kaiſerliche Abſagungsſchreiben an jenen enthält kein Wort davon, daß er das Volk zur Annahme der proteſtantiſchen Lehre gezwungen hätte, klagen doch auch die katholiſchen Zeitgenoſſen fortwährend darüber, daß die Bauern ihren katholiſchen Pfarrern nicht gehorchen, ſie vielmehr verſpotten und vertreiben. Da die Ausbreitung des Proteſtantismus reißende Fortſchritte machte, hatte der Papſt, um die Evangeliſchen wieder mit der Kirche zu vereinen, am 16. April 1564 die Erlaubnis gegeben, daß in den Erbländern des Kaiſers Ferdinand und des Herzogs Albrecht von Bayern den Laien das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt gereicht werde; 1566 den 5. November machte der Glatzer Dechant dieſe Erlaubnis den Geiſtlichen ſeines Bezirks bekannt, aber vergeblich —, der Proteſtantismus ging immer weiter ſiegreich vor. Der evangeliſche Prediger an der Pfarrkirche zu Glatz, Andreas Eiſing, war einer der eifrigſten Gegner der Schwenkfelder, und hatte — ſelbſt nach katholiſchen Quellen — die Liebe und das Vertrauen der Pfarrkinder in hohem Maße erworben; als er nun 1572 nach Iglau berufen wurde, wollten ihn dieſe nicht ziehen laſſen und gingen mit ihren Bitten bis an den Kaiſer Maximilian II., der darauf an das Amt, die oberſte Behörde zu Glatz, ſchrieb, daß, weil er (der Pfarrer) in gemeldeter Grafſchaft ordentlicher Weiſe, „weil dort die Schwenkfelder überhand genommen hätten, durch ſonderliche

Vorsehung des Allmächtigen vocirt und berufen ist“ ..... das Amt ihn vor sich fordern und ihm zureden soll, „daß er in solcher seiner Vocation noch länger zur Beförderung des Reiches Gottes verbleiben und sein Amt, wie bisher geschehen, weiter treulich und fleißig vorstehen wolle; denn solches geschieht uns von ihm zu guten Gefallen.“

Wie gütig und wohlwollend ist diese Sprache des katholischen Kaisers zu einem protestantischen Geistlichen und wie furchtbar sollte sie sich bald ändern! Man muß überhaupt bei dem Lesen der Geschichte jener Zeit nicht außer Augen lassen, daß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Katholiken und Protestanten sich da, wo der Jesuitenorden noch nicht gewirkt hatte, lange nicht so schroff gegenüber standen, nicht so scharf getrennt waren, als später und zum Teil noch jetzt; die Bekenner der verschiedenen Konfessionen in der Grafschaft verkehrten freundschaftlicher mit einander, ja die Grenzen derselben waren nicht so scharf bestimmt; waren doch sogar einzelne Dechanten, obwohl sonst gute Katholiken, verheiratet. — Wie tief aber der lutherische Glaube in das Volk von Glatz gedrungen war, wie wenig Sinn dasselbe für die katholischen Gebräuche noch übrig hatte, kann man daraus ersehen, daß, als 1589 der Kardinallegat Hippolyt Aldobrandini, der drei Jahre später als Clemens VIII. Papst wurde, in Glatz übernachtete und früh auf dem Gange zur Messe in Kardinalskleidung dem Volke den Segen erteilte, die auf dem Markte versammelten Leute ihn verlachten und hinter ihm her zischten. Als der Pfarrer Eising 1591 starb, versuchten die Johanniter den katholischen Gottesdienst in der Pfarrkirche wieder einzuführen; infolge dessen kam es zu einem gewaltigen Aufruhr im Volke, der ihnen klar machte, daß sie dem festen Bekenntnis desselben gegenüber ohnmächtig waren. Bald sollte eine andere, mächtigere und auch zielbewußtere Genossenschaft gegen die Glatzer Protestanten ins Feld ziehen.

Die Augustiner-Propstei auf dem Schloßberge zu Glatz zählte infolge der Ausbreitung des Protestantismus nur noch wenige Mönche, sodaß ihr Propst Christoph Kirmiser besorgte, daß sie bald ganz leer stehen und in die Hände der Evangelischen fallen könnte. Da er nun die neue Lehre auf das Äußerste bekämpft

ſehen wollte, ſo übergab er 1593 die Verfügung über die Propſtei dem Papſte durch ſeine Bevollmächtigten mit der Bitte, daß in ihr ein Jeſuiten-Kollegium eingerichtet werde. Clemens VIII., der ja einſt in Glatz ſo traurige Erfahrungen gemacht hatte, und ebenſo der Kaiſer ſtimmten bei. Am 26. September 1597 kamen die erſten Jeſuiten nach Glatz, übernahmen die Propſtei und begannen, durch das Vermögen des Stiftes in den Beſitz reicher Mittel geſetzt, ſofort die Arbeit zur Wiedereinführung des Katholizismus, unermüdlich thätig, im Stillen arbeitend, vor keiner Liſt zurückſchreckend. Der Friede, der bisher nur ſelten geſtört worden war, ſchwand damit dahin; von Neuem begannen konfeſſionelle, lange anhaltende Kämpfe, aus denen ſchließlich die Jeſuiten als Sieger hervorgingen. Freilich wäre dies nicht der Fall geweſen, wenn der Kaiſer ihnen nicht ſeine ganze Macht geliehen hätte, wenn die Glatzer nicht, gerade durch ihr Wirken um den religiöſen Frieden gebracht, auf das Äußerſte erbittert und durch daſſelbe zum Aufſtand getrieben, ſchließlich im Kriege unterlegen wären. Als ſie die Auguſtiner-Propſtei übernahmen, was übrigens unter dem Proteſt ſämmtlicher noch übrigen Mönche derſelben geſchah, geriet das Volk der Grafſchaft und Stadt in große Entrüſtung; die Stände forderten die Jeſuiten auf, das Kloſter wieder zu räumen und beſetzten es mit einer Wache; zugleich baten ſie den Kaiſer, es den Auguſtinern wieder einzuräumen, und beſchwerten ſich, daß die Übergabe an die Jeſuiten ohne ihre Zuſtimmung und ihr Wiſſen geſchehen ſei. Doch der Kaiſer ſchlug ihr Geſuch in ſehr ungnädiger Weiſe ab. Nur allzubald machte ſich das Wirken jener bemerkbar; ſo ſetzten ſie, die überall Verbindungen hatten, es bald durch, daß Kaiſer Rudolf II., der bisher ziemlich milde gegen die Glatzer Proteſtanten aufgetreten war, jetzt härter gegen ſie verfuhr und im Jahre 1600 dem Glatzer Landeshauptmann Melchior von Rechenberg befahl, alle unkatholiſchen Pfarrer, die ſich in der Grafſchaft, vorzüglich auf den kaiſerlichen Patronatspfarren, befänden, zu entlaſſen und dieſe durch Katholiken zu beſetzen; als dieſer, ſelbſt Proteſtant, dem Befehl nicht nachkam, ſetzte ihn jener im nächſten Jahre ab und ernannte an ſeiner Stelle den Malteſerritter Heinrich von Logau, einen eifrigen Katholiken, zum Landeshauptmann. Dieſem gelang es mit großer

Mühe in den kaiſerlichen Patronatskirchen Reinerz, Lewin, Königshayn, Neu-Waltersdorf und Schreckendorf katholiſche Pfarrer einzuführen. Als dann 1603 die Bauern den Geiſtlichen einer dieſer Pfarreien wieder vertrieben, ließ er zwei Edelleute und zweihundert Bauern in den Schloßturm werfen und viele von ihnen unmenſchlicher Weiſe darin verhungern. Schon 1601 hatten die Jeſuiten, durch den Landeshauptmann geſchützt, es gewagt, in dem ganz evangeliſchen Glatz die Fronleichnamsproceſſion wieder einzuführen. Im Jahre 1603 wurden alle auf kaiſerlichen Patronatspfarren befindlichen lutheriſchen Pfarrer auf das Glatzer Schloß vorgeladen, wo ihnen ihre Entlaſſung in Ausſicht geſtellt wurde, doch blieben die meiſten unter dem Schutze der Gemeinden noch auf ihrem Poſten.

Der evangeliſche Pfarrer von Reinerz wurde im Januar 1603 trotz des Widerſtrebens der ganz evangeliſchen Gemeinde entlaſſen und die Kirche einem Jeſuiten übergeben; als dann der Landeshauptmann befahl, auch den evangeliſchen Schullehrer zu entlaſſen, die Gemeinde aber nicht gehorchte, wurden ſechs Ratsglieder, ſechs Bürger und der Lehrer ſolange in Glatz gefangen geſetzt, bis ſie den letzteren durch einen Katholiken erſetzten und 100 Thaler Strafe zahlten. Ferner befahl 1604 der Kaiſer, daß der Rat der Stadt Glatz, obwohl von den dreihundert Bürgern nur neun Katholiken waren, zur Hälfte aus ſolchen beſtehen ſollte. Dieſe und andere Maßregeln erbitterten das Volk immer mehr. Der katholiſche Pfarrer Kögler ſagt: „Durch dieſe beabſichtigte Abtretung der Kirchen wurden die Lutheraner allenthalben in der Grafſchaft Glatz gegen die wenigen darin noch übrig gebliebenen Katholiken ſehr erbittert; daher es auch geſchah, daß am 30. Oktober d. J. zu Glatz vom zuſammengelaufenen Pöbel zwei katholiſche durchreiſende Pilger aus Polen ſo mißhandelt wurden, daß der eine davon nach einigen Stunden ſtarb.“ Dieſes Vergehen ſoll hier nicht entſchuldigt, ſondern nur ſeine Urſache mitgeteilt werden. Über die Ereigniſſe, die ſich damals in Habelſchwerdt, der zweitgrößten Stadt der Grafſchaft, abſpielten, ſagt ein evangeliſcher Bürger in ſeiner handſchriftlichen Chronik:

„1604 Donnerstag vor Palmarum (8. April), hat der Hauptmann Heinrich von Logau einen zweiten harten und ernſten Befehl an den

hiesigen Rat und an alle Prädicanten der Grafschaft Glatz, welche dem kaiserlichen Amte unterstanden, ergehen lassen, daß sie bis zu Georgi alle Pfarrhöfe, Kirchen, Schulen und Schreibereien räumen und selbe den Jesuiten überlassen sollten: war große Klage, daß wir des reinen Wortes Gottes sollten beraubt sein. Hierauf hat sich die ganze Gemeinde zusammen verbunden, bei der augsburgischen Konfession zu verbleiben, Leib, Ehre, Gut und Blut zu lassen und den Jesuiten keinen Beifall zu geben; ward also ein Tumult hier in der Stadt und groß Geschrei" .... „Den 14. Oktober kam abermals ein strenger Befehl, daß die lutherischen Prediger innerhalb 14 Tagen die Kirchen räumen sollten; auch sollten die katholischen Geistlichen in Glatz abgeholt werden. Da man aber dies unterließ, so kamen sie selbst in drei Kutschen angefahren..... Es haben aber die Jesuiten sammt dem Amtssekretär nichts ausrichten können, und sind wieder abgezogen." Da man nun um eine Frist bat, um noch einmal beim Kaiser im Interesse der augsburgischen Konfession vorstellig zu werden, so kam „1605 am 13. November wiederum eine Kommission, in der sich der Hauptmann von Glatz und der Abt von Braunau befanden, mit mehreren Jesuiten hierher, um letztere in die Kirche einzusetzen." Der Rat wehrte sich dagegen und bat, die Einwohner bei ihrem Glauben zu lassen. „Es entstand dabei ein großer Tumult, man griff nach Steinen, das Ratsglöcklein stürmte, und nur mit großer Mühe konnte das erregte Volk abgehalten werden, die Kommissarien zu steinigen. Diese mußten denn auch unverrichteter Sache die Stadt wieder verlassen und die beabsichtigte Reise nach Ober-Langenau und Landeck aufgeben. Sie zogen darauf nach Glatz zurück." (Glatzer Vierteljahrsschrift VII 344 ff.)

Man sieht hieraus, daß die Einwohner schon damals eher zum Aufstand geneigt waren, als daß sie von ihrem Glauben gelassen hätten, daß selbst das persönliche Eingreifen des kaiserlichen Statthalters sie nicht schreckte und daß sie überall in den Jesuiten ihren gefährlichsten Feind erkannten. Als dann Kaiser Rudolf 1609, durch das feindliche Vorgehen seines Bruders im Verein mit dem Auftreten der böhmischen Stände gezwungen, den bekannten Majestätsbrief erteilte, der den Protestanten Religionsfreiheit und Sicherheit im Besitz der in ihren Händen befindlichen Kirchen gewährte, wurde dieser am 20. August auch auf die Grafschaft ausgedehnt. Es fand sich bei der Feststellung des Besitzes, daß die Katholiken nur noch 11 Pfarrkirchen im Lande inne hatten und auch diese nur infolge besonderer, ihnen günstiger Umstände; auch an den Orten, in denen katholische Pfarrkirchen waren, war das Volk überwiegend evangelisch; doch waren in

einem Teil derſelben der Kaiſer, in einem andern die Jeſuiten Patron, die dafür ſorgten, daß jene in katholiſchen Händen blieben. An zwei von dieſen Orten mit katholiſchen Pfarrkirchen, den Städten Reinerz und Lewin, bauten ſich die Proteſtanten jetzt eigne Kirchen. Bald aber ſollten auch jene katholiſchen Pfarrkirchen in ihre Hände gelangen.

Der Majeſtätsbrief ſollte den Konfeſſionen die Grenzen ihres Beſitzes feſtlegen, Frieden zwiſchen ihnen ſtiften. Doch er war eine gefährliche Scheidewand, gerade in der ſcharfen Abgrenzung lag die Gefahr, daß bei der Eiferſucht der Konfeſſionen irgend ein Schritt über ſie hinaus, eine Verſchiedenheit in der Auffaſſung von furchtbaren Folgen ſein würde; man ſtand ſich mißtrauiſch, gewiſſermaßen mit geſpannter Piſtole in der Hand gegenüber; ein Mißgriff und die Waffe entlud ſich, es kam zum furchtbarſten aller Kriege. Wie in Reinerz und Lewin hatten auch in dem benachbarten Braunau die Proteſtanten eine Kirche zu bauen angefangen, dieſer Kirchenbau aber, den die katholiſche Geiſtlichkeit ebenſo wie in Kloſtergrab verhindern wollte, wurde der Ausgangspunkt des 30jährigen Krieges. Wohl die letzte große religiöſe Feier der Glatzer Proteſtanten vor Ausbruch des Krieges war das hundertjährige Jubelfeſt der Reformation. — Wie eifrig die damalige Bevölkerung an der evangeliſchen Lehre hing, erſieht man daraus, daß in der Zeit, als die Grafſchaft proteſtantiſch war, ungefähr in 70 Jahren 15 neue Kirchen in derſelben gebaut und eine große Anzahl hölzerne eingeriſſen und aus Stein wieder aufgebaut worden ſind.

III.

Im Jahre 1618 brach infolge bekannter Vorgänge der Aufſtand der Böhmen gegen ihren König, den Kaiſer Matthias, aus; den Böhmen ſchloſſen ſich auch Mähren und Schleſien, die Grenznachbarn der Grafſchaft Glatz, an. Dieſe wäre, auch wenn ſie zu ihrem Fürſten hätte halten wollen, von allen Seiten von aufſtändiſchen Provinzen umringt und gewaltſam in den Strom der Empörung getrieben worden. Aber ſie ließ ſich auch willig mit fortreißen. Das Verlangen nach unbedingter Sicherheit ihres Glaubens, nach Freiheit von den fortwährenden Gefahren für

denſelben ließ ſie ohne Bedenken zur Teilnahme am Kampfe ſchreiten; es war auch erklärlich, daß in der Bevölkerung eines Landes, das nur als Tauſchgegenſtand benutzt worden, faſt immer verpfändet geweſen war, die Anhänglichkeit an ein Herrſcherhaus, das ſie nie zu ſehen bekam, nicht groß war. Braunau, wo, wie ſchon erwähnt, die evangeliſche Kirche gewaltſam niedergeriſſen war, deſſen Abt ſich 1605 an dem Verſuch, die Jeſuiten in Habelſchwerdt einzuſetzen, beteiligt hatte, war in allernächſter Nähe; es war daher natürlich, daß die Glatzer auch für ihre Religionsübungen Gefahr ſpürten. Entſchloſſen nahmen ſie deshalb an der proteſtantiſchen Bewegung teil und ſollten dann die letzten in den Erbländern des Kaiſers ſein, welche die Waffen niederlegten.

Der Ausbruch des Krieges befreite die Glatzer ſofort von ihren verhaßten und zweifellos gefährlichſten Gegnern, den Jeſuiten. Am 7. Juni kam ein Befehl der böhmiſchen Stände, die ſich als Herren Böhmens und infolge deſſen auch der zu dieſem gehörenden Grafſchaft betrachteten, wonach jene als Störer der öffentlichen Ruhe und Unterdrücker der Religionsfreiheit binnen 8 Tagen das Land zu verlaſſen hätten, ein Befehl, der große Freude unter der Bevölkerung hervorrief. Als dann ein Teil der Jeſuiten über die ihnen geſtellte Friſt noch im Kloſter verblieb, wurde er vom Rate, der nun die Verwaltung deſſelben übernahm, gezwungen, ſofort Stadt und Land zu verlaſſen. Sie ſollten bald wiederkommen und furchtbare Rache nehmen! Jetzt traten in der Grafſchaft noch Viele, die infolge äußeren Zwanges bisher katholiſch geblieben waren, zur evangeliſchen Konfeſſion über; ferner wurden jetzt die noch in katholiſchen Händen befindlichen Pfarrkirchen des Landes bis auf die zu Alt-Wilmsdorf mit Genehmigung der böhmiſchen Stände mit proteſtantiſchen Geiſtlichen beſetzt, ſodaß der Pfarrer des letztgenannten Ortes, der ſehr tüchtige Dechant Keck, der einzige im Amt befindliche katholiſche Pfarrer im Lande war. Als auch dieſer, der trotz aller Gefahren wacker auf ſeinem Poſten ausgehalten hatte, im Januar 1620 von den auf proteſtantiſcher Seite ſtehenden Truppen auf das Glatzer Schloß gefangen geſetzt wurde, waren die Pfarreien ſämmtlich in evangeliſchen Händen. (Doch war in Alt-Wilmsdorf noch ein katho-

liſcher Kaplan zurückgeblieben, der aber auch am 2. Oktober 1621 in Gefangenſchaft gebracht, ſpäter aber wieder freigelaſſen wurde.) Anfang 1619 wurden die katholiſchen Mitglieder des Rats zu Glatz auf Betreiben der Bürgerſchaft und Befehl der böhmiſchen Stände entlaſſen und durch Proteſtanten erſetzt. Die Chronik eines Habelſchwerdters zeigt die Veranlaſſung dazu: Vor Faſtnacht kamen Mönche von Breslau in das Kloſter auf dem Sande zu Glatz, „allda zu verbleiben, weil der Mönch gar am Tode lag" (es war nur ein einziger Mönch in dem Kloſter, das einſt von den Minoriten verlaſſen, ihnen aber 1605 auf Befehl des Kaiſers wieder eingeräumt worden war). „Als das Volk das erfuhr, warf es die Fenſter ein, und es hätte das Kloſter geſtürmt, wenn es der Rat nicht verhindert hätte. Als man die Mönche fragte, wer ſie gerufen hätte, ſagten ſie „der Rat" und legten zugleich den betreffenden Brief vor. Als man daraus ſah, daß die im Rat befindlichen Katholiken ihr Herkommen veranlaßt hatten, mußten ſie augenblicklich die Stadt wieder verlaſſen; die jüngſten Bürger mußten ſie bis auf die Heide begleiten." Bald nachher ſtarb der Mönch, der noch allein im Kloſter war und lag lange unbegraben. „Danach iſt ein Befehl von den Ständen aus Prag nach Glatz gelangt, daß die katholiſchen Ratsherrn nicht mehr auf das Rathaus gehen ſollten. . . ." Dieſe wurden alſo aus dem Rate entfernt, weil ſie eigenmächtig katholiſche Mönche in die evangeliſche Stadt gerufen hatten. Der neue Stadtrat war jetzt einmütig auf Seiten der böhmiſchen Stände, ſpäter des Königs Friedrich V.; ſeine Seele war der Stadtſchreiber Salomon Kuttner (oder Küttner), ein eifriger Proteſtant und energiſcher Führer im Streit. — Die Stände der Grafſchaft traten zuſammen, ſetzten am 27. Auguſt 1618 einen Ausſchuß ein und entließen den kaiſerlichen Amtsſekretär Johann Froben, nachdem ſie ſchon am 30. Juli ein Schreiben des Kaiſers, durch welches er ſie von der Teilnahme an dem Aufſtande abmahnte, an die Leiter deſſelben, die Prager Direktoren, geſandt hatten; ferner warben ſie zwei Fähnlein Truppen an, von denen eins nach Glatz, eins nach Habelſchwerdt gelegt wurde. Die Prager Direktoren hatten gleich beim Beginn des Krieges in Erkenntnis der großen Wichtigkeit des Schloſſes Glatz den Hauptmann von Sembling mit dem Auftrage

hierher geſandt, 200 Mann Truppen zu werben und dieſes zu beſetzen, was auch geſchah.

Es begann nun ein kriegeriſches Leben in der Grafſchaft: Truppen zogen hindurch; in der Erntezeit wurde über die Fähnlein der Glatzer Stände von Gottfried von Riebiſch auf Koritau und Bernhard von Panwitz auf Raiersdorf und Schönau, der ſpäter vom Kaiſer bis an ſeinen Tod auf dem Glatzer Schloſſe in Gefangenſchaft gehalten wurde, Muſterung abgehalten, die Päſſe wurden verhauen und in den einzelnen Kreiſen Befehlshaber ernannt. Die Bürgerſchaft der Hauptſtadt griff zu den Waffen und ſtellte ſich am 17. Dezember zur Muſterung, das ganze Land rüſtete zum Kriege. Als Kaiſer Matthias am 20. März 1619 geſtorben war und der ſchon früher zum böhmiſchen Könige gekrönte Erzherzog Ferdinand (II.) die Regierung übernahm, ermahnte er ſeine empörten Unterthanen, darunter auch die Glatzer, zur Unterwerfung; doch erkannten ihn die Stände Böhmens nicht an und ſchrieben behufs einer Königswahl einen Landtag nach Prag aus, zu welchem jene den Landesälteſten Hans von Moſch auf Eiſersdorf und Arnsdorf, den Glatzer Stadtſchreiber Kuttner und den Habelſchwerdter Stadtälteſten Paul Gebhardt ſandten. Dieſer Landtag wählte im Auguſt 1619 den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz zum Könige von Böhmen, worauf der Fürſt am 4. November zu Prag feierlich gekrönt wurde. Das Volk der Grafſchaft begrüßte die Wahl eines evangeliſchen Fürſten zu ſeinem Oberhaupte mit großer Freude; die Hoffnung, von nun an ruhig ſeines Glaubens leben zu können, machte es zu ſeinen Anhängern; ja gerade die Glatzer hielten ſpäter ſelbſt dann noch bei ihm aus, als dieſer, der ſich ſeiner Stellung nicht gewachſen zeigen ſollte, nach einem unglücklichen Feldzuge von allen andern ihm untergebenen Völkern verlaſſen worden war. — Am 17. November wurde ſeine Krönung zu Glatz in feierlicher Weiſe von der Kanzel verkündet; dabei wurde Te deum geſungen, mit Trompeten geblaſen, Heerpauken geſchlagen und mit Kanonen geſchoſſen. Als er dann Anfang 1620 nach Breslau kam, haben ihn die Glatzer durch eine Abordnung dort begrüßt, ihm zu ſeiner Thronbeſteigung Glück wünſchen laſſen und gehuldigt.

Es war nun ſicher vorauszuſehen, daß es nach ſolchen Vorgängen zum Kampfe kommen mußte, daß König Ferdinand ſeine empörten Länder zu unterwerfen ſuchen würde; deshalb wurde auch in der Grafſchaft nun erſt recht eifrig gerüſtet. Der zwanzigſte Mann wurde zum Kriegsdienſt ausgehoben, und es wurde im April 1620 aus den ſo gewonnenen Leuten eine Landwehr aufgeſtellt, die zur Verteidigung der Grenzen dienen ſollte. Die Mannſchaften ließen ſich zu dieſem Zwecke willig einziehen; als aber ein Teil von ihnen aus der gefährdeten Heimat abmarſchieren ſollte, um Bautzen entſetzen zu helfen, weigerte er ſich und konnte nur durch Aufgebot des geſammten Landvolks zum Abmarſch gezwungen werden. Da Bautzen im Oktober fiel, kehrte er bald zurück. Mit der Aushebung des zwanzigſten Mannes waren die Rüſtungen jedoch nicht zu Ende, ſondern ſie wurden immer weiter, je mehr die Gefahr wuchs, fortgeſetzt; im September mußte ſchon der achte Mann ausgehoben werden. Ferner bewilligten die Stände der Grafſchaft dem Könige Geld und Lieferungen von Lebensmitteln und Futter.

Nach der für König Friedrich ſo unglücklichen Schlacht am weißen Berge am 8. November 1620 hatten die Glatzer Gelegenheit, ihren neuen Herrſcher von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen: er kam auf ſeiner Flucht mit der Königin und einem Teil ſeines Heeres am 14. November nach Glatz, wo er trotz ſeiner Niederlage von der Bürgerſchaft auf das Feſtlichſte aufgenommen wurde, ſich auf dem Schloſſe bis zum 16. aufhielt, um dann nach Breslau weiter zu ziehen. Vor ſeinem Scheiden ermahnte er die Bürgerſchaft zum treuen Ausharren und überwies ihnen einen niederländiſchen Offizier zu zweckmäßiger Verwendung ihrer Streitkräfte und Ausrüſtung der Feſtung; er mochte wohl vorausſehen, daß die böhmiſchen Stände ſich ſofort dem Kaiſer unterwerfen und ihre Soldaten entlaſſen würden. So geſchah es auch: am 19. November entließ der Hauptmann von Sembling auf dem Glatzer Schloſſe die bisherige Beſatzung, welche die Bürger ohne Bedauern ſcheiden ſahen, da der Hauptmann ein wilder geldgieriger Landsknecht und ſeine Leute zügelloſes Geſindel waren, die z. B. auf dem Dom der Jeſuiten, dem ſchönſten Bauwerk von Glatz, in ſo ſchamloſer Weiſe gehauſt hatten, daß ſelbſt der evan-

gelische Chronist Aelurius nur mit Entsetzen davon erzählt. Hauptmann Sembling hatte sich in jener unruhigen Zeit hier ganz als Herr des Schlosses gefühlt und danach gehandelt: u. a. hatte er die Frau eines Lieutenants beim Hochgericht stäupen lassen, weil sie Schlimmes von ihm geredet hatte, ferner ließ er am 7. Februar 1620 seinen Lieutenant hinrichten. „Sembling hatte sich seinen Beutel," ehe er abreiste, „gespickt durch Verkauf von Vieh und Getreide aus den Pfaffengütern," gab aber jedem seiner abgedankten Soldaten, obwohl dieselben fast zwei Jahr gedient hatten, nur drei Gulden, „welches wohl zum Erbarmen ist." [2])

Die Ermahnungen des Königs Friedrich zur Treue waren bei den Bewohnern der Grafschaft auf fruchtbaren Boden gefallen. Als die unterworfenen böhmischen Stände ihnen anrieten, vom Widerstand abzulassen und sich ebenfalls zu unterwerfen, schickten sie das Schreiben an den König; ferner besetzten die Bürger nach Semblings Abzug selbst das Schloß, schworen unter freiem Himmel, fest zu ihrer Sache zu stehen und Leib, Ehre und Gut für einander zu lassen und baten den in Glatz auf der Durchreise anwesenden königlichen Oberburggrafen Berka, beim König Friedrich zu veranlassen, daß er eine neue Besatzung nach Glatz sende; auch legten sie letzterem am 7. Dez. nochmals schriftlich die Bitte um eine Besatzung vor. Der König antwortete ihnen darauf am 13. Dez. in bejahendem Sinne und ermahnte sie wiederum zur Standhaftigkeit. Man sieht aus Allem, daß die Glatzer diese Ermahnung gar nicht nötig hatten, daß sie nicht verzweifelten, sondern entschlossen waren, zu kämpfen. Zugleich mit seiner Antwort sandte der König zwei Fähnlein schlesischen Fußvolks, die im September und Oktober sich an der tapfern Verteidigung von Bautzen beteiligt hatten, unter dem Obersten Seger Spee und Hauptmann Stengel nach Glatz und übergab ersterem den Befehl über Schloß und Stadt.

Doch auch diese Besatzung sollte nicht lange in Glatz bleiben. Im Februar 1621 unterwarfen sich auch die Herren derselben, die schlesischen Stände, dem Kaiser, nachdem der König Friedrich von Böhmen nach Brandenburg geflohen war, und schlossen mit dem Kurfürsten von Sachsen, der sich dazu hergegeben hatte, sie zur Unterwerfung zu bringen, Frieden; infolge dessen wollten sie

die Beſatzung von Glatz, die ſich erheblich verſtärkt hatte, abdanken und ſandten einen Bevollmächtigten zu dieſem Zwecke hierher. Da erklärte der Oberſt Seger Spee, daß er nun, nachdem er abgedankt ſei, ſich mit ſeinen Truppen in den Dienſt König Friedrichs begebe und Befehl habe, Glatz zu halten. Rat und Bürgerſchaft waren auf des Oberſten Seite; der Bevollmächtigte mußte unverrichteter Sache abziehen und die Beſatzung trat nun unter den Oberbefehl des Markgrafen Hans Georg von Brandenburg, Herzogs von Jägerndorf, der als Führer der ſchleſiſchen Truppen und eifriger Anhänger des Königs von dem Friedensſchluß ausgenommen und vom Kaiſer in die Acht erklärt, jetzt die von den ſchleſiſchen Ständen abgedankten Truppen anwarb und für ſeinen Fürſten den Krieg fortſetzte. Doch zu derſelben Zeit ſchien auch für die Grafſchaft der Friede kommen zu wollen; nachdem die Schleſier ſich dem Kaiſer unterworfen hatten, mußten die Stände jener einſehen, daß ſie allein dieſem nicht trotzen konnten; namentlich neigte jetzt ein Teil des Adels und der Landbevölkerung, die — im Gegenſatz zu der durch die Feſtung geſchützten Bürgerſchaft — ziemlich wehrlos waren, zu Friedensverhandlungen, da die Glatzer damals noch hoffen konnten, daß der Kurfürſt von Sachſen, ihr Glaubensgenoſſe, den ſie um Vermittlung bitten wollten, ihnen ihr Teuerſtes, die freie Ausübung ihrer Religion, dem Kaiſer gegenüber erhalten und milde Bedingungen für ſie erreichen würde. Infolge deſſen ſchickten ſie im Februar 1621 eine Geſandtſchaft an den Kurfürſten mit dem Anerbieten ihrer Unterwerfung und der Bitte um ſeine Vermittlung bei jenem. Der Kurfürſt wies ſie zuerſt ab, da er vom Kaiſer nur mit der Unterwerfung von Schleſien betraut ſei, Glatz aber zu Böhmen gehöre, ſchloß aber endlich auf die dringende Bitte der Geſandten, denen ſich Abgeordnete der ſchleſiſchen Stände anſchloſſen, auch mit den Glatzern ein Übereinkommen ab, das ihnen im Falle ihrer Unterwerfung die Gnade des Kaiſers in Ausſicht ſtellte. Doch es kam nicht dazu; denn als die Glatzer Stände nun Geſandte an dieſen ſchicken wollten, die ihm ihre Unterwerfung anbieten und um Gnade bitten ſollten, hielt der Kommandant Oberſt Seger Spee ſie gewaltſam zurück. Die Glatzer hatten ſich im Vertrauen darauf unterwerfen wollen, daß

ihnen durch die Vermittlung des Kurfürsten ihr Glaube erhalten bleiben würde; viel Blut, viel Elend wäre ihnen erspart geblieben, aber dieser wäre, wie das Beispiel anderer Provinzen in der Folge zeigt, doch nicht gerettet worden. Der Markgraf von Jägerndorf, der sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, verbunden hatte, versammelte sein Heer im Juli bei Neisse, um es jenem, welcher damals nördlich der Donau an der mährischen Grenze stand, zuzuführen, und zog infolge dessen den Oberst Seger Spee an sich; in Glatz ließ er nur zwei Fahnen Fußvolk unter den Hauptleuten Johann von Lohe und Senitz und ein Kornet Reiter unter Lieutenant Doebitz zurück; zum Befehlshaber ernannte er Lohe, einen kriegserfahrenen, sehr tüchtigen Soldaten; ferner ordnete er das Möglichste an, um die Festung in guten Verteidigungszustand zu versetzen, gab Befehle zum Aufwerfen von Verschanzungeu und sorgte für Geschütze, Schießbedarf und Lebensmittel. Vor seinem Abzuge sprach er die prophetischen Worte: „Wir können zwar mit dem Bau nicht fertig werden, aber unsere Nachkommen werden solchen Bau in bessern Stand und vollkommene Befestigung setzen," Worte, welche sich erfüllen sollten: Friedrich der Große, der von den Habsburgern unter andern Gebieten auch das dem Jägerndorfer einst entrissene Land zurückverlangte, eroberte Glatz und baute die Festung vollständig aus.

Der Hauptmann oder, wie er von jetzt ab hieß, Oberst von Lohe, machte sich sofort zum Herren der Grafschaft und setzte die Rüstungen auf das Eifrigste weiter fort: die teilweise entlassene Landwehr wurde wieder einberufen und mußte die Grenzpässe besetzen; ferner warb er neue Truppen und veranlaßte die waffenfähige Bürgerschaft von Glatz, sich behufs Teilnahme am Kampfe in vier Fähnlein zu teilen, was die der evangelischen Sache durchaus ergebenen Bürger, die schon im Dezember 1620 hundert Mann Musketiere angeworben hatten, mit großem Eifer thaten; auch die Ritterschaft, die zum Teil zum Frieden mit dem Kaiser neigte, zwang er zur Aufstellung von Truppen. — So machte er es möglich, eine große Anzahl kampffähiger Mannschaften zur Verteidigung des Ländchens zusammen zu bringen, die noch durch den „Bauernbund" oder eigentlich verschiedene zu kriegerischen Zwecken zeitweilig gebildete Verbände von Bauern

kräftige Unterstützung erhielten. — Es kam Lohe sehr zu Statten, daß gerade in jener Zeit, dem Sommer 1621, die Nachricht von dem grausamen Blutgericht, das der Kaiser über die Spitzen des böhmischen Aufstandes zu Prag verhängt hatte, in der Grafschaft bekannt wurde; trotz ihrer Furchtbarkeit erreichte jene Schreckensthat ihren Zweck, das Volk einzuschüchtern, hier durchaus nicht; im Gegenteil — dasselbe wurde auf das Äußerste erbittert und bis zum Fanatismus erregt; namentlich die Glatzer Bauern, mutige, selbstbewußte, trotzige und vor Allem mit großer Zähigkeit an ihrem Glauben hängende Leute, griffen jetzt zu den Waffen, suchten sich und ihr Eigentum zu schützen und thaten dann dem Feinde, dem sie jede Bewegung in kleineren Abteilungen unmöglich machten, großen Abbruch. Die Führer dieser Bauernverbände waren die Freirichter der Dörfer, Männer, die als freie Herren auf ihrem sehr bedeutenden Grundbesitz saßen, unabhängig und hochangesehen wegen ihres Reichtums und ihres alle umfassenden Verbandes, namentlich aber von großem Einfluß auf das Landvolk als dessen Richter; sie hielten treu zur Stadt Glatz und jetzt mit ihr zusammen zur evangelischen Sache. —

Den Verteidigungsarbeiten zu Glatz fiel, wie schon erwähnt, auch die Wenzelskirche zum Opfer, an der am 2. Adventsonntage 1621 der Chronist Aelurius die letzte Predigt hielt; die Kirche mußte, da sie hoch auf einem das Schloß beherrschenden Berge lag, zwei Schanzen zum Schutze des letzteren weichen. —

Um Glatz zu verproviantieren, unternahmen die Truppen weite Streifzüge. Diese Streifzüge aber und der unerwartete Widerstand, die Rüstungen der Grafschaft bewogen endlich den kaiserlichen Statthalter von Böhmen, Fürsten Karl von Lichtenstein, den Obersten von Wallenstein, den später so berühmten, größten Feldherrn des Kaisers, mit ungefähr 4000 Mann an deren Grenze zu schicken; in Nachod angekommen, forderte dieser am 12. Juli die Glatzer Stände brieflich auf, am 15. d. Mts. nach Wünschelburg zu kommen, um mit ihm über den Schutz des Landes zu beraten, widrigenfalls er sie als dem Kaiser Abtrünnige betrachten würde. Sie kamen nicht, dagegen wurde die Grenze gegen Braunau, wohin Wallenstein seine Truppen gelegt hatte, und namentlich die zur Grafschaft gehörende Stadt Wünschel-

burg von den Glatzern ſtark beſetzt. Die Würfel waren gefallen; die Beſatzung und die Stände der Grafſchaft verwarfen alle Verhandlungen. Wallenſtein, zu ſchwach, den Aufſtand niederzuwerfen, mußte ſich damit begnügen, das Braunauer Land zu ſchützen. Ende Juli wurde er abberufen, um die in Ungarn unglücklich gegen Bethlen Gabor fechtenden Kaiſerlichen zu unterſtützen; ſein Regiment blieb an der Glatzer Grenze zurück. Da dieſes zu ſchwach war, ſie vollſtändig zu ſperren, die ſchleſiſchen auf kaiſerlicher Seite fechtenden Truppen aber ſämtlich gegen den Jägerndorfer im Felde lagen, ſo erſuchten der Kaiſer und die ſchleſiſchen Stände den Kurfürſten Georg von Sachſen, der im vorigen Jahre die Lauſitzer mit Waffengewalt und in dieſem die Schleſier auf friedlichem Wege unterworfen hatte, jetzt die Unterwerfung der Glatzer zu unternehmen. Nach langen Unterhandlungen willigte dieſer auch ein und ſandte im Auguſt 1621 ungefähr 2 Regimenter Sachſen an die Glatzer Grenze in die Gegend von Wartha, Frankenſtein und Münſterberg mit dem Befehle, dieſe zu beſetzen und zu bewachen. Während ſich nun die Sachſen auf die Ausführung dieſes Auftrags beſchränkten, unternahmen auch die Glatzer Truppen, wohl in der Abſicht, den Kurfürſten nicht zu reizen, da ſie an ihm im ſchlimmſten Falle immer noch einen Anhalt zu haben hofften, nicht das geringſte gegen ſie; infolgedeſſen herrſchte auf dieſer Seite ſolcher Friede, daß Handel und Wandel ungeſtört weiter ging. Anders war es auf der Braunauer Seite. Hier waren die Glatzer zum Angriff übergegangen und bedrängten die Wallenſteiner derart, daß am 20. September der Kaiſer den Kurfürſten brieflich bat, ſeine Truppen dieſen zu Hülfe zu ſenden und namentlich Wünſchelburg, welches von den Glatzern ſtark beſetzt war, zu nehmen. Der Kurfürſt ließ jedoch auf den Rat ſeiner Oberſten vorläufig Alles beim Alten. Die Oberſten mochten wohl im Innern den evangeliſchen Glatzern geneigt ſein. — Am 26. September verſuchten die Wallenſteiner vergeblich, die Glatziſche Stadt Neurode zu überrumpeln; am 12. Oktober griffen ſie mit für ſie glücklicherem Erfolge die Grenzwache der Landwehr im Steinthale bei Tuntſchendorf an und verurſachten in geradezu viehiſcher Weiſe ein furchtbares Blutbad unter denſelben. Aelurius ſagt (S. 259) darüber:

„Nun geſchah es, daß ſie (die Landwehr) einesmals von ihrem Führer auf Tuntſchendorf zugeführt wurde und, da das kaiſerliche Kriegsvolk aus Braunau ſie angriff, iſt den Bauern von ihrem Führer oder Oberſten auferlegt worden, ſie ſollten in die Kirche zu Tuntſchendorf ſich begeben und ſich daraus mannlich wehren; aber er wich von ihnen weg. Die einfältigen Bauern nahmen dieſen Rat für gut an, aber es bekam ihnen übel. Denn als ſie in die Kirche verſchloſſen waren, warfen die kaiſerlichen Soldaten Feuer hinein und umringten ſie ganz und gar; als nun jetzo die Kirche in vollem Brande ſtund, da war Jammer und Not vorhanden; denn die Bauern darinnen mußten verbrennen, indem die, ſo von den Fenſtern heruntersprungen, oder zur Thür herausdrangen, alle von den kaiſerlichen Soldaten gar jämmerlich als die Hündlein geſchlachtet und umgebracht wurden. Etliche halb gebratene und doch noch lebende Bauern wurden nach Glatz gebracht und lebten noch in großer Marter und Schmerzen etliche Tage; an dieſen hat man das rechte Fegfeuer geſehen, dieweil ſie ſolche Marter erdulden mußten, die nicht möglich zu beſchreiben ſind. Und alſo ſind den gedachten Tag bei 200 Bauern ganz elendiglich verdorben und umgekommen und ſind in der Grafſchaft Glatz ſehr viel Wittwen und Waiſen gemacht worden."

Dieſe grauſame, allem Kriegsrecht widerſprechende That der Wallenſteiner gab bald dem Kampfe ein äußerſt wildes Gepräge. Zur Rache dafür überfielen die Glatzer Wernersdorf, wo ſie über 100 Mann gefangen nahmen, und am 11. November Schönau bei Braunau, von wo ſie reiche Beute mit nach Glatz brachten. Ein Bauer des letzteren Dorfes, der beim Anzünden der Kirche von Tuntſchendorf beteiligt geweſen war, wurde gefangen genommen, in Glatz herum geführt und in allen Stadtvierteln mit Ruten geſtrichen.

Die Grafſchaft ſollte nun aber bald ſo großen Truppenmaſſen gegenüber ſtehen, daß es ihr unmöglich wurde, die Beſetzung eines Teiles des Landes zu verhindern. Der Kurfürſt von Sachſen, der ſtets in dem guten Glauben handelte, daß der Kaiſer den unterworfenen Aufſtändiſchen freie Religionsübung laſſen würde und deſſen Verhalten nur ſo erklärlich wird, willigte, als er Ende November 1621 in Breslau für dieſen die Huldigung entgegen nahm, endlich auf ſein vielfaches Erſuchen ein, daß ſeine Truppen die gegen Bethlen und den Jägerndorfer nicht gerade mit Glück fechtenden Kaiſerlichen und Schleſier unterſtützten und zur Unterdrückung des Aufſtandes in die Grafſchaft einrückten. Man

fürchtete ſchon im September, daß Bethlens Truppen im Verein mit türkiſchen Hilfstruppen der Grafſchaft zu Hülfe eilen und in den benachbarten Kreiſen Böhmens Winterquartiere beziehen würden, die Klageſchrift gegen die Bürgerſchaft von Glatz (§ 25) wirft dieſer vor, ſogar mit dem Erbfeinde, dem Türken, in verräteriſchen Schriftwechſel getreten zu ſein. Ehe aber der Kurfürſt ſeine Truppen in die Grafſchaft rücken ließ, forderte er am 20. Oktober die Stadt und die Stände von Glatz auf, ſich zu unterwerfen; doch antworteten beide, wohl auf Veranlaſſung des Oberſten Lohe, ausweichend und brachten dadurch den Kurfürſten zum Entſchluſſe, Ernſt gegen ſie zu brauchen.

Nachdem er ſchon am 7. November befohlen hatte, den Handel mit Glatz zu ſperren, gingen am 4. Dezember 300 Mann Fußvolk und mehrere Kornets Reiter nach der Grenze zwiſchen der Grafſchaft und dem heutigen Oeſtr.-Schleſien vor, um die Verbindung zwiſchen den im freien Felde fechtenden Jägerndorfern und der Grafſchaft zu durchſchneiden. Am 4. Dezember nahmen die Sachſen Neurode, am 7. überfielen ſie zu Mittelſteine ein Kornet Glatzer Reiter, am 10. wurde Habelſchwerdt und um dieſelbe Zeit Landeck genommen; nach einer Meldung des Oberſten Goldſtein hat Wünſchelburg ſich ebenfalls den Sachſen ergeben wollen, doch hätten die Kaiſerlichen (wohl, um nicht die ganze Grafſchaft in deren Händen fallen zu laſſen) die Stadt angegriffen und erobert. — Lohe war mit ſeiner verhältnismäßig geringen Beſatzung und der ungeübten Landwehr nicht im Stande, der Übermacht wohlgeübter Truppen das Eindringen zu verwehren; als aber dann im Dezember ein großer Teil der Sachſen von der Grafſchaft aus weiter nach Neiſſe und gegen den Jägerndorfer ins Feld zog und der Reſt nur die kleinen Städte derſelben beſetzt hielt, that er ihm im Verein mit dem Bauernbunde großen Abbruch; die Sachſen hatten geglaubt, hier als Truppen eines evangeliſchen Fürſten wenig Widerſtand zu finden, ſie ſahen aber bald ihren Irrtum ein und hauſten dann hier nach der wilden Sitte jener Zeit; ſie machten große Streifzüge in die Umgegend der von ihnen beſetzten Orte, von denen ſie reiche Beute zurückbrachten, nahmen die Edelleute, die treu zu Glatz hielten, gefangen und erpreßten von ihnen ein hohes Löſegeld. Die Glatzer und

der Bauernbund dagegen ſuchten die Dörfer zu ſchützen: infolgedeſſen fand ein lebhafter, erbitterter „kleiner Krieg“ ſtatt. — Als am 18. Dezember die ſächſiſche Reiterei aus Habelſchwerdt und die Beſatzung von Landeck das Dorf Heinzendorf, einen Hauptort des Bauernbundes, angreifen wollten, wurden ſie von den Glatzern und mehreren 100 Bauern, die ihr Vorhaben rechtzeitig erfahren hatten, überraſchend angefallen und mit einem Verluſt von 80 Gefangenen, darunter einem Hauptmann Wallwitz, vollſtändig geſchlagen. Die Sachſen ſuchten vor allem die Bauern, die ihnen dadurch, daß ſie ihnen die Lebensmittel abſchnitten, ſehr unbequem waren, unſchädlich zu machen. Wiederholt merkten die Bauern rechtzeitig ihre Anſchläge und machten ſich kampfbereit, ſodaß ihnen nicht beizukommen war, endlich glückte es aber doch dem Oberſt Krah, dem Führer der Sachſen, am 27. Januar 1622, ſie zu überfallen und furchtbar zu ſchlagen; in Heinzendorf wurden an dieſem Tage an 100, in Ullersdorf am 28. an 200, in Kunzendorf eine große Anzahl Bauern getötet. Zwar kamen ihnen 100 Reiter und 70 Musketiere aus Glatz zu Hülfe, konnten aber nichts ausrichten. Das Eigentum der Bauern wurde ausgeplündert und in Brand geſteckt; die Sachſen wüteten in den Dörfern, wie in mit Sturm genommenen Feſtungen, und doch waren die Bauern ihre Glaubensgenoſſen, die für dieſen Glauben und zum Schutze ihrer Habe zu den Waffen gegriffen hatten! Ein Teil der Dörfer, der von Glatz aus nicht geſchützt werden konnte, unterwarf ſich nun gezwungen den Sachſen. Dieſe wollten auch die andern ſtrafen, doch hinderte ſie zuerſt das ſchlechte Wetter, dann der weitere Verlauf des Krieges daran. Die Bauern hielten treu zu Glatz, wenn ſie teilweiſe auch die Waffen niederzulegen gezwungen waren; immer wieder treibt Fanatismus und Verzweiflung das ſchwer gereizte, ausgeſogene, mißhandelte und dabei ſo mutige und ausdauernde Landvolk zum Kampfe; das Blutbad von Tuntſchendorf, von Kunzendorf, Ullersdorf ꝛc., hätte ihm eine Warnung ſein können, aber es ſollte noch andrer Schläge bedürfen, um dieſe Tapfern ganz zu Boden zu werfen.

Um dieſe Zeit hatte der Feldzug eine für den Jägerndorfer ſehr ungünſtige Wendung genommen; ſein Verbündeter Bethlen Gabor ſchloß plötzlich hinter ſeinem Rücken Frieden, und nun

verließ er ſelbſt, allein zu ſchwach, dem Kaiſer zu widerſtehen, und dabei noch geſchwächt durch die Deſertionen ſeiner Soldaten, denen er infolge des unglücklichen Verlaufs des Feldzugs keinen Sold hatte zahlen können, im Januar 1622 in Verzweiflung ſein Heer, worauf dieſes, das ſich nach der mähriſch-ſchleſiſchen Grenze zurückgezogen hatte, von den Sachſen und Schleſiern teils durch Unterhandlung, teils mit Gewalt zur Ergebung und Auflöſung gebracht wurde. Um ſo mehr hoffte nun der Kurfürſt von Sachſen, die Feſtung und damit die Grafſchaft durch Unterhandlung zur Unterwerfung zu bringen; er wußte, daß ein Teil der Glatzer auf jene Nachrichten hin ſchwankend geworden war, und glaubte immer noch, daß ſie ſich ihm, dem Glaubensgenoſſen, am eheſten ergeben würden. Infolgedeſſen begann er aufs Neue, mit Glatz zu unterhandeln. Die Beſatzung ſah wohl das Gefahrvolle ihrer Lage nach Auflöſung des Feldheeres ein und ſoll, namentlich, als Lohe am 22. Januar ein die Niederlegung der Waffen anratendes Schreiben des Jägerndorfer erhielt, zum Unterhandeln geneigt geweſen ſein; ehe aber die Verhandlungen, in deren Verlauf u. a. der Glatzer Bürgerſchaft das ſchroff zurückgewieſene Anſinnen geſtellt wurde, die Beſatzung mit Hülfe der Sachſen zu entwaffnen, wirklich zum Ziele führten, trat eine Wendung ein, die alle weiteren Schritte zum Frieden vergeblich machte, neuen Mut, neue Widerſtandskraft in den Glatzern erweckte und den Ausgangspunkt eines glänzenden Abſchnitts der Geſchichte des evangeliſchen Glatz bildete. Freilich folgte dem Glanze tiefer Schatten! Nachdem trotz der Unterhandlungen die Sachſen am 26. Januar 1622 das eine Meile von der Feſtung liegende Dorf Hannsdorf angegriffen hatten, um die Bauern für ihre Teilnahme am Bauernbund zu züchtigen, jedoch durch einen Ausfall der Beſatzung und zweier Fähnlein Bürger daran verhindert worden waren, erhielt Lohe am 1. Februar die Meldung, daß der Feind ſich wieder vor jenem Dorfe zeige. Als er nun daraufhin mit ſeiner Reiterei zur Unterſtützung der Bauern ausritt, ſtieß er zu ſeiner Überraſchung nicht auf die Sachſen, ſondern auf den Oberſten Grafen von Thurn mit 1 Kornet Reiter und 2 Fahnen Dragoner, die ſich der Auflöſung des Jägerndorfer Heeres entzogen und von Mähren aus durch einen beiſpiellos verwegenen Ritt bei großer Kälte mitten durch die Feinde hindurch

über die Abhänge des Schneebergs und Wilhelmsthal in die Grafschaft gerettet hatten. Von lautem Zuruf empfangen, zog dieser noch an demselben Tage in Glatz ein, wo er von der Besatzung und dem größten Teil der Bürgerschaft mit großer Freude begrüßt wurde.

IV.

Franz Bernhard Graf von Thurn war der Sohn des ersten Leiters des böhmischen Aufstandes, des Grafen Heinrich Matthias, geboren 1595; zur Zeit seines Einrückens in Glatz also erst 27 Jahre alt, nicht gerade ansehnlich von Person, aber von großem Verstande.[3]) Er blieb bis zu seinem Tode der evangelischen Sache treu ergeben, einer der wackersten Streiter auf deren Seite, der glänzende Aussichten für die Zukunft hatte, aber noch in jungen Jahren starb. Er war ein kriegsgeübter, durch die traurigen Ereignisse in der ersten Zeit des Krieges an Erfahrungen reicher Soldat, ein viel besserer Führer, als sein Vater, bis zur Verwegenheit tapfer; einer der ersten am Feinde, der letzte auf dem Schlachtfelde nach der Schlacht, feuerte er seine Untergebenen an; mit eiserner Strenge erzog er sie zu guten Soldaten; opferbereit und und gerecht, erwarb er ihr Vertrauen. Durch diese Eigenschaften und seine hohe Geburt hatte er auch über seine Offiziere ein solches Uebergewicht, daß diese ihm unbedingt gehorchten. Ein einmal vorgesetztes Ziel verfolgte er mit eiserner Thatkraft und kannte dann keine Rücksichten, die ihn von dessen Erreichung abgehalten hätten. Ein hoher Ruf ging ihm bei seiner Ankunft in Glatz voraus. In der Schlacht am weißen Berge war er mit dem Grafen Schlick, der ihm später vor Glatz gegenüber stehen sollte, der letzte des geschlagenen Heeres, der das Schlachtfeld verließ. Nach derselben opferte er sich für seinen König, indem er Prag solange schützte, bis dieser in Sicherheit war, dann aber mußte er sich der Uebermacht ergeben. Der Führer der Kaiserlichen, Graf Bouquoi, entließ ihn nach kurzer Zeit aus der Gefangenschaft, der Kaiser aber billigte die Entlassung nicht, sondern that ihn und seinen Vater in die Acht. Thurn ging nun sofort zum Heere des Jägerndorfer, das damals in der Oberlausitz stand, und machte dessen unglücklichen Feldzug nach Ungarn mit. Es wird in jener Zeit von ihm gerühmt, daß er den Uebergriffen der Soldaten

nach Kräften zu wehren ſuchte. Als dann Bethlen Gabor mit dem Kaiſer Frieden ſchloß, ward Thurn gleich dem Jägerndorfer davon ausgeſchloſſen. Zur Zeit der Auflöſung des Heeres war er in Wagſtadt und rettete ſich von hier nach Glatz; ſeine Gattin, eine Gräfin Hardeck, die bei ihm war, ließ der Feind von Wagſtadt aus ungehindert, ja von einer Schutzwache geleitet, ziehen, worüber dann großer Lärm geſchlagen wurde. Sie ſtammte von jenen Grafen Hardeck ab, die einſt bis 1534 die Grafſchaft Glatz in Pfandbeſitz gehabt und der Reformation freien Eingang in dieſelbe gewährt hatten.

Mit dem Einmarſch Thurns in Glatz hörte jedes Schwanken auf, herrſchte nur der eine Wille, die Feſtung unbedingt für eine beſſere Wendung der Dinge zu behaupten; als wenn der Graf dieſen Willen den Sachſen ſofort klar vor die Augen führen wollte, unternahm er noch in den erſten Tagen des Februars einen Zug gegen ſie, gegen die von ihnen beſetzte Stadt Habelſchwerdt. Der Bericht eines Augenzeugen über denſelben ſei hier zur Kennzeichnung damaliger Kampfesweiſe und der perſönlichen Tapferkeit Thurns abgedruckt:

„Den zweiten Februar iſt der Graf von Thurn eigner Perſon zu Nacht mit dem meiſten Teil Reitern, Dragonern und Fußvolk nach Habelſchwerdt von Glatz ausgezogen; ſolches einzunehmen Willens hat er eine Petarda und etliche Leitern mit ſich genommen, dazu auch ohne ſonderliches Hindernis ans Thor kommen. Allda hat Herr Heinrich Filtitz, Lieutenant unterm Kapitain Loevbers, [übers] Stacket geſetzt; das Schloß ward weggeſchlagen und ſolches geöffnet. Da iſt bald in der Stadt Lärmen worden; die Glatzer bringen zwar ihre Petarda wohl an, alſo daß, wie ſie von Büchſenmeiſtern angezündet, beide Thor und Gewölbe übern Haufen geſtoßen, darauf denn der Graf mit etlichen Dragonern (ſo mehrſtenteils drinnen blieben) bald hinein geſetzt und auf dem Platz ſich befinden laſſen, deſſen die Bürger und .... Soldaten ſehr erſchrocken; weil aber des Grafen von Thurn ſein Hinterhalt nicht mit Gewalt nachgedrückt, haben die in der Stadt in Eile einen Miſtwagen vorgezogen und dahinter gewaltig Feuer gegeben und ſich mit Schießen und Steinwerfen trefflich gewehrt, ſodaß die Glatzer nicht hineingelangen möchten. Da hat wahrlich der Graf mit großer Mühe ſich wieder hindurchhauen und aus der Stadt weichen müſſen. Unterm Thor aber iſt gedachter Lieutenant Filtitz, welcher hart gearbeitet und die Burſche treulich zur Nachfolge vermahnt, neben Herrn Michael Ungern, Lieutenant unter den Reitern,

erſchoſſen; Kapitain Senns iſt unter dem Gedränge hart gedrückt, doch aber noch davon kommen. Haben alſo mit Verlierung etlicher Perſonen und vielen Beſchädigten unverrichteter Sache abziehen müſſen.“[1])

Das erſte Unternehmen von Glatz aus war zwar mißglückt, aber es zeigte dem Feinde, daß er auf der Hut ſein mußte. Die Sachſen forderten nun Thurn auf, die Feſtung zu übergeben, worauf er zur Antwort gab: ſie ſollten wieder anfragen, wenn Breſche geſchoſſen wäre. Sie verſuchten nun immer wieder, die Übergabe durch Unterhandlungen zu erlangen; der Kurfürſt ermahnte Thurn ſelbſt brieflich zur Unterwerfung; auch der Erzherzog Karl von Öſterreich, Biſchof von Neiſſe, dem der Kaiſer ſchon beim Beginn des Jahres die Grafſchaft abgetreten hatte — die wirkliche Übernahme erfolgte erſt 1623 — und die ſchleſiſchen Stände ſuchten ihn zur Übergabe zu überreden. Der Graf ſchien endlich darauf einzugehen und gab zur Antwort, daß er ſich unter der Bedingung unterwerfen würde, daß ihm und ſeinem gleichfalls geächteten Vater vom Kaiſer vollſtändiger Pardon erteilt würde, brach aber, als der Kurfürſt ihm dieſen nur für ſeine eigene Perſon in Ausſicht ſtellte, die Unterhandlungen ab. War es dem Grafen Ernſt mit dieſen Unterhandlungen? Dann würde er Glatz nur perſönlichen Abſichten geopfert haben. Es ſcheint aber, als wenn er den Feind nur hingehalten hätte, um Zeit zu gewinnen; er wußte, daß ſein Vater für die evangeliſche Sache um Hülfe warb, daß Ernſt von Mansfeld, der Markgraf von Baden-Durlach und Chriſtian von Braunſchweig für ſie zu den Waffen gegriffen hatten; ein Entſatz, eine Wendung zum Beſſern war noch möglich. Glatz aber mußte infolge ſeiner Lage, zwiſchen evangeliſchen, unterdrückten Ländern gelegen, als ſtarke Feſtung im Fall einer ſolchen von großer Wichtigkeit ſein. Es handelte ſich alſo darum, dasſelbe zu halten; die Unterhandlungen gaben ihm die dazu nötige Zeit, die er trefflich ausnützte.

Seit Graf Thurn in die Grafſchaft eingeritten war, verhielten ſich die Sachſen ruhig; nach dem Verſuche auf Habelſchwerdt kam es zwiſchen beiden Teilen bis zum April zu keinem Gefecht mehr, da Thurn zum Schein auf die Unterhandlungen einging, vor Allem aber an der Schulung und Vermehrung ſeiner Truppen und Stärkung der Verteidigungsfähigkeit von Glatz arbeitete; um

dieſes mit Lebensmitteln zu verſehen, unternahm er Streifzüge weit ins Land hinein, ohne daß die Sachſen ihn hindern konnten. Trotz deren Anweſenheit und trotz der Laſten, die ihnen der Graf auflegte, hielten die Bauern doch treu zu ihm, indem ſie ihn als Retter vor dem Strafgericht des Kaiſers und als Schützer ihres Glaubens betrachteten. Der Graf warb neue Truppen an und brachte ſie und die bewaffnete Bürgerſchaft durch ſein eignes Beiſpiel und ſeine unermüdliche Arbeit bald auf einen hohen Stand ſoldatiſcher Tüchtigkeit, ſodaß ſie unter die beſten ihrer Zeit gehören. Beim Beginn der Belagerung beſtanden ſie aus im Ganzen 2 Fahnen Fußknechte und 100 Musketieren, 4 Fahnen Dragoner und 2 Kornet Reiter, zuſammen höchſtens 1300 Soldaten; zu dieſen kamen noch 4 Fahnen Bürger, welche ſchon früher errichtet waren und jetzt regen Anteil an der Verteidigung nahmen. Die Verteidigungsſchrift der Bürgerſchaft auf die kaiſerliche Anklage behauptet zwar, daß die widerwilligen Einwohner mit Gewalt auf die Wälle getrieben worden wären; es iſt auch gewiß richtig, daß die auf ſich ſelbſt Angewieſenen die Unterwerfung unter den Kaiſer vorgezogen hätten, da ſie die Hoffnung auf Erfolg verloren hatten; doch zeigen alle Quellen, daß die Bürger, durch Thurns Ankunft ermutigt, ihn im Allgemeinen als Retter begrüßten und daß auch der kleinere Theil, der ihn nur ungern kommen ſah, durch des Grafen Entſchloſſenheit, durch die Kampfesluſt des andern mit fortgeriſſen wurde, ſodaß ſich ſchließlich die Geſammtheit der Bürger auf das Tapferſte an der Verteidigung ihrer Vaterſtadt, am Kampfe für ihren Glauben beteiligte. Die bewaffnete Bürgerſchaft war, hoch gerechnet, 500 Mann ſtark, Thurn hatte alſo im Ganzen höchſtens 1800 Streiter unter ſich, und mit dieſer geringen Zahl ſollte er bald einer 12fachen Übermacht gegenüberſtehen, gegen 20000 Mann die Feſte Glatz in einer ſolchen Weiſe verteidigen, daß er und ſeine heldenmütigen Streiter durch ihre Tapferkeit weithin berühmt wurden. Die Quellen jener Zeit ſprechen durchweg mit bewundernder Anerkennung von der Verteidigung von Glatz im Jahre 1622. An Geſchützen befanden ſich dort 21 große Stücke, 10 Feldſchlangen, 3 Orgelſtücke, leider fehlte es aber an guten Büchſenmeiſtern. — Dem Grafen Thurn ſtanden tüchtige Offiziere zur Seite, an ihrer Spitze der Oberſt

von Lohe, dann der Reiter-Kapitän von Baudiß[5]), ein äußerst verwegener und verschlagener Offizier, der später als General sich einen Namen machte, ein echter Landsknecht, — der tapfere Hauptmann der Dragoner von Plato, der ebenso wie der Hauptmann der Musketiere Senitz an unzähligen Schlachten und Gefechten teilgenommen hatte und noch teilnehmen sollte.

Der Teil der sächsischen Truppen, welcher gegen den Jägerndorfer im Felde gestanden hatte, war jetzt an die Grenze der Grafschaft gesandt worden; sämtliche Sachsen hatte der Kurfürst seinem General Grafen Wolf von Mansfeld unterstellt. Da nun die Glatzer sich nicht unterwarfen, befahl er diesem, sich der Festung mit Gewalt zu bemächtigen, und zwar sollte er die Stadt einschließen, „mit der Schärfe" angreifen und, da dort alle Häuser mit Schindeln gedeckt seien, diese in Brand stecken. Die Einwohner müßten dann entweder auf das Schloß fliehen, wo der Proviant durch die Menge bald aufgezehrt sein würde, oder sich im Freien ergeben. Dieser Befehl ging nicht in Erfüllung; die Sachsen sahen sich vielmehr — zumeist durch das Benehmen des Kaisers, des Erzherzogs Karl und der schlesischen Stände — veranlaßt, aus der Grafschaft abzuziehen. Der Kurfürst und Mansfeld forderten nämlich die Schlesier, die doch durch die Glatzer am meisten gefährdet waren, auf, den Sachsen beim Angriff auf die Festung beizustehen, erhielten aber ausweichende, auf später vertröstende Antworten; ferner mischte sich der zum Generalissimus der schlesischen Truppen ernannte Bischof und Erzherzog Karl, der den Sachsen nichts zu saegn hatte, fortwährend in deren innere Angelegenheiten; auch teilte er, da er wohl fürchten mochte, daß diese sich nach Eroberung der Festung in der ihm geschenkten Grafschaft festsetzen würden, und er es sehr übel vermerkt hatte, daß die sächsischen Befehlshaber mit denen der Festung auf eigne Faust verhandelten, dem Kurfürsten mit, daß der Kaiser mit seinen eigenen Truppen die Belagerung bald vornehmen würde. Kurz die Sachsen sahen, daß man sie jetzt, da die Gefahr für das österreichische Herrscherhaus vorüber war, gern los sein wollte, daß man ihnen mißtraute und sie schließlich nur Undank ernteten. Da nun im Frühjahr 1622 Prinz Christian von Braunschweig, Bischof von Halberstadt, der auf Seite der Protestanten ins Feld

zog, ſich von der Weſer aus der ſächſiſchen Grenze näherte, benutzte der Kurfürſt dies als Vorwand, um ſeine Truppen zurückzuführen und gab dem Grafen Mansfeld die dahin lautenden Befehle. Jetzt baten die ſchleſiſchen Stände und der Erzherzog dringend, mit dem Abmarſch noch zu warten, bis die kaiſerlichen Truppen herangekommen wären, da ſie vor der Beſatzung des „gefährlichen Neſtes“ eine Heidenangſt hatten, worauf der Kurfürſt dieſen bis zum 25. Mai verſchob.

Ehe ſie abmarſchierten, fanden noch mehrere Gefechte ſtatt. Als Mansfeld von Neiſſe zurückkehrte, wo er dem Erzherzog Karl die Abberufung ſeiner Truppen mitgeteilt hatte, raffte er ſoviel er konnte, von denſelben zuſammen und drang bis nahe an die Feſtung vor, worauf Thurn ſofort einen Ausfall unternahm; es entſpann ſich nun ein heftiges Gefecht, in dem beide Gegner mit großer Tapferkeit fochten und bei dem ein Hauptmann der Glatzer Bürger, „ein trotziger, verwegener Bube“ und ein Hauptmann der Beſatzung gefangengenommen wurden, Mansfeld mußte ohne Erfolge abziehen. (5. April 1622).

Am 26. April kam es zu einem Gefecht am Siegritz bei Habelſchwerdt.

In der zweiten Hälfte des Mai räumten dann die Sachſen, von den kaiſerlichen Regimentern Naſſau und Lichtenſtein, in den kleinen Städten abgelöſt, die Grafſchaft und zogen über Hirſchberg und Lauban in ihr Vaterland zurück. Sie hatten die Grafſchaft verheert, ohne viel zu erreichen, wenig Ruhm, aber viel Undank bei ihren Verbündeten geerntet; die einzigen, die ſie — im Gedanken an ihre Nachfolger — ungern ſcheiden ſahen, ſcheinen die Glatzer ſelbſt geweſen zu ſein; wenigſtens ſagte das ein mit einem Schreiben aus der Feſtung geſandter Trommler dem General Mansfeld; ſie mußten ja auch voraus ſehen, daß der Kaiſer jetzt, wo er nach dem Friedensſchluß mit Bethlen Gabor und der Auflöſung des Jägerndorfer Heeres größere Truppenmaſſen zur Verfügung hatte, mit ganz andrem Nachdruck als jene gegen die aufſtändiſche Grafſchaft vorgehen würde.

Die Kaiſerlichen hatten bisher in der Gegend von Braunau geſtanden und von der Grafſchaft nur die Stadt Wünſchelburg beſetzt. Da ſie von Eiferſucht und Mißtrauen gegen die Sachſen

erfüllt gewesen waren, war es nie zu einem gemeinsamen Handeln gekommen; dagegen hatten gerade sie von den so thätigen Glatzer Truppen viel zu leiden gehabt; noch Anfang Mai hatte Graf Thurn die Besatzung von Wünschelburg, 5 Fähnlein Lichtensteiner, die sogenannten Totenköpfe, in einer glänzenden Waffenthat überfallen und größtenteils gefangengenommen. Nun besetzten sie die kleinen Städte der Grafschaft. Am 19. Mai kamen 5 Fähnlein Lichtensteiner nach Habelschwerdt, von denen am 20., am Tage des Abmarsches der Sachsen, drei nach Landeck weitermarschierten; am 21. mehrere Fahnen Fußvolk des Regiments von Nassau ebenfalls an ersteren Ort. Die Zahl der in die Grafschaft eingerückten Kaiserlichen und der ihnen bald darauf zufließenden Verstärkungen mochte wohl Ende Mai ebenso hoch sein, wie die Besatzung von Glatz, aber sie verhielten sich, eingeschüchtert durch die militärische Ueberlegenheit und Verwegenheit dieser, vollständig unthätig, sodaß ein alter Habelschwerdter Chronist klagt: „Sobald das kursächsische Volk von hinnen gezogen, haben wir (die Umgegend von Habelschwerdt) fast alle Tage die Glatzer Dragoner auf dem Halse gehabt; denn die Kaiserlichen thaten keinen Widerstand."

Am 24. Mai kam es allerdings zu einem Gefechte bei jener Stadt. Die Glatzer streiften wieder einmal unter ihren Mauern; die Kaiserlichen gingen ihnen im Verein mit einer Abteilung bewaffneter, zur Teilnahme am Kampfe gezwungener Bürger entgegen und verloren beim Zusammenstoß 2 Soldaten und 3 Bürger.

Schon am 10. Mai hatten die Behörden von Prag aus die ersten Geschütz- und Zubehör-Transporte zur bevorstehenden Belagerung von Glatz nachgesandt; am 30. Mai schickte die Stadt Breslau ebenfalls Geschütze. Die Schlesier, die sich unter dem Vorwande, daß Glatz zu Böhmen gehöre, bisher stets geweigert hatten, ihre Truppen gegen die Glatzer vorgehen zu lassen, sahen sich infolge des Abmarsches der Sachsen bewogen, zum Schutze gegen Ausfälle die beiden Regimenter des Grafen Dohna zu Fuß und zu Pferde in die Gegend von Frankenstein vorzuschieben, 4000 Mann elender Truppen „das Gesindel alles junges Volk, die Rosse zu meist gering, die Röhre zerbrochen, die Wehre schlecht; ... sodaß zu besorgen war, daß mit ihnen nicht viel auszurichten

ſein würde.“ Doch wagten ſie es noch nicht, die Päſſe der Grafſchaft zu ſperren; am 25. Mai löſten ſie die Sachſen in Frankenſtein ab.

Die Glatzer verſuchten es nun, die kleinen Städte wieder in ihren Beſitz zu bringen nnd ſo allmählich die Grafſchaft vom Feinde zu befreien; dem verhaßten kaiſerlichen Todfeind gegenüber zeigte ſich die ganze Unternehmungsluſt des Grafen, der fanatiſche Kampfeseifer der Glatzer; jetzt wird der Krieg in der furchtbarſten, ſchonungsloſeſten Art geführt. Als am 25. Mai die Kaiſerlichen in Neurode eingerückt waren, forderte Graf Thurn ſie auf, die Stadt zu übergeben: wo nicht, ſo würde er mit Gewalt zu ihnen kommen.

„Wie ſie ihm aber keine Antwort gegeben, iſt er den 27. Mai mit ſeinen Dragonern und dem Glatzer Kriegsvolk in der Nacht aufgeweſen und auf Neurode gezogen, und obwohl die Kaiſerlichen neben den Bürgern die Nacht über in Bereitſchaft gelegen, hat ſie doch gedachter Herr Graf, gleich da ſie ſich nun gelegt, überfallen, das Städtlein umhauen und alſo die meiſten, ſo nicht ins Schloß kammen, danieder gehauen. Es haben auch ſchon die im Schlößlein das Gewehr weggeworfen und um Quartier gebeten. Unterdeß kommt ihr Rittmeiſter, ein Franzos, und treibt ſie mit bloßem Schwert zur Wehr, vermahnt die Bürger und Soldaten ſich tapfer zu wehren. Da verſchloſſen und vermachten ſie ſich und wehrten ſich mit Schießen und Steinwerfen, alſo daß man ihnen nicht zukommen konnte. Bald waren die Glatzer da, zündeten das Schlößlein an, davon das Feuer auch ins Städtlein kam und mehrenteils verbrannt iſt. Dennoch erhielten ſich die auf dem Schlößlein durch fleißig Löſchen, Abreißen und tapfre Gegenwehr. Wenn aber die Glatzer noch 2 Stunden gewartet, hätten ſie das Schlößlein noch bekommen; denn wegen trefflicher Hitze mochten ſie nicht länger darauf bleiben. Unter ſolchem Treffen iſt Kapitain Lohe, Kommendator der Feſtung Glatz, in einem Schenkel geſchoſſen worden und Herr Lieutenant Wilhelm Brilla, ein Franzos unter den Dragonern und Kapitain Armis unter Kapitän Senns (Senitz) gar geblieben; auch ſein noch viel andre Burſchen beſchädigt und mit Pechkränzen hart verbrennet. Hiergegen iſt da hart geplündert und treffliche Beute von allerlei Sachen gemacht worden, beſonders etliche 100 ſchöne Roß, deren manches viel tauſend Thaler gegolten“.[8])

Nach der eignen Angabe der Kaiſerlichen blieben 1 Rittmeiſter und 100 Mann von ihnen. Ein wilder erbarmungsloſer Krieg; aber wilder noch ſollten die Kämpfe werden, die in der nächſten

Zeit Thurns treueſte Anhänger, die Bauern, zu beſtehen hatten. Die kaiſerlichen Garniſonen in den kleinen Städten, zum Teil zum Kampfe wenig brauchbares Geſindel,[7]) fielen in die Dörfer der Nachbarſchaft ein und brandſchatzten dieſe in unerhörter Weiſe; die Bauern aber widerſetzten ſich deren Forderungen bewaffnet; ſchon am 26. Mai griffen Eckersdorfer Bauern ſtreifende Kaiſerliche an, erſchlugen einen Teil von ihnen, nahmen 27 Mann gefangen und lieferten ſie an Graf Thurn aus. Am 28. und 29. Mai plünderten die Feinde einen Herrenſitz und mehrere Bauerngehöfte in Plomnitz bei Habelſchwerdt, wodurch die Bauern von Neuem zum Ergreifen der Waffen getrieben wurden; ſie verweigerten nun jede Lieferung an die Kaiſerlichen, und als am 30. dieſe eine Abteilung zur Eintreibung ſolcher abſandten, wurde ſie von einen Bauerntrupp bei Hohendorf angegriffen. Der Feind hatte außer den Lieferungen von Lebensmitteln auch ſolche in Geld verlangt; Graf Thurn aber unterſagte durch ein Schreiben beide, reizte die Bauern zum offnen Kampfe an und verſprach ihnen ſeine Unterſtützung; er ſah wohl ein, daß er mit der geringen Macht, die er außerhalb der Mauern von Glatz verwenden konnte, die kleinen Städte nicht wiedernehmen, die ſtets an Zahl wachſenden Kaiſerlichen nicht aus der Grafſchaft vertreiben konnte, ihm war daher die Hülfe ſeiner Bauern ſehr willkommen. Bald ſtanden dieſe in der ganzen Gegend von Landeck, Habelſchwerdt, Mittelwalde bis nach Böhmen hinein (nach Grulich, wo ihnen das kaiſerliche Regiment des Grafen Schlick gegenübertrat) unter den Waffen. Die Bauern aus der Gegend von Habelſchwerdt beſchloſſen ſogar, ſich nicht nur gegen ihre Peiniger zu wehren, ſondern ſie in dieſer Stadt einzuſchließen und unſchädlich zu machen. Sie ſammelten ſich vor der Stadt; der Freirichter Hans Wolf von Ober-Langenau, der zum Zeichen ſeiner Würde eine goldne Kette um den Hals trug, übernahm den Oberbefehl und ließ ſie am 30. Mai oder 1. Juni (der Tag wird verſchieden angegeben) einen bewaffneten Ring um die Stadt bilden, der weder Perſonen noch Lebensmittel hindurch ließ. Umſonſt ermahnte ſie der Rat von Habelſchwerdt, von ihrem Vorhaben abzulaſſen; als am 2. Juni ein kaiſerliches Fähnlein in der Richtung auf Hohndorf einen Ausfall machte, wurde es von den Bauern zurückgetrieben; alle nun folgenden Verſuche

der Beſatzung, mit Hülfe der zu den Waffen gezwungenen Bürger den Ring zu ſprengen, blieben erfolglos; ſie mußte bald zu der Ueberzeugung kommen, daß ſie ohne ſchleunigen Beiſtand von außen verloren war, entweder dem Hunger oder den Bauern erliegen müßte; dieſe aber waren ihres Sieges ſicher und ließen ihr ſagen, daß ſie die Stadt bald mit Beſen zuſammenfegen würden. Da aber entriß ein Zufall ihnen die ſchon für ſicher gehaltene Beute, die Habelſchwerdter dem Untergang. Es gelang den letzteren, dem Führer der ſchleſiſchen Truppen, dem Burggrafen Hannibal zu Dohna, einem zwar unfähigen Soldaten, aber Todfeinde der Proteſtanten, von deren Bekenntnis er einſt zum Katholicismus übergetreten war, von ihrer Not Nachricht zu geben; dieſer wagte es nun freilich nicht, mit ſeinen 4000 Mann ihnen von Frankenſtein aus bei dem gefährlichen Glatz vorbei allein zu Hülfe zu eilen, gewann aber einen furchtbaren Bundesgenoſſen zu dieſem Unternehmen, nämlich ein Heer von 4 bis 6000 Polen, ſogenannten Koſacken, die von Polen aus auf eigne Fauſt in den Krieg zogen, das verwildertſte, ausſchweifendſte Raubgeſindel der Welt. Dieſe hatten ſich den Dohnaſchen Quartieren genähert, ihr Oberſt Stroinowski hatte den Burggrafen um Unterkunft gebeten und ihm mitgeteilt, daß ſie zum Kaiſer oder zum Herzog von Bayern ziehen wollten, Dohna, der nebenbei froh ſein mochte, daß er ſie wieder los würde, ſah ihre Ankunft im Hinblick auf die Vorfälle bei Habelſchwerdt für einen ſehr glücklichen Zufall an, ſchlug ihnen vor, gegen die rebelliſchen Bauern der Grafſchaft zu ziehen und erbot ſich, ſie zu führen und zu unterſtützen, worauf die Koſacken, die wohl in der reichen Gegend herrliche Beute witterten, wie Bluthunde gierig eingingen.[8])

Am 5. Juni 1622, eines Sonntags, trafen die Koſacken bei dem Städtchen Reichenſtein mit Dohna und deſſen Truppen (1100 Musketiere und 2 Kompagnien Reiter) zuſammen; 2 andere Reiterfahnen hatte letzterer der Beſatzung von Landeck gegen die aufſtändiſchen Bauern zu Hülfe geſchickt. Er führte nun die Koſacken in die Grafſchaft, zog in der Entfernung von einer halben Meile bei der Feſtung Glatz vorbei und ließ durch einen Teil der Truppen das Dorf Hansdorf plündern, um den Grafen Thurn heraus zu locken, während er einen andern Teil zurückhielt. Als

nun die Glatzer auch wirklich ausfielen, den das Dorf plündernden Trupp verjagten und auf Habelschwerdt zu verfolgten, versuchte Dohna mit dem zurückgehaltenen Trupp ihnen in den Rücken zu kommen; doch merkten sie noch zu rechter Zeit die Absicht und kehrten, viel zu schwach, um die Feinde zu schlagen, nach der Festung zurück, an deren Thoren Freund und Feind gleichzeitig ankamen, wobei etliche Kosacken niedergehauen wurden. Das Bauernheer vor Habelschwerdt hielt zu seinem Unglück die sich nähernden Feinde für Thurnsche Truppen; infolgedessen traf es der Angriff vollständig unvorbereitet; die zuerst eintreffenden Kosacken und die schlesischen Reiter umgingen den Bauernring und griffen ein großes Lager, eine halbe Stunde von der Stadt gelegen, an, überwältigten nach kurzer Gegenwehr die Feinde und hieben Alles zusammen. Darauf warfen sie sich auf den Einschließungsring und zerstreuten und vernichteten durch ein furchtbares Blutbad alle Trupps der Bauern; der Freirichter Hans Wolf schlug sich mit einer Anzahl seiner Leute in das Gebirge durch. — Nach dem Kampfe wollten die Kosacken nun auch ihren Lohn haben; sie verteilten sich über die ganze Gegend und begannen unter furchtbarem Blutvergießen und den unmenschlichsten Mißhandlungen der Einwohner, eine entsetzliche Plünderung und Verwüstung der Dörfer, daß alle Zeitgenossen nur mit Schaudern davon reden und sogar der Führer der Lichtensteiner zu Habelschwerdt dem Erzherzog Karl unter großer Mißbilligung über das Wüten der Kosacken und des Fußvolks von Nassau berichtet.[9]) Alles was sie nicht mitnehmen konnten, wurde zertrümmert, die Kirchen geplündert, der evangeliche Geistliche in Ober-Langenau unter grausamen Mißhandlungen erschlagen. Die Bauern flüchteten sich selbst und ihre Habe weit hinauf in das Hochgebirge, aber auch hierher folgten ihnen die Feinde mordend noch, geführt von den rachedürstenden, vom Hungertode befreiten Habelschwerdtern. Die Glatzer Besatzung suchte zwar den Bauern zu Hülfe zu kommen; der Graf konnte aber, da er die Festung doch besetzt halten mußte und höchstens einige hundert Mann zum Kampf im freien Felde zur Verfügung hatte, gegen die Uebermacht der tausende von Kosacken und Schlesiern auf so weite Entfernung nichts ausrichten, doch kämpfte er oft mit dem Feinde in kleinen Gefechten, „also

daß mancher polniſche und deutſche Sattel iſt ledig gemacht worden.“ Wer kann die Verluſte an Menſchenleben bei jenem Blutbade zählen!

Graf Dohna ſchätzte den Verluſt der Bauern bei Habelſchwerdt auf 1000 Mann, wohl zu niedrig; denn noch nach vier Jahren wird jener als der Grund angegeben, daß die Grafſchaft bei einer Werbung faſt gar keine Leute aufſtellen konnte. 2 Tage ſcheint die Hauptmacht der Koſacken um Habelſchwerdt gehauſt zu haben, dann dankte ihnen Dohna für ihre Hilfe und entließ ſie zu weiterer Thätigkeit im Intereſſe des Kaiſers, der Kirche und ihres Hungers nach fremden Gut; am 7. Juni marſchierten ſie nach Grulich in Böhmen, wo General Schlick ſie in Empfang nahm, um auch dort die aufſtändiſchen Bauern in ihrer ſo erſchöpfenden Art zu unterwerfen. In welcher Art der Aufſtand in andern Gegenden der Grafſchaft, z. B. bei Landeck, gedämpft wurde, iſt nicht näher bekannt, läßt ſich aber denken. Als die Koſacken das Land verlaſſen hatten, da war rechts und links von dem Wege, den ſie genommen hatten, keine Stätte mehr bewohnt, Brandſtätten und Leichen zeigten, wie ſie gehauſt hatten; ein Teil der übrig gebliebenen Bewohner, die ſich rechtzeitig geflüchtet hatten, bat die Behörde um Gnade und kehrte nach dem Abzuge der Koſacken in ſeine Dörfer zurück, und der Erzherzog Karl, der wohl einſehen mochte, daß er der Bauern nicht entbehren konnte, ſagte ihnen ſolche für den Fall der Unterwerfung zu; ein andrer verließ als Bettler ſein Vaterland, ein großer Teil aber legte die Waffen nicht aus der Hand und that den Kaiſerlichen, überall herumſtreifend und den Grafen Thurn über jede Bewegung unterrichtend, Abbruch, wo er konnte. Im September drohte der Grafſchaft noch einmal ein Einfall der Koſacken unter demſelben Führer Stroinowski. Als dieſe wieder in Schleſien eingefallen waren und dort nach Herzensluſt plünderten, ſchloß der Erzherzog Karl einen Vertrag mit ihnen, der ſie dem Glatzer Belagerungsheere unter dem Fürſten Lichtenſtein zuwies, der ſie namentlich gegen die ſtreifenden Bauern verwenden ſollte. Zum Glück wurden ſie unter einander uneins und eilten in ihre Heimat zurück.

Die nächſte Zeit iſt reich an Streifzügen und Gefechten. Zwar hatte Thurn ſeinen Plan, die Kaiſerlichen aus den kleinen

Städten zu vertreiben, nicht erreicht; zwar gingen dieſe, ſich gegen ihn für zu ſchwach haltend, nicht weiter vor; aber beide Teile durchſtreiften das Land. Namentlich der Graf, der die Feſtung für die drohende Belagerung verproviantieren und die feindlichen Vorbereitungen für dieſe ſtören wollte und deſſen Truppen den Kaiſerlichen an Verwegenheit und ſoldatiſcher Zucht bei Weitem überlegen waren, macht fortwährend Streifzüge, geht jedem feindlichen kühn entgegen und ſchlägt ihn zurück. Die kaiſerliche Beſatzung der Städte beſchränkte ſich auf deren Behauptung und rührte ſich meiſt auch dann nicht, wenn die Glatzer bis unter ihre Mauern ſtreiften, dagegen unternahmen die jenſeits der Grenze bei Braunau, Grulich und Frankenſtein ſtehenden Kaiſerlichen und Schleſier öfter größere Streifzüge, teils um die von den Koſacken nicht verheerten Dörfer zu ſtrafen, teils um Glatz zu überrumpeln oder den Zuſtand der Feſtung kennen zu lernen. Schon am 29. Mai hatte Graf Dohna mit 600 Mann zu Fuß und 4 Kornet Reiter einen Zug gegen Glatz zu letzterem Zwecke unternommen, dabei 7 Offiziere an Gefangenen verloren; am 13. Juni drang er im Verein mit dem Grafen Schlick mit 3000 Mann gegen Glatz vor, in deſſen Nähe er abermals ein Gefecht mit der Beſatzung hatte; es würde zu weit führen, alle kriegeriſchen Unternehmungen zu ſchildern.

Graf Thurn beteiligte ſich oft perſönlich bei ſolchen, ſtets ein leuchtendes Beiſpiel für ſeine Leute, der erſte am Feinde. Als er am 5. Auguſt mit einem Streiftrupp die Schleſier in Frankenberg hinter Wartha überfallen hatte und dann mit den Gefangenen und vielen erbeuteten Pferden den Rückweg antrat, verſuchte die Beſatzung des kleinen Städtchens und andrer Orte ihm den Rückweg durch den Warthapaß und das Gebirge abzuſchneiden; doch ſchlugen ſich die Glatzer durch, und, als ein ſie verfolgender feindlicher Offizier nach Thurn ſchoß, wandte dieſer ſich und ſtach ihn vom Pferde. Der Lieutenant von Hebron von den Glatzern wurde an dieſem Tage verwundet. Am 19. Auguſt aber (nach andrer Quelle am 24.) traf die ſieggewohnten Truppen ein großer Verluſt. Als die Schleſier an dieſem Tage in der Grafſchaft eingefallen waren und in den Dörfern Mügwitz und Coritau zwiſchen der Feſtung und der zur Warte eingerichteten Piſchkowitzer Kirche plünderten, fielen die

Glatzer aus, konnten aber die feindliche Uebermacht, die ſie von allen Seiten umſchwärmten, nicht vertreiben; Coritau ging in Flammen auf; als nun ein Lieutenant der Beſatzung Bock mit 10 Reitern ſich zu weit vorwagte, griffen ihn plötzlich 2 feindliche Reiterfahnen an und verlegten ihm den Weg, ſodaß er ſich nirgendshin als in jene zu retten wußte. Nun aber griffen die Feinde dieſe, die nur ſchwach beſetzt war, an, ſteckten ſie in Brand und zwangen ihre Beſatzung (30 Musketiere) und die 10 Reiter zur Ergebung; mit dieſen geriet Lieutenant Bock, ein Junker von Kralowitz und der Lauteniſt und Kammerdiener (!) des Grafen Thurn in Gefangenſchaft; die für die Feſtung ſo wichtige Warte war verloren. — Der Krieg in der Grafſchaft machte dieſe an Bewohnern leer; ſogar aus den Dörfern, die dicht bei Glatz lagen, waren viele geflohen, da ſie, je näher der Feind mit ſeinen übermächtigen Streitkräften an die Feſte heranrückte, immer weniger geſchützt werden konnten; Thurn aber, der dieſe in jeder Weiſe ausreichend mit Lebensmitteln verſehen wollte, übergab die Bewirtſchaftung der verlaſſenen Felder eigens dazu eingeſetzten Amtsleuten; wenn der Feind nun auch verſuchte, das auf den Feldern ſtehende reifende Getreide anzuzünden, erhielt die Feſtung doch eine ſtattliche Ernte; das eingeerntete Getreide wurde in den tiefen Wallgraben zwiſchen Ober- und Niederſchloß aufgeſchichtet, die Glatzer fingen an, es zu dreſchen, und brachten das gewonnene Stroh, ſowie auch das Heu in den dicht unterhalb des Schloſſes gelegenen Dom der Jeſuiten unter. Dieſe Maßregel ſollte ſpäter die Veranlaſſung zum vorzeitigen Falle der Feſtung werden, da das Getreide und Stroh in Brand geriet und das Feuer dann das feſte Bollwerk von Glatz, das Schloß, ergriff und einen unerſetzlichen Schaden an allem Kriegsbedarf verurſachte.

Da die Feinde ſchon ſehr bald zur Ueberzeugung kamen, daß zur Bewältigung von Glatz ſehr bedeutende Streitkräfte gehörten, hatten ſie den Grafen Dohna mit der Bitte um Verſtärkung an den Kaiſer geſandt, worauf der Statthalter von Böhmen und Mähren Fürſt Lichtenſtein auf deſſen Veranlaſſung am 2. Juli an alle in dieſen Ländern ſtehende Truppen die Aufforderung ergehen ließ, vor die Feſtung zu rücken. Es wurden nun in den benachbarten Kreiſen Magazine für das kaiſerliche Heer angelegt

und immer mehr Belagerungsmaterial herangeſchafft. Die feindlichen Regimenter trafen nach und nach in der Grafſchaft oder an deren Grenzen ein. Ehe ſie aber zur Belagerung ſchritten, verſuchten ſie noch einmal, ſich der Feſtung durch einen Handſtreich zu bemächtigen. Am 1. September früh 3 Uhr drangen 2000 Mann der Regimenter Wallenſtein und Torquato Conti überraſchend durch die vorgeſchobenen Verſchanzungen bis an das Pfaffenthor, hieben die dortige Wache der Bürger zum größten Teil nieder und verſuchten den Eingang in die Stadt zu erzwingen, mußten aber bald der ſich ſammelnden Beſatzung unter Thurns tapferer Leitung weichen; die Feinde hatten die Palliſaden und viele Gehöfte in der Vorſtadt angezündet, wodurch viel Vieh, Getreide und namentlich ſehr viele von den Dörfern hierher geflüchtete Sachen, ferner auch drei Frauen und ein kaiſerlicher Sergeant verbrannten, erlitten aber auf dem Rückwege infolge des Feuers beträchtlichen Schaden, da dieſes ſie ſtark beleuchtete und der Artillerie im Schloſſe und auf den Mauertürmen, ſowie den Schützen das Zielen ſehr erleicherte. Unter ihren Verwundeten befand ſich auch der kaiſerliche Hauptmann und ſpätere Oberſt von Neuhauß.

V.

Anfang September 1622 endlich wagte es der Feind vor Glatz zu ziehen, und nun begann jene heldenmütige Verteidigung, die einſt weithin berühmt war. Thurn hatte das Beſte für die Stärke ſeiner Feſtung gethan, ohne Rückſicht auf das Eigentum des Einzelnen, den Wohlſtand der Bürger, alle Hinderniſſe aus dem Wege geräumt, unerbittlich die Bewohner der Umgegend vom Februar bis September zur Schanzarbeit gezwungen. Die Glatzer mußten viel opfern, um ihren Glauben zu retten; ſollte es ihnen gelingen? Die Feſtung war in Stand geſetzt, den ſchwerſten Angriffen, dem ſtärkſten Geſchützfeuer zu widerſtehen, alle ſchwachen Stellen waren verſtärkt, an Stelle der niedergeriſſenen Wenzelskirche jene oben genannten beiden Schanzen zum Schutze des Schloſſes entſtanden; eine tapfere vorzüglich geſchulte Truppe und eine opferwillige, mutige Bürgerſchaft ſtanden zum Kampfe bereit, Lebensmittel und Schießbedarf waren in Maſſe vorhanden; der jugendliche und doch ſo eiſerne Führer konnte das feſte Vertrauen

haben, daß er im Stande ſei, eine ſolche Feſtung mit ſolchen Soldaten jahrelang bis zu einer günſtigen Wendung des Kriegsglücks dort draußen in Deutſchland zu halten; hoch flatterte auf den Türmen der alten Felſenburg die böhmiſche und hohenzollerſche Fhne.

Beim Anrücken des Feindes gegen Glatz traf Thurn die letzten Maßregeln gegen Feuersgefahr. Schon im April hatte er zum Schutze gegen dieſe einen Teil der Schindeldächer der Stadt abnehmen laſſen; im September fielen auch die letzten; zugleich ordnete er an, daß auf jedes Haus Erde oder Aſche gebracht werde, um ein Entzünden der Balken zu verhindern und naſſe Säcke oder Häute zum Löſchen bereit gelegt und ferner, daß vom Beginn der Beſchießung an Wachen auf den Häuſern aufgeſtellt würden. Dies bewährte ſich in der Folge vortrefflich, denn trotz der vielen in die Stadt geſchleuderten Kugeln kam faſt nie ein Feuer innerhalb ihrer Mauern zum Ausbruch. Als der Feind nun vor Glatz erſchien, ging Thurn, jedoch immer nur ſchrittweiſe, ſoweit es durchaus nötig war, an die Verbrennung der Vorſtädte; er zögerte damit ſo lange als möglich, da gerade in ihnen ein großer Teil des Vermögens der Bürger beſtand.

Am 5. September rückte das kaiſerliche Regiment Lichtenſtein, die ſogenannten Totenköpfe, von Habelſchwerdt aus bis zur Pfaffenmühle, ungefähr eine Drittelmeile ſüdlich von Glatz vor und bezog dort ein befeſtigtes Lager; am 9. September marſchierten die ſchleſiſchen Truppen unter Dohna, ungefähr 1000 Mann zu Pferde und ein Regiment zu Fuß, von der ſchleſiſchen Grenze in die Grafſchaft ein und ſchlugen auf der den Lichtenſteinern entgegengeſetzten Seite der Feſtung, im Norden auf den Steinwitzer Wieſen ihr Lager auf. Am Abend des 12. d. M. kamen dann noch die Truppen der böhmiſchen Stände vor Glatz an und verſchanzten ſich im Weſten und Südweſten. Da nun dieſe drei Truppen-Abteilungen die Verbindung unter einander aufnahmen, war Glatz auf dem linken Neiſſeufer eingeſchloſſen. Sofort wurden die Belagerungsarbeiten begonnen, die ſich ſpäter, als weitere ſehr bedeutende Verſtärkungen eintrafen, auch auf das andere Ufer ausdehnten und endlich die ganze Feſtung umfaßten. Da Thurn die Feinde ſich nicht ungeſtört feſtſetzen ließ, kam es ſehr bald zu Gefechten und Geſchützkämpfen, bei denen u. a. auf Glatzer Seite

ein böhmiſcher Edelmann aus dem Herrenſtande Smrſicki fiel. Als nach dem Anmarſch Torquato Contis die Feſte am linken Neiſſeufer eingeſchloſſen war, ließ Graf Thurn am 13. September die noch ſtehenden Häuſer der auf jener Seite gelegenen Vorſtadt anzünden, eine Maßregel, die zwar zur beſſeren Verteidigung unumgänglich nötig war, aber ſchon jetzt den Fall jener herbeizuführen drohte. Denn infolge des herrſchenden Windes — das Volk ſagte, auf Anſtiften der Jeſuiten angelegt, die freilich gar nicht in Glatz waren — brach in dem im Dom und Schloßgarten lagernden Getreide Feuer aus, ergriff das Oberſchloß und drohte auch auf das Niederſchloß hinüber zu ſpringen. Thurn und die Beſatzung mußten alles im Stiche laſſen und konnten ſich nur mit äußerſter Schnelligkeit in die Stadt retten, die jetzt von drei Seiten im Feuer ſtand. Nur in der Wenzelsſchanze, die auf der der Stadt abgewendeten Seite des Schloſſes lag, hielt ſich eine kleine Beſatzung.

Das Obsidium Glacense, der Bericht der tapfern Verteidiger, ſagt über jenen Brand und die damit verbundenen furchtbaren Gefahren und Kämpfe:

„Dem 13. Septembris haben die Herrn Obriſten der Stadt Glatz beſchloſſen, weil ſie nun auff beiden Seiten belagert waren, die feſten gemawerten Häuſer fürm Pfaffen-, Böhmiſchen Tohr anzuzünden vnd darnider zu reiſſen, damit ſich die Kayſeriſchen nicht hinein legen möchten, auch alsbald Fewer darein geworfen, vnd gienge die Vorſtadt in Brand, deßgleichen bey der Pforten, daß alſo ein gewaltig Fewer ward. Zu dieſem vermehreten die Kayſerlichen ſolches auſſer der ſteinern Brück vberm Waſſer vnd auffm Angel an der Stadt vnd Schloſſes, an ſchedlichſten Orten durch Fewerwerffen vnd anzündung, alſo daß es auff drehen örten aufging vnd dermaſſen gebrennet hat, daß es ſchrecklich anzuſehen geweſen. Denn die gantze Stadt war mit Fewer vmbgeben vnd mitten im Fewer gelegen. Vnter deſſen iſt auch in der Thumb-Kirchen, ſo mit Schieferſtein gedeckt war, von inwendig Fewer auffgangen, welches die meiſten vorangelegt Fewer gehalten, Wie nun dieſe entbrennet, ſo entzündet ſich das hohe feſte Schloß auch davon, vnd weil es vberall voll Getreide im Stroh, Hew vnd Futter geſteckt, hat es bald vber vnd vber gebrennt, alſo daß kein Leſch oder Rettung für Augen geweſen. Deſſen ſich die Kayſeriſche vnd ſchleſiſche Armada gefrewet, die gantze Stadt vmbhawend verhoffende: Was im Ausreißen durchs Schwerd nicht vnterginnge, das müſte im Fewer (wie es das Anſehen hatte) erſticken oder durchs

Pulver, wann es in der Stadt angieng, zerſchmettert werden. Nun daß ich kurtz melde, es hat geſtanden das Fewer da wie ein groſſer hoher Berg vnd die Stadt im Mittel; denn das Schloß, ſo an ihm ſelber vorhin hoch iſt, liegt auff einem hohen Felſichten Berge, derowegen das Fewer in die Höh geſchlagen, vnd das vnterſte Fewer auſſer der Stadt mit dem auß der Thumbkirchen hat hernieder biß an des oberſten Auffgang gewandt. Dannenhero es anzuſehen geweſen, als wenn das Fewer auch in der Lufft biß an die Wolken gelangt hette. Nun hette zwar menniglich gemeint, es lege alles in der Aſchen, vnd weren alles Volk biß auff die in der Schanze vom Fewer verdorben, vnd hat demnach das Schleſiſche Volk mit Macht an die Schantze geſetzt in Meinung, die zu erobern; aber die Purſche, ſo nicht zu ſchieſſen gehabt, hat ſich mit dem Degen trefflich gewehret, ſonderlich die Befehlshaber. Ein Scherſant vnterm Capitain Lon iſt immer auf der Schantz mit bloßem Degen herumb geſprungen vnd die Soldaten ſich ritterlich zu wehren vermahnt. Zu dieſem hatten ſie ſchlechten Troſt, daß die Entſetzung bald kommen kondt, weiln die ſelber in gröſſer Angſt waren. Denn die Obriſten, die gantze Reuterey vnd Draconer mußten Fewers halben vom Schloß herab in die Stadt weichen.

Daſelbſt ſie nun beyſammen haltende nicht gewuſt, wie die Sachen zu thun, haben alſo des Glücks oder des Todes erwarten müſſen. Gleich hat ſichs gefüget, daß ſie auff dieß Mittel kamen, daß auff Befehl des Herrn Graff von Thurn etliche durchs Fewer ſetzen muſten, welche in Eil oben hinter der Thumb-Kirchen ein alt Thor auffgebrochen. Auff diß iſt das gantze Kriegsvolck in die Schantze geruckt vnd die in der Schantze nothleidente Purſch entſetzet. Alda war ein ernſtes Treffen, denn die Schleſier lieſſens ihnen angelegen ſeyn vnd widerſtunden ihnen hart, aber endlich trieb ſie doch der Graff zurück, darzu denn etliche Hagelſchüſſe nicht wenig geholffen haben. Alda waren ſie alle wider ſicher. Vnter ſolchem iſt etzlichen befohlen worden, in der Stadt des Fewers halben Hülffe zu thun, damit demſelben Abbruch geſchehen möcht. Dieſe nun haben in höchſter Gefahr die Munition vnnd das proviant Hauß zum nider Schloß, daran ſchon Thüren vnd Treppen gebrennet, wunderbarlich gerettet. Das Pulver, ſo erſt new gemacht worden, hat die Purſch in offenen Fäſſern vntern Menteln ſo durch den Hoff mitten durch Fewer getragen. Vnd die in der Stadt haben auff den Häuſern, ob die Kugeln ſchon dick umb ſie geflogen, fleiſſig gewehret vnd obs ſchon an vielen Orten in der Stadt hat angefangen zu brennen, dennoch wider gelöſcht. Vnd weil man Fewers halben zur Munition nicht gelangen können, haben die Bürger zinnen Gefuß hergeben müſſen, davon mitten auffm Ring eilends Kugeln gegoſſen worden ſeyn.

Zu verwundern iſt, daß, als man auff dem Schloß abgeräumet,

haben ſich auff den Pulver-Feſſern groſſe Hüte voll Kohlen, ſo durchs Gewelbe oben durch ein Loch herunter gefallen, alſo darauff verglummen, gefunden; noch aber iſt das Pulver in den Feſſern nicht angegangen. Iſt alſo die ſchöne Vorſtadt mit wolerbawten Häuſern, Forwergen, daneben der ſchönen ober-Mühl mit ſechs gengen, Schleyffmühlen vnnd Waſſerkunſt, in die Neunhundert vnnd dreiſſig Häuſer Elend vnd jämmerlich verdorben vnd zu nicht gemacht worden ꝛc.

Die einfache Schilderung dieſer Feuersbrunſt im Obsidium Glacense giebt ein Bild der furchtbaren Gefahren jener Tage, der großartigen Wildheit des Schauſpiels, welches das Feuer bot; auf dem Markte vor Glatz goſſen die Verteidiger aus zinnernen Geräten Kugeln, da der ganze Schießbedarf in dem brennenden Schloſſe lag; die Kaiſerlichen aber hatten in der Abſicht, die ganze Stadt in Flammen zu erſticken, in der Nacht vom 13. zum 14. September auch die Vorſtädte des von ihnen noch nicht beſetzten rechten Neiſſeufers in Brand geſteckt, indem ſie mit Fackeln in den Händen durch die Gaſſen derſelben ritten und die Gehöfte anzündeten, ein grauſiges Bild für die Glatzer. Dieſe waren auf das furchtbarſte angeſtrengt: nicht nur das ſie auf den Feind vor ihren Thoren Acht haben und ſeine Angriffe abſchlagen mußten (auch die Lichtenſteiner machten einen ſolchen auf das Grüne Thor, der von den tapferen Bürgern zurück geſchlagen wurde), ſondern ſie mußten vor Allem auch auf die innere Stadt ihr Augenmerk richten, in welche die Feinde fortwährend Brandkugeln und Granaten ſchoſſen; umringt von Glut und Rauch und abgeſchnitten von der Welt ſchienen ſie hier ihren Untergang finden zu müſſen, 3 Tage und 4 Nächte ſtanden ſie im heißen Feuer; doch am 4. Tage erloſch das Feuer; Glatz war gerettet. Der ſonſt ſo trockene Bericht des Obsidium Glacense ſagt:

„auf die Nacht haben die Leute auf den Häuſern, Jung und Alt, auf die Kugeln gewartet und die halbe Nacht ſchön geſungen",

ein frommes, in ſeiner Not zu Gott flehendes Volk, das hier, auf den flachen Dächern dem feindlichen Geſchützfeuer ausgeſetzt und den Flammentod vor Augen, in den herrlichen Liedern des evangeliſchen Glaubens ſeinen Troſt ſuchte. Auch ihr alter Seelſorger Aelurius erzählt von dieſem Tag der Not, der Beſchießung und dem Geſang der Bürger im Feuer:

In wärender Belagerung muſten auf Befehl der Kriegsoberſten, die Bürger auch auff die Wache gehen vnd ſo wohl bey Tage als

Nachts zeiten in den Stadtgraben und anderswo, im Gewehr vnd in guter Bereitſchafft ſtehen. Vnter deſſen haben jhre Weiber zu Hauſe auch nicht viel ſchlaff in ihren Augen gebracht, dieweil ſie jmmerdar, inſonderheit doch zur Nachteszeit, einmal wie das ander, vom Abend an biß wieder an den Morgen, auff jhren Dächern haben auffſehen müſſen, wohin die Fewerkugeln vnd Granaten ſeyn auffgefallen, wenn ſie in die Stadt hinein ſeyn geworffen worden, damit man bald denſelben zulauffen vnd ſie dempffen könte. Darumb giengs alſo her: Wenn aus den Lagern jrgends eine Fewerkugel oder Granat in die Stadt geworffen oder geſchoſſen ward, welches gemeiniglich in Nachtszeiten zu geſchehen pflegte, hat mans in der Lufft, dadurch ſolche brennende vnd fünckelnde materia geflohen kam, bald wargenommen: Vnd wer es nun zum erſten in der Stadt vnd auff den Dächern vermerkete, der hat alsbald mit voller lauter ſtimme geruffen, vnd den andern Leuten alſo zugeſchrien, Sehet auff, ſehet auff. Dannenherd hat als denn ein jegliches ſeines Daches oder Bodens bald wargenommen, ob das Fewerwerk darauf fallen und antreffen würde. Wenn ſie nun den rechten ort, dahin es angetroffen hatte, erſehen haben, ſeyn die nechſten Nachbarn ohne verzug von jhrem Dächern demſelben Hauſe bald zugelauffen, vnd haben allen müglichen fleiß vorgewendet, daß ſie das Fewerwerks geleſchet haben, damit es nicht anzündete, vnd die Stadt verderbete.

Wenn aber eine Fewerkugel geworfen oder gefallen war, lieſſen ſie derſelben alsbald zu, vnd begunten ſie zu leſchen oder zu dempffen mit allerley ſachen, welche ſie vorhin zu ſolchem ende auff jhre Dächer oder Bödeme verſchaffet hatten, vnd in bereitſchafft hielten: Denn ſie ſchütteten aus den beyhendigen Gefeſſen auff dieſelben entweder naſſe Erde oder Aſche; Item worffen ſie darauff naſſe Säcke oder Kuhheute; Item, goſſen ſie auch darauff Waſſer oder andere naſſe Sachen. Alſo vnd auff dieſe weiſe iſt die Stadt Glatz in der Belagerung allzeit für dem Fewer vnd Brandt erhalten worden. Vnd dieſes ſeyn die menſchlichen Mittel geweſen, dieſe nachfolgenden Mittel aber ſeyn noch viel ſtärker geweſen, daß Glatz iſt erhalten worden, und nicht durch Fewer verdorben iſt, nemlich wenn das Volck klein vnd groß da ſie auff jhren Dächer ſaſſen, vnd gute auffacht hatten, auff denſelben die ſchöneſten vnd Chriſtlichſten Geſenglein vnd Lieder mit heller Stimme herſungen, daß es durch die gantze Stadt erklingen thete: Denn hierdurch iſt Gott angeruffen worden, daß er jhnen wolle hüten helffen, vnnd daß er die Fewerkugeln abwenden wolle, oder, da ſie ja antreffen ſolten, daß er ſie wolle dempffen vnd leſchen helffen, nach dieſen Pſalmworten: Wo der HERR nicht die Stadt behütet, ſo wachet der Wächter umbſonſt, es iſt vmbſonſt daß man früe auffſtehet, vnd darnach lange ſitzet vnd ſorget, wenn nicht Gott das beſte dabey thut."

Als dann das Feuer gelöſcht war, da erklangen zum Danke gegen den Allmächtigen die ſeit Beginn der Belagerung ſtummen Glocken ſangen, wie eine alte Chronik ſagt, die Glatzer ganz beſonders innig ihre frommen Lieder; der Feind aber ſollte zu ſeinem Schaden und zu ſeiner Ueberraſchung wahrnehmen, daß die Soldaten und Bürger nicht eingeſchüchtert waren; noch am Abend nach dem letzten Tage des Brandes erſcholl der alte Schreckensruf der Glatzer: „Hie Glatz" den Schleſiern von Neuen. Graf Thurn überfiel ſie vom Schloſſe aus mit einer Anzahl von Bürgern und Soldaten (alle in weißen Hemden, wohl um ſich in der Dunkelheit vom Feinde zu unterſcheiden), zerſtörte eine Batterie und hieb an 60 Mann nieder. Die Feinde hatten während des Brandes Muße gehabt, ihre Batterien zu eröffnen, ſo hatten auch die Schleſier am 15. eine ſolche auf 600 Schritt Entfernung vom Schloſſe erbaut, die jedoch gegen deſſen dicke Mauern nicht die geringſten Erfolge erzielten. Der Schaden, den Glatz in dieſen Tagen erlitt, war aber ein ſo ungeheuerer, daß die Ausſicht, die Feſtung lange halten zu können, vollſtändig geſchwunden war: denn die Hauptfeſtung, das Schloß, lag in Trümmern und, wenn dieſe Trümmer auch gerettet werden konnten, ſo war doch ein großer Teil des Schießbedarfs und der Lebensmittel vernichtet; die noch übrigen Vorräte reichten nur auf kurze Zeit. Doch Thurn und die Seinen verzagten nicht; noch war Entſatz möglich; Kampf bis aufs Meſſer, war die Loſung. In jenen Tagen ſollen in den Vorſtädten, die damals viel größer waren als jetzt, 930 Häuſer verbrannt ſein; nur ein Teil der Frankenſteiner blieb ſtehen. Die Feinde rückten nun nach dem Brande allmählich immer näher mit ihren Belagerungsarbeiten an Glatz heran; die Arbeiten ſollten durch dazu gepreßte Bauern der Umgegend vorgenommen werden. Da dieſe aber lieber flohen, als daß ſie gegen die Feſte arbeiteten, wurde aus der Frankenſteiner Gegend je der dritte Mann dazu ausgehoben. Auf dem ganzen linken Neiſſeufer kam es jetzt täglich zu Vorpoſtengefechten, bei denen die Glatzer wieder ihre Unternehmungsluſt zeigten. Am 23. September kamen vor Glatz die in Mähren geſammelten Truppen unter Graf Schlick an und bezogen, von den Kaiſerlichen ſtattlich empfangen, neben den Lichtenſteinern, jedoch auf dem rechten Neiſſeufer, auf den ſüdlich der Stadt gelegenen Höhen

ein Lager. Damit war das für die Belagerung beſtimmte Heer, deſſen Oberbefehl der General Graf Max Lichtenſtein übernahm, vollzählig; es beſtand aus 1. den ſchleſiſchen Truppen unter Graf Dohna, 2. den böhmiſchen unter General Torquato Conti, 3. den mähriſchen unter General Graf Schlick und ferner den Lichtenſteinern, die ſchon ſeit dem Mai in der Grafſchaft lagen, zuſammen nach allgemeiner Schätzung 20000 Mann mit einer der Glatzer Artillerie weit überlegenen Anzahl von Geſchützen. Gegen dieſe 20000 Mann des Feindes, die 12fache Uebermacht, mit ungefähr noch 1200 Mann und 400 Bürgern die zum Teil in Trümmern liegende Feſtung Glatz halten zu wollen, konnte nur die Verwegenheit eines Thurn wagen, namentlich da bald Mangel an Schießbedarf eintreten mußte. Er wagte es, indem er immer noch auf eine Wendung des Kriegsglücks zu Gunſten der im freien Felde kämpfenden proteſtantiſchen Truppen, auf Entſatz hoffte. Sein geringes Häuflein hatte er folgendermaßen verteilt: die Bürger verteidigten die Stadtmauer, die Musketiere und Dragoner das Schloß und die vorgeſchobenen Werke, die Reiter bildeten die Reſerve.

Trotz der ungeheuren Uebermacht wagte der Feind aber immer noch nicht, die vollſtändige Einſchließung von Glatz vorzunehmen, ſondern ging erſt nach und nach, ſich durch Schanzen und Batterien ſichernd, weiter nach rechts im Oſten der Stadt vor. Und Thurn machte es ihnen wahrlich nicht leicht; er hielt es für ſeine nächſte Aufgabe, zum Zwecke der Verteidigung der Feſte die feindlichen Arbeiten zu ſtören und ließ deshalb ſeine Truppen Tag für Tag Ausfälle machen. Freilich beſſerten die übermächtigen Gegner, während er auf der einen Seite focht, auf der andern den Schaden wieder aus; am 26. September überfielen die Glatzer eine neu erbaute Schanze der mähriſchen Truppen, verjagten dieſe, zerſtörten die Schanze und nahmen viel Schanzzeug mit davon; am 27. griff der Graf, den ſeine Kampfluſt immer wieder ins Handgemenge trieb, eine ſchleſiſche Reiter-Abteilung unter Rittmeiſter von Helmsdorf an und ſchlug ſie, wobei dieſer fiel; am 28. fand ein großer Ausfall gegen die Schleſier ſtatt, bei welchem Thurn wieder im Handgemenge war und bei dem drei ſeiner Offiziere, Lieutenant Meſitſchke und die Fähnriche Thiermann

und von Bauditz verwundet worden. In der darauffolgenden Nacht griffen die Schlesier die von Dragonern besetzten Vorwerke im Norden der Stadt an, wurden aber zurückgetrieben. Das Obsidium Glacense berichtet in dieser Art Tag für Tag von Gefechten, die hier nicht alle wiedergegeben werden können; nur die wichtigsten seien genannt, um zu zeigen, wie wacker die Glatzer ihre Festung verteidigten, wie blutig der Kampf um Glatz war. Ein Versuch des Grafen Thurn, eine Ueberschwemmung im Neissethal zu verursachen, um das Vorgehen der mährischen Batterien am rechten Ufer zu verhindern, mißglückte. Thurn hatte in der Person des Führers der Mähren, des Grafen Schlick, einen sehr tüchtigen Gegner. Einst hatten Thurn und Schlick Schulter an Schulter auf evangelischer Seite gefochten; sie beide waren am weißen Berge bei Prag die letzten gewesen, die das Feld der verlorenen Schlacht verließen, dann hatte sich Schlick dem Kaiser unterworfen und war jetzt Thurns gefährlichster Gegner. Er war es auch, der jene Ueberschwemmung verhinderte und darauf seine Batterien näher gegen die Stadt trieb, um diese dann heftig zu beschießen. Schließlich wollte Schlick auch das Siechhaus, ein massives, stark befestigtes Gebäude, das auf einer Insel vor seiner Angriffsseite lag und das Südthor der Stadt, das Brückthor, schützte, in seine Gewalt bringen; das Haus war mit 50— 60 Musketieren unter dem tapfern Kapitain Senitz besetzt; am 30. September Abends zwischen 8 und 9 Uhr gingen 2000 Kaiserliche über den einen Arm der Neisse und griffen an. So schwach sie war, so wehrte sich die Besatzung doch ausgezeichnet, schlug 3 Stürme ab und verteidigte sich, bis Graf Thurn herbei eilte und den Feind, der 4 Offiziere und 300 Mann verlor, zurücktrieb. Die Feinde erkannten nun, daß ohne Vorbereitung durch Geschützfeuer eine Erneuerung des Angriffs auf das Siechhaus vergeblich sei, gingen mit ihren Laufgräben bis an den Fluß heran und errichteten hier auf nicht 100 Schritt Entfernung mehrere Batterien. Unter dem Schutze dieser, welche die ganze Südseite der Stadt unter Feuer hielten, schlossen endlich die Feinde die Festung von allen Seiten ein; am 3. Oktober besetzten die mährischen Regimenter Schlick und Collati den die Stadt weit überragenden ungefähr zu gleicher Höhe wie der Schloßberg aufsteigenden, im Osten am rechten

Neiſſeufer gelegenen Schäferberg und ſchloſſen ſo den Ring um die Feſtung, deren Fall, wenn nicht Hülfe von Außen kam, unvermeidlich wurde. Die Verteidigung der Feſtung gegen dieſe Truppen wurde bei dem friſchen, ſchneidigen Sinn der Beſatzung durch Ausfälle unermüdlich weitergeführt, dagegen konnte die Glatzer Artillerie gegen die der Feinde nicht aufkommen, da dieſe viel ſtärker war, nur noch ſehr wenig Geſchützbedarf vorhanden war und es an geſchickten Büchſenmeiſtern mangelte. Die Glatzer litten ſchwer unter dem überlegenen Feuer des immer näher heranrückenden Gegners. Auch die Einwohner der Stadt hatten große Verluſte durch dasſelbe. Mehrere Thore wurden zerſchoſſen, die ſtädtiſche Taberne, ein an der Südfront gelegenes Haus, ſtürzte am 8. Oktober zuſammen und bildete die erſte Breſche in der Stadtmauer. Nachdem Glatz ganz eingeſchloſſen und von den Streifereien ſeiner Beſatzung alſo nichts mehr zu fürchten war, kam an dem obengenannten Tage der neue Landesherr der Grafſchaft und Generaliſſimus der ſchleſiſchen Truppen, Erzherzog Carl, Biſchof von Neiſſe, in das Lager der Kaiſerlichen, um dieſe zu kräftigem Vorgehen gegen ſeine neue, ſo trotzige Hauptſtadt aufzumuntern. Ihm zu Ehren wurden die Fähnlein geſchwungen und alleſamt Feuer gegeben. Am 9. Oktober Nachts griffen die Kaiſerlichen das Siechhaus nochmals an, drangen durch eine Breſche in die ganz zerlöcherten Gebäude und vertrieben endlich die tapfere Beſatzung, wobei Kapitain Senitz ſchwer verwundet, ſein Feldwebel und ein Sergeant getötet wurde; die Feinde füllten nun das Gebäude mit Erde und legten eine Batterie ſchwerer Stücke hinein, die aus nächſter Nähe die Hauptangriffsſeite im Süden beſchoß. Zu gleicher Zeit, in der Nacht vom 9. zum 10. Okt., unternahmen auch die Böhmen einen Angriff auf das Thor in der Weſtſeite, wurden aber zurückgeſchlagen. Von allen Seiten wurde den Belagerten in dieſen Tagen zugeſetzt; es floß viel Blut, ſodaß die Belagerer am 11. ſich veranlaßt ſahen, zur Beerdigung der Toten einen kurzen Waffenſtillſtand vorzuſchlagen, der auch zu Stande kam. An demſelben Tage aber ſchnitten die Kaiſerlichen die Stadt vom Mühlgraben ab, der ihr das Trinkwaſſer zuführte; infolgedeſſen mußten die Belagerten, da in der Stadt nur ſehr wenig Brunnen waren, das Waſſer aus der Neiſſe holen, wobei

ſie den Kugeln des Feindes ausgeſetzt waren und viele erſchoſſen wurden. Die Kaiſerlichen ſchoſſen ein großes, rundes Werk der Südſeite in Breſche, um hier einen Sturm zu unternehmen; als ſie aber den vorliegenden Mühlgraben an dieſer Stelle unterſuchten, fanden ſie ihn ſo voll Schlamm, daß ſie ihre Abſicht, hier zu ſtürmen, aufgaben. Zu derſelben Zeit waren ſie auch von den andern Seiten, ſogar vom Schäferberge herunter, bis dicht an die Thore und Mauern mit ihren Belagerungsarbeiten vorgerückt, aber immer noch gingen ihnen die Glatzer in verwegenen Ausfällen entgegen und brachten ihnen ſchwere Verluſte bei. Am 11. Oktober fiel der Kapitain Baudiſſin mit einem Trupp abgeſeſſener Reiter aus und hieb eine Anzahl Feinde nieder; am 12. überfiel Thurn mit vielem Erfolge eine Batterie im Neiſſethale an der Oſtſeite, am 14. machte er einen großen Ausfall nach derſelben Seite, bei welchem ſeine Leute binnen einer Viertelſtunde über 200 Mann töteten und verwundeten ꝛc. Dagegen nahmen am 16. Oktober die Lichtenſteiner von den Laufgräben aus eine vor ihrer Front liegende Mühle mit Waſſerthurm dicht an der Stadtmauer in Beſitz und ſtellten hier gegen dieſe und die benachbarten Werke eine ſchwere Batterie von 12 Geſchützen auf, die das Feuer der Feſtung bald zum Schweigen brachten und große Verluſte verurſachten, ein Lieutenant Peuerlein wurde hier verwundet; da ſie aber ſchneller zum Ziele kommen wollten, verſuchten ſie die Mauer zu untergraben und in die Luft zu ſprengen, mußten dies aber wegen des Felſenbodens aufgeben. Von einer andern vor dem Waſſerthore im Südoſten erbauten Batterie wurden am 20. 2 Edelknaben des Grafen, die von der Mauer aus den Feind beobachteten, neben dieſem ſchwer verwundet. Von allen Seiten wirkten nun die Geſchütze aus nächſter Nähe gegen die Feſtung; die Thore waren zerſchoſſen; die ganze Südſeite derſelben bildete eine einzige große Breſche; die Feinde bereiteten einen allgemeinen Sturm auf die Stadtbefeſtigung vor. In der Feſtung war ſeit dem 20. Oktober der Schießbedarf bis auf wenige Schuß zu Ende gegangen, der Feind aber richtete ein ſo übermächtiges, verheerendes Feuer auf die Werke, daß jede Ausbeſſerung derſelben unmöglich war; außer durch das Feuer wurden Bürger, Einwohner und Soldaten durch Krankheiten hinweggerafft, da der Aufenthalt in

den dem Regen offenen, dächerlosen und von Flüchtlingen überfüllten Häusern sehr ungesnnd war und der Mangel an gutem Wasser, nachdem der Mühlgraben abgelassen war und jeder, der aus der Neisse Wasser holen wollte, erschossen wurde, ebenfalls Krankheiten erzeugte; die dreivierteljahrelange Anspannung und Todesgefahr, der Mangel an Lebensmitteln und an der nötigen Ruhe mußten die furchtbar zusammengeschmolzenen Verteidiger trotz allen Heldenmuts körperlich ermatten; ohne Schießbedarf, auf den Kampf mit der blanken Waffe angewiesen, konnten sie bei der Uebermacht einem allgemeinen Sturm des Feindes auf die Trümmer, welche sie verteidigten, nimmer widerstehen; der Sieg des Feindes, der Fall der Feste war dann gewiß. Wurde Glatz aber im Sturm genommen, dann hätten die Verteidiger nach damaligem Kriegsbrauch über die Klinge springen müssen, ein furchtbares Blutbad wäre entstanden, die Stadt geplündert und verheert worden. Von Entsatz konnte keine Rede mehr sein, da die wenigen Kämpfer auf evangelischer Seite, Georg von Baden-Durlach, Mansfeld und Christian von Braunschweig, geschlagen und die letzteren beiden bis nach den Niederlanden und dem Norden Deutschlands getrieben waren und der Kaiser alle seine Erblande wieder unterworfen hatte. So sah denn Thurn mit blutendem Herzen ein, daß ihm, um sich und seine Truppen zu retten und das Härteste von Glatz abzuwenden, nichts übrig blieb, als mit dem Feinde in Uebergabeverhandlungen zu treten. Nachdem schon am 19. Oktober in Voraussicht des Kommenden den Soldaten das Schimpfen verboten war, begannen am 22. die Verhandlungen. Der Graf ritt an diesem Tage unter freiem Geleit mit einigen Offizieren in das Lager Torquato Contis und bat ihn um Vermittlung beim Ober-General Graf Lichtenstein; am nächsten Tage wurde weiter verhandelt, trotzdem zugleich die Belagerungsbatterien ihr Feuer fortsetzten. Am 24. war Waffenruhe, kaiserliche Unterhändler kamen in die Festung; in der Nacht begann jedoch das Geschützfeuer wieder. Thurn ließ seinen letzten Vorrat an Pulver und Kugeln verschießen, um den Feind glauben zu machen, daß er damit noch versehen sei; endlich am 25. wurde die Uebergabeverhandlung abgeschlossen, am 26. vom Grafen Lichtenstein untersiegelt. Ihr Inhalt lautet:

1. Was die Religion, dieſer Exerzitium und Kirche belanget, ſoll ſolches allerdings, wie es gefunden wird, von mir (Lichtenſtein) unverändert bis auf weitere kaiſerliche Reſolution verbleiben; da auch jemand von Landleuten im Lande oder in der Stadt nicht Luſt zu bleiben hätte, demſelben ſoll innerhalb 6 Monaten ſeine Güter zu verkaufen und wohin ihm beliebt, zu ziehen frei ſtehen, ihnen auch während deſſen genügſamer Schutz vor Gewalt gewährt werden.

2. Dem Oberſten Graf Thurn, dem Gubernator Lohe und ſämtlichen Offizieren und Soldaten wird freier Abzug mit Kornets und fliegenden Fahnen mit allen militäriſchen Ehren gewährt; bei Schweidnitz ſollen ſie entlaſſen werden und die Fahnen und Kornets von den Stangen reißen und ſchwören, 6 Monat nicht wider den Kaiſer zu dienen.

3. Alle Militär-Perſonen ſollen allgemeinen Pardon erhalten und hingehen können, wohin ſie wollen; da ſie nach der Mark Brandenburg gehen wollen, ſoll ſie ein Convoi bis an die Grenze bringen.

4. Betrifft Ueberläufer.

5. Betrifft Kranke.

6. Am 26. Oktober wird das Schloß den Kaiſerlichen eingeräumt; am 28. ſoll die Thurnſche Beſatzung abmarſchieren und 2 Offiziere bis nach der Abdankung als Geiſeln ſtellen.

Die Faſſung der Verhandlung iſt unklar. Soviel iſt ſicher, daß die freie Religionsübung den Glatzern nur gewährt bleiben ſollte, bis der Kaiſer weitre Entſchließungen getroffen haben würde. Dohna ſchreibt unterm 26. dem Kurfürſten (Dresd. Staatsarch.): der Graf Thurn, die Ueberläufer, die Bürger und die Landſchaft hätten keinen Pardon, erſtere beiden jedoch einen Paß zum Durchzuge durchs Land erhalten. Der Uebergabe-Vertrag ſpricht auch nur vom Pardon für das Militair außer Thurn, der keinen Pardon erhalten konnte, da er vom Kaiſer in die Acht erklärt war und hier ſtillſchweigend ausgenommen iſt. Die Bürgerſchaft wäre nach Dohna an den Erzherzog Karl gewieſen worden, dem aber widerſpricht doch die Faſſung des § 1. — Es ſcheint, als wenn dieſer abſichtlich von den Kaiſerlichen zweideutig gehalten worden wäre; der Verlauf der Dinge in nächſter Zeit lehrt, wie die Behörden

ihn auffaßten oder vielmehr drehten. Man kann mit Recht von einem groben Bruch der Uebergabe-Bedingungen sprechen.

Die Uebergabe-Bedingungen sind deshalb so milde für die Truppen Thurns, weil der Feind ihre Tapferkeit ehren wollte und weil der Graf drohte, einen Sturm auf die Stadt abwarten und sich dann auf das Schloß zur weiteren Verteidigung zurückziehen zu wollen, die Kaiserlichen aber einen Sturm der doch dem Kaiser gehörenden Stadt mit den damals üblichen Greueln eines solchen vermeiden, die Belagerung jedoch zu Ende bringen wollten, da das Heer anderweit gebraucht wurde. Der Graf hätte aber, wie er wohl wußte, das in Trümmern liegende Schloß aus Mangel an Geschützbedarf ꝛc. gar nicht halten können; ein freier Abzug mit der Freiheit, zu gehen, wohin er wollte und mit der Aussicht, nach wenigen Monaten wieder für seine Sache fechten zu können, hieß viel erreicht. Die Gnade des Kaisers mochte und konnte er nicht erlangen; er war ein zu bedeutender Gegner, als daß der kaiserliche Oberbefehlshaber gewagt hätte, ihm auf eigne Faust Pardon zu geben; geächtet, vogelfrei, wie er gekommen, nur bis zur Erreichung der brandenburgischen Grenze geschützt, zog er wieder hinaus. — Der Heldenkampf einer kleinen Schar tapfrer Truppen und Bürger war vorüber, infolge des furchtbaren Brandes viel rascher als Thurn und die Seinen geglaubt hatten. Welchen Erfolg aber brachte dieser so heiße, mit soviel Zähigkeit und Opfermut geführte Kampf für den Glauben den Bewohnern von Glatz? Graf Thurn und seine Soldaten, eine furchtbar zusammengeschmolzene Schar, zogen mit allen Ehren aus der Festung mit dem Bewußtsein, daß ihnen die Welt offen stand, überall, wohin sie kamen, hoch geehrt; ihre Mitstreiter aber, die Stadt und die Grafschaft, die sie zu ihrem Bedauern ihrem Schicksal überlassen mußten, fielen gebunden, verarmt, zum Tode ermattet, ihrem furchtbaren, unbarmherzigen Feinde in die Hände; alle Opfer, alle Standhaftigkeit, aller Heldenmut waren vergeblich gewesen, ja sie hatten die Härte der jetzt zu erwartenden Strafe nur vermehrt, und doch hatten die Glatzer nur ihr Teuerstes, ihren Glauben, verteidigt und unter Thurns Befehl Schulter an Schulter mit dessen Soldaten gekämpft. — Der Schmuck von Glatz, das stolze Schloß, lag in Trümmern, der Reichtum der Stadt, seine Vorstädte,

in Aſche, die Felder waren verwüſtet, die Dörfer und Schlöſſer der Grafſchaft Schutthauſen; dahin war die Blüte eines vorher ſo reichen Landes. Noch hatten die Glatzer freilich Glaubensfreiheit und behielten den Uebergabeverhandlungen nach ihre Freiheit, aber ſie ahnten, daß ihnen jene bald genommen werden würde und das ſchwerſte Los bevorſtände. Am 28. Oktober marſchierten die Thurnſchen Soldaten, nachdem Lichtenſtein am 26. mit 6 kaiſerlichen Fähnlein Fußvolk das Schloß beſetzt hatte, mit allen militäriſchen Ehren ab, von einigen Kompagnien Torquato Contis geleitet. In Schweidnitz wurden ſie abgedankt, die ruhmreichen Fahnen und Kornets vernichtet; doch blieb ein großer Teil der Mannſchaft bei Thurn, um weiter unter ihm zu fechten. Als ſie die Grenze der Mark erreichten, wagte ein Teil der Begleitmannſchaft hier, wo das Geleit aufhörte, ſie anzugreifen, wohl um den geächteten Grafen in die Hand zu bekommen, doch nahmen ſeine Anhänger ſofort die Waffen auf und trieben die Angreifer in die Flucht. Unter den tapfern Soldaten Thurns hatte auch der ſpäter ſo berühmte Feldmarſchall von Derfflinger an der Verteidigung von Glatz als gemeiner Dragoner teilgenommen.

Ehe wir von dem tapfern Grafen Bernhard Thurn, der zum Unterſchied von ſeinem Vater gewöhnlich „der junge Graf“ genannt wird, ſcheiden, ſei hier noch ſeine fernere, leider nur kurze Laufbahn erwähnt. Nachdem das halbe Jahr, während deſſen er nicht wider den Kaiſer fechten durfte, vergangen war, trat er in die Dienſte des Herzogs Chriſtian von Braunſchweig und rettete dieſen, obwohl durch 2 Schüſſe und einen Säbelhieb ſchwer verwundet, in der Schlacht bei Stadtlohn durch ſeine Tapferkeit vor der Gefangenſchaft, indem er ihn mitten aus den ihn umringenden Feinden heraushieb; als er dann von ſeiner Wunde geheilt war, der Herzog aber ſein Heer abgedankt hatte, trat Thurn 1624 in die Dienſte des neu aufſtrebenden Geſtirns, des ſpäteren Retters des Proteſtantismus, Guſtav Adolfs von Schweden, der von ſeiner tapferen Verteidigung von Glatz gehört hatte, und zeichnete ſich unter dieſem in den folgenden Jahren in dem Kriege gegen Polen in hohem Grade aus, bis 1628 der Flecktyphus in der von ihm erſtürmten Stadt Straßburg in Preußen ſeinem Leben ein frühes Ende bereitete; der Held, der auf ſo vielen Schlachtfeldern dem Tode

ins Auge gesehen hatte und nur wie durch höhere Fügung demselben entgangen war, erlag der tückischen Seuche auf dem Krankenbett; der Tod entriß ihn einer glänzenden Laufbahn im frühem Alter von 33 Jahren. Ehre dem Andenken dieses heldenmütigen Streiters.

VI.

Das Obsidium Glacense, jener noch im Winter 1622 sofort nach dem Fall von Glatz von einem evangelischen Augenzeugen geschriebene Bericht über die Belagerung, schließt mit dem Einzuge der Kaiserlichen in die Feste, sowie den ersten Maßregeln gegen die Bürger; die Schlußworte lauten; „Dies ist also aufs Kürzeste der ganze Inhalt. Gott gebe ihnen und uns Allen ein besser glückselig neues Jahr!“ Er spricht also noch die Hoffnung auf bessere Zustände aus, aber dieser Wunsch und diese Hoffnung ging für Glatz nicht in Erfüllung. Noch lagen ja über 25 Jahre des 30jährigen Krieges, von den Zeitgenossen in ihren Schrecknissen ungeahnt, vor ihnen, die der Grafschaft Furchtbares brachten. Aber diese Kriegsschrecken waren nicht das Schlimmste; viel schlimmer waren die Kämpfe und Qualen, welche sie jetzt für ihr inneres Leben durchzumachen hatten und in denen Männer, die mit den Waffen in der Hand für ihren Glauben mutig dem Tode getrotzt, allmählich erlagen oder zu Märtyrern wurden, Freiheit, Heimat, Habe und Gut aufgaben, um ihre Ueberzeugung zu retten. Ein übermächtiges Heer hatte sie nach langem Ringen mit den Waffen gezwungen; jetzt kam ein Häuflein, klein zwar, aber gehalten von der furchtbaren Gewalt der siegreichen kaiserlichen Regierung, die die Aufrührer zu strafen gesonnen war, ein Häuflein Jesuiten, um die Glatzer katholisch zu machen, nicht durch die Macht ihres Wortes oder christlicher Liebe, sondern in kühler Berechnung mit dem Nachdruck der Gewalt, ein Feind, gegen den es keinen Widerstand, kein Mittel zur Rettung gab, als Vaterland und alles im Stiche lassend, auszuwandern. Der kaiserliche General Max Lichtenstein zog am 28. Oktober mit seinen 6 Fähnlein vom Schlosse in die eroberte Stadt ein, die ihm, um nicht geplündert zu werden, etliche tausend Reichsthaler zahlen mußte, jedoch so mit Soldaten überlegt wurde, daß auf jedes der dächerlosen, mit Kranken angefüllten Häuser 10—12 Mann kamen (den

Troß an Weibern und Kindern nicht eingerechnet). Am 29. Oktober wurde die Bürgerſchaft entwaffnet, der längſt entflohene Landeshauptmann von Tſchirnhaus ſeines Amtes entſetzt und Philipp Rudolf Graf von Lichtenſtein zum Kommiſſar für die Grafſchaft ernannt.

Der Rat der Stadt und eine Anzahl Edelleute und Bürger, die an der Spitze der Bewegung geſtanden hatten, wurden — doch wohl entgegen dem Wortlaut der Uebergabeverhandlungen, die mindeſtens einem Teil derſelben erlaubten, innerhalb 6 Monaten von Glatz wegzuziehen und ihnen ſolange Schutz verſprachen — ſofort verhaftet und in das Schloß ins Gefängnis geworfen, wo manche bis an ihr Lebensende blieben, darunter der Führer des Adels Bernhard von Panwitz und der Stadtſchreiber Kuttner. Einem Teil derer, welche verhaftet werden ſollten, gelang es zu entfliehen; ein Herr von Stillfried auf Nieder-Walditz wurde, als er ſich widerſetzte, in ſeiner Hausthür zuſammengehauen. Hab und Gut aller, welche verhaftet wurden oder verhaftet werden ſollten, wurden ſofort von der Regierung in Beſchlag genommen. Durch die raſche Verhaftung der Führer aber wurde es den der Leitung beraubten Glatzern unmöglich gemacht, rechtzeitig des Kaiſers Gnade anzurufen, um Belaſſung bei ihrem Glaubensbekenntis zu bitten; wenn auch vorauszuſehen war, daß dies vergeblich ſein würde, ſo hätten ſie doch ſicher einen Verſuch gemacht, da nach den Uebergabeverhandlungen in Betreff der Religion bis auf weitere Entſcheidung des Kaiſers Alles beim Alten bleiben ſollte. Dieſe Entſcheidung kam nun mit überraſchender Schnelle, ein furchtbares Wort, das, ſolange Glatz unter öſterreichiſchen Herrſchern ſtand, nie zurückgenommen werden ſollte: Der evangeliſche Gottesdienſt ſollte aufhören, dem katholiſchen Platz machen. So geſchah es.

Die evangeliſche Pfarrkirche wurde am 9. November 1622 durch einen Vertreter des Landeshauptmanns geſchloſſen; damit die ſiegreichen Katholiken eine Stätte zum Gottesdienſt hätten, bis jene wieder zum katholiſchen Gottesdienſt eingerichtet war, wurde der Stadt die Kirche der Minoriten, die ſie einſt um 1300 Schock gekauft hatte, ohne Weiteres weggenommen, jeder proteſtantiſche Gottesdienſt hörte auf, ja ſchon am Tage darauf

erhielten die drei Geiſtlichen der evangeliſchen Gemeinde den Befehl, innerhalb dreier Tage aus Glatz auszuwandern; jedem derſelben wurden dazu ein Paar neue Schuhe von dem Sieger zugeſandt.

Am 12. November kam es infolgedeſſen in Glatz zu einem ergreifenden Vorgange; noch einmal verſammelte ſich auf dem Markte die evangeliſche Gemeinde um ihre geliebten Hirten, den Pfarrer Matthias Keil und die evangeliſchen Kapläne Melchior Breuer und Georg Aelurius, und nahm Abſchied von dieſen, die, auf mehr als ein Jahrhundert die letzten evangeliſchen Geiſtlichen in Glatz, in die Verbannung zogen. Am 14. Dezember hielt der Abt von Kamenz zum erſten Male wieder eine katholiſche Predigt in Glatz. Am 9. Dezember mußten auch die evangeliſchen Schullehrer Glatz verlaſſen. Im Beginn des Jahres 1623 konnte endlich Erzherzog Karl in den Beſitz der ihm vom Kaiſer geſchenkten Grafſchaft treten; ſeinem Vertreter Graf Lichtenſtein wurde ſie am 12. Januar durch kaiſerliche Kommiſſarien in voller Form übergeben, an dieſem Tage leiſteten auch die Glatzer dem Erzherzog den Huldigungseid, die evangeliſchen Stände ihrem Hauptfeinde, dem Bruder des Kaiſers und Biſchof. Wer will es ihnen verdenken, daß ſie dieſe Huldigung nur ungern, mit ſchweren Befürchtungen, leiſteten. In der That ging der Erzherzog ſofort nach Uebernahme der Regierung unerbittlich ſcharf gegen den evangeliſchen Glauben vor.

Am 19. März wurde die Pfarrkirche, nachdem ſie über ein halbes Jahrhundert ununterbrochen im Beſitz der Proteſtanten geweſen war, vom Biſchof Martin Kohlsdorf im Beiſein der Aebte von Kamenz und Heinrichau zum katholiſchen Gottesdienſt wieder eingeweiht. Der Pfarrer und Dechant Keck, jener Geiſtliche, der vor der Belagerung der letzte noch im Amte befindliche katholiſche Prieſter geweſen war und während derſelben in Gefangenſchaft geſeſſen hatte, wurde mit ihrer Verwaltung betraut. Aber der Pfarrkirche fehlte die Gemeinde; es waren damals in Glatz 300 evangeliſche und nur 9 katholiſche angeſeſſene Bürger. Zugleich beauftragte der Biſchof und Erzherzog den Dechanten Keck mit der Wiederbeſetzung aller Pfarrkirchen des Landes mit katholiſchen Pfarrern und befahl, alle evangeliſchen Geiſtlichen und Lehrer aus denſelben auszuweiſen; infolgedeſſen verließen 1623 ungefähr 60 proteſtantiſche Geiſtliche ihre Gemeinden und nur

wenige hielten sich noch bis 1624; der letzte, der seine Pfarre verließ, war im September d. J. der Diakonus Feierabend zu Habelschwerdt, dessen Kirche am 21. d. M. wieder zum katholischen Gottesdienst eingeweiht wurde.

Die weltliche Verwaltung der Grafschaft wurde Katholiken anvertraut, indem alle Aemter mit solchen besetzt und die evangelischen Beamten, wenn sie nicht katholisch wurden, entlassen wurden. Die Güter, die den Führern nach der Niederwerfung von Glatz ohne Richterspruch weggenommen waren, wurden an eifrige Katholiken gegeben. So erhielten die Jesuiten das Haus des Bürgermeisters Scholz, der kaiserliche Oberst von Neuhaus die Güter des verhafteten Adelsführers Bernhard von Panwitz, der für seine Dienste geadelte Dechant Keck das der glaubenstreuen Familie von Mosch gehörige Eisersdorf, während ein andres Gut derselben Arnsdorf, jetzt Grafenort, dem Freiherr von Annaberg gegeben wurde, der mit Christoph von Waldiz allein von allen Edelleuten des Landes dem Kaiser treu geblieben war. Der neue Landeshauptmann griff etwas zu hastig nach den Gütern seines evangelischen Vorgängers, des Herrn von Tschirnhaus, namentlich der Herrschaft Mittelwalde, mußte aber, besonders auf die Vermittlung des Kurfürsten von Sachsen hin, den fetten Bissen bald wieder herausgeben, doch entschädigte er sich später durch eine ganze Anzahl anderer Güter. Schon hieraus sieht man, daß mit den Behörden des Kaisers und Erzherzogs auch die Willkür in das Land zog, deren Schalten sich immer mehr steigern sollte. Der Erzherzog nahm auch dem Glatzer Bürgerhospital ohne Weiteres die ihm gehörenden Güter Mügwitz, Anteil Altheide und Ober-Schwedeldorf weg, um sie den Jesuiten zu schenken; doch befahl der Kaiser, daß sie dem Hospital zurückgegeben würden. Wie der neue Landesherr willkürlich mit dem Eigentum der Unterthanen schaltete, ohne erst das Urteil in der Untersuchung über den Aufstand abzuwarten, so setzte er auch ohne Weiteres die verbrieften Vorrechte der Stände und Städte außer Kraft. Am 23. Juli 1624 befahl er, daß künftig Niemand in der Grafschaft das Bürgerrecht erlangen, noch zur Trauung zugelassen werden solle, der sich nicht zur katholischen Religion bekenne. Nach der Unterwerfung der Grafschaft kehrten auf seine Veranlassung die katholischen Geistlichen wieder auf

ihre alten Pfarren zurück. Doch der folgenſchwerſte Schritt, den er that, war die Zurückberufung der Jeſuiten. Einſt auf Befehl der böhmiſchen Stände, aber unter dem Jubel der ganzen Bevölkerung ausgewieſen, waren dieſe unermüdlichen, geſchickten und in der Wahl ihrer Mittel ſo wenig bedenklichen Todfeinde des Proteſtantismus im März 1623 wieder in die Grafſchaft zurückgekehrt und hatten ihr Werk, die Wiederaufrichtung der katholiſchen Kirche im Lande begonnen, unterſtützt vom Dechanten Keck. Freilich gingen die Anordnungen zur Gegenreformation vom Kaiſer Ferdinand II. aus, der in allen ſeinen Erbſtaaten die Proteſtanten mit gleich unerbittlicher Härte verfolgte. Doch war dieſer ſelbſt nur ein Werkzeug in den Händen der Jeſuiten. Scheinbar ſind es die Behörden, die die Gegenreformation leiten, aber die Jeſuiten ſind der Generalſtab, die geiſtigen Urheber, und unterſtützen oder leiten deren Ausführung, unbekümmert darum, ob ſie an Stelle des Glaubens Heuchelei in die Seele der Menſchen pflanzten, ob die Blüte des Landes auf Menſchenalter vernichtet, Tauſende ins Elend getrieben wurden. Sie wußten wohl, daß die gewaltſam bekehrte Menge, die eben ihren Glauben heldenmütig verteidigt hatte, in ihrem Herzen evangeliſch bleiben würde; ſie gerade, welche jene auf das Bitterſte haßten, waren am wenigſten geeignet, ſie wirklich zu überzeugen; aber ſie kannten nur das eine Ziel, das ſie mit jedem Mittel erbarmungslos verfolgten, den Triumph ihrer Kirche. Sie mochten wohl hoffen, daß die Kinder des damals lebenden Geſchlechts, mochte dieſes ſelbſt auch körperlich oder geiſtig zu Grunde gehen, unter ihrer und der Geiſtlichkeit Ueberwachung auch innerlich wieder zu Katholiken werden würden. Sie triumphierten allein durch die Gewalt und nur über einen Bruchteil des Volkes; die Beſten wanderten aus. Freilich ſollten, bis ſie triumphierten, noch Jahre vergehen. Der Erzherzog gab ihnen ihre alten Beſitzungen wieder, entſchädigte ſie für ihre Verluſte, wie ſchon erwähnt wurde, mit ihm nicht gehörigem Gut und wies ihnen auch ſonſt noch reiche Mittel an; ferner übergab er ihnen, da ihr ehemaliges Kloſter, der prächtige Dom auf dem Schloßberge, vollſtändig zerſtört war, mit deren Einwilligung die Komturei der Johanniter mit der Pfarrkirche, der Schule und all ihrem reichen Beſitze; dieſe, der zweite geiſtliche Orden in Glatz, der den Jeſuiten weichen mußte, überließen alſo ihre alte Komturei

den zur Wiederherſtellung des Katholizismus geeigneteren Jeſuiten und erhielten dafür die Herrſchaft Maidelberg in Mähren. (Im Jahre 1626 bezogen die Jeſuiten die vollſtändig wiederhergeſtellten Gebäude der Komturei.) Die Jeſuiten gingen nun ſofort an die Arbeit, doch war der Erfolg derſelben zuerſt ein ſehr geringer; einige Schwachherzige, die Strafe für den Aufſtand und den Verluſt ihrer Güter fürchteten, wurden zwar zum Uebertritt bekehrt, doch im Allgemeinen hielt das Volk feſt an ſeinem Glauben. Es bedurfte ganz anderer Mittel, um es katholiſch zu machen. Die Bewohner der Grafſchaft mußten ſich ſagen, daß noch eine andre furchtbare Gefahr über ihnen ſchwebte, die Strafe für den Aufſtand. Wie ein drohendes Geſpenſt ſtand das furchtbare Blutgericht von Prag vom Jahre vorher vor ihren Augen; ſie hatten nicht anders gehandelt, als die Böhmen, alſo ebenfalls die härteſten Strafen zu erwarten; aber während es an dieſen ein halbes Jahr nach der Unterwerfung vollzogen wurde, vergingen hier mehrere Jahre, ohne daß zur Unterſuchung gegen die Empörer geſchritten wurde. Was ſollte der lange Aufſchub bedeuten? Wollte der Kaiſer und der Erzherzog Milde walten laſſen oder vergeſſen? Dies ſah ihnen nicht ähnlich. Oder wollten ſie den Glatzern Zeit laſſen, durch Annahme der katholiſchen Religion ihre Schuld zu ſühnen, oder die Geflüchteten ſicher machen und zur Rückkehr verleiten, um ſie dann um ſo beſſer zu treffen? Man möchte das letztere annehmen. Die Strafe ſollte nicht erlaſſen ſein. Am 18. Juli 1624 ernannte der Kaiſer eine Kommiſſion zur Unterſuchung des Aufſtandes und zur Aburteilung der Empörer und befahl ihr, ſich mit den dazu beſtimmten Beamten des Erzherzogs Karl zu vereinen, um die Schuldigen zu ermitteln und zu beſtrafen; ſie ſollten ihnen, wenn es nötig wäre, auch mit der Folter drohen, allerdings nur zum Schrecken.

Das Gerücht von der Ernennung dieſer Kommiſſion kam bald nach Glatz, arge Schwüle über die Gemüter verbreitend; wieder flüchtete ein Teil der Bewohner. Erſt im November trat jene aber in Glatz zuſammen; zu ihrem Schutze kamen 200 Mann vom Regiment von Neuhaus von Neiſſe hierher. Am 15. Dezember reichten die Ritterſchaft, Bürgerſchaft und Freirichter ein Gnadengeſuch an den Kaiſer ein, das freilich erfolglos blieb; die Schuldigen

wurden für den Anfang des nächſten Jahres zum Verhör nach Glatz vorgeladen.

Ehe aber die Unterſuchung in Gang kam, ſtarb in Madrid, wohin ihn der Kaiſer geſandt hatte, der Herr der Grafſchaft, der Erzherzog Karl, am 26. Dezember 1624, worauf der Kaiſer ſie ſeinem Sohne Ernſt Ferdinand III. zur Nutznießung überließ. Doch änderte dies an der Fortſetzung der Unterſuchung nichts; denn der Kaiſer, der ſich die Verwaltung des Landes vorbehalten hatte und gegen den ja einſt der Aufſtand gerichtet war, ließ derſelben weiter ihren Lauf und war ebenſo eifrig, die Jeſuiten in ihrem Bekehrungswerk zu unterſtützen. Nachdem der Zeitpunkt zur Vernehmung der Angeklagten wiederholt verſchoben war, wurden ſie am 10. Februar 1625 wieder auf das Rathaus zu Glatz vorgeladen und hier, nachdem dieſes von Soldaten umſtellt war, ſämtlich verhaftet. Die Geflüchteten wurden dann am 15. April aufgefordert, ſich binnen 3 Wochen bei Verluſt von Hab und Gut zu ſtellen. Die Edelleute wurden in die erhaltenen Trümmer des Schloſſes, die andern Gefangenen in das Ständehaus gelegt; eng zuſammen gedrängt und von Krankheiten geplagt, wurden ſie im harten Gefängnis gehalten; ſie erhielten hier die Anklageſchriften, doch wurde ihnen nicht geſtattet, Verteidiger zu nehmen. Ein Schrei des Entſetzens ging durch das ganze Volk, das, durch den Krieg ausgeſogen, durch die Behörden unterdrückt, von Hunger und Elend heimgeſucht, von argen Gefahren für Leib und Seele bedroht, gerade derer beraubt wurde, die als ihre bisherigen Führer ihnen mit Rat und That beigeſtanden hatten.

Neun Monate vergingen, ehe die Verhafteten ihr Schickſal erfuhren; endlich wurde ihnen in den Tagen vom 6.—22. November in einzelnen Abteilungen auf dem Glatzer Schloſſe das Urteil verkündet. Das Blutbad von Prag fand keine Wiederholung, der Kaiſer ſchenkte Allen „unter Hintanſetzung (Milderung) der Schärfe des ergangenen Urteils in Sachen der beleidigten Majeſtät aus beſonderer kaiſerlichen Gnaden Leib, Leben und Ehre“, aber 70 Edelleute, die geſamte Ritterſchaft mit wenigen Ausnahmen, 87 Bürger, Freirichter und Bauern wurden lebenslänglich oder auf Zeit ihrer Freiheit, ganz oder teilweiſe ihrer Güter verluſtig erklärt. Die Hauptführer Bernhard von Pannwitz, Chriſtoph

von Donig, der wackere Stadtſchreiber Kuttner, der Bürgermeiſter Matthias Scholz und Andere, verloren Hab und Gut und erhielten ewiges Gefängnis; ein Teil verlor Hab und Gut und erhielt auf eine Anzahl Jahre Gefängnis, einem andern Teil wurde ſein ganzes Vermögen, dreiviertel, die Hälfte ihrer Güter ꝛc. genommen; ſelbſt die Toten wurden in ihren Erben beſtraft, d. h. dieſen, gleichviel ob ſie mündig waren oder nicht, die Güter geraubt. Zwei Mitglieder der Ritterſchaft, der Landeshauptmann der Grafſchaft Glatz bei Beginn des Aufſtandes Ulrich von Gersdorff, und Georg von Stubenberg auf Tſcherbeney, welche ſich an den Unruhen in Böhmen ſelbſt beteiligt hatten, aber bald darauf geſtorben waren, waren ſchon durch die böhmiſche Exekution zu Prag 1622 ihrer Ehren und Güter (letzteres in ihren Erben) verluſtig erklärt worden. Der Kaiſer that nur, was jeder andre Herrſcher in ſeiner Lage ebenfalls gethan haben würde, wenn er ſeine aufrühreriſchen Unterthanen beſtrafte, ja er hatte vorläufig in der Grafſchaft mehr Milde walten laſſen, als zu Prag, indem er kein Blut zur Sühne forderte; er zeigte ſich auch gegen die, welche katholiſch wurden, noch ferner zur Gnade geneigt, freilich wohl nur, um auf dieſe Weiſe ein Mittel zu haben, die Proteſtanten zum Glaubenswechſel zu zwingen; doch machte er es der ſo ſchwer darnieder liegenden Grafſchaft dadurch, daß er ihr die wohlhabendſten und tüchtigſten Männer entzog oder ſie ins Ausland trieb, unmöglich, ſich von ihrer Verarmung und Verwüſtung zu erholen, um ſo mehr, da der lange Krieg immer wieder das Land heimſuchte, vor Allem aber da ſeine Behörden jetzt in dem recht- und ſchutzlos gewordenen Lande, ſeinem Auge fern, mit geradezu empörender Willkür hauſten. Freilich brachte die Verurteilung einer ſolchen Anzahl wohlhabender Männer zum Verluſt ihrer Güter dem Kaiſer zur Zeit große Vorteile; er brauchte viel Geld zur Führung ſeiner Kriege und gewann einen guten Teil desſelben aus dem eingezogenen Vermögen, und doch viel weniger, als er haben konnte, da die Beamten zuerſt ſtets für ſich ſelbſt ſorgten.

Am 22. November, am Schluß der Urteilsverkündigung, wurde dann den Gliedern aller Stadtgemeinden der Grafſchaft völlige Gnade, die vollſtändige Verzeihung des Kaiſers angekündigt; nur ſollten ſie künftig von jedem Faß Bier, das ſie brauen würden,

eine Trankſteuer im Betrage von 1 Gulden, den ſogenannten „Rebellionsgroſchen“, geben. Darauf wurde vom Ratsturm herab Muſik gemacht und „Menniglich darüber erfreut worden.“ Am Sonntag darauf wurde der „Pardon“ von dem Jeſuiten Lachmann in der Pfarrkirche von der Kanzel verkündet und dabei das Volk zum Gehorſam gegen den Kaiſer ermahnt und vor neuen Aufſtänden gewarnt (ſchon am 17. war ein Teil der Verhafteten entlaſſen worden). Ob die Freude des Volkes wirklich von Herzen kam, iſt zu bezweifeln; jedenfalls war ſie ſehr verfrüht; denn am 28. November wurden die meiſten Bürger wieder vorgeladen und ihnen mitgeteilt, daß der Pardon ſie nichts anginge. Und auch die Folge ſollte zeigen, daß die Freude ſehr voreilig geweſen wäre; da die Glatzer an dem Beiſpiel ihres Mutterlandes Böhmen ſahen, was ihnen für ihren Glauben bevorſtand, mag ihnen jene Verkündigung des Jeſuiten, das Blaſen von den Türmen und in der Kirche mehr wie ein Triumph ſeines Ordens, als wie ein Akt der kaiſerlichen Gnade, mag es ihnen wie Hohn geklungen haben.

Doch als nun in der Grafſchaft die Gefahr für den evangeliſchen Glauben auf das Höchſte geſtiegen war, als ſich die Bewohner der Willkür des Feindes ſchutzlos preisgegeben ſahen, da ging ihnen in der Weihnachtszeit 1625 noch einmal der Stern der Hoffnung auf, es erſcholl der Ruf: „Mansfeld kommt“, — der Kämpfer auf evangeliſcher Seite, — und immer ſtärker trat das Gerücht von ſeinem Kommen auf. Dieſer war Ende 1625 von den Niederlanden nach der Mark gerückt und ſollte die Abſicht haben, von dort nach Schleſien zu marſchieren und dann den Kaiſer in ſeinem Stammlande anzugreifen. Es war natürlich, daß dieſe Nachricht die Glatzer aufregte, daß ſie mit freudiger Spannung dem proteſtantiſchen Führer entgegen ſahen; um ſo größer war die Beſtürzung der kaiſerlichen Behörden in Glatz, da dieſe ſehr gut wußten, wie die Geſinnung des Volkes war. Dabei beſtand die Beſatzung der Feſtung nur aus 48 Mann; es fehlte an Lebensmitteln, die auch in der verheerten Grafſchaft garnicht zu erhalten waren, ferner an Mannſchaften zur Aufſtellung von Truppen, da ſeit den Koſackeneinfällen und der Belagerung das Land entvölkert war. Die Mauern und Wälle, ſowie ein großer Teil des Schloſſes lagen noch in Trümmern;

die Vorſtädte waren noch nicht wieder aufgebaut. Wenn Mansfeld wirklich angriff, geriet Glatz bei der feindlichen Stimmung der Bevölkerung ſofort in ſeine Gewalt. Der Landeshauptmann Graf Berka wandte ſich mit dringenden Vorſtellungen an den Kaiſer, und dieſer befahl, daß Truppen nach der Feſtung geſandt und ſie ſo raſch als möglich zur Verteidigung eingerichtet würde. Da aber wurde Mansfeld am 25. April 1626 von Wallenſtein an der Deſſauer Brücke geſchlagen; nun ſchien für die Glatzer Alles vorbei, ihre Hoffnung ſank, dagegen hoben die Behörden wieder den Kopf und ließen, ſicher geworden, in der Durchführung der Verteidigungsmaßregeln nach. Doch trotz ſeiner Niederlage drang Mansfeld im Juli 1626 wirklich in Schleſien ein, und, wie die Glatzer darauf neuen Mut faßten, ließen die Behörden ihn wieder ſinken, beſonders, als ſie erfuhren, daß der Oberſt Baudiſſin und eine Anzahl jener Offiziere und Mannſchaften, die 1622 unter Thurn Glatz ſo hartnäckig verteidigen halfen, im Heere des mit Mansfeld heranrückenden Herzogs Johann Ernſt von Weimar dienten. Die Verteidigungsarbeiten und Truppenanwerbungen für Glatz begannen aufs Neue; freilich konnte die ausgeſogene Grafſchaft an Stelle der geforderten 1200 Mann mit Mühe nur 270 aufſtellen; viele Glatzer traten dagegen in die Mansfeld-Weimariſche Truppe, von welcher ſie die Befreiung ihrer Heimat erwarteten. Aber dies ſollte nicht geſchehen; jene zog am rechten Oderufer entlang nach Ungarn, um ſich mit Bethlen Gabor zum Kampfe gegen Oeſterreich zu vereinigen, und Wallenſtein, welcher Mansfeld nachgeeilt war, ſchob ſich zwiſchen ihn und die Grafſchaft. Mansfelds Heer wurde von Bethlen Gabor treulos im Stiche gelaſſen und löſte ſich endlich nach einem thatenloſen Feldzuge infolge von Krankheiten auf; ſeine Reſte wurden 1627 von Wallenſtein in Oberſchleſien überwältigt; nur dem tapferen Baudiſſin gelang es, ſich im Sommer d. J. auf einem furchtbar anſtrengenden Ritt mit einer kleinen Schar unter vielen Gefechten von dort bis nach Dänemark durchzuſchlagen.

Die Ausſicht auf Befreiung war ſomit für die Glatzer geſchwunden; die Behörden, die während der Gefahr in ihren Beſtrebungen zur Unterdrückung des evangeliſchen Glaubens nachgelaſſen hatten, nahmen dieſe mit um ſo größerem Eifer und noch gewaltthätiger wieder auf.

Als Wallenstein auf der Rückkehr aus Ungarn am 9. Mai 1627 durch Glatz kam, begrüßten ihn die Jesuiten mit einer Ansprache; sie hatten auch wahrlich Grund, ihm, obwohl er sonst einer ihrer größten Feinde war, zu danken; denn ohne seine kriegerische That wäre Glatz sicher in des Feindes Hände gefallen und ihre Thätigkeit bald zu Ende gewesen.[19])

Unterdessen schmachteten die Hauptführer des Aufstandes im Gefängnis, wo im Frühjahr 1626 die beiden bedeutendsten, und zwar am 5. Februar der Stadtschreiber Kuttner, am 21. April Bernhard von Pannwitz, außerdem in der Zeit von der Eroberung bis zur Urteilsverkündigung ungefähr 30 Gefangene infolge des Elends und der engen Haft ihren Tod gefunden hatten. Die Verurteilten hatten selbst oder ihre Angehörigen für sie die Gnade des Kaisers angerufen, die Stadt hatte sich an den Erbprinzen Ferdinand mit der Bitte um Rückgabe der ihr abgesprochenen Privilegien, Erlaß der Trankſteuer und Verwendung beim Kaiser gewandt. Da erschien am 14. September 1626 eine Verfügung des Kaisers an den Landeshauptmann, welche besagte:

1. Allen welche bisher katholisch geworden sind, sollen ihre Güter und Habe bis auf einen ganz geringen Teil wieder eingeräumt werden; 2. denen, die noch nicht katholisch geworden sind, die aber Hoffnung auf Bekehrung geben und die im Lande wohl zu brauchen sind, soll ihr Eigentum auf eine bestimmte Zeit wieder eingeräumt werden; würden sie während dieser Zeit katholisch, so solle auch ihnen die Strafe bis auf einen Teil erlassen sein; 3. denen aber, die keine Hoffnung zur Bekehrung gäben, sollten die Güter verkauft und der Anteil, den sie etwa laut Urteilsspruch herausbekämen, ausgezahlt werden.

Nachdem vor der Verurteilung nur sehr wenige der Angeschuldigten (ungefähr 12) aus Angst vor der Strafe und Furcht vor dem Verlust ihrer Güter oder ihres Vermögens sich zur Verleugnung des evangelischen Glaubens hatten bereit finden lassen, sollte jetzt der Erlaß der Strafe der Preis dafür sein; doch auch dieses Lockmittel hatte nur geringen Erfolg, ebensowenig bewirkte jene Verfügung des Erzherzogs Karl und des Kaisers von 1624, welche 1626 erneuert wurde, daß kein Nichtkatholischer zur Trauung und zur Erlangung des Bürgerrechts zugelassen werden sollte,

wie der Befehl des Landeshauptmanns, an der Osterbeichte teilzunehmen.[20]) — Die jährliche Osterbeichte wurde jetzt der Prüfstein, an dem man die der katholischen Kirche Gewonnenen erkannte. 1626 hatten die Jesuiten nur 262, 1627 sogar nur 188 Personen der „Ketzerei" entrissen, dabei ist nicht einmal angegeben, ob diese nur der Stadt Glatz oder der ganzen Grafschaft angehörten. Die Protestanten gingen trotz Sturm- und Unwetter an Sonn- und Feiertagen über die Grenze des Landes zu den evangelischen Predigern zu Silberberg, Frankenstein und namentlich zu Reichenstein, wo der aus Glatz vertriebene Pfarrer Keil die Glieder seiner alten Gemeinde um sich sammelte, und hingen dort, wie der Freiherr von Annaberg 1627 an den Kaiser schreibt, „ihrem ketzerischen Wesen mit großem Skandal" nach. Allerdings triumphierten die Jesuiten, daß 1627 alle Glatzer Ratsherrn „in schöner Ordnung jeder nach seiner Würde zur österlichen Kommunion gegangen" seien, doch will dies nichts sagen, da in den 5 Jahren seit der Belagerung sich doch wenigstens so viele Katholiken gefunden hatten, um die Ratsstühle zu besetzen und die Protestanten aus dem Rate zu verdrängen.[21])

Der Kaiser, welcher einsah, daß seine protestantischen Unterthanen nur durch Anwendung der Gewalt zur Annahme des Katholizismus gebracht werden konnten, in seinen Ländern aber durchaus nur eine Konfession dulden wollte, erließ am 31. Juli 1627 eine Verordnung, nach welcher alle Andersgläubigen zur katholischen Kirche „zurückkehren" sollten, und kündete an, daß er eine Kommission zur Unterweisung in deren Lehre ernennen würde; die Unterthanen sollten zum Glaubenswechsel eine Frist von 6 Monaten erhalten, und wenn sie sich nicht dazu entschließen könnten, binnen weiteren 6 Monaten ihre Güter verkaufen und auswandern. Der Genußinhaber der Grafschaft, Ferdinand, der am 25. Nov. 1627 zum Könige von Böhmen gekrönt wurde, brachte diese Verordnung durch Verfügung vom 3. Januar 1628 auch in dieser zur Geltung. Am 20. März wurde sie von den Kanzeln verlesen und an die Kirchthüren geheftet. Zu Mitgliedern jener Kommission für die Grafschaft wurden der neue Landeshauptmann Karl Fuchs von Fuchsberg, der Freiherr von Annaberg, der Dechant Keck und der Pfarrer von Mittelwalde ernannt. Es sei hier noch erwähnt,

daß die Jeſuiten in ihrer Geſchichte des Glatzer Kollegiums mit Behagen zur Chronik des Jahres 1627 berichten: „Hierauf ſind auch herausgeworfen worden (aus der Glatzer Pfarrkirche) die Grabdenkmale und Leichenſteine der Ketzer, namentlich der Prediger"; wie viele proteſtantiſche Kirchen zeigen heute noch Grabſteine ꝛc. aus katholiſcher Zeit! Die Jahre 1628—1630 ſind die Jahre der gewaltſamen Gegenreformation. Alles, was ſeit der Belagerung ſtattgefunden hatte, war nur die Einleitung zu derſelben. Die bisher zur Bekehrung der Proteſtanten angewandten Mittel waren vergleichsweiſe milde geweſen, jetzt aber ſollte mit der „Belehrung" über den Glauben, von deren Wirkungsloſigkeit auf die Glatzer die Jeſuiten längſt überzeugt waren, die rückſichtsloſeſte Gewalt das Werk unternehmen „die Ketzer zur katholiſchen Kirche zurückzuführen." Die Kommiſſion (zum Unterſchied von der Exekutions-Kommiſſion von 1625 die Reformations-Kommiſſion genannt) begann ſofort ihr Werk. In Glatz, Habelſchwerdt und Wünſchelburg und wohl auch in den andern Städten der Grafſchaft wurden zuerſt Verſuche gemacht, das Volk durch Ueberredung, dann durch Drohungen zum Uebertritt zu bewegen. In Wünſchelburg riefen die ſtädtiſchen Behörden auf Befehl des Landeshauptmanns am 28. März 1628 die Männer und Frauen auf das Rathaus und vernahmen jeden Einzelnen, ob er katholiſch werden wollte, was allgemein verneint wurde. Die Einwohner wurden dann veranlaßt, ihre Bücher auf dem Pfarrhofe abzugeben. Am 4. April kam die Kommiſſion, nachdem ſie vorher in Neurode geweſen war, ſelbſt nach Wünſchelburg; über hundert „Frauensperſonen" hatten ſich vor der Stadt an der Straße aufgeſtellt, um den Landeshauptmann zu bitten, die Bewohner bei ihrem Glauben zu laſſen, allein dieſer fuhr auf einem andern Wege nach der Stadt und war ſchon längſt auf dem Rathauſe, als die Armen immer noch vergeblich warteten; er verlas nun den Bürgern die kaiſerliche Verordnung und erklärte, daß er jetzt zur Strenge greifen würde. Dieſe Strenge ſollte in furchtbarer Weiſe geübt werden. Die genaueſten Nachrichten über die Gegenreformation haben wir aus Habelſchwerdt. Es ſei hier die zuerſt ſehr harmlos klingende Erzählung der Jeſuiten über die „Reformation" dieſer Stadt — aus der Geſchichte ihres Glatzer Kollegiums — in wörtlicher Ueberſetzung wiedergegeben:

„Im März wurde der Habelschwerdter Stadtrat nach Glatz gerufen; alle Ratsherrn erschienen, denen nach Vorlesung des Reformations-Dekrets zwei unsrer Väter zugewiesen wurden. Die Sendung dauerte 17 Wochen; zuerst waren die Bürger hartnäckig, bis eine andere, eine militärische Hand dazu kam, welche dann doch zur Anhörung der Unterweisung und zum Tempelbesuche trieb. Deßwegen wurden auch behufs des Religionsunterrichts an einzelnen Tagen durch die ganze Fastenzeit die Streitfragen des Glaubens auseinandergesetzt. Nachher fingen sie allmählich an sich zu unterwerfen und empfingen 500 Absolution von der Ketzerei. Und so ließen die Unsern die Stadt, die sie ganz ketzerisch gefunden hatten, in kurzem Zeitraum ganz katholisch zurück. Der Bürgermeister von Habelschwerdt ist ertappt worden, wie er mit andern Bürgern in der Fastenzeit Fleisch gegessen hat, er wurde von einem Soldaten bald in das Rathaus geworfen und mußte 3 Tage bei Wasser und Brot fasten."

So der Bericht der Jesuiten; in welcher grausamen Art sie aber in Wahrheit zu ihrem Triumphe kamen, soll hier erzählt werden; es ist wohl zu verstehen, daß sie sich scheuten, die ganze Wahrheit über ihr und ihrer Helfer Wirken niederzuschreiben.

Da die Jesuiten durch bloße Ueberredung nichts ausrichteten, kam auf Befehl des Landeshauptmanns der Dechant Keck mit den Pfarrern von Mittelwalde und Ebersdorf nach Habelschwerdt; diese befragten die Bürger der Stadt, sowie die Bewohner der Umgegend, ob sie wieder katholisch werden wollten oder nicht, wobei — nach einem Berichte des Pfarramts — der größte Teil der Habelschwerdter erklärte, daß er weder dem Unterricht, noch dem Gottesdienst beiwohnen wolle; auf diese Weigerung hin wurden am 12. und dann nochmals am 18. April je 12 der angesehensten Bürger nach Glatz in das Gefängnis gebracht. Ferner schritt man nun zu dem Mittel, das in Böhmen so große Erfolge zuwege gebracht hat, zu den Helfern, deren Hülfe nie versagte, Soldaten, den sogenannten „Seligmachern"; diese trieben die Bürger zum Unterricht und in die Kirche und zwangen sie dort — mit der rohesten Gewalt am heiligen Orte — zum Niederknieen; es war ganz gleich, ob die zum Gottesdienst Getriebenen mit ihrem Herzen dabei waren oder nicht. Der katholische Pfarrer Bach sagt darüber beschönigend in seiner Kirchengeschichte (S. 292):

„Es wurde nun eine Schar Soldaten von Glatz dahin gesendet, welche am Osterfeste die Bürger in die Kirche begleiteten (!) und sie während des Gottesdienstes ermahnten (!), wenn auch nicht

Empfindungen der Andacht zu heucheln, doch wenigstens im Aeußern einen der Würde der kirchlichen Feier geziemenden Anstand zu wahren."

Die wüsten Soldaten des 30jährigen Krieges als fromme Begleiter und Mahner zum Anstande im Gotteshause! Die Ermahnungen wurden sicher, wie in Böhmen und Schlesien, mit den Waffen ausgeführt. Am 23. Mai war wieder eine Kommission am Orte, die den Bürgern die Braugerechtsame entzog und ihnen allen Handel und Handwerk verbot; obwohl sie dadurch um ihren Erwerb kamen und schließlich dem Hunger ausgesetzt waren, legten doch alle lieber ihr Geschäft nieder, als daß sie ihren Glauben aufgaben; nur ein Einziger, Melchior Lachnicht, hat sein Handwerk weiter betrieben. Nun aber kam am 2. Juni der Landeshauptmann mit dem Freiherrn von Annaberg selbst nach Habelschwerdt und setzte im Verein mit den Jesuiten den Einwohnern auf das Heftigste zu, sich bekehren zu lassen; als aber auch dies nichts half, legte er 30 von den Bürgern, die sich nicht fügen wollten, 4 bis 6 Soldaten in das Haus, die sie und die Ihren auf das entsetzlichste so lange quälten, bis sie durch einen Beichtzettel darthaten, daß sie die Beichte besucht hätten oder auswanderten. Wer vermag die ganze Stufenleiter der Leiden zu beschreiben, welche die Protestanten haben durchmachen müssen, ehe sie, von Soldaten gequält und zur Kirche geschleppt, von ihrem Lebensunterhalt abgeschnitten, schutzlos den rohesten Gewaltthätigkeiten ausgesetzt, nachgaben! Doch die besten wanderten aus; im Juni und wohl den nächsten Monaten zogen aus der Stadt 50 wohlhabende Bürger, die lieber Vaterland, Hab und Gut, als ihren Glauben im Stiche ließen.

Die Grafschaft war ein Teil von Böhmen, man trat also sicher hier nicht milder auf, wie dort. Wenn die Jesuiten, wie oben erzählt, triumphierten, daß sie die ganz ketzerische Stadt in 17 Wochen vollständig katholisch gemacht hätten, so zeigten die dortigen Vorgänge, daß eigentlich nicht sie, sondern die Soldaten, die sogenannten „Seligmacher", dies bewirkt hatten, freilich nur äußerlich und nur an einem Teil der Bewohner, während ein anderer in Gefangenschaft geworfen und geflohen oder ausgewandert war. — In Glatz, der Landeshauptstadt, wo um 1628 auch die Minoriten sich wieder eingefunden hatten, ist es sicher ähnlich zugegangen; auch hier fingen 1628 die Bürger an auszuwandern,

wie man aus den Stadtbüchern erſieht. Am Charfreitag 1628 veranſtalteten die Jeſuiten eine Prozeſſion, von welcher ſie in ihrer, ſie ſelbſt kennzeichnenden Weiſe in ihrer Kollegien-Geſchichte ſchreiben:

> „Eine Prozeſſion von wütend den Rücken ſchlagenden Geißlern und Kreuzträgern, der Landeshauptmann im ſchwarzen härenen Gewande unter der Laſt eines Kreuzes, beleuchtet durch die Wachskerzen eines Grafen und eines Barons, die ihn in ähnlichen Gewändern auf beiden Seiten geleiteten, dieſem zunächſt die Ratsherren bei großer Erbauung des Volks."

Das arme Volk erbaut!! was mag es in Haß, Erbitterung und Verzweiflung wohl wirklich gefühlt haben! Es mochte ſich wohl ſagen, daß dieſer Umzug eine Sühne für ſeinen Abfall vom katholiſchen Glauben vorſtellen ſollte, in Wirklichkeit aber ein Triumphzug der Jeſuiten war; es iſt wahrſcheinlich, daß es in derſelben Art, wie die Habelſchwerdter in die Kirche getrieben worden iſt. Der Baron mag wohl der Freiherr von Annaberg, der Graf einer jener Beamten des Kaiſers geweſen ſein; andere dieſer Adelstitel gab es damals nicht in der Grafſchaft, wenigſtens nicht unter dem eingebornen Adel. — Der Kreuzträger und Büßer im härenen Gewande iſt der übermütige und rohe Landeshauptmann Fuchs von Fuchsberg, welcher der gewaltſamen Gegenreformation den behördlichen Stempel aufdrückte und 1630 — in der Zeit des tiefſten Elends der Glatzer, aber des Sieges der Katholiken — auf dem Markte der Stadt eine Fuchs- und Haſenhetze veranſtaltete, was er wohl in früheren Jahren, als die Kraft der Bürger noch nicht gebrochen war, nicht gewagt hätte. Die Jeſuiten loben ihn, ſelbſt beſcheiden zurücktretend, ſehr, indem ſie ſagen,

> „Daß ihm nach Gott und dem Könige zum größten Teil die Bekehrung der Grafſchaft zuzuſchreiben iſt. Wie der König eifrig und beſtändig im Befehlegeben war, ſo war dieſer emſig und ſorgfältig in der Ausführung und wandte alle Arten der Milde (!!), Strenge, Beſprechungen und Ermahnungen durch ihn ſelbſt, die Unſern (die Jeſuiten) und andere an, bis er den gewünſchten Erfolg erreichte."

Sie verſchleiern in ihrer Erzählung nur die Hauptſache, die Gewalt.

Sie nahmen nun die Kinder von 10 bis 12 Jahren in ihren Religionsunterricht und ſprechen ſich 1629 ſehr zufrieden über den Erfolg aus. Um nun auch die in der Fremde weilenden

Söhne der Proteſtanten katholiſch zu machen, wurde im Februar d. J. den Eltern befohlen, ſie nach Hauſe kommen zu laſſen.

Ferner wurde zu derſelben Zeit allen Bürgern und Einwohnern der Grafſchaft der Befehl wiederholt, bei Verluſt des Bürgerrechts alle Bücher an die Behörden einzureichen. Es wurde dadurch den Proteſtanten das Mittel genommen, ſich in Bibel und Geſangbuch Erbauung und Troſt zu holen. Doch mußte dieſer Befehl ſpäter noch öfter wiederholt werden, da ſie die Bücher immer wieder verbargen, ſich durchaus nicht von ihnen trennen wollten. Im April 1629 wurde eine Verfügung des geiſtlichen Oberhirten, des Erzbiſchofs von Prag, bekannt gemacht, daß zu dem bevorſtehenden Oſterfeſte ſich jeder zur Beichte und Kommunion nach katholiſcher Form einzufinden habe und daß die Teilnahme durch eine Beſcheinigung des Beichtvaters (welche von den Herrn und Rittern der Reformations-Kommiſſion, von den Bürgern dem Magiſtrate, von den Bauern dem Herrn oder ſeiner Obrigkeit einzureichen ſei) bis Pfingſten nachgewieſen werde. Wehe dem, der dies nicht that, ob Ritter, Bürger oder Bauer! Die Folge aller bisher erzählten Maßregeln und Grauſamkeiten war, daß das Volk endlich, um den ununterbrochenen Martern zu entgehen und nicht zu verhungern, äußerlich nachgab und die Formen des katholiſchen Glaubens annahm; nach dem Berichte des Dechanten Keck vom Jahre 1631 ſind im Jahre 1630 in der geſamten Grafſchaft 27000 Perſonen zur Oſterbeichte gegangen. Die furchtbare Hungersnot in dieſer Zeit, an welcher viele Menſchen ſtarben, mag wohl viel dazu beigetragen haben, daß die Gequälten ſich endlich fügten. Die Behörden mußten aber bald ſehen, daß die Bekehrung eine rein äußerliche war, denn am 18. Januar 1631 gab der Landeshauptmann eine Verordnung worin er ſagt:

„daß das erbärmliche Gotteslästern, Schelten und Fluchen, das Arbeiten und Fahren an den katholiſchen Feiertagen, die Verabſäumung von Meſſe, Amt und Predigt, das Fleiſcheſſen an Faſttagen, die Beibehaltung der verbotenen lutheriſchen Bücher ꝛc.“ ganz allgemein ſei und daß noch dazu die „Verbrecher“ ihres boshaften Lebens ſich rühmen, dagegen zu Buße und Bekehrung keine Neigung zeigen. Er macht alſo bekannt, daß er an allen Orten der Grafſchaft beſondere Aufſichtsperſonen eingeſetzt und mit entſprechenden Vollmachten verſehen habe. Wer ſich eines der obigen „Laſter“ ſchuldig macht, wird ohne weiteres

von dieſen in Geldſtrafe (die den Kirchenvätern abzuliefern iſt) genommen, oder bei Zahlungsunfähigkeit „mit wenig Brot und Waſſer“ ins Gefängnis geworfen. Wer zum zweitenmale eines der obigen Laſter überführt wird, der ſoll in der Kirche an einem Sonntage oder Feiertage während des Gottesdienſtes, vor dem Hochaltare mit ausgeſpannten Armen auf der Erde liegend, ſeine Sünde abbüßen. Wer zum drittenmal rückfällig wird, iſt dem Königlichen Amte zu Glatz unverzüglich abzuliefern. Alle, welche noch unkatholiſche Bücher haben, müſſen dieſelben unverzüglich den Pfarrern aushändigen widrigenfalls die Beſitzer ſich der Gefahr ausſetzten, daß ſie verhaftet, nach Glatz gebracht und als eidbrüchige Perſonen behandelt werden.

Dieſe Verordnung ſpricht für ſich; ſie zeigt, welchen Gefahren ſich ein Proteſtant, der nicht ſtreng nach den katholiſchen Vorſchriften handelte, ausſetzte. Die überall eingeführten Aufſichtsperſonen, „Inſpektoren der Gottesfurcht“ genannt, brachten Zwietracht und Angeberei in alle Häuſer. Nachdem erſt die Männer gebeugt waren, ging man an die Bekehrung der Frauen und Kinder; letztere wurden oft ihren Eltern entzogen, die der geſtorbenen oder gefangen gehaltenen Edelleute den Jeſuiten, andre Waiſen katholiſchen Bürgern zur Erziehung übergeben, ja man zwang die Bewohner, ihre durchaus proteſtantiſch bleiben wollenden Familienglieder und Dienſtleute aus dem Hauſe zu weiſen; ſo befahl z. B. der Landeshauptmann im Dezember 1634, noch vor Abend alle Unkatholiſchen zu entfernen, ſo mußte 1635 ein Bürger von Habelſchwerdt geloben, ſeine Tochter, wenn ſie nicht binnen 8 Tagen katholiſch würde, wegzubringen.

Wie wenig aber dieſe Annahme des katholiſchen Glaubens dem Volke in das Herz gedrungen war, erſieht man daraus, daß in Habelſchwerdt, wie Volkmer berichtet,

„der Rat die Bürger u. a. ermahnen mußte, daß ſie, wenn der Prieſter mit dem hochwürdigſten Sakrament über die Gaſſe zum Kranken geht, niederknien, das Kreuz machen, auf die Bruſt ſchlagen und ſprechen ſollten: Herr Gott, ſei gnädig und barmherzig mir armen Sünder. Ebenſowenig erſcheinen uns auffällig die Klagen des Rates über das Weglaufen der Leute während der hl. Wandelung, über das „verbotene Fleiſcheſſen“ über das „Branntwein- und Warmbierſaufen unter dem Amte“ und über das „ſeither bei etlichen üblich geweſene Waſchen und Backen an Sonn- und Feiertagen.“ Durch Gewalt laſſen ſich eben religiöſe Ueberzeugungen niemanden beibringen. Der Rat ſowohl als der Pfarrer wurden mit Schmähungen überhäuft.

Wo man letzterem etwas mitſpielen konnte, geſchah es mit Vergnügen. So erhielt er bei Offertorien zumeiſt böſes und unnützes Geld; die Bürger fiſchten und krebſten mit Vorliebe auf ſeiner Widmut und dgl. Wir heben indeß ausdrücklich hervor, daß die gewaltſamen Religions- Reformations- Dekrete, die wir ſoeben erwähnten, gerade von der weltlichen Obrigkeit ausgingen."

Der meiſt objektiv urteilende wahrheitsliebende Geſchichtsſchreiber von Habelſchwerdt, ein Katholik, hätte außer der Obrigkeit noch die Jeſuiten als geiſtige Urheber der Maßregeln angeben können.

Wie ſchön früher erzählt wurde, waren im Januar 1629 zwei Jeſuiten, und zwar auf Wunſch des Burggrafen Dohna, nach Frankenſtein gegangen, um dort mit Hülfe der Lichtenſteiner das Volk katholiſch zu machen. Die Jeſuiten ſagen,[22]) daß bei Ankunft der Soldaten die Zungendreſcher und Prediger geflohen ſeien; doch nicht nur dieſe flohen, ſondern es fand eine allgemeine Flucht ſtatt, ſodaß nur der Rat und zwölf Bürger zurückgeblieben ſein ſollen. Der treue Chroniſt Aelurius, der nach der Ausweiſung der Geiſtlichen aus Glatz nach ſeiner Heimat Frankenſtein gegangen war, erlebte dieſe gewaltſame Bekehrung nicht mehr; er war am 22 März 1627 dort als Rektor geſtorben und in der Kloſterkirche begraben worden.

Nun waren auch die Frankenſteiner Kirchen für die Proteſtanten der Grafſchaft geſperrt, und da auch der Beſuch der Reichenſteiner und Silberberger ihnen bald dadurch unmöglich gemacht wurde, daß die Straßen nach dieſen Orten bewacht wurden, ſo hätten ſie keine Gelegenheit mehr gehabt, Gottesdienſt zu hören, wenn nicht furchtloſe Prediger, die ſogenannten Buſchprediger, den noch übrigen offenen und heimlichen Proteſtanten im Walde und hoch oben im Gebirge unter vielen Gefahren das Wort Gottes verkündet hätten.[23]) Heimliche Proteſtanten, d. h. ſolche, welche nur gezwungen dem katholiſchen Gottesdienſt beiwohnten, gab es noch lange. Noch 1638 ſah ſich der Landeshauptmann, jetzt jener oftgenannte Herr von Annnberg, genötigt, alle Adeligen, Ratleute und Richter, ꝛc. zum gewiſſenhaften Beſuch der Oſterbeichte und Erwerbung eines Beichtzettels aufzufordern und ſie zu ermahnen, auch die Frauen, Kinder, Geſinde und Unterthanen dazu anzuhalten, Widerwillige aber ins Gefängnis zu bringen. Solange das Geſchlecht lebte, das einſt an der Verteidigung von Glatz

mitgewirkt und die evangeliſchen Geiſtlichen in den evangeliſchen Kirchen der Grafſchaft als Lehrer im Glauben gehabt hatte, ſolange gab es auch Männer im Lande, die zwar, gewaltſam zur Heuchelei gezwungen, dem katholiſchen Gottesdienſt beiwohnten, aber im Herzen ihrem alten Glauben treu blieben. Es bleibt nur noch zu berichten, wie die Landbewohner, der Adel und die Bauern, katholiſch gemacht wurden. Der Adel, der einſt in dem kleinen Lande viel zahlreicher als jetzt war, der bis dahin ſtets eine ſehr bedeutende Rolle geſpielt und in Krieg und Frieden, ſogar in den furchtbaren Huſſitenkriegen, treu zu ſeinem Landesherrn gehalten hatte, der ſchließlich eine einzige unter einander verwandte Gemeinſchaft bildete, verlor ſeinen Beſitz und wurde jetzt durch die Folgen des Aufſtandes und der Gegenreformen ganz auseinander geſprengt.

Von den ungefähr 75 Beſitzern waren durch die Exekutions-Kommiſſion von 1625 70 und ſchon vorher in Prag 2, alſo die geſammte Ritterſchaft bis auf 3 Edelleute, zu Haft und Verluſt ihrer ganzen Habe oder eines Teils derſelben verurtheilt worden; ungefähr 60 aus der Ritterſchaft ließen ihre Güter im Stich.[24]) Die Verurteilten hätten ſich ja retten können, wenn ſie, wie Dietrich von Haugwitz auf Piſchkowitz und Bernhard von Stillfried auf Neurode u. A. ihren Glauben aufgegeben hätten; ſie hätten dann gemäß der kaiſerlichen Verordnung ihre Güter wieder erhalten und eine Geldſtrafe zahlen müſſen; aber ſie blieben ihrem Glauben treu und gaben jene auf, ſo die Brüder von Tſchiſchwitz zu Gabersdorf, Heinrich von Stillfried auf Hausdorf[25]) ꝛc. Ferner wurden den Erben der Verſtorbenen für deren Beteiligung am Aufſtande ohne Rückſicht darauf, ob jene damals mündig geweſen waren oder nicht, die Güter genommen, ſo den Moſch zu Arnsdorf, Eiſersdorf und Plomnitz, den Reichenbach in Scharfeneck, Ratſchin in Arnsdorf, Raueck in Eckersdorf ꝛc. Sie ſcheinen gar nicht erſt vor die Wahl geſtellt worden zu ſein, ob ſie katholiſch werden wollten oder nicht, ſondern man hat ſie einfach ihrer Güter beraubt. Viele Jahrhunderte lang hatte der Adel auf ſeinem Beſitz geſeſſen, jetzt gab der größere Teil desſelben ihn auf und ging, arm geworden, aber proteſtantiſch geblieben, in das Ausland, meiſt nach Schleſien oder in Kriegsdienſte. Viele

Familien, wie die Mosch, Reder, Maltitz, Sebottendorf, Kitschker, Ruebisch, Tschirnhauß verschwanden für immer aus der Grafschaft; andere, wie die Reichenbach, Ullersdorf, Walditz, Pannwitz wanderten zum Teil aus; im Allgemeinen war der alte Glatzer Adel durch jene Vorgänge so geschwächt, daß er sich nicht im Lande halten konnte; jetzt ist von den vielen Familien desselben aus der Zeit vor dem 30jahrigen Kriege nur noch eine einzige, die der Tschischwitz, im Lande.

Wie die Bürger in den Städten, so verließ also auch der Adel zum größten Teil des Glaubens wegen seinen Besitz; es waren die besten Männer dieser Stände, welche aus dem Lande zogen. Man muß sich klar machen, was es heißt: Alles, Heimat, Besitz, die liebgewordenen Stätten der Kindheit, den Erwerb im Stiche zu lassen und in die ungewisse Ferne hinauszuziehen, um den ganzen Opfermut und Hochsinn jener glaubensfesten Männer zu würdigen. 1635 kam eine Verfügung des Landeshauptmanns, daß Alle, welche ihren Besitz oder ihre Häuser der Religion wegen verlassen hätten, in das Land kommen und dieselben innerhalb eines Vierteljahres verkaufen sollten, widrigenfalls diese dem Staate verfallen sollten. Doch wer hätte wohl in jener Zeit, in der alles wüst oder nur das Notdürftigste angebaut war, einen nur annähernd genügenden Preis für seine Güter erhalten. Die Ausgewanderten trauten auch den Glatzer Behörden nicht und ließen, für ihre Freiheit fürchtend, jene lieber im Stich! Nur ein geringer Teil des Adels blieb auf der ererbten Scholle; es fand ein bedeutender Güterwechsel statt, über welchen wir einen eingehenden Bericht haben; dieser stammt von Christoph von Donig, dem — wie es scheint, katholisch gewordenen — Sohne eines zum Verlust von Gut und Freiheit verurteilten Edelmanns, Christoph von Donig des Aelteren auf Ober-Schwedeldorf. Es seien hier einige Stellen aus seinem Berichte wiedergegeben, um zu zeigen, wie der Adel damals um seine Güter des Glaubens wegen kam:

„Noch ein Gütchen zu Rathen, so vor etlichen und 40 Jahren der alte Sigmund Walditz besessen, hernach dessen Witwe, die um der Religion willen in's bittere, herbe Elend weichen müssen und in große Armut geraten ist."

Kunzendorf, der Oberhof gehörte einem Reichenbach, welcher zwar

lange vor der Rebellion iſt geſtorben, „das Gut aber ſo ſchön, daß man es ſeinen unmündigen hinterloſſenen Töchterlein abnehmen mußte.“

Der Steinhof zu Kunzendorf gehörte einem ebenfalls vor der Rebellion geſtorbenen Herrn von Reichenbach, „ſeine Kinder aber mußten es hart büßen, und weil ſie nicht katholiſch wurden, wurde ihnen das ſchöne Gut genommen.“

In Alt-Lomnitz „ſind wohl drei Beſitz und iſt das ganze Dorf und Güter ein uraltes Stammhaus der von Pannwitz, weilen aber nach der Kommiſſion der eine, ſo dies rechte alte Stammgut beſeſſen, Herr Wilhelm von Pannwitz, nicht hat katholiſch werden wollen, hat er aus dem Land und ſein Gut verlaſſen müſſen.“

„In Gabersdorf ſind 3 rechte, vor Alters ausgeſetzte Ritterſitze, welche alle des alten Geſchlechts der von Tſchiſchwitz Stamm- und Geburtshäuſer, haben hier viel undenkliche Jahre geſeſſen, ſind aber auch durch die verfluchte böhmiſche Rebellion nach Ordnung der Glatziſchen Kommiſſion darumb kommen, waren die letzten Tſchiſchwitz Chriſtoph Abraham und Joachim, ſo davon vertrieben worden.“

„Meines lieben Vaters, Herrn Chriſtoph Donigs weiland des Aelteren Haus und Hof, ſo ihm leider Gottes verloren gegangen iſt durch die ungnädigen Kommiſſarien, und blos durch ihr unrechtmäßiges Guterfinden, Anno 1625, zuwider Ihrer Kaiſ. Maj. Ferdinand II. gemeſſener Reſolution, welche ich ſelbſten geleſen, da unter Andern an ſie, die Kommiſſarien, dieſe Worte geſchrieben worden: „wir geben Euch dieſe Sache als Glätziſche Kommiſſion auf Eure Seele und Gewiſſen.““ Gott verzeihe ihnen ihre Sünde und wie ſie an uns und unſern Eltern gehandelt, Amen!! hätte mich ſchier vergeſſen!“

Jenes kaiſerliche Mahnwort haben die Glieder der Kommiſſion und die Landesbehörden nicht beherzigt, ſondern ſie verfuhren mit grauſamer Härte und machten ſelbſt die beſten Geſchäfte, indem ſie für ſich ſelbſt wertvolle Güter erwarben. Schon Erzherzog Karl hatte, wie früher erzählt, die ohne jedes Urteil ſofort nach der Niederwerfung von Glatz eingezogenen Güter der Führer an eifrige Katholiken und ſeine Diener gegeben; jetzt erhielten ſolche Güter Mitglieder der Kommiſſion und der Behörden, wie die Grönenberg, Dreſcher, Ampaſſek, Stredele, Groſſer und viele Andere, welche jene meiſt um ein oft nur zum Scheine feſtgeſetztes Spottgeld kauften; andere Güter wieder gab der Kaiſer ſelbſt an Offiziere, Hofbeamte, Aerzte ꝛc. Doch lohnt es ſich nicht, näher auf dieſen neu eingewanderten Adel einzugehen, da von allen den Geſchlechtern, die in den nächſten 20 Jahren nach dem Aufſtand Güter erwarben, jetzt kein einziges mehr im Lande iſt. Jedenfalls

trat an die Stelle des glaubenstreuen evangeliſchen Adels ein — wenigſtens äußerlich — durchweg katholiſcher. Ueber die Art, wie die Bauern „bekehrt“ wurden, haben wir keine Nachrichten; es iſt aber ſicher, daß ſie ebenfalls nur gezwungen von ihrem Glauben ließen, wahrſcheinlich iſt der Zwang in derſelben Weiſe ausgeübt worden, wie in den Städten und den Dörfern Böhmens, mit namenloſer Rohheit. Da die Pfarreien mit katholiſchen Geiſtlichen beſetzt, die Beſitzer der Rittergüter, ihre Herren, und die Richter, unter deren Gerichtsbarkeit ſie ſtanden, Katholiken waren, fanden ſie nirgends einen Halt; ſie hingen ganz beſonders an ihrer Scholle, dem einzigen Quell ihrer Ernährung, und zwar damals noch mehr, als jetzt, da zu jener Zeit die Grenzen der Grafſchaft für ſie auch die faſt nie überſchrittenen Grenzen ihres Vaterlandes waren. Wohin hätte auch das verarmte Volk gehen ſollen, wo es die Mittel zum Unterhalte finden konnte und wo ihm nicht dieſelbe Gefahr für ſeinen Glauben, dieſelben Schrecken drohten? Ein großer Teil der Bauernſchaft war in den furchtbaren Kämpfen geblieben, zweimal hatte eine Hungersnot in ihren Reihen gewütet, den noch übrigen waffenfähigen Teil hatten die kaiſerlichen Werbungen hinweggerafft; ein Teil ſtand in den Heeren proteſtantiſcher Führer; der einſt ſo zähe, mutige Kern der Bauern war dahin; nun kam die Gegenreformation, welcher der noch übrige Teil derſelben, hungernd, gehetzt, gequält und vollſtändig erſchöpft, endlich erlag.

Dieſe gänzliche Erſchöpfung, das Verzichten auf jede Hoffnung, überkam auch die Städtebewohner; ſie war, verbunden mit der Ueberzeugung, daß die kaiſerlichen Waffen doch am Ende ſiegreich bleiben würden, der Grund, daß das Volk, als ſpäter die Heere der Schweden in die Grafſchaft einfielen, ſich nicht zur Befreiung von ſeinen Unterdrückern erhob, daß jene nicht die ſo wirkſame Unterſtützung wie einſt Graf Thurn im Lande fanden. Nicht die Annahme des katholiſchen Bekenntniſſes ließ ſie ruhig bleiben, ſondern das Verzweifeln an jeder Wendung zum Beſſern. Wo hätten auch Kraft und Mittel zu einem neuen Kampfe herkommen ſollen! Die Bevölkerung war verarmt und furchtbar zuſammengeſchmolzen, ihre Führer waren tot, gefangen und ausgewandert; ein großer Teil der Dörfer und jedes einzelne derſelben war

verwüſtet, viele Felder unbebaut, der Kern der Grafſchaft, die Feſte Glatz, lag mit Ausnahme der inneren Stadt, in Trümmern; der mutige und ſtolze Sinn der Bewohner war gebrochen.

Es war der Zweck dieſer Arbeit zu berichten, wie die evangeliſche Grafſchaft wieder katholiſch wurde, und die Erinnerung an die Väter wachzurufen, welche einſt ſo heldenmütig für ihren Glauben gegen eine gewaltige Ueberlegenheit gekämpft und der Macht des Kaiſers und der Kirche ſo lange widerſtanden hatten. Dem jetzt lebenden Geſchlechte ſollte ein Bild jener Zeit der Religionskriege entrollt werden, das ihm darthat, was ſeine Vorfahren einſt für ihren Glauben geleiſtet und gelitten haben; und wahrlich, das Volk der Grafſchaft, das für dieſen durch einen Zeitraum von mehr als einem Jahrzehnt das Schwerſte geduldet hat, dieſe Männer, die einſt ſo mannhaft geſtritten haben und mutig dem Tode entgegen gegangen ſind, die Glaubenszeugen, die im Gefängnis geſtorben ſind oder dort ſchweren Qualen ausgeſetzt waren, die ſtandhaften Bekenner unſres evangeliſchen Glaubens, die lieber Alles, Heimat, Habe und Erwerb, als ihn im Stich gelaſſen haben, ſind der Erinnerung, der Bewunderung und der Nachahmung wert.

Aller Heldenmut, alle Standhaftigkeit, alle Opfer waren vergeblich; das Volk unterlag im Kriege der Uebermacht, dann im Kampfe für ſeinen Glauben den grauſamen Mitteln ſeiner Unterdrücker, eines Kaiſers, welcher es zugab, daß ſeinen Unterthanen ihres Glaubensbekenntniſſes wegen mitten im Frieden zügelloſe Soldaten auf den Hals gehetzt wurden, gewiſſenloſer Behörden und Jeſuiten. Freiwillig war das Glatzer Volk einſt evangeliſch geworden, nur durch den härteſten Zwang wurden ſeine Ueberreſte wieder katholiſch gemacht.

Anmerkungen.

1. Zeitſchr. d. Vereins f. Geſch. u. Altertum Schleſiens XVIII. 135.
2. Chronik eines Habelſchwerdters, Vierteljahrsſchrift IX 280—284.
3. Siehe Hundſche Sammlung (Breslau, Stadt-Bibl.) I 40.
4. Obsidium Glacense, in Vierteljahrsſchrift VI. S. 311. Andere Quellen geben das Datum abweichend an.
5. Die Lebensbeſchreibung Wolf Heinrichs v. Baudiß (Baudiſſin) in der Hundſchen Sammlung.
6. Obsidium Glacense S. 312.
7. Chronik im Habelſchwerdter Stadtarchiv Nr. 41.
8. Acta publica 1622—5 S. 64. Danach berichtigt ſich die frühere Annahme, daß Erzherzog Karl die Koſacken ſchon damals nach Glatz geſendet habe.
9. Schreiben im Breslauer Staatsarchiv.
10. Nach Obsidium Glacense S. 315; nach Georg v. Promnitz ſchon am 25. Auguſt.
11. Vgl. Krebs, Die Schlacht am weißen Berge. Breslau 1879.
12. Ueber die Aufſtellung der Truppen ſiehe das Bild bei Aelurius. Ein Abriß von Glatz von der Hand des Kapitäns Jungermann befindet ſich in einem Briefe Dohna's an den Kurfürſten von Sachſen im Dresdner Hauptſtaatsarchiv, ein neuerer Plan in Zeitſchr. d. V. f. G. u. A. Schleſiens XIII.
13. Hundſche Sammlung VI. 406.
14. Handſchrift eines Glatzers, im Beſitz des Verfaſſers = Vierteljahrsſchrift X 326.
15. Glatzer Pfarrarchiv B 39, Verzeichnis von 1616. Die Zahlen hatten ſich ſeither ſicher nur zum Vorteil der Proteſtanten geändert.
16. Glatzer Pfarrarchiv B 4.
17. Ebd. E 12 b.
18. Ebd. Verfügung vom 25. Juli 1623.
19. Historia Collegii Glacensis im Bresl. Staatsarchiv.
20. Glatzer Pfarrarchiv E 12 b.
21. Historia Collegii Glacensis.
22. Ebd.
23. Flugſchrift aus jener Zeit auf der kgl. Bibl. zu Berlin.

24. Köglers Chron. und Grünhagens Geſch. Schleſ. II, 196 ſprechen irrtümlich nur von mehreren Edelleuten, welche ausgewandert ſind, während die größere Maſſe katholiſch geworden wäre; dies widerlegen alle Quellen, namentlich auch die Aufzeichnungen Chriſtoph von Donigs (bei Stillfried), denen die obigen Zahlen hauptſächlich entnommen ſind. Ich finde nur 16 im Lande Gebliebene.

25. Ueber dieſen ſiehe Graf Stillfrieds Familiengeſchichte. Dieſer, ein Katholik, ſagt über Heinrich v. St.: „Aber es empfängt eben nicht jeder ſchon hier auf Erden ſeinen Lohn, der ihm gebühret. Heinrich war ein Mann von treuem Herzen und ausdauerndem Mute. Um äußerer Vorteile willen ſeiner Ueberzeugung, der religiöſen, wie der politiſchen, entgegen zu handeln, konnte er ſich niemals entſchließen, ſondern er opferte freudig ſeine irdiſche Habe, ſeine Freiheit, ſelbſt ſein Familienglück, um das was er einmal für recht erkannt und mit ſeinem Blute verteidigt, nicht aufgeben zu müſſen.“ Obwohl das Vermögen ſeiner Gattin auf dem Gut eingetragen war, ließ die Kommiſſion ſie doch in furchtbare Not geraten, bis ſie ihre Kinder katholiſch werden ließ.

Quellen und Literatur.

G. Aelurius, Glaciographia, Leipzig 1625.

Bellus, österreichischer Lorbeerkranz. Frankf. a. M. 1625.

Kögler, Chroniken der Grafschaft Glatz. Glatz 1841.

Kögler, Dokumentensammlung die Grafsch. Glatz betreffend. (S. 81 ff. die Fiskalische Klageschrift v. 18. Febr. 1625.)

Balbini, Miscellanea historica regni Bohemiae Prag 1679 ff. III.

Volkmer, Geschichte der Dechanten und Fürsterzbischöflichen Vikare der Grafschaft Glatz. 1894.

Geschichtsquellen der Grafschaft Glatz Bd. III. (S. 13 Dekanatsbuch des Neactius; S. 81 Dekanatsbuch des Keck.)

Scriptores rerum Silesiac. XI. (S. 119 Chronik des Mich. Steinberg.)

Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft Glatz.

Bd. I. (S. 5. 97 Kögler, Gesch. der Pfarrei Habelschwerdt S. 123 Volkmer, die Glatzer Bauern im Böhmisch-Pfälzischen Kriege.)

Bd. II. (S. 1 Kögler, Gesch. der Pfarrei Reinerz.)

Bd. VI. (S. 172 Brief des Winterkönigs an die Stadt Glatz, 15. Dez. 1620; S. 308 Volkmer, Bericht eines Augenzeugen über die Belagerung von Glatz im Jahre 1622: Obsidium Glacense.)

Bd. IX. (S. 184 Skalitzky, Auszüge aus der Chronik eines Habelschwerdters bis 1622.)

Bd. X. (S. 97 Volkmer, Grundzüge einer Gesch. der Stadt Habelschwerdt; S. 325. Aus der Chronik des Georg v. Promnitz, 316. Aus der Chronik des luther.

Pankraz Scholz; S. 330. Aus der Chronik des Caspar Exner, bürgerl. Wachtmeisters der Stadt Glatz.)

Grünhagen, Schles. Geschichte Bd. II.

Acta publica, hersg. v. Palm, Jahrg. 1621. Breslau 1875; hersg. v. J. Krebs, Jahrg. 1622/25, Breslau 1880.

Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens.

Bd. XIII. (S. 113 H. v. Wiese, Die Belagerung von Glatz im Jahre 1622.)

Bd. XV. (S. 100 J. Krebs, Die letzten Monate der kursächsischen Okkupation Schlesiens [Januar bis März 1622].)

Bd. XVI. (S. 33 J. Krebs, Zur Gesch. der inneren Verhältnisse Schlesiens von der Schlacht am weißen Berge bis zum Einmarsche Waldsteins. S. 285 J. Krebs, Ein Beitrag zu dem Hochverratsprozeß gegen die Glatzer Rebellen vom Jahre 1625.)

Bd. XX. (S. 297 J. Krebs, Die ersten Winterquartiere der Waldsteiner in Schlesien.)

Bd. XXI. (S. 116 J. Krebs, Schlesien in den Jahren 1626 und 1627.)

Bach, Aloysius, Urkundliche Kirchengeschichte der Grafschaft Glatz. Breslau 1841.

Graf Stillfried, Beiträge zur Geschichte des schlesischen Adels, Heft II Berlin 1864.

Graf Stillfried, Geschichtliche Nachrichten vom Geschlechte Stillfried v. Rattonitz. Berlin 1870. 2 Bd.

Historia collegii Glacensis, Breslauer Staatsarchiv.

Chronik des P. Goebel, Handschr. der Kön. Univ. Bibl. zu Breslau.

PUBLIC LIBRARY

Nr. 55. Preis: Mk. 1,20.

Schriften
des
Vereins für Reformationsgeschichte.

Vierzehnter Jahrgang. Zweites Stück.

Philipp Melanchthon,
Deutschlands Lehrer.

Ein Beitrag zur Feier des 16. Februar 1897

von

Ferdinand Cohrs,
Pastor prim. zu Eschershausen.

Halle 1897.
In Commissionsverlag von Max Niemeyer.

Kiel,
H. Eckardt,
Pfleger für Schleswig-Holstein.

Quakenbrück,
Rackhorst'sche Buchhandlung,
Pfleger für Hannover u. Oldenburg.

Stuttgart,
G. Pregizer,
Pfleger für Württemberg.

Wir bitten unsere Mitglieder alle noch rückständigen Beiträge an die betreffenden Pfleger, beziehungsweise an unsern Schatzmeister, Herrn Dr. Max Niemeyer in Halle a. S. einzahlen zu wollen.

Der Vorstand.

Verzeichnis der noch vorhandenen Vereinsschriften.

1. Kolde, Th., Luther und der Reichstag zu Worms 1521.
2. Kolbewey, Friedr., Heinz von Wolfenbüttel. Ein Zeitbild aus dem Jahrhundert der Reformation.
3. Stähelin, Rudolf, Huldreich Zwingli und sein Reformationswerk. Zum vierhundertjährigen Geburtstage Zwinglis dargestellt.
4. Luther, Martin, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Bearbeitet sowie mit Einleitung und Erläuterungen versehen von K. Benrath.

5/6. Bossert, Gust., Württemberg und Janssen. 2 Teile.

7. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. I.
12. Iken, J. F., Heinrich von Zütphen.
13. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. II.
19. Erdmann, D., Luther und seine Beziehungen zu Schlesien, insbesondere zu Breslau.
20. Vogt, W., Die Vorgeschichte des Bauernkrieges.
21. Roth, F., W. Pirkheimer. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation.
22. Hering, H., Doktor Pomeranus, Johannes Bugenhagen. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
23. von Schubert, H., Roms Kampf um die Weltherrschaft. Eine kirchengeschichtliche Studie.
24. Ziegler, H., Die Gegenreformation in Schlesien.
25. Wrede, Ad., Ernst der Bekenner, Herzog von Braunschweig u. Lüneburg
26. Kawerau, Waldemar, Hans Sachs und die Reformation.
27. Baumgarten, Hermann, Karl V. und die deutsche Reformation.

Philipp Melanchthon,

Deutschlands Lehrer.

Ein Beitrag zur Feier des 16. Februar 1897

von

Ferdinand Cohrs,
Pastor prim. zu Eschershausen.

Halle 1897.
Verein für Reformationsgeschichte.

Dem Andenken

Karl Hartfelders.

Digitized by Google

Vorwort.

Die nachfolgenden Ausführungen, die ein Beitrag zur Feier des 400jährigen Geburtstages Melanchthons sein wollen, beruhen im wesentlichen auf den Studien des Mannes, dessen Andenken sie zugleich gewidmet sind, des im besten Mannesalter am 7. Juni 1893 vorstorbenen Professors D. Dr. Karl Hartfelder zu Heidelberg.

Namentlich ist sein Buch: Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae (Mon. Germ. Paed. Bd. VII.), Berlin, 1889, benutzt. Wie jenes, wollen auch diese Blätter nicht den Theologen Melanchthon würdigen, sondern den Pädagogen und Humanisten, wollen zeigen, wie der Lehrer Deutschlands über die Studien gedacht, was er als Gelehrter und was er als praktischer Schulmann geleistet.[1]) Mögen sie denn an ihrem geringen Teil dazu beitragen, weiteren Kreisen des evangelischen Deutschlands wieder ins Gedächtnis zu rufen, was wir noch heute unserem Melanchthon verdanken, mögen sie auch noch williger machen, mit zu helfen bei dem Werke, das die 400jährige Wiederkehr seines Geburtstages ins Dasein rufen will, bei dem Bau des Melanchthon-Hauses in Bretten!

[1]) Eine ähnliche Würdigung Luthers bietet die Schrift: Zweynert, Emil, Luthers Stellung zur humanistischen Schule und Wissenschaft. Chemnitz, 1895.

Für mannigfache Belehrung und manchen Rat bin ich den Herren Professoren D. Kawerau in Breslau und D. Kolde in Erlangen zu Dank verpflichtet.

Eschershausen in Braunschweig,
am 10. November 1896.

Ferdinand Cohrs.

Inhalt.

(Die Ziffern bezeichnen die Seiten.)

Seite

Vorrede V

Erstes Kapitel. **Der Humanist** 1

Melanchthons Antrittsrede in Wittenberg sein humanistisches Programm 1. — Melanchthons Entwickelungsgang bis zu seinem Eintritt in die Wittenberger Universität: Bretten und Pforzheim 3; Heidelberg 4; Tübingen 5; Ruf nach Wittenberg 7. — Melanchthons Anschauungen von den Wissenschaften: das humanistische Bildungsideal der Eloquentia 8; der „Kreis der Wissenschaften": (Das Trivium:) Grammatik 10; Rhetorik 11; Philosophie 12; Geschichte 14. (Das Quadrivium:) Arithmetik und Geometrie, Astronomie 15; Geographie, Musik, Poesie 16. Die praktische Wertung der Wissenschaften 19. Die religiöse Wertung der Wissenschaften (der Humanist des Evangeliums) 21. —

Zweites Kapitel. **Der Professor** 25

Melanchthons Vorlesungen 25. — Seine Reden 28. — Seine philologischen Lehrbücher: die griech. und lat. Grammatik 31; Chrestomathien und Klassikerausgaben 32; Uebersetzungen und Kommentare 33. — Die philosophischen Lehrbücher: Dialektik 34; Rhetorik 35; Ethik 37; Psychologie (bezw. Anthropologie) 39; Physik 40. — Geschichte 41. Mathematik und Astronomie 44. — Verbreitung und Einfluß der Lehrbücher Melanchthons 44. —

Drittes Kapitel. **Der Schulmann** 49

Die niederen Gelehrtenschulen: der „Stiftungsbrief der deutschen Gymnasien" 49; allgemeine Charakteristik desselben 50; Verteilung des Unterrichtsstoffes auf die einzelnen Klassen 52; Stundenplan der Wittenberger Lateinschule 55. — Andere von Melanchthon beeinflußte Schulen und ihre Bedeutung: bes. die obere Schule in Nürnberg 56; die Schule in Eisleben 57. — Die Universitäten: die Reorganisation der Wittenberger Universität 58; die übrigen von Melanchthon reorganisierten Universitäten 62; die unter seinem Einfluß gegründeten Universitäten 65. — Schlußwort 67. —

Anmerkungen 71

Bibliographie 73

Erstes Kapitel.

Der Humanist.

Wir treten am 29. August 1518 in die Schloßkirche zu Wittenberg. Sie ist bis auf den letzten Platz gefüllt, denn heute will in ihr, die der jungen Universität als Aula dient, der neu berufene Lehrer der griechischen Sprache, Philippus Melanchthon, seine Antrittsrede halten. Erst vor vier Tagen ist er aus Tübingen in Wittenberg eingetroffen. Jetzt tritt er ein, eine kleine schmächtige Gestalt, von fast schüchternem Wesen, mehr wie ein lernbedürftiger Knabe anzusehen, denn wie ein weitberühmter Gelehrter, auf den die „Augen Deutschlands", Johannes Reuchlin und Desiderius Erasmus von Rotterdam, selbst voll Hochachtung sehen. Er beginnt, aber seine Rede klingt anfangs stotternd. Und es scheint nicht bloße Höflichkeit, wenn er anhebt:

„Förmlich unbescheiden und geradezu mich selbst vergessend muß ich euch erscheinen, daß ich in dieser hochansehnlichen Versammlung zu reden wage, ich, den doch sonst Anlage und friedliche Arbeit der Studierstube von solchem öffentlichen Auftreten und Beifall haschender Rede zurückhält. Und die Schwierigkeit meiner Aufgabe hätte mich davon abschrecken können, wenn mich mein Eifer für das wahre Studium und die Rücksicht auf meine Pflicht nicht ermahnten, die echten Wissenschaften und wiedererwachenden Künste euch allen aufs dringendste zu empfehlen. Denn ihre Sache will ich führen gegen die Barbaren, welche sich in den Schulen mit List und Gewalt — nach Barbarenmanier — den ehrenvollen Gelehrtennamen angemaßt und bisher die Geister unter ihrem Druck gehalten haben. Die deutsche Jugend, die seit mehreren Jahren die ruhmwürdige litterarische Rennbahn

mit frischem Mut wieder betreten hat, trachten sie durch Lügengespinste mitten im Lauf aufzuhalten. Das Studium der Alten, sagen sie, sei weit schwieriger, als nützlich; das Erlernen des Griechischen diene müßigem Gepränge; vom Hebräischen könne man nichts Sicheres wissen; die echte Wissenschaft, die reine Philosophie, die scholastische nämlich, gingen zu Grunde. Mit diesen Doktoren der Dummheit zu kämpfen bedarf es wahrlich mehr denn eines Theseus, eines Herkules! Manchem mag ich deshalb verwegen erscheinen! aber von Liebe zur Wahrheit entbrannt, euch, ihr Jünglinge, bei eurem Studium zu helfen begierig, wage ich es, mit solcher Freiheit hier zu reden."

Viele, die anfangs enttäuscht auf den Jüngling gesehen, horchen bei diesen kühnen Worten höher auf. Und als Melanchthon nun fortfährt, die Thorheiten der Scholastik schonungslos aufzudecken, als er beredten Mundes die echten Studien empfiehlt, als er den Ruf: zu den Quellen! erschallen läßt, ja endlich in begeisterten Wendungen des hohen Liedes als höchstes Ziel es hinstellt, auch in der Theologie zu den ungetrübten Quellen zurückzukehren, um Christum zu schmecken, seine Gebote recht zu verstehen und, von dem köstlichen Nektar göttlicher Weisheit erquickt, sittlich erneuert zu werden, da hat er die Herzen der Hörer gewonnen. Man fühlt es: hier ist der rechte Mann für Wittenberg gefunden! der rechte Mann für die Universität, die sich anschickte immer mehr Chorführerin im Reigen der neu erwachten Studien zu werden; der rechte Mann aber auch für die Universität Luthers, der die Sprachen recht in den Dienst des Evangeliums stellen würde.

Denn so hatte Melanchthon gleichsam sein Programm hier festgestellt. Er hatte sich bekannt als Humanist, als Humanist aber, der Verständnis hatte für die religiöse Bewegung, die von Wittenberg ausgegangen; Fehde bis aufs Blut hatte er angesagt der Scholastik und ihren Vertretern, die damals wenigstens mit den Feinden des Evangeliums eins geachtet wurden.

Nicht immer hatte Melanchthon so feindlich der Scholastik gegenüber gestanden. In seiner ersten uns aufbehaltenen akademischen Rede „über die freien Künste", die er wenige Jahre zuvor in Tübingen gehalten, nennt er die Scholastik zwar trocken im Ausdruck, aber er läßt ihr das Lob, daß sie an Gedanken reich sei.

Seine Lehrjahre in Heidelberg, deſſen Univerſität Melanchthon eher ſcholaſtiſch, als humaniſtiſch gebildet hat, und beſonders die damaligen Tübinger Verhältniſſe waren es, die den jungen Magiſter bei dieſem Urteil beeinflußten. Denn in Tübingen lebten die Vertreter der alten und der neuen Richtung im friedlichen Bunde. Der Theologe alten Stils Konrad Summenhart war der Freund des eifrigen Humaniſten Heinrich Bebel und, als Summenhart 1502 ſtarb, weihte letzterer ihm humaniſtiſche Totenklagen. Und zu den Schriften des „letzten Scholaſtikers" Gabriel Biel ſchrieb Bebel humaniſtiſche Geleitverſe. In ſolcher friedlichen Luft lernte auch der Humaniſt Philipp Melanchthon friedlich denken über die mittelalterliche Scholaſtik.

Denn Humaniſt war er trotz der mannigfachen unvermeidlichen Berührungen mit ſcholaſtiſchem Studium. Als Humaniſten erkennen wir ihn ſchon in jener erſten uns erhaltenen Rede. Humaniſtiſch iſt das Thema, humaniſtiſch ſind die Gedanken: humaniſtiſch iſt es, wenn er nicht mit dem Studium der Grammatik und der Dialektik, den Lieblingsfächern der Scholaſtiker, ſich begnügt, wenn er Rhetorik, die dritte der Wort und Verſtand bildenden Disziplinen, als ſelbſtverſtändlich hinzurechnet, wenn er auch auf Beſchäftigung mit den ſtiefmütterlich behandelten letzten vier der ſieben freien Künſte, auf Arithmetik, Geometrie, Muſik und Aſtronomie eifrig dringt und wenn er weiter ſchreitend den Lernſtoff noch um Geſchichte und die vielgeſchmähte Dichtkunſt vermehrt.

Wie war Melanchthon zum Humaniſten geworden? In Bretten hatte ihn Jakob Unger im Privatunterricht zum tüchtigen Grammatikus herangebildet und damit für humaniſtiſche Bildung eine gute Grundlage geſchaffen. Ganz im humaniſtiſchen Sinne aber erzog ihn die Schule zu Pforzheim, aus der ſchon Reuchlin hervorgegangen. Georg Simler aus Wimpfen und Johannes Hiltebrand aus Schwetzingen, erſterer Verfaſſer einer humaniſtiſch angelegten griechiſchen Grammatik, beide Herausgeber humaniſtiſcher Werke, waren dort ſeine Lehrer. Hier wurde die Kenntnis des Lateiniſchen vertieft, hier mit dem Griechiſchen ein guter Anfang gemacht. Hier trat Melanchthon aber auch ſeinem Großoheim, Johannes Reuchlin, näher, und dieſer Umgang wirkte vielleicht noch befruchtender auf den lernbegierigen Knaben, als der regelmäßige

Unterricht der Schule. Denn der Oheim erzählte dem Neffen von dem goldenen Zeitalter des Humanismus, da er mit Johannes von Dalberg und Rudolf Agricola in Heidelberg am Hofe des Humanisten-Mäcens, Philipps des Aufrichtigen, aus den griechischen Historikern und Dichtern Uebersetzungen anfertigte, und da sie gemeinsam einen Abriß der Weltgeschichte verfaßten, und erweckte damit sehnsüchtige Hoffnungen in dem Herzen des gleichgesinnten Knaben.

So konnte es für Melanchthon keine Rückkehr zur Scholastik werden, als er am 14. Oktober 1509, erst zwölf Jahre alt, an der Universität zu Heidelberg immatrikuliert wurde. Wohl mußte auch er sich hier mit scholastischen Problemen befassen, aber sie übten auf ihn keinen anderen Einfluß, als daß sie seiner großen dialektischen Begabung zur Ausbildung dienten. Zur Verwunderung seiner Genossen löste der Knabe die schwierigsten Fragen mittelalterlicher Philosophie, die oft „schwerer lösbar erschienen, als der gordische Knoten". „Geschwätzige Dialektik" hat Melanchthon später diesen Teil seines Heidelberger Studiums nicht sehr anerkennend bezeichnet und hat geurteilt, daß man außer dieser nur noch „ein bischen Physik" auf dortiger Universität gelehrt. Doch fand er auch Nahrung für seine humanistischen Neigungen. Schon das war ihm fördernd, daß auch in Heidelberg selbst die Erinnerung an die glänzende Zeit des Kurfürsten Philipp noch nicht erloschen war, daß manche sie in freudigem Gedenken zurückersehnten, und daß auch Lehrer der Hochschule, obwohl sie Scholastiker waren, doch von jener Zeit frischen erwachenden Lebens nicht waren unbeeinflußt geblieben. Zu diesen gehörte Pallas Spangel, dessen Anschauungen für Melanchthon ganz besonders bildend sein mußten, weil er bei ihm als Zögling im Hause wohnte, zu diesen auch Peter Günther, der Rhetoriker, der von dem Wimpfelingschen Kreise, dem er einst angehört, manche Förderung erfahren hatte. Freilich der Humanismus war diesen Männern aus der Uebergangsperiode etwas rein Formales; sie strebten, die alten Gedanken in neue, schönere Form zu bringen, strebten daneben, ihr Leben mit den Mitteln alter Religiosität würdig zu gestalten; daß aber das Alte sich überlebt hatte, daß es einer Erneuerung nicht mehr fähig war, daß besonders die trostlosen kirchlichen Verhältnisse einer inneren Veränderung, eines

neuen Geiſtes bedurften, dieſe Erkenntnis war ihnen noch nicht aufgegangen. Und zu dieſer Erkenntnis iſt auch Melanchthon erſt ſpäter gekommen; in Heidelberg war er wohl, trotz ſeiner ſonſtigen Frühreife, überhaupt noch zu jung, um von dieſen wichtigſten Fragen der Zeit, von den Fragen religiöſer Erneuerung, ernſtlich berührt zu werden. Noch fand er ſeine Befriedigung in der wiſſenſchaftlichen Erneuerung und vertiefte ſich in ſeinen Mußeſtunden in das Studium der neu gehobenen Schätze des klaſſiſchen Altertums; er las die Dichter, die Hiſtoriker und Dramatiker, geriet aber, weil er dabei der Leitung entbehrte, auch an wenig nachahmenswerte Muſter, die ſeinem unerfahrenen Geſchmack gerade muſtergültig erſchienen; beſonders der künſtliche Stil Politians hat auf ihn bei ſeinen erſten litterariſchen Leiſtungen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Gleich gerichtete Freunde, deren Namen zum Teil auch in der großen religiöſen Bewegung der ſpäteren Jahre einen gewichtigen Klang haben, vor allen Johann Brenz aus Weil, Martin Butzer aus Schlettſtadt, Diebold Gerlacher aus Billigheim (Billicanus), Peter Sturm aus Straßburg waren bei ſolchen humaniſtiſchen Studien ſeine Genoſſen.

Aber trotz der neuen Studien verſchmähte er nicht, darin einen praktiſchen Sinn bewährend, in alter Weiſe die akademiſchen Grade ſich zu erwerben. In Heidelberg hat er dem Bakkalaureatsexamen mit ſeinen vielen und umſtändlichen Vorbereitungen ſich unterzogen. Früheſtens nach einem Jahre durfte man zum Magiſterexamen ſich melden. Sobald die Friſt verſtrichen war, wollte Melanchthon auch dieſe akademiſche Würde ſich erringen, aber die Fakultät befand ihn, den Fünfzehnjährigen, als zu jung und hielt ihn von der Prüfung noch zurück. Das wird mit ein Grund für Melanchthon geweſen ſein, Heidelberg zu verlaſſen und nach Tübingen ſich zu wenden. Am 17. September 1512 wurde Philippus Schwartzerd aus Bretten in die Matrikel der alma mater Eberhardina eingetragen und etwa zwei Jahre ſpäter, am 25. Januar 1514, wurde er von der Tübinger Fakultät zum Magiſter der freien Künſte kreiert.

Auch Tübingen war keine eigentliche humaniſtiſche Univerſität, aber der Humanismus war hier doch ganz anders, als in Heidelberg, an der Univerſität offiziell vertreten, lebte aber, wie wir ſchon gehört,

mit der Scholaſtik im friedlichen Bunde. Hier war ein eigener Lehrſtuhl für Eloquenz und Poeſie, alſo für die humaniſtiſchen Fächer, errichtet, und der ſchon genannte Heinrich Bebel aus Juſtingen war mit dieſem Lehrſtuhl betraut. Auch Melanchthon hat zu ſeinen Füßen geſeſſen und hat ſpäter den geſtorbenen Lehrer mit rühmenden Worten betrauert. Bedeutungsvoll war es auch für Melanchthon — und vielleicht hat ihn das mit für Tübingen beſtimmt, — daß er hier ſeine Pforzheimer Lehrer, Hiltebrand und Simler, als Profeſſoren wiederfand; letzteren hat Melanchthon jedenfalls gehört und iſt durch ihn auf den griechiſchen Text des Ariſtoteles hingewieſen worden. Das Studium des Ariſtoteles führte ihn dann zur innigen Verbindung mit ſeinem Lehrer Franz Kirchner aus Stadion, bei dem er Dialektik hörte und dem er dann ſeinerſeits das rechte Verſtändnis des Stagiriten erſchloß. Mit ihm gemeinſam faßte er den gewaltigen Entſchluß, mit Hülfe anderer Gelehrten einen gereinigten Text des Ariſtoteles herzuſtellen. Melanchthons Ueberſiedelung nach Wittenberg ſchob zunächſt die Ausführung dieſes Planes hinaus, und in Wittenberg wurde ihm klar, daß er zu Größerem berufen ſei! Zum Erſtaunen vielſeitig war die wiſſenſchaftliche Thätigkeit Melanchthons, wie zu allen Zeiten, ſo ſchon hier in Tübingen. Er hörte Jurisprudenz und Medizin, er trieb mit Johannes Stöffler aus Juſtingen Aſtronomie und Aſtrologie, Studien, die ihm verhängnisvoll geworden ſind, er hörte auch bei dem vielgeſchmähten Lemp aus Steinheim theologiſche Vorleſungen. Höchſtens in ſo fern ſind ihm letztere wertvoll geweſen, als er ſpäter über die ſcholaſtiſche Methode auch in der Theologie aus eigener Erfahrung urteilen konnte; von poſitivem Wert aber war es für den erſten Dogmatiker der evangeliſchen Kirche, daß er eifrig die Quelle aller religiöſen Erkenntnis, die Bibel alten und neuen Teſtaments, — und auch im alten Teſtament bereits in der Urſprache — ſtudierte. Seine Wittenberger Antrittsrede zeigt uns ſchon, mit welchem Erfolge. Daneben vertiefte er ſeine Kenntnis der klaſſiſchen Schriftſteller, von denen er, angeregt beſonders durch die Lektüre der drei Bücher des Rudolf Agricola über Dialektik, jetzt edlere Muſter wählte. Demoſthenes, Cicero und Quintilian bildeten ihn rhetoriſch; daneben übte Plinius auf ihn große Anziehungskraft aus, ohne daß damit

die Reihe der geleſenen Autoren erſchöpft wäre. Agricolas Dialektik öffnete ihm aber auch über die ſcholaſtiſche Logik und Dialektik die Augen; mehr und mehr wurde ihm klar, daß zwiſchen den neu erwachten Studien, die die Rückkehr zu den Quellen forderten, und der mittelalterlichen Vernachläſſigung aller Quellen kein Bund möglich ſei, daß nur in einem völligen Bruch mit dem Alten das Heil liege, daß es gelte, die bisherigen Wege gänzlich zu verlaſſen und an der Hand der Klaſſiker neue Wege zu wandeln. Die Erkenntnis kam ihm zuerſt auf humaniſtiſchem Gebiete, und eine Frucht derſelben war ſein ſchon erwähnter Entſchluß, den Ariſtoteles zu erneuern. Wie energiſch er aber von dieſer Erkenntnis ſich beeinfluſſen ließ, das zeigt ſeine Stellungnahme in dem bekannten Streit Reuchlins mit den Kölner Obſkuranten. Die „Briefe berühmter Männer", jene Schrift, die den Gegnern die große Gefolgſchaft des Geſchmähten zeigen ſollte, waren auch mit einer Vorrede Philipp Melanchthons geziert und in den „Dunkelmännerbriefen" wurde gewiß nicht ohne Grund in dem Klageliede des Philippus Schlauraff der Tübinger Magiſter als ſchlechteſter der Genoſſen genannt, „die dort neue Bücher machen, echte Wiſſenſchaft verlachen". Wenn dieſes Verwerfungsurteil auch von humaniſtiſcher Seite regiſtriert iſt, es zeigt jedenfalls, daß die Vertreter des Alten ſchon mit großem Argwohn auf den jungen Gelehrten ſahen, in dem ſie mit feinem Gefühl einen vornehmen, nicht zu unterſchätzenden Gegner erkannten. So verſtehen wir es, daß Melanchthon bald in Tübingen ſich nicht mehr wohl fühlte, daß ihm die Univerſität, wo die Scholaſtik trotz des geduldeten Humanismus immer noch zu Recht beſtand, als „Zwangsanſtalt" erſchien, wo er fürchtete, „unter Knaben wieder zum Knaben zu werden." Daher kam ihm der Ruf nach Wittenberg, den ſein Großoheim ihm verſchafft hatte, ſehr gelegen. Da würde der Platz ſein, ſeine humaniſtiſchen Anſchauungen ohne jeden Widerſtand zu bewähren und zur Geltung zu bringen. Seine Antrittsrede zeigt uns, daß er auch für eine religiöſe Erneuerung ſchon ein offenes Verſtändnis mitbrachte, wenn auch zunächſt nur für eine ſolche, wie ſie auch ein Erasmus forderte; keine Spur iſt uns davon erhalten, daß er ſchon in Tübingen von Luthers Schriften Notiz genommen, geſchweige daß dieſe einen beſtimmenden Einfluß auf ihn geübt hätten. Aber

jetzt in Wittenberg sollte er den Mann finden, der ihn alsbald durch die Macht seiner Persönlichkeit und durch die Kraft seiner Verkündigung des Evangeliums erfassen und ihm klar seinen Beruf vor Augen stellen sollte, zu dem er bestimmt war, der Lehrer des evangelischen Deutschlands zu werden. Ruft Luther unter dem ersten Eindruck des Auftretens Melanchthons begeistert aus: „wir lernen jetzt alle Griechisch", so Melanchthon, daß er in Luther das Haupt und den Führer „echt christlicher Frömmigkeit" gefunden; Luther zieht ihn im Fluge in seine „Theologie", in sein Verständnis des Evangeliums hinein.

Als Humanist kam Melanchthon nach Wittenberg; durch Luther wurde er dort der Humanist des Evangeliums. Die schöngeistigen Schwärmereien des Humanismus, dem das Sprachstudium Selbstzweck war, der sein höchstes Ideal sah in schönen lateinischen Versen und gewandter lateinischer Rede, hatte er überwunden; jetzt galt es auch zu überwinden den sogenannten älteren deutschen Humanismus, der wohl höhere Ziele, Besserung des religiösen und sittlichen Lebens verfolgte, aber diese Ziele erreichen wollte auf dem Wege mittelalterlicher Frömmigkeit. Melanchthon fand den rechten Weg, weil er von Luther sich leiten ließ. Daß er ihn zu finden fähig war, zeigte gleich seine Wittenberger Antrittsrede, indem sie verhieß, die Sprachen in den Dienst des Evangeliums zu stellen.

Um dieses Zieles willen vor allem haben wir die Rede ein Programm Melanchthons für seine Wittenberger Thätigkeit genannt. Sehen wir denn, wie er diesem Programm treu bleibt!

Schon oben haben wir bei Erwähnung der Tübinger Rede über die sieben freien Künste gehört, daß es durchaus humanistisch war, an diese schon aus dem ausgehenden Altertum stammende und das ganze Mittelalter beherrschende Zusammenfassung sich anzulehnen. Sie umschloß, was jedem Sonderstudium vorauszugehen hatte, was wir also heute mit wissenschaftlicher Allgemeinbildung bezeichnen würden. Auch die Scholastik vertrat dem Namen nach noch immer diesen Kreis der Wissenschaften, in Wahrheit ging sie, wie oben bemerkt, in Grammatik und Dialektik auf; die Humanisten aber verlangten als Ziel wahrer Bildung das Studium aller freien Künste. So auch Melanchthon. Wie er sie damals in Tübingen vertrat, so knüpft er auch in seiner

Wittenberger Antrittsrede an die mittelalterliche Gliederung des Wissens an, aber wie er sie schon damals erweiterte, so erweitert er sie jetzt, wie wir bald sehen werden, noch mehr und noch freier, und schon hier erkennen wir das einheitliche Ziel, in dessen Dienst er die freien Künste sehen will, das er dann mehr und mehr als echt humanistisches Bildungsideal in den Mittelpunkt gestellt hat.

Wenn er nämlich in der Wittenberger Rede sagt, die Vorstudien der Grammatik, der Dialektik und Rhetorik müßten getrieben werden, um zum Reden und Urteilen zu befähigen, so schwebt ihm schon hier sein Bildungsziel der Eloquentia vor. Wir dürfen das Wort nicht übersetzen, denn „Beredsamkeit" sagt weit weniger, als das Wort — ein technischer Begriff der Humanisten und besonders des Humanisten Melanchthon — bedeutet. Das in ihm festgestellte Bildungsideal verlangt vor allem Absage der scholastischen Bildung, die in der logischen Schulung ihr Ziel sah, und zwar zuletzt in einer logischen Schulung, die in Spitzfindigkeiten und geradezu Albernheiten mißbraucht wurde. An die Stelle dieser logischen Verbildung, die ihre Disputationen in einer barbarischen Sprache, der verderbten Schul-Latinität des Mittelalters führte, sollte eine hervorragend sprachliche Bildung treten, die an den Mustern echter Latinität — denn zunächst ist immer von der herrschenden Gelehrten-Sprache, der lateinischen, die Rede — geübt, mit dem rechten Verständnis der Worte nun auch das rechte Verständnis der Sachen verbände und weiterhin auch befähigte, das recht Verstandene und Erfaßte in richtiger und zugleich ansprechender Weise wiederzugeben. „Das ist rechte Bildung — sagt Melanchthon — über alle Dinge und alle Sitten ein richtiges Urteil zu haben und dann, was man richtig beurteilt, auch deutlich und angemessen darzulegen!" So wird denn in diesen Gedankenverbindungen Eloquentia geradezu gleichbedeutend mit Prudentia und Sapientia gebraucht, und der wahrhaft „beredt" Gewordene hat in der Beredsamkeit, in der Kunst, richtig Gefaßtes auch richtig zu verwerten, zugleich das Ziel der Humanitas, der vollen Ausbildung der menschlichen Geistesgaben, ja der ganzen Persönlichkeit erreicht. Die Bildung beginnt sprachlich, aber sie wirkt — recht geleitet — zugleich intellektuell, ja sie muß ethisch wirksam werden. Wie Melanchthon in den sprachlichen und intellektuellen Verirrungen

der Scholaſtik geradezu ſittliche Vergehen ſieht, wie er nicht anſteht, den falſchen Betrieb der Wiſſenſchaft für alle Schäden und Mängel verantwortlich zu machen, ſo bedeutet ihm Beſſerung der Studien auch zugleich Beſſerung der Sitten. Der Satz Quintilians, daß nur ein guter Menſch ein vollkommener Redner ſein könne, iſt ihm ganz aus der Seele geſprochen und gilt ihm auch in ſeiner Umkehrung für wahr, daß ein vollkommener Redner auch zugleich ein edeler Charakter ſein müſſe. Uns erſcheint dieſe Wertſchätzung ſprachlicher Ausbildung befremdend; ſie wird uns aber ſchon klarer werden, wenn wir erkennen, was zuletzt alles zur vollen ſprachlichen Ausbildung hinzugehört.

Jedenfalls konnte auch dieſer Bildung das mittelalterliche Trivium den Gang vorzeichnen; die Grammatik legte den ſprachlichen Grund, Dialektik und Rhetorik, die logiſche Ausbildung des Denkens und die klare Geſtaltung der Rede, bauten auf ihm weiter; aber recht beſehen waren doch die alten Formen mit ganz neuem Inhalt erfüllt; nur die Namen waren geblieben, die Begriffe waren andere geworden. Ein deutliches Zeichen dafür iſt, daß Melanchthon Dialektik und Rhetorik — ſchon in ſeiner Wittenberger Rede — nur dem Namen nach verſchieden nennt, was er ſpäter dahin näher beſtimmt, daß der Dialektiker die Sachen ſchmucklos vorträgt, während der Rhetoriker dem Dargeſtellten gleichſam ein Gewand verleiht. War Eloquentia dasſelbe mit Prudentia, ſo mußte auch Rhetorik ſchon die logiſche Schulung der Dialektik mit umfaſſen; und gehörte zum wahren Verſtändnis die Fähigkeit, das Verſtandene auch verſtändig wiederzugeben, ſo war der fertige Dialektiker auch rhetoriſch gebildet.

Auch wir folgen den mittelalterlichen Namen des Triviums, um Melanchthons Anſchauungen von der Grundlage rechter Bildung uns klar zu machen; wir thun das, um ſo Melanchthons Prinzip zum Ausdruck zu bringen, der den größten Wert darauf legte, die geſamten Studien als einen einheitlichen Organismus erſcheinen zu laſſen, aber wir vergeſſen nicht, daß Melanchthon unter den alten Namen die neuen humaniſtiſchen Begriffe verſteht. Bei der Grammatik iſt wohl noch am meiſten der Begriff derſelbe geblieben, und doch bedeutet auch dieſe den Humaniſten etwas ganz anderes, als den Scholaſtikern, einmal durch die veränderte Methode, dann

durch das erweiterte ſprachliche Gebiet. Dem geiſtloſen Auswendiglernen der Regeln, meiſt nach dem Doctrinale des Alexander, tritt das Einüben der Regeln in fruchtbringender Lektüre gegenüber, um ſo von vorne herein auf das Ziel aller Grammatik, auf das rechte Verſtändnis beim Leſen und die Fertigkeit im Sprechen und Schreiben hinzuarbeiten. Letztere wird geübt in ſelbſtändiger Nachahmung des Geleſenen und findet ihre zu erſtrebende Vollendung in dem Beweis eigener Redefertigkeit, zu dem öffentliche Redeübungen, die ſogenannten Deklamationen, reichliche Gelegenheit bieten ſollen. So führt die Grammatik, die nicht verachtet werden darf und deren Verwerfung den Sinn geſetzloſer Barbaren offenbart, von ſelbſt zur Rhetorik. Bei dem verlangten Ziel ſelbſtändiger Redefertigkeit hat Melanchthon, wie ſchon bemerkt, die lateiniſche Rede im Auge. Er ſelbſt freilich drückte ſich oft leichter im Griechiſchen, als im Lateiniſchen aus, aber für alle verlangt er nicht die Sprachfertigkeit in der Sprache Homers. Wohl aber hält er das Griechiſche zum rechten Erlernen des Lateiniſchen für unumgänglich nötig. Das ſpricht er ſchon im Jahre 1518 aus, und dabei iſt er geblieben: was in der Sprache der Römer Schönes und Anmutiges ſich findet, das iſt ihm aus griechiſchen Quellen abgeleitet. Deshalb verlangt er auch das Studium der griechiſchen Grammatik und auch ſie nicht anders, als die lateiniſche, an der Hand der Lektüre. Die Schönheit der griechiſchen Litteratur ſoll entſchädigen für die Schwierigkeit des Studiums. Und wie die älteren deutſchen Humaniſten erklärt auch er das Hebräiſche für alle für wünſchenswert, für die Theologen für unentbehrlich. Die jüngere Humaniſtengeneration ſchätzte das Hebräiſche nicht mehr den klaſſiſchen Sprachen gleich und hatte nicht mehr den Ehrgeiz, „dreier Sprachen kundig“ zu werden; Melanchthons Verehrung für die Sprache des alten Teſtaments war begründet in der religiöſen Wertung der Wiſſenſchaften. Bei ihrer Beurteilung hat der Reformator den Humaniſten abgelöſt.

Führte alſo die Grammatik zu den drei Sprachen, die damals den Schatz der Gelehrſamkeit ausmachten, ſo weiſt Melanchthon trotz ſeiner großen Vorliebe für die Griechen beim Studium der Rhetorik in erſter Linie auf die Lateiner hin. Quintilian iſt es, bei dem man die Regeln lernt. Cicero iſt der beſte Lehrer

für die Darſtellung. Er ſoll nachgeahmt werden. Das hängt einmal wieder damit zuſammen, daß zunächſt nur fürs Lateiniſche die ausübende Redefähigkeit erſtrebt wurde, zeigt aber zugleich, worin Melanchthon das Ideal einer Rede ſah. Deutlichkeit iſt der Vorzug der Ciceronianiſchen Diktion. Deutlichkeit und Klarheit ſoll auch vor allem der Redner erſtreben. Ueberſchwenglich waren die Lobſprüche, die die Humaniſten dem Meiſter des lateiniſchen Stils, dem Cicero, zollten; überſchwenglich klingt oft genug auch ſein Lob bei Melanchthon; doch hält dieſer von der albernen, bis ins Kleinliche gehenden Nachahmung des als unerreichbar darſtehenden Römers, wie ſie Erasmus im Ciceronianus geißelt, die kein Wort gebrauchte, das ſich nicht bei Cicero fand, ja die auch moderne, ſelbſt chriſtliche Begriffe in Ciceronianiſches Latein meinte umſetzen zu müſſen, ſich völlig fern. Trotz aller Abhängigkeit war ſeine Stellung dem geſchätzten Vorbilde gegenüber dennoch eine freie. Einfach kanoniſch aber waren ihm — und damit war er der rechte Schüler ſeines Lehrers Agricola — auf dem Gebiete der Rhetorik die Regeln Quintilians; ja ſeine eigenen rhetoriſchen Arbeiten ſind eigentlich nur Wiederholungen, Auslegungen und Ausführungen deſſen, was der römiſche Lehrmeiſter geſagt hat.

Darin zeigt ſich die übergroße Wertſchätzung der Klaſſiker und darin offenbart ſich zugleich, daß die humaniſtiſche Bildung im letzten Grunde eine ſprachliche war. Was die Griechen und Römer einmal als richtig hingeſtellt hatten, ſchien damit für alle Zeiten als muſtergültig erwieſen; es galt nur die Quellen für die einzelne Disziplin gründlich zu ſtudieren und ſie richtig zu verſtehen, ſo war man in ihr möglichſt allſeitig gebildet. Das tritt uns auch bei der Dialektik oder, wie wir dafür, das humaniſtiſche Ganze für den ſcholaſtiſchen Teil ſetzend, gleich ſagen dürfen, bei der Philoſophie entgegen. Doch müſſen wir dann dieſen Begriff recht verſtehen. Denn Philoſophie im humaniſtiſchen Sinne iſt etwas ganz anderes, als was wir heute darunter uns vorſtellen. In ſeiner Wittenberger Antrittsrede rechnet Melanchthon zur Philoſophie, die auch dort wie ſelbſtverſtändlich für den Begriff der Dialektik eintritt, alles, was zur Kenntnis der Dinge und was zur Bildung des Charakters gehört, ja er erklärt ſie gerad durch den Namen: „Humaniſtiſche Disziplinen“. Sie iſt

eben das Ziel der Eloquentia, der höchſte Ertrag des Studiums der Quellen, volles Verſtändnis des Geleſenen, auf Grund des Gelernten nun auch Erfahrung und Verwertung der Erfahrung für die eigene Charakterbildung. „Die Studien wirken ſich aus in den Sitten!“ dieſe oben ſchon erkannte Grundregel des Melanchthonſchen Humanismus ſoll ſich vor allem bei der Philoſophie beſtätigen. Philoſophie kann unter Umſtänden das Ganze des Wiſſens, in ſo fern es ſich nicht um die Fachſtudien der Theologie, der Jurisprudenz und Medizin handelt, umfaſſen — wie ja gerade dieſer weite Begriff unſeren heutigen philoſophiſchen Fakultäten den Namen gegeben hat —; ſie umſchließt die Kenntnis der Natur und die Kenntnis der Moral ſo gut wie die Regeln der Logik und Dialektik. Sie iſt eben kein klarer Begriff, ſo wenig wie ihr Stoff etwas Selbſtändiges iſt. Denn, wie bemerkt, zeigt ihre ſogenannte Philoſophie ſo recht deutlich die vollſtändige Abhängigkeit der Humaniſten vom Altertum. Die Grundregel für das Studium der Philoſophie, wie ſie Melanchthon in ſeiner Antrittsrede ausſpricht, ſchreibt vor aus dem Beſten das Beſte auszuwählen. Und dieſer Eklektizismus führt nun hier zu griechiſchen Muſtern. Ariſtoteles und Plato ſind die maßgebenden Lehrer. Sie ſtellt Melanchthon ſchon 1518 zuſammen und in ihren Werken hat er Zeit ſeines Lebens — mit kurzer Unterbrechung — das Ideal aller Philoſophie geſehen. Daß Ariſtoteles zeitweiſe bei Melanchthon verlieren konnte, iſt dem Einfluß Luthers zuzuſchreiben, der den „toten Heiden ohne Kunſt“ in erſter Linie für die Irrwege der Scholaſtik verantwortlich machte. So hat auch Melanchthon bald nach ſeinem Amtsantritt in Wittenberg ſich von Ariſtoteles abgewandt und ihn auch als einen Gottesleugner und Verführer gebrandmarkt. Aber um 1525 hatte er ſchon den Rückweg zu dem großen „Meiſter und Künſtler der Methode“ gefunden und iſt ihm dann treu geblieben. Seine „ſcharfe Methode“ war es, die er vor allem an ihm rühmte; neben dieſer „die Angemeſſenheit ſeines Ausdruckes, die ſeiner Sprache das ihr eigene Licht und ihre Durchſichtigkeit verleihe“. Gerade um dieſer Vorzüge willen ſtellt er ihn über Plato, der, beſonders durch ſeinen häufigen Gebrauch der Ironie, oft dunkele Rede

führe. Das Maßgebende ist also auch hier wieder die sprachliche Seite — immer in Verfolgung des Zieles der Eloquentia —; der Inhalt tritt offenbar zurück. Bezeichnend ist aber auch, daß Melanchthon mit der Empfehlung der sprachlichen Vollendung des Stagiriten unmittelbar die seines Charakters verbindet: neben seinem Scharfsinn rühmt er vor allem seine Ehrenhaftigkeit. Da liegt wieder die echt humanistische Anschauung zu Grunde, daß die Eloquentia auch ethisch sich wirksam beweist.

Mit dem unklaren und weiten Begriff der Philosophie hängt es zusammen, daß Melanchthon in seiner Wittenberger Rede auch die Geschichte als mit zur vollkommenen Philosophie notwendig bezeichnen kann. Von den Scholastikern war sie arg vernachlässigt, fehlte unter den freien Künsten, wurde aber schon in der Tübinger Rede von Melanchthon hinzugerechnet. Dort fügte er sie den übrigen Disziplinen als eine weitere an; hier sucht er sie dem System einzugliedern. Darin bekundet er wieder sein Bestreben, stets die verschiedenen Wissenschaften als ein organisches Ganzes erscheinen zu lassen; nach dem gleichen Prinzip ordnet er ein andermal die Geschichtswissenschaft, die dieser Eingliederung offenbar Schwierigkeiten entgegenzusetzen schien, der Rhetorik unter. Uebrigens hat er die Geschichte, auf die er schon 1518 alles Lob der Künste häufen wollte, immer mehr schätzen gelernt. Er hat auch, wie andere Humanisten, namentlich Beatus Rhenanus und der bayrische Geschichtsforscher Aventin, für selbständige Forschung an der Hand deutscher Geschichtsschreiber ein gutes Verständnis gehabt; doch stehen an erster Stelle ihm auch hier die Lateiner und Griechen. Unter letzteren stellt er Xenophon am höchsten, neben dem Thucydides und Herodot im ganzen nur selten erwähnt worden; unter den Lateinern bekommt Livius das Lob, daß er am reichhaltigsten sei, Sallusts Darstellung leidet oft an Dunkelheit; am häufigsten erwähnt wird Tacitus, nicht sowohl wegen seiner römischen Geschichtsbücher, als wegen seiner Germania. Darin zeigt sich der Patriot Melanchthon, der sich freut, aus den geliebten Klassikern auch die Geschichte des eigenen Volkes, die ihn gewaltig anzog, studieren zu können. Seltsam ist es, daß er bei diesem Verlangen, Kunde zu bekommen über das Vaterland, Cäsar im ganzen so wenig beachtet hat.

Zu ſolcher Fülle des Studiums alſo hat das Trivium ſich ausgeſtaltet. Im Prinzip umſchließt es ſchon das Ganze des Wiſſens, und das alte Quadrivium bedeutet nur noch eine ſpezielle Aufzählung einzelner Fächer. Aber auch dieſes, das wir nun weiter als Wegweiſer durchs Gebiet der Studien benutzen, weil auch Melanchthon an ihm feſtgehalten hat, wird im Grunde etwas völlig Neues. Wohl knüpfen wir an das Alte an; aber wir merken zugleich auf Schritt und Tritt, daß das Alte nicht mehr ausreicht, daß ganz neue Bildungselemente zu den alten hinzu oder an die Stelle der alten getreten ſind.

Dem wirklichen Stande der Dinge nach war es ja ſchon etwas Bedeutendes, daß ernſtlich auf das Studium aller Disziplinen hingewirkt wurde. Das gilt gleich bei der Arithmetik und Geometrie, die am Ende des Mittelalters geradezu verachtet waren. Schon 1518 rechnet Melanchthon die Mathematik mit unter die notwendigſten Studien; niemand, ſagte er, könne ohne ſie für gelehrt gelten. Später hat er in einer Rede, die er für den Mathematiker Rhäticus ausarbeitete, umfaſſend über die Mathematik gehandelt und ſie empfohlen; er verrät uns aber bei der Gelegenheit zugleich, wie wenig dieſe Wiſſenſchaft damals noch ausgebildet war. Ueber die vier Spezies kam man wenig hinaus.

Das Quadrivium verlangte weiter das Studium der Aſtronomie, auf die Melanchthon nicht müde wird hinzuweiſen. Ihre Wertſchätzung hing bei ihm mit ſeiner Verirrung zur Aſtrologie zuſammen, die für ihn an Bedeutung nicht hinter der Aſtronomie zurückſteht, ja ſie vielleicht in ſeinen Augen noch übertrifft und ihr erſt den rechten Wert verleiht. Wieder ſind es ſeine Gewährsmänner, die Klaſſiker, die ihn in dieſen ſeinen Anſchauungen beſtärken; Galenus, Hippokrates und beſonders Claudius Ptolemäus ſcheinen ihm Autoritäten von unanfechtbarem Wert. Humaniſtiſch war dieſe Neigung zur Sterndeuterei nicht; wir wiſſen aber, daß Melanchthon im väterlichen Hauſe von Jugend auf vieles über Aſtrologie gehört hat, und darin und beſonders in dem ihm angeborenen ſchwäbiſchen Hang zum Grübeln, zum Wunderbaren und Tiefſinnigen dürfen wir die Erklärung dafür finden, daß ſein ſonſt ſo klarer Geiſt auf dieſe Abwege geraten iſt, die einen ſonſt beſſer verwerteten Teil ſeiner Kraft in Anſpruch ge-

nommen haben. Die Anſchauungen ſeiner Zeit, auf die er in den wichtigſten Fragen der Wiſſenſchaft beſtimmend eingewirkt hat, ſind in dieſer Afterwiſſenſchaft für ihn beſtimmend geworden.

Mit der Aſtronomie verbindet Melanchthon unmittelbar die Geographie, eine Wiſſenſchaft, die dem Mittelalter fremd war. In dieſer Verbindung ſpricht ſich der richtige Gedanke aus, der in unſeren Tagen mehr und mehr zur Geltung kommt, daß die Geographie — die phyſikaliſche wenigſtens — ein Teil der Naturwiſſenſchaften iſt. Für Melanchthon iſt dabei freilich wohl hauptſächlich der Gedanke maßgebend geweſen, auch dieſe neue Wiſſenſchaft dem anerkannten orbis litterarum einzugliedern. War ihm auch auf der einen Seite klar, daß dieſer orbis nicht ausreichte, ſo hatte das Alte doch noch ſo viel Macht über ihn, daß er in ihm das Neue wenigſtens ſchon angedeutet ſehen wollte.

Die Muſik, die an Luther einen ſo warmen Verehrer gefunden, und die auch Melanchthon natürlich nicht übergeht, tritt bei ihm im ganzen doch zurück. Erſetzt wird ſie aber bei ihm durch ſeine hohe Verehrung für die Poeſie. Wir hätten dieſe mit demſelben Recht auch dem Trivium ſchon zuzählen können, denn in erſter Linie nennt Melanchthon die Dichter immer als Muſter des Stils und der Rede und legt den größten Wert auf das ſelbſtändige Anfertigen lateiniſcher Verſe, weil man dadurch in der Sprache ſich bilde; aber die Poeſie hat doch auch wieder eine ſo beſondere Stellung in der Reihe der Wiſſenſchaften, daß ſie hier nun dieſelbe abſchließen mag. Unter Dichtern verſteht Melanchthon natürlich die Griechen und die Lateiner. Allen voran ſteht Homer, „er hat allen Dichtern im voraus die Palme entriſſen“; ihm zur Seite ſtehen Heſiod und Pindar. Unter den Lateinern ſchätzt Melanchthon den Vergil am höchſten, neben ihm Ovid; Horaz, der heute ſo hoch geſchätzte, tritt entſchieden zurück. Auch die griechiſchen Tragiker finden Anerkennung: am meiſten Euripides, weit weniger Sophokles, ohne jede Bedeutung ſcheint Aeſchylos. Neben die Tragiker ſtellt Melanchthon gleich die Fabeln Aeſops; über ſie den Luſtſpieldichter Ariſtophanes. Nicht müde wird er die Lektüre des Plautus und namentlich des Terenz anzuraten.

Dieſe Urteile können uns Moderne befremden; aber was für Melanchthons Urteil entſcheidend iſt, iſt die praktiſche Wertung,

die Unterſuchung des Nutzens, den die einzelnen Dichter bringen. Was nützen ſie für den Stil, für das Urteil, für die Sitten? Das ſind die Maßſtäbe, mit denen Melanchthon mißt. Schon wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Eleganz ſteht Homer allen voran, ganz beſonders aber, weil es für Anmut und Feinheit der Sitten keinen beſſeren Lehrer giebt, als ihn. Platos Autorität kann Homers Ruhm nicht verkleinern, ſeine Vorwürfe weiſt Melanchthon ſiegreich zurück und ſtellt ihnen die Anſicht „der beſten und weiſeſten Männer“ entgegen, „die in allen Jahrhunderten nach Homer durch den Ruhm des Genies, der Gelehrſamkeit, der Tugend oder Weisheit ausgezeichnet geweſen ſind; unter ihnen hat es keinen gegeben, der nicht mit vollem Munde die Dichtung Homers geprieſen und wie ein göttliches Erzeugnis verehrt hätte.“ Heſiod erweitert unſere Kenntnis von den Dingen und befördert die Fülle des Ausdrucks; Pindar iſt trotz ſeiner Dunkelheit von großem Nutzen, denn er lehrt die alte Geſchichte und macht ſie fruchtbar in Regeln der Gerechtigkeit und Beſcheidenheit; er zeigt, daß ein gerechtes Gericht dieſe Welt regiert. Unter dem Geſichtspunkte des Nutzens müſſen wir auch die Hochſchätzung Vergils und Ovids auf Koſten des Horaz verſtehen. Vergil iſt der Fürſt unter den lateiniſchen Poeten, und zwar nicht nur — und das iſt bezeichnend — wegen ſeiner Aeneis, des Werkes, an das wir eigentlich allein denken, wenn wir Vergils Namen hören, nein ebenſo ſehr wegen ſeiner Georgica und ſeiner Bucolica; bringt die Aeneis großen Nutzen für die Sitten, ſo nützen die Georgica für die Naturwiſſenſchaften, die Bucolica zeigen die freie Entfaltung des Talents und erläutern unter der Hülle der Worte manche wichtige Wahrheit. Ovid zeigt in ſeinen Metamorphoſen, die Geſchichte der Welt bis auf ſeine Zeit verfolgend, daß „der Menſchen Geſchick nicht vom Zufall abhängig iſt, ſondern von Gott geleitet wird. Dieſer lobt fromme und ehrbare Handlungen, aber er ſtraft die Frevel und beſonders die Verachtung der Religion durch mannigfaches Unglück im Leben. Ganze Völker, Städte und Familien ſind von ſolcher Strafe ereilt und vernichtet.“ Wer hätte heute bei der Lektüre der Metamorphoſen dieſe Gedanken! aber auf ihnen beruhte der ethiſche Nutzen des heidniſchen Schriftſtellers. Ganz beſonders lehrreich für die Nützlichkeitstheorie iſt die Würdigung der Fasti

desſelben Dichters. Ihr Wert iſt fünffach: ſie berichten über den Aufgang und Niedergang der Sterne und verleihen damit ein Wiſſen, wertvoll für die Kenntnis der Jahreszeiten; ſie bieten hiſtoriſchen Stoff, notwendig für das Leben und jede Art Wiſſenſchaft; ſie nützen der Grammatik — was ja freilich ſchließlich bei jeder Lektüre geſagt werden kann —; ſie mehren vorzüglich die Vokabelkenntnis, weil ſie beſonders viele fremdartige Worte enthalten und ſie lehren viele loci communes und rhetoriſche Beiſpiele. Der Reichtum an Sentenzen und der Nutzen für die Rhetorik ſind es auch beſonders, die Melanchthon den Euripides den andern Tragikern vorziehen laſſen; er rühmt an ihm den reichen Schmuck der Rede und empfiehlt ihn als lehrreich für die meiſten Verhältniſſe im Leben. Eine Fülle des ethiſchen Nutzens fand Melanchthon in den Komödien des Ariſtophanes; die Tragödie als edlere Gattung zu erkennen, als das leichtgeſchürzte Luſtſpiel, fällt ihm nicht ein. Auch dieſes bot ja genug der Sinn- und Sittenſprüche, und ſie waren es, die dem Dichter in Melanchthons Augen ſeine Bedeutung verliehen. Noch über die griechiſchen Komödiendichter werden die römiſchen, Plautus und Terenz, geſtellt; namentlich der letztere findet ungeteilte Anerkennung, während bei Plautus wenigſtens das getadelt wird, daß er das Anſtandsgefühl oftmals beleidige. „Es giebt keinen Schriftſteller in lateiniſcher Sprache, den zu kennen und auswendig zu lernen ſo viel Nutzen brächte, wie Terenz", ſo lautet das überſchwengliche Urteil über den vielbewunderten „Afrikaner"; denn der erſte Vorzug der Darſtellung ſei genaue Ausdrucksweiſe, und keiner ſei darin größerer Künſtler als Terenz. Von dieſem Geſichtspunkte aus mag uns Melanchthons Urteil, dem übrigens Luther und überhaupt die Zeitgenoſſen ſich völlig anſchließen, verſtändlich ſein; Terenz iſt ja Meiſter der gebildeten römiſchen Umgangsſprache. Daß aber Melanchthon und ſeine humaniſtiſch denkende Zeit die Komödien des Terenz zugleich für vollendete ethiſche Vorbilder erklären, daß man ſie als die beſte Lektüre für die heranwachſende Jugend empfiehlt, die nicht genug ſtudiert werden können, das erſcheint uns heute ſeltſam. Denn mag Terenz ſie immerhin zarter behandeln, als Plautus, er behandelt doch durchweg Dinge, die der Jugend nach unſerem Urteil beſſer vorenthalten bleiben.

Dieſe Terenz-Verehrung iſt jedoch gerade ein charakteriſtiſches Zeichen für das Weſen des Humanismus Melanchthons und ſeiner Freunde. Sie empfanden die innere Wahrheit und Schönheit der klaſſiſchen Autoren. Aber weil ſie dieſelben äſthetiſch zu würdigen kein Verſtändnis hatten, ſo ſuchten ſie ihre Bedeutung auf einem Gebiete, dem ſie im Grunde — wenigſtens zum größten Teil — gar nicht angehörten, das den Humaniſten im Sinne Melanchthons aber das wichtigſte war und für das man edle Muſter und Vorbilder ſuchte, auf dem ethiſchen. Da der Lehrer übrigens unter dieſen Vorausſetzungen die Schriftſteller auslegte, ſo ſind ſie natürlich von den Lernenden auch ſo verſtanden und haben den Zweck, dem ſie dienen ſollten, an ihrem Teil dennoch erfüllt. Die Tradition der Auslegung hat gewiß auch da ihre Kraft bewieſen.

Aber wie kam man überhaupt dazu, bei den Autoren, die nach unſerem Urteil ihren Wert in ſich ſelbſt tragen, nach dem Nutzen zu fragen? Darin offenbarte ſich ein Grundzug des deutſchen Humanismus, das Beſtreben nämlich, von jeder Wiſſenſchaft, die für uns eben als ſolche wertvoll iſt, ihren Nutzen, ihre Verwertbarkeit nachzuweiſen. Hervorgerufen war gewiß dieſes Beſtreben durch den Gegenſatz, den die neuen Studien anfangs in weiten Kreiſen fanden. Wurde der Nutzen der Studien nachgewieſen, ſo mußte man ſie gelten laſſen. So verirrte man ſich dazu, ſelbſt bei der Poeſie von ihrer praktiſchen Verwertung zu ſprechen. Von dieſem Gedankenkreiſe aus hatten die älteren deutſchen Humaniſten überhaupt Bedenken getragen, die heidniſchen Autoren zu empfehlen und zu treiben, ſie hatten die älteren chriſtlichen lateiniſchen Poeten, einen Juvencus, einen Prudentius und Sedulius hervorgeſucht und dem Zeitgenoſſen Baptiſta Mantuanus Geſchmack abgewonnen. Vor ſolcher kleinlichen Bedenklichkeit hat den Melanchthon ſein feines Gefühl für die Unterſcheidung echter und abgeleiteter Schönheit bewahrt. Er wandte ſich zu den wahren Klaſſikern, aber ſie mußten ihm nun auch leiſten, was dem älteren Humanismus die chriſtlichen Poeten leiſten ſollten, ſie mußten nützen, nicht nur für Sprache und Ausdruck, ſondern auch für Moral.

Und ſo fühlte er ſich gedrungen, bei jeder Disziplin ihres Nutzens zu gedenken. Wenn er zur Empfehlung der Philoſophie in ſeiner Tübinger Antrittsrede ſagt, „bei Rechtsſtreitigkeiten werde

ſie zu inhaltreichen und gewichtigen Reden verhelfen, bei der Leitung des Staates einen Schatz von Beiſpielen der Billigkeit, der Güte und Gerechtigkeit darbieten", ſo erkennen wir hier ſchon, wie es ihm darauf ankommt, die Verwertbarkeit des Studiums im praktiſchen Leben darzulegen. Und dieſer Nützlichkeitstheorie hat er als Kind ſeiner Zeit ſein Leben lang gehuldigt. Leicht war es, bei den Disziplinen den Nutzen zu zeigen, die unmittelbar dem Leben dienſtbar wurden, wie bei der Arithmetik und Geometrie. Wer nicht ungebildet bleiben wolle, wie jene Thraker, von denen Ariſtoteles berichte, die kaum bis vier zählen könnten, ſo meint Melanchthon, der müſſe dieſe Wiſſenſchaften treiben. Nur dann werde man fähig ſein, Kaufgeſchäften und Bergwerken vorzuſtehen oder Staatskaſſen zu verwalten, wenn man der edlen Rechenkunſt ſich befleißigt habe. Aber Melanchthon feiert den Nutzen dieſer Kunſt noch höher; er nennt Arithmetik und Geometrie die „Flügel des Geiſtes, die uns emporheben in das himmliſche Gebiet." Er denkt an die Notwendigkeit dieſer Disziplinen für die Aſtronomie und für die geliebte Aſtrologie. Schwerer war es, die oft genug nicht dem Studium geneigten Zeitgenoſſen für ſolche Disziplinen zu gewinnen, bei denen ihr Nutzen nicht ſo auf der Hand lag, ja für Studien, die noch dazu das Vorurteil der Neuheit gegen ſich hatten, wie die Geſchichte. Aber gerade ſie rühmt Melanchthon mit begeiſterten Worten. Er meint 1518 ſchon, unſere Erde könne eher der Sonne entbehren, als die rechte Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten der Geſchichte. „Ohne die Geſchichte bleiben wir Kinder und tappen im Dunkeln. Sie zeigt uns aufs deutlichſte, was ſchön und was häßlich, was gut und was böſe iſt, beſſer als die Philoſophie." Aber auch dieſe zeitigt ihren Nutzen, indem ſie tüchtige Männer heranzieht. Sie leitet an zur Erforſchung der Wahrheit, ſie lehrt rechte Beſcheidenheit, ſie dient vornehmlich auch der Sittlichkeit. Und da man zur rechten Philoſophie nicht gelangen kann ohne die Sprachen, ohne Verſtändnis für die Kunſt der Rede, ſo dienen die Empfehlungsgründe für die Philoſophie auch als Empfehlungen für das Humaniſtenziel der Eloquentia, als Empfehlungen zugleich für den Weg zu dieſem Ziel, für Grammatik, für Dialektik und Rhetorik; auch ſie ſind jedem nützlich, ja notwendig, der ein Amt bekleiden will in Staat und Kirche.

In Staat und Kirche: mit dieſer Nebeneinanderſtellung, die ſich bei Melanchthon, nachdem er ſie zuerſt in ſeiner Wittenberger Antrittsrede gebraucht hat, in zahlloſen Wiederholungen und Variationen findet, die er ſo recht eigentlich erſt zur Geltung gebracht hat, haben wir nun aber zugleich die höchſte Wertung aller Wiſſenſchaft bei Melanchthon angedeutet, die theologiſche. Indem er bei jeder Wiſſenſchaft den allgemeinen Nutzen nachweiſt, zeigt er ſich als Vertreter des deutſchen Humanismus; indem er jegliche Wiſſenſchaft in den Dienſt der Kirche und damit des Reiches Gottes ſtellt — denn Reich Gottes und Kirche, Religion und Theologie ſind ihm identiſch —, zeigt er ſich als der ganz beſondere Humaniſt, als der Humaniſt des Evangeliums, wie wir ihn nannten, als der, in dem klaſſiſche Bildung und chriſtliche Lebensanſchauung ihren Bund geſchloſſen haben. Und dieſer theologiſche Nutzen iſt es nun, in dem bei allen Fächern ſein Nützlichkeitsnachweis gipfelt. Selbſt bei den Studien zeigt er dieſen Nutzen für die Theologie, bei denen es uns heute völlig ferne liegt, an die Kirche zu denken. Aber Melanchthon beweiſt damit, welcher Ernſt es ihm war mit ſeiner Arbeit für das Reich des Herrn. Der höchſte Nutzen ſelbſt der Geometrie iſt der, daß ſie eine große Kraft hat, „die richtigen Vorſtellungen von Gott im Gemüte der Menſchen zu befeſtigen.“ Der Religion dient die Aſtronomie; die Betrachtung des Himmelsgewölbes mit ſeinen Sternen führt uns zu dem Baumeiſter, der über ihnen wohnt. Auch ſeine aſtrologiſchen Verkehrtheiten betrieb Melanchthon mit aufrichtig frommem Sinn; ihm war es gewiß, daß Gott die Aſtrologie dazu den Menſchen gegeben habe, durch ſeltſame Erſcheinungen ſie zu warnen, und die bibliſchen Stellen von den Zeichen an Sonne, Mond und Sternen konnten ihm bei dieſer Anſchauung als Beweiſe gelten. Sonnen- und Mondfinſterniſſe, Konjunkturen und Kometen ſind ihm Orakel Gottes für die Menſchen; wer ſie verachtet, verachtet Gottes Mahnungen und beweiſt einen unfrommen Sinn. Der Nutzen der Philoſophie für die Kirche wollte ſich Melanchthon zeitweiſe — in den erſten Jahren ſeines Wittenberger Aufenthalts — nicht erſchließen; damit hing ſeine damalige Verwerfung des Ariſtoteles zuſammen. Die „Philoſophie des Paulus“ war es, die er empfahl. Es iſt hier nicht der Ort, zu erörtern, ob ſeine Rückkehr zur griechiſchen

Philoſophie ſeiner Theologie von Nutzen geweſen iſt; jedenfalls hat er bald mit großer Entſchiedenheit den Nutzen der Philoſophie für die Theologie betont. Von ihr lernt die Theologie die Methode; aus ihr aber muß ſie auch manches entlehnen! Groß iſt der theologiſche Nutzen der Geſchichte. „Streitige Lehre zu richten," kann man „viel Anleitung daraus haben, ſo man die erſte reine Kirche recht und vernünftig anſiehet, nicht wie etliche, als ein Ochs, allein die Thore anſehen, das iſt, etliche äußerliche Geberden, ſondern ſo man Zeugnis der reinen Lehr und die hohen Streit mit den falſchen Geiſtern merket." Und in den Dienſt der reinen Lehre ſtellen ſich dann vor allem die Sprachen. Sie ſind die „Werkzeuge", die Quellen zu erſchließen, die durch Unwiſſenheit getrübt und verdunkelt ſind. In der Urſprache muß dieſe der rechte Theologe leſen können; Ueberſetzungen können ihm nicht helfen. Darum gilts, nicht nur Lateiniſch zu lernen, es gilt auch Hebräiſch zu treiben, die „Sprache der Propheten, ja die Sprache Gottes ſelbſt;" es gilt, des Griechiſchen mächtig zu werden, denn „ſüß iſt es, mit dem Sohne Gottes, mit den Evangeliſten und Apoſteln, mit dem heiligen Paulus ohne einen Interpreten ſprechen, ihre Reden verſtehen und wiedergeben zu können;" eine Eingebung des Teufels iſt es daher, das Griechiſche zu verachten. Wer dieſem ſataniſchen Irrtum verfällt, wird furchtbaren Höllenſtrafen nicht entgehen.

Die Sprachen waren ja die eigentliche Grundlage der „neuen Studien"; daher die ſcharfen Worte Melanchthons gegen ihre Verächter. Sie waren es, die dem Wittenberger Studium den Charakter gaben; um ihretwillen war Melanchthon an die Univerſität Friedrichs des Weiſen berufen; und auf ſie kommt er deshalb auch ſchon in ſeiner erſten Wittenberger Rede immer wieder zurück, und nicht am wenigſten ob ihrer Bedeutung für die Theologie. „Wenn irgend ein Studium, — ſo ruft er aus — ſo bedarf das der Theologie eines ſcharfen Geiſtes, der Uebung und der Sorgfalt. Denn der Duft der Salbe vom Herrn iſt über dem Geruch menſchlicher Studien! Der Uebung in den Wiſſenſchaften bar hat die Kirche die wahre und echte Frömmigkeit gegen menſchliche Ueberlieferungen eingetauſcht! Vom Gefallen an Menſchenſatzungen verleitet und von Liebe zu den eigenen Werken beſiegt, haben wir

anſtatt des Manna Götzenſpeiſe gegeſſen und ſind Unchriſten geworden! Deshalb iſt das mein Ziel, — ſo erklärt er — die Satzungen der Kirche mit der evangeliſchen Wahrheit in Einklang zu bringen. Gottes Wahrheit wird mir ſein Schirm und Schild!“ Und wo war die evangeliſche Wahrheit? in der Schrift, zu der die Sprachen der Schlüſſel waren. Deshalb lautet ſeine Schlußermahnung an die Studierenden: „Ergreifet die geſunden Studien, ſchätzet die alten Lateiner, umfaſſet mit Inbrunſt das Griechiſche!“ — in den Sprachen ſieht er das Heil.

Luther verſtand, was dieſe Worte bedeuteten. Wir erkennen es an ſeinem begeiſterten Urteil über Melanchthons Rede. Noch am Tage derſelben ſchreibt er an Spalatin: „Melanchthon hat uns eine Rede gehalten, ſo gelehrt und ſo ſchön, zu ſolcher Bewunderung aller Anweſenden, daß es nicht mehr nötig iſt, daß du ihn uns empfiehlſt. Wir können uns Glück wünſchen zu ſolchem Lehrer und danken unſerem Fürſten, der ihn uns gegeben.“

Melanchthon hat den Erwartungen entſprochen, die Luther von ihm hegte. Er iſt ſein treuer Gehülfe geworden im Reformationswerk. Das Programm, das ſeine Rede entwickelte, iſt das Programm ſeines Lebens geweſen. Seine Anſchauungen, die wir uns ſoeben haben klar zu machen verſucht, lehren es uns. Die klaſſiſchen Studien im Bunde mit dem Evangelium! darin hat er ſtets das höchſte Ziel alles Wiſſens geſehen.

Damit hat er aber für Jahrhunderte dem evangeliſchen Deutſchland ſein Bildungsziel vorgezeichnet. Aus dieſer Bildung ſind die tüchtigen Theologengeſchlechter hervorgegangen, die trotz mancher Einſeitigkeit doch zu ihrer Zeit oft unter größter Not und Gefahr der evangeliſchen Kirche Lehre und Leben behütet haben; dieſe Bildung hat tüchtige Gelehrtengenerationen erzogen, deren deutſche Genauigkeit und deutſche Gründlichkeit ſprichwörtlich geworden ſind; dieſe Bildung hat auch Deutſchlands größte Dichter hervorgebracht, die an klaſſiſchen Muſtern ihren Schönheitsſinn gebildet und für klaſſiſche Schönheit auch ihrem Volk das Verſtändnis geweckt haben; und dieſe Bildung iſt noch heute, mag ſie in ihren Abſonderlichkeiten hier und da verkürzt, dafür in anderer Weiſe den Anſprüchen der Zeit Rechnung tragend erweitert ſein, die Grundlage alles höheren Wiſſens. Klaſſiſch-humaniſtiſche

Klarheit im Bunde mit echt evangeliſcher Frömmigkeit! das iſt noch heute das Ziel unſeres Unterrichts.

Seine wiſſenſchaftlichen Anſchauungen und das Bildungsideal, dem er nachſtrebte, befähigten Melanchthon, ſeiner Zeit der rechte Praeceptor Germaniae zu werden; ſeine gelehrte und ſeine praktiſche Thätigkeit zeigen uns die vielſeitige, weitreichende und erfolgreiche Wirkſamkeit dieſes „Lehrmeiſters Deutſchlands“.

Zweites Kapitel.

Der Professor.

Ein gewaltiges Gebiet hat Melanchthon in seiner gelehrten Thätigkeit behandelt. Seine Vorlesungen, so weit sie nicht rein theologische sind, umschließen den ganzen Kreis damaliger Wissenschaft; in seinen Reden behandelt Melanchthon selbst juristische und medizinische Themata; seine Bücher, zum größten Teil aus seinen Vorlesungen hervorgegangen, sind uns heute noch Zeugnisse seines umfassenden Wissens.

Bei seinen Wittenberger Vorlesungen ist es von vorbildlicher Bedeutung, daß er sie eröffnete mit der Erklärung eines Klassikers, des gepriesenen Homer, und eines biblischen Buches, des Briefes Pauli an Titum. Mit der Wahl dieser beiden war der Charakter seiner Wittenberger Lehrthätigkeit von vorne herein bezeichnet: er kam als Lehrer des Griechischen, aber das Griechische sollte nicht nur die Quellen klassischer Bildung, es sollte zugleich die Quellen des Evangeliums erschließen. Soweit wir bisher Melanchthons Thätigkeit in seinen Vorlesungen kennen, finden wir diesen Doppelcharakter durchweg bewahrheitet. Er liest über den Brief des Paulus an die Römer und entdeckt in ihm die Grundzüge echt evangelischer Frömmigkeit; und er behandelt die Reden des Cicero und Demosthenes, um in ihnen die Ideale wahrer Beredsamkeit zu finden.

Im ganzen sind es die oben angeführten Schriftsteller, die Melanchthon in seinen Vorlesungen behandelt; einige,die wir dort gar nicht oder nur kurz erwähnt, mögen hier noch besonders benannt bzw. nachgetragen sein. Bezeichnend für Melanchthon sind die Vorlesungen über die Syntaxis und über das Quadripartitum

des Claudius Ptolemäus, — erstere das sogenannte Ptolemäische Weltsystem, letzteres ein merkwürdiges Zeugnis für die Macht des Aberglaubens über die Menschen enthaltend — und über die Phänomena des Aratus, der Melanchthon wohl besonders anzog, weil er sein astronomisches und astrologisches Wissen in poetische Form gekleidet hatte. Nicht minder charakteristisch sind Vorlesungen über Plutarch, der namentlich als Pädagoge des größten Ansehens sich bei den Humanisten und Reformatoren erfreute — die ihm beigelegte Schrift „über die Erziehung" wurde häufig, auch ins Deutsche, übersetzt —; über Theokrit, den Melanchthon wegen seiner Naturschilderungen, und über Theognis, den er um seiner Sinnsprüche willen liebte. Auch über den Kirchenvater Justinus Martyr — über diesen als den einzigen — hat Melanchthon gelesen. Wohl aber hat er fast über alle Bücher des neuen Testaments — über keins häufiger, als über den fundamentalen Römerbrief — und über die wichtigsten des alten Testaments Vorlesungen gehalten. Wie aus den Vorlesungen über den Brief an die Römer sich dann mit der Zeit rein dogmatische Vorlesungen entwickelten, bei denen er bald seine eigenen, bald auch dogmatische Handbücher seines Schülers und Freundes Joachim Camerarius zu Grunde legte, so scheint Melanchthon die philosophisch-rhetorischen Fächer anfangs auch nur in Verbindung mit klassischen Autoren, namentlich mit den Schriften des Aristoteles, gelesen zu haben und auch erst allmählich dazu übergegangen zu sein, Dialektik, Rhetorik — zuweilen auch beide verbunden — und Ethik als besondere Disziplinen zu behandeln.

Von Stoff und Methode der letzteren Fächer erzählen uns seine nachher zu nennenden Lehrbücher; aber auch, wie er die Auslegung der Schriftsteller betrieb, können wir uns schon aus seinen von ihm edierten Kommentaren, besser noch aus aufbehaltenen Nachschriften seiner Schüler einigermaßen klar machen. Meist begann er mit einer ausführlichen Darlegung des Nutzens, den die zu behandelnde Schrift in sprachlicher und sachlicher Beziehung bringen könne, und begründete seine Ausführungen durch Lobsprüche, die berühmte Männer dem betreffenden Autor gezollt. Bei der Auslegung wurde das Hauptgewicht zunächst auf das grammatische Verständnis gelegt, auch bei der biblischen Exegese;

dann wurden zur Interpretation andere Schriftſteller herangezogen, und Melanchthon hat es wieder und wieder betont, daß nur der „Natur und Figuren der Darſtellung“ recht beurteilen könne, der beleſen ſei in den „Schriften beredter Männer“. Leben gewinnen ſollte die Erklärung durch mannigfach angewandte logiſche Schlüſſe, aber auch gleichzeitig durch eingeſtreute Anekdoten, die den Melanchthonſchen Kommentaren vielfach das Gepräge des Populären und geradezu Naiven verleihen. Jedenfalls ſieht ein exakter philologiſcher Kommentar von heute ganz anders aus. Die Krone der Erklärung aber waren die Lehren, die man aus der erklärten Stelle entnehmen konnte, moraliſche und theologiſche. Daß ihnen die heidniſchen Klaſſiker ebenſo gut dienen mußten, wie die bibliſchen Schriftſteller, und daß die äſthetiſche Würdigung uns höchſtens einmal zufällig als Nebenſache begegnet, bedarf nach dem oben Geſagten kaum der Erwähnung.

Vollſtändig aufbehalten iſt uns das Regiſter der Vorleſungen, die durch den Tod Melanchthons unterbrochen wurden. Er hatte angekündigt zweimal wöchentlich Dialektik, einmal wöchentlich Ethik, zweimal den Römerbrief, zweimal Euripides, einmal Weltgeſchichte; daneben erklärte er Sonn- und Feſttag morgens um der Studenten willen, die nicht Deutſch verſtanden, in lateiniſcher Sprache das Evangelium des Tages. Der letzte Text, den er ſo am 12. April 1560, am Karfreitag-Morgen, ausgelegt hat, war das 53. Kapitel des Propheten Jeſaias. Die Auslegung dieſes erhabenen Textes iſt zugleich ſeine letzte Vorleſung geweſen. Charakteriſtiſch aber iſt die ganze Auswahl der letzten Lektionen. Neben dem großen Apoſtel der griechiſche Tragiker, neben den vom Mittelalter ererbten Disziplinen die humaniſtiſche Disziplin der Geſchichte! Wie Melanchthon zu Anfang ſeiner Wittenberger Wirkſamkeit erſchien, ſo erſcheint er uns auch am Ende ſeines Lebens, da der Tod den beredten Mund ihm ſchließt, als der Mann, der an einem Wendepunkt des geiſtigen Lebens ſteht, der das Alte erneuert und Neues hinzufügt, der die heiligen Schriften mit Hülfe der aus der Proſangräzität gewonnenen Kenntniſſe erklärt und in die proſanen Schriftſteller ſelbſt evangeliſche Wahrheit hineinträgt, wahrhaft wieder als der Humaniſt des Evangeliums.

Auch Geſchichte finden wir unter Melanchthons letzten Vor-

leſungen. Im ganzen erſcheint ſie nur ſelten — nur noch einmal als Erklärung des nachher noch zu erwähnenden Chronikon des Carion — in dem urkundlich beglaubigten Vorleſungsverzeichnis. Um ſo häufiger behandelt Melanchthon hiſtoriſche Themata in ſeinen öffentlichen Reden, in denen er als weit gerühmter, gern gehörter und gern geleſener Meiſter galt. Wir beſitzen eine große Zahl von Einzeldrucken und Sammlungen dieſer Reden, die Melanchthon an Gedenktagen oder aus Anlaß einer Univerſitätsfeier ſelber hielt oder durch andere halten ließ. Iſt auch von einzelnen der ihm früher zugeſchriebenen durch neuere Forſchungen nachgewieſen, daß ſie nicht von ihm verfaßt ſind, ſo bleibt doch noch eine reiche Fülle dieſer Prunkreden übrig, die uns durch die Vielſeitigkeit ihres Inhalts in Erſtaunen ſetzen.

Sie behandeln etwa zum zehnten Teil geſchichtliche Themata. Gleich die von der Univerſität im Jahre 1519 veranſtaltete Leichenfeier nach dem Tode Maximilians benutzt Melanchthon zu einem hiſtoriſchen Rückblick auf die Zeit des von den Humaniſten ſo hochverehrten Kaiſers. Ebenſo feiert er ſeine Kurfürſten Friedrich und Johann nach ihrem Tode durch ſolche Gedächtnisreden, hat ihrer Zeit aber auch in ſeinen letzten Lebensjahren nochmals in mehreren Reden gedacht. Die Zerſtörung Roms am 6. Mai 1527 iſt ihm ein Anlaß, nicht ohne herben Tadel gegen die Zerſtörer auf die große geſchichtliche Bedeutung der ewigen Stadt hinzuweiſen. Aber auch ohne beſondere Veranlaſſung wählt er gern hiſtoriſche Stoffe. Mehreren deutſchen Kaiſern, Otto I., Heinrich IV., den er den III. nennt, Friedrich Barbaroſſa, Ludwig dem Baiern und Sigismund, hat er in ſeinen Reden ein Denkmal geſetzt; mehrere deutſche Fürſten, ſo Eberhard von Württemberg, Friedrich mit der gebiſſenen Wange, Landgraf von Thüringen, — Humaniſten, die ſeiner Zeit noch nahe ſtanden, Rudolf Agricola, Johannes Reuchlin und Deſiderius Erasmus von Rotterdam, aber auch alte Kirchenväter, Polykarp von Smyrna, Gregor von Nazianz, Auguſtinus, Ambroſius, Hieronymus u. a. m. hat er ſeinen Hörern vorgeführt. Er erzählt die ſagenhafte Geſchichte von den Weibern von Weinsberg und ſchildert, unter Berufung auf ſeine Quellen, die Zerſtörung von Konſtantinopel. So behandelt er die verſchiedenartigſten Themata bunt durch einander.

Auch der Geographie, für die ſonſt kaum Arbeiten Melanchthons zu nennen ſind, laſſen ſich einige ſeiner Reden zuweiſen, die freilich eben ſo viel hiſtoriſches wie geographiſches Material enthalten. In einer Rede gedenkt er rühmend des Landes der Schwaben, das ſechs Jahre lang ihm Heimat geweſen; in einer anderen preiſt er das Land der Franken und Nürnberg, der Franken vornehmſte Stadt, das deutſche Athen; in einer dritten Rede läßt er dem Meißener Lande Gerechtigkeit widerfahren, in kühnſter Etymologie die Meißener zu den alten Myſiern in Beziehung ſetzend.

Der größte Teil der Deklamationen fällt naturgemäß in das philoſophiſch-rhetoriſche Gebiet. Wie ſeine älteſten Reden dieſem Gebiete angehören, ſo kehren von Zeit zu Zeit Vorträge wieder, in denen er in immer neuen Wendungen die Künſte der Rede preiſt, die Kenntnis der Sprachen und das Studium der Philoſophie empfiehlt, in denen er den größten der Philoſophen, Ariſtoteles und ſeinem Vorläufer Plato, Ehrendenkmale ſetzt und auch einzelne Fächer der Philoſophie, Dialektik, Phyſik und vielerlei ethiſche Fragen behandelt.

Der Mathematik, der Aſtronomie und der geſchätzten Aſtrologie hat er Deklamationen gewidmet, ſo wenn er ihr Studium würdigt, wenn er, die Gegner aſtronomiſchen Studiums widerlegend, über das Sternbild des Orion ſeine Hörer unterrichtet, wenn er des Johannes Müller von Königsberg in Franken, genannt Regiomontanus, gedenkt und ſeine Verdienſte um Mathematik und Aſtronomie rühmend erhebt.

Die meiſten Reden ſind theologiſch gefärbt, auch ſolche, bei denen es uns ſeltſam genug erſcheint; aber natürlich hat Melanchthon auch viele rein kirchlich-theologiſche Themata in ſeinen Univerſitätsreden behandelt, in ihnen häufig den Stimmungen der Zeit Rechnung tragend. Als er unter Luthers Einfluß die Philoſophie des Ariſtoteles verachten gelernt hat, redet er über die Lehren des Paulus, um ſie an die Stelle heidniſcher Philoſophie zu ſetzen; als die Evangeliſchen immer klarer erkennen, daß das ihnen ſchon ſo lange in Ausſicht geſtellte Konzil doch nicht nach Recht und Billigkeit, ſondern günſtigſtenfalls unter vorherrſchendem Einfluß der römiſchen Partei wird berufen werden, als es ſich darum handelt, wider die beim Reichskammergericht gegen die Evangeliſchen

ſchwebenden Prozeſſe auf Herausgabe eingezogener geiſtlicher Güter zu remonſtrieren, da vergleicht er die Leiden der Kirche den Plagen des armen Lazarus und läßt durch einen Rechtsgelehrten auf die Pflicht der Fürſten aufmerkſam machen, gegen kirchliche Mißbräuche einzuſchreiten; auch die Oſiandriſchen Streitigkeiten hat er in einer Rede klar zu ſtellen geſucht.

Schon durch den bisher beſprochenen Inhaltsreichtum würden Melanchthons Reden aufs neue die Vielſeitigkeit des großen Mannes beweiſen; doch würden ſie ſich auf die Fächer ſeiner ſonſtigen gelehrten Thätigkeit beſchränken. Sie betreten aber auch zu wiederholten Malen — wie oben ſchon angedeutet iſt — ſelbſt das Gebiet des juriſtiſchen und mediziniſchen Sonderſtudiums. Und zwar ſind es nicht nur allgemeinere Gedanken über den hohen Wert dieſer Wiſſenſchaften, nicht nur Lebensbeſchreibungen berühmter Mediziner und Juriſten, des Galenus und Hippokrates, des Irnerius und Bartolus, die Melanchthon behandelt, nein er erörtert ganz ſpezielle ſachwiſſenſchaftliche Fragen. Er ſpricht über das Recht des Beſitzes und über die Gültigkeit des geſchriebenen Rechts; er ſchreibt Reden über anatomiſche Studien, über die Teile und die Bewegungen des Herzens, über die Lunge, die Luft- und Speiſeröhre, er erörtert die Behandlung Fieberkranker und giebt eine ausgeführte Arzneimittellehre, wobei er als guter Theologe von den in der Schrift genannten Arzeneien ausgeht.

Die Behandlung ſolcher Fragen des Fachſtudiums vor kompetenten Vertretern der betreffenden Wiſſenſchaft, was wir doch in Betracht ziehen müſſen, wäre nicht möglich geweſen, wären dieſe Disziplinen anders betrieben, als ſie betrieben wurden. Aber die Gelehrten aller Fakultäten ſahen ihre einzige Aufgabe darin, das in den klaſſiſchen Autoren, in den „Quellen“, vorliegende Material zu heben; für den Juriſten war maßgebend, was die Inſtitutionen Juſtinians ſagten; die heute rein empiriſche Wiſſenſchaft der Medizin holte ſich ihre Weisheit aus Galenus und Hippokrates. Ueber die Quellen gebot aber Melanchthon, auch wo ſie einem anderen Gebiet als dem philoſophiſchen und theologiſchen angehörten; in der rein ſprachlich gebildeten Zeit war er, der die Sprachen beherrſchte, wie kein zweiter, befugt, auch in Fragen anderer Fachwiſſenſchaften ſein Urteil zu fällen.

Wäre das Studium nicht lediglich litterariſch geweſen, ſo könnten auch Melanchthons Lehrbücher nicht den verſchiedenſten Disziplinen angehören. Der Reichtum ihres Inhalts zeigt ſchon jetzt des Präzeptors gewaltige Arbeitskraft; würde die rein litterariſche Bildung dieſe Fülle nicht einigermaßen erklären, ſie müßte uns übermenſchlich erſcheinen.

Abgeſehen von ſeiner Auslegung der Komödien des Terenz vom Jahre 1516 iſt Melanchthons erſte größere Arbeit ſeine griechiſche Grammatik;[1] gedruckt im Jahre 1518, iſt ſie vielleicht auf Grund einer Arbeit ſchon vom Jahre 1513 entſtanden; es würde ſich dann die betreffende Notiz in Winsheims Leichenrede erklären, die Melanchthons Grammatik ſchon in ſo frühe Zeit legt und ſie ihn ſchon „als Knaben" verfaſſen läßt; ſicher iſt das Buch aus des Verfaſſers Lehrthätigkeit in der griechiſchen Sprache hervorgegangen. Melanchthons griechiſche Grammatik iſt nicht die erſte in Deutſchland, wie eine falſche Tradition lange behauptet hat. Nachdem 1499 oder 1500 zum erſten Mal mit griechiſchen Lettern in Deutſchland und zwar in Erfurt gedruckt war, erſchien ebenda ſchon 1501 das erſte wenigſtens auf eine Grammatik hinführende Lehr- und Lernbuch der griechiſchen Sprache, die Orthographia des Nikolaus Marſchalk. 1512 folgte in Tübingen die ſchon erwähnte griechiſche Grammatik des Georg Simler, des Lehrers Melanchthons; 1514 ein Enchiridion bei Schürer in Straßburg; 1516 eins von Crocus in Leipzig. Jedenfalls aber war Melanchthons Grammatik die erſte von durchſchlagendem Erfolg, die im Umſehen alle übrigen verdrängt hat.

Die lateiniſche Grammatik,[2] die Melanchthon ſchon 1522 für ſeinen Schüler Erasmus Ebner, einen Patrizierſohn aus Nürnberg geſchrieben hatte, wurde erſt 1525, zunächſt ohne Wiſſen ihres Verfaſſers durch Kilian Goldſtein zum Druck befördert. Mit Rückſicht auf die Fülle der vorhandenen humaniſtiſchen Grammatiken — wir finden z. B. die von Locher 1495, von Heinrichmann 1506, von Simler 1512, von Aventinus aus demſelben Jahre — hatte Melanchthon ſeine Arbeit nicht drucken laſſen wollen, war dann aber mit der Herausgabe wohl zufrieden, zumal ſich auch dieſe Grammatik bald durchſetzte. Als er im folgenden Jahre ſelbſt eine neue Ausgabe des Buches beſorgte,

gab er gleichzeitig eine lateiniſche Syntax[3]) als Ergänzung der Grammatik in Druck, der die Proſodie hinzugefügt war.

Sowohl die griechiſche Grammatik wie die lateiniſchen Lehrbücher ſetzen den Gebrauch anderer Elementarbücher voraus. Dennoch ſind ſie für Anfänger geſchrieben, ſie möglichſt ſchnell zur ſelbſtändigen Lektüre und beim Lateiniſchen auch möglichſt bald zum Sprechen zu führen. Sie wollen kurze einfache Schulbücher ſein, die den notwendigen Stoff in guter Ordnung bringen; das ſagen ſie ſelbſt in ihren Vorreden. Wir werden an ihnen manches auszuſetzen finden, werden zugeſtehen müſſen, daß die ſelbſtändige Arbeit des Verfaſſers ſich weſentlich auf die Anordnung und Verteilung des Stoffes und auf die Zubereitung desſelben für fruchtbringenden Unterricht beſchränkt, daß ſie zumeiſt auf dem methodiſchen, nicht auf philologiſchem Gebiete liegt. Aber dennoch bedeuten Melanchthons Lehrbücher Markſteine in der Geſchichte des griechiſchen und lateiniſchen Unterrichts in Deutſchland. Ihr hervorragender Platz und ihre weitreichende Bedeutung ſind anerkannt durch ihre Geſchichte. Ihre Aufgabe, brauchbare Schulbücher zu ſein, haben ſie erfüllt, und das beſonders durch die von ihnen angeſtrebte lebensvolle Verbindung von grammatiſchem Unterricht und Lektüre.

Um letzterer willen hatte Melanchthon in die griechiſche Grammatik direkt einige Abſchnitte aus den Klaſſikern, aus der Theogonie Heſiods und dem zweiten Buche der Ilias eingefügt und dabei erklärt, es ſei ſeine Gewohnheit, aus den Dichtern Beiſpiele zu wählen, nicht ſowohl zu grammatiſcher Uebung, als zur Ausbildung der Sitten; das ſei der rechte Gebrauch der Dichter, denn gar nicht ſtimme er überein mit denen, die in den Werken der Dichter nichts ſähen, als angenehmes Wortgeklingel. Der erſten mit der Uebung der Grammatik verbundenen Lektüre ſollten nun auch die beiden Chreſtomathien dienen, die Melanchthon ebenfalls in der erſten Zeit ſeiner Wittenberger Lehrthätigkeit veröffentlichte. Beider Inhalt iſt für den Humaniſten des Evangeliums ſo bezeichnend, daß wir ihn kurz überblicken müſſen. Die lateiniſche Chreſtomathie, 1524 in Wittenberg gedruckt, enthält als Vorrede das pädagogiſche Programm Melanchthons: durch Kenntniſſe zur Frömmigkeit! Dann bringt ſie das Alphabet, die Vokale und Diphthonge; darauf das Vaterunſer, den Mari-

anischen Gruß, das apostolische Glaubensbekenntnis, Psalm 66, V. 2—8, die zehn Gebote, die Bergpredigt, das 12. Kapitel des Römerbriefs und das 13. Kapitel des Evangeliums des Johannes, Psalm 127, ein Gedicht in Hexametern „über das menschliche Leben", die Sprüche der sieben Weisen Griechenlands in der Uebersetzung des Erasmus von Rotterdam, mehrere lateinische Gedichte und endlich Auszüge aus Ovid und aus Plautus. Wie die lateinische Chrestomathie klassischen und christlichen Stoff unter einander mischt, so auch die griechische, 1525 zu Hagenau erschienen, die neben den antiken nun auch die christlichen Stücke im Urtext bringen kann. Auch sie enthält die Bergpredigt, die Kapitel 12 und 13 des Römerbriefs, darauf die „Hauptstücke des Glaubens" in Hexametern; dann folgen klassische Stücke, ausgewählt aus Homer, Hesiod, aus Sophokles' Ajax, Euripides' Medea, aus der Kranzrede des Demosthenes, aus Plato, Herodot und Theokrit.

Nur wenige Exemplare dieser Chrestomathien haben sich erhalten, entweder weil das Buch zu viel gebraucht wurde, oder weil es sich nicht recht durchsetzen konnte und nicht oft wieder aufgelegt ist. Letzteres ist das Wahrscheinlichere; man wandte sich wohl lieber gleich zu den Schriftstellern selbst, die mehr und mehr durch Neudrucke zugänglich gemacht wurden.

Auch Melanchthon hat sich durch die Herausgabe der verschiedensten griechischen und römischen Klassiker große Verdienste erworben. Er besorgte Ausgaben von Cicero und Tacitus, von Sallust und Quintilian, von Vergil und Ovid, Demosthenes, Pindar und anderen. Selbstverständlich dürfen wir nicht unseren heutigen Maßstab an diese Ausgaben legen; sonst hätte ihre Besorgung die Arbeitskraft selbst eines Melanchthon übersteigen müssen.

Die griechischen Schriftsteller wurden noch dazu meist mit einer Uebersetzung versehen. So hatten es die italienischen Humanisten begonnen, die älteren deutschen Humanisten fortgesetzt; so hielt es auch Melanchthon für zweckmäßig. Wir besitzen von ihm sechs ganze Reden des Demosthenes, je eine Rede des Aeschines und des Lykurg, die Reden aus dem Thukydides, Abschnitte aus Aelian, Stobäus, Xenophon, Plutarch, Homer und Hesiod, das Opus quadripartitum des Claudius Ptolemäus, 18 Dramen des Euripides, die Gedichte Pindars und des Theognis u. a. m. ins

Lateiniſche überſetzt. Dieſe Ueberſetzungen ſollten jedoch keine ſelbſtändigen ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen ſein, ſondern ſollten — meiſt geradezu aus den exegetiſchen Vorleſungen hervorgegangen — lediglich dem Verſtändnis der betreffenden Schriftſteller dienen. Melanchthon ſah deshalb ſeine Hauptaufgabe in der Deutlichkeit, weniger in der genauen Wiedergabe der Schönheiten des Urtextes, und er war ſelbſt ſehr wenig mit ſeinen Leiſtungen auf dieſem Gebiet zufrieden, ſo ſehr auch andere ſeine Ueberſetzungen ſchätzten.

Abgeſehen von dieſen wörtlichen Uebertragungen diente er dem Verſtändnis der Schriftſteller durch ſeine teils von ihm ſelbſt, teils von ſeinen Schülern nach ſeinen Vorleſungen herausgegebenen Kommentare. Ihre Art der Auslegung iſt naturgemäß dieſelbe, wie die in ſeinen Vorleſungen von ihm angewandte. Die Kommentare ſind mindeſtens ebenſo zahlreich, wie die eben genannten Ueberſetzungen, zumal dort nur von den griechiſchen Schriftſtellern die Rede ſein konnte. Meiſtens ſind die Erklärungen ſehr kurz und fragmentariſch gehalten. Offenbar waren ſie darauf angelegt, den Vorleſungen über die betreffenden Schriftſteller zur Grundlage zu dienen, wie auch Melanchthon ſelbſt ſeine kurzen Scholien und Argumente in ſeinen Lektionen noch weiter ausführte.

Das ſind in der Kürze die philologiſchen Arbeiten Melanchthons, nicht großartige wiſſenſchaftliche Leiſtungen im heutigen Sinne, wohl aber Arbeiten, durch die er ſeiner Zeit und ſpäteren Generationen in hervorragender Weiſe gedient hat, und die allein ihm den Ehrennahmen eines Praeceptor Germaniae hätten verſchaffen können.

Nicht minder bedeutend ſind ſeine Arbeiten auf dem Gebiete der Philoſophie, die wir hier, entſprechend den Publikationen Melanchthons, unter den Einzelbegriffen der Dialektik, Rhetorik, Ethik, Pſychologie und Phyſik behandeln.

Die Dialektik iſt in dreifacher Geſtalt erſchienen.[4]) Die letzte Bearbeitung, die man ihrem weit größeren Umfange nach einen Kommentar zur erſten von 1520 nennen könnte, iſt von ihren Vorläuferinnen doch weſentlich verſchieden; beſonders iſt es bezeichnend, daß mehr und mehr die Dialektik zur Rhetorik ſich geſtaltet, von der die erſte Auflage ſie abzugrenzen ſucht. Wir

haben oben gesehen, wie diese unwillkürliche Verschmelzung der beiden Disziplinen sich erklärt. Uebrigens ist die Einteilung in vier Bücher und die Anordnung des Stoffes trotz aller Verschiedenheiten bei den drei Bearbeitungen im ganzen dieselbe, so daß wir uns doch, um beides in der Kürze anzudeuten, an die erste halten dürfen.

Die Dialektik hat es zu thun mit der Definition, mit der Einteilung und der Beweisführung. Die beiden ersteren beziehen sich auf die Worte und werden behandelt im ersten Buch; letztere bezieht sich auf die Sätze bezw. auf die Rede, und ihr sind die drei übrigen Bücher gewidmet. Die Definition beginnt mit der einfachen Wortdefinition, wobei die grammatische Erklärung oder die Etymologie des Wortes die besten Dienste leistet; zu ihr tritt die Sachdefinition hinzu, die namentlich auf die Beschaffenheit, auf die Ausdehnung eines jeden Begriffs und auf seine Beziehungen zu anderen Begriffen zu achten hat. Die letzte Klarheit über das zu definierende Wort bringt es dann, ihm seinen bestimmten Platz in der Gattung zu geben, es zu zerlegen in seine Teile und zu fragen nach seinen Wirkungen. Das zweite Buch handelt zunächst vom Wesen und von der Bedeutung, dann von den verschiedenen Formen des Satzes; den Wert dieser Erörterungen sieht Melanchthon darin, daß sie den Nutzen der Dialektik für die Rhetorik bezw. die innige Verwandtschaft beider klar machen. Die Beweisführung, im dritten Buch behandelt, bildet den wichtigsten Teil der Dialektik; sie erörtert die einzelnen Schlußformen, den Syllogismus, das Enthymem d. i. den abgekürzten Syllogismus, die Induktion und das Beispiel. Das letzte Buch endlich, die sogenannte Topik der Alten, soll zur Auffindung des Stoffes für die dialektische Beweisführung anleiten und auch diesen Stoff selbst darbieten.

Früher noch, als die erste Bearbeitung der Dialektik, erschien die erste Behandlung der Rhetorik durch Melanchthon, weshalb er in jener bereits auf diese zurückweist. Auch bei ihr sind verschiedene Stadien der Bearbeitung zu unterscheiden.[5]) 1519 zuerst im Vergleich zu den späteren Ausgaben als ein dürres Schema des zu behandelnden Stoffes erschienen, ist sie in der letzten Bearbeitung, die wir der kurzen Inhaltsangabe zu Grunde legen, zu einem stattlichen Bande angewachsen.

In der Einleitung empfiehlt Melanchthon die Rhetorik nicht allein als redebildende Kunst, sondern auch als nötige Kenntnis, um das Verständnis der Klassiker sich zu erschließen. Denn nicht nur Wortkenntnis will sie lehren, sondern in erster Linie Kenntnis der Dinge. Die Aufgabe des Rhetorikers ist fünffach: er muß den Stoff erfinden, er muß ihn ordnen, er muß ihn darstellen, muß das Ausgearbeitete memorieren und muß es vortragen. Erfindung, Anordnung und Darstellung, die beiden ersteren auf den Inhalt, letztere auf die Form sich beziehend, erschöpfen aber die Rhetorik; deshalb will Melanchthon nur diese drei behandeln; für das Memorieren lassen sich doch keine Kunstregeln geben und für den Vortrag verweist er auf die Nachahmung der Meister. Die Ausführungen über die Erfindung des Stoffes bringen namentlich die Erörterung über die verschiedenen Arten der Rede. Den drei insgemein angenommenen Arten — der Rede vor Gericht, der erwägenden und beweisenden Rede — fügt Melanchthon sehr charakteristisch eine vierte Art hinzu, die lehrhafte Rede, die er dann zuerst bespricht. Freilich gehöre sie eigentlich der Dialektik an, so beginnt er, aber sie dürfe nicht übergangen werden, zumal sie für die Kirche die größte Bedeutung habe, wo man nicht nur überlegende und beweisende, sondern auch über die Glaubenssätze belehrende Reden halten müsse, um die Hörer zu überzeugen. Das Interesse an der Kirche also läßt den Verfasser diese neue Art voranstellen, und sein kirchliches Interesse bekunden auch die von ihm gewählten Beispiele, indem er seine Regeln an den Begriffen der Tugend, der Buße und des Glaubens klar macht. Die Alten, sagt Melanchthon, seien durch die Rede vor Gericht zur Rhetorik geführt; zum größten Teil wollten ihre Regeln zur rechten Behandlung gerichtlicher Streitfragen befähigen, aber die Kenntnis dieser Regeln sei auch sonst notwendig und sei namentlich bei der Behandlung kirchlicher Streitfragen, die mit gerichtlichen große Aehnlichkeit hätten, zu verwenden. Die erwägende Rede wolle das für oder wider klarstellen, wolle zu- oder abraten, bitten oder warnen; am wirksamsten sei bei dieser Gattung das gut gewählte Beispiel. Lob oder Tadel endlich liege in der beweisenden Rede; diese sei von hohem Wert und erfordere eine aufmerksame Behandlung, „denn — so bringt Melanchthon zuletzt seine hohe Anschauung

von der Redekunſt zum Ausdruck — wenn man überhaupt im Leben auf das achten muß, was ſchicklich iſt, ſo zumeiſt beim Reden, da dieſes das vornehmſte, das gewichtigſte und ſchwierigſte iſt unter den Werken der Menſchen.“ Die Anweiſung, wie die gewonnenen Gedanken zur Rede zu ordnen, zu diſponieren ſind, ſchließt das erſte Buch ab. Es folgen dann die Regeln für den Stil oder für die Darſtellung. Viele legen auf dieſe gar kein Gewicht, und doch iſt die Darſtellung nicht geringer zu achten, als das Darzuſtellende, denn „ohne das Licht der Worte können die Dinge nicht verſtanden werden.“ Weil man die Form für gleichgültig hielt, hat man die Studien vernachläſſigt; hier liegen die Wurzeln des eingeriſſenen Verderbens. Drei Dinge werden als Teile der Darſtellung behandelt: die grammatiſche Deutlichkeit, denn kein größerer Vorzug der Rede, als Klarheit! — die Tropen oder Redefiguren, von denen Melanchthon eine große Anzahl aufzählt, beſpricht und durch Beiſpiele erklärt, und die rechte Fülle des Ausdrucks, die man am beſten lernen könne bei Erasmus von Rotterdam. Bemerkenswert iſt der gelegentlich der Redefiguren gemachte Exkurs über den vierfachen Sinn der heiligen Schriften. Dabei verwirft Melanchthon die Exegeſe des Mittelalters, die ſtatt ſich an den einen, mit den Regeln der Grammatik, Dialektik und Rhetorik zu findenden Sinn zu halten, einen vierfachen Schriftſinn unterſchieden habe und damit alles aus der Schrift habe herausleſen können. Nur der eine Sinn ſei maßgebend; allegoriſch auslegen dürfe nur der Geförderte. Ausführungen über die drei Stilarten, die Melanchthon durch Vergleichung mit der Malerei illuſtriert, machen den Schluß des Buches.

Verhältnismäßig ſpät hat Melanchthon die Ethik behandelt. Für ſie mußte in der Kirche der Gerechtigkeit allein durch den Glauben erſt der Platz gefunden werden. Als erſte ethiſche Schriften ſind Melanchthons Kommentare zur Ethik des Ariſtoteles und ſeine Prolegomena zu Ciceros Buch „über die Pflichten“ zu nennen. Als ſelbſtändige Disziplin behandelt er die Ethik zuerſt 1538, dann 1550 und endlich 1552.*) Auch hier ſind die ſpäteren Bearbeitungen den früheren gegenüber bedeutend verändert. Wir charakteriſieren Melanchthons Ethik kurz an den Ausgaben von 1538 und 1550.

Die Moral behandelt ihm denjenigen Teil des göttlichen Geſetzes, der ſich auf die äußere Gerechtigkeit bezieht, oder, wie er es ſpäter ausdrückt, auf das Naturgeſetz. Einleitungsweiſe ſtellt er das Verhältnis der Ethik zum Evangelium feſt. Vermiſcht dürfen die beiden nicht werden, wohl aber hat die Moralphiloſophie ihre große Bedeutung auch für den Chriſten, eben indem ſie den Teil des göttlichen Geſetzes betrifft, den Gott dem Gewiſſen der Menſchen eingeprägt hat. Dem göttlichen Geſetze aber angehörig kann auch die Ethik keinen anderen Zweck des Menſchen erkennen, als den das Geſetz Gottes überhaupt verfolgt, nämlich Gotteserkenntnis, Gehorſam gegen Gottes Befehle und die Pflicht der Verbreitung ſeines Ruhms. Und indem die Menſchen nach Gottes Willen dieſen Zweck zum Inhalt ihres Lebens machen, üben ſie ſich in der Tugend. So gelangt Melanchthon zu dem Begriff, den er ſeinen Ausführungen im weſentlichen zu Grunde legt. Die Lehre von den Tugenden nämlich macht den Hauptteil des Buches aus, deſſen Gang aber mehrfach von Exkurſen unterbrochen wird, ſo daß man oft die klare ſyſtematiſche Ordnung vermißt, die ſonſt Melanchthons Bücher auszeichnet. Eingeteilt werden die Tugenden nach dem Dekalog, um dann die der erſten Tafel, weil ſie nur aus der heiligen Schrift zu erkennen ſeien, von der Ethik auszuſchließen und die der zweiten durchweg im Anſchluß an die Ariſtoteliſche Tugendlehre zu behandeln. Die Exkurſe erörtern beiſpielsweiſe bei der Tugend der Gerechtigkeit das Reformationsrecht der Fürſten; ein andermal wird die Frage aufgeworfen, ob man die Tyrannen töten dürfe, und dabei auf Tells Schuß, jedoch ohne den Namen zu nennen, hingewieſen.

Im ganzen verfolgt die Bearbeitung von 1550 denſelben Gang, aber ſie iſt von der früheren beſonders dadurch verſchieden, daß ſie weit mehr noch, als jene, zur rein theologiſchen Ethik hinſtrebt. Das zeigt ſich beſonders, wenn das höchſte Gut hier als Gott ſelbſt definiert wird, „der uns ſeine Gnade mitteilt, wenn wir ihn wahrhaft erkennen und verherrlichen“. Auch darin offenbart ſich die theologiſche Färbung, daß trotz der entſchiedenen Betonung der Willensfreiheit des Menſchen dennoch ganz anders, als früher, auf die Wirkung des heiligen Geiſtes im Menſchen Bezug genommen wird. Unwillkürlich wird Melanchthon auch

hier, wo er den Anſpruch macht, rein philoſophiſch zu verfahren, von ſeinem Ideal beeinflußt, die klaſſiſchen Studien mit dem chriſtlichen Geiſte zu durchdringen. Ariſtoteles im Bunde mit dem Evangelium, das iſt die Signatur ſeiner Moralphiloſophie. Wir werden ſogleich noch kurz zu würdigen haben, was das für die weitere Entwickelung der Ethik bedeutete.

Ariſtoteles und chriſtlich-bibliſche Wahrheiten, das iſt auch die Signatur der Pſychologie oder beſſer Anthropologie Melanchthons. Er nennt ſein 1540 erſchienenes Buch zwar nur einen „Kommentar über die Seele“,[7]) behandelt darin aber auch den Körper des Menſchen. Nachdem er den hohen Nutzen dieſer Disziplin, namentlich für die Theologie, auseinandergeſetzt, fragt er: was iſt die Seele? Ariſtoteles hier mißverſtehend und Cicero folgend, definiert er ſie zuerſt als das fortdauernd bewegende Prinzip des menſchlichen Organismus und ſtellt neben dieſe klaſſiſche Definition die der Kirche — die Seele der intelligente, vom Körper verſchiedene unſterbliche Geiſt —, der er, ohne beide Definitionen zu vermitteln, neben jener gleiche Geltung zuſchreibt. Nachdem er dann feſtgeſtellt, daß wir die Seele allein kennen an ihren Wirkungen, die wir aber auch nicht im Stande ſind völlig zu ergründen, behandelt er zunächſt die Werkzeuge, durch welche die Kräfte der Seele wirkſam werden, nämlich die ſämtlichen Körperteile. Geſtützt auf die Mediziner und Naturkundigen des Altertums giebt er eine vollſtändige Anatomie, noch vermehrt durch die Beſchreibung vieler Krankheitserſcheinungen an den einzelnen Teilen des menſchlichen Organismus. Dieſer Anatomie folgt eine Phyſiologie. Dabei handelt er, der ſo großen Wert auf dieſelben legte, von den Träumen, die rein phyſiſch, aber auch göttlich und teufliſch ſein können. Göttlich ſind die Träume, von denen die Bibel erzählt; teufliſch die, von denen die Heiden, die Manichäer und Wiedertäufer berichten. Der Inhalt der eigentlichen Pſychologie endlich gliedert ſich nach den geiſtigen Kräften des Auffaſſungsvermögens, der Urteilskraft und des Gedächtniſſes. Bei ihrer Behandlung hören wir von den uns angeborenen Ideen, von den Prinzipien der Geometrie, der Phyſik und der Moral, und von den Gründen für die Sicherheit unſerer Erkenntnis. Dieſe wird nämlich gewährleiſtet durch die allgemeine Erfahrung, durch die Kenntnis der erſten Urſachen,

durch die zwingende Macht des Syllogismus und für uns Christen noch durch die Offenbarung. Seine Auseinandersetzungen über den Willen des Menschen führen Melanchthon auch zu Erörterungen über Gottes Willen gegenüber der Welt: Gott ist nicht an die Mittelursachen gebunden, er ist frei. Als Gottes Ebenbild hat aber auch der Mensch einen freien Willen; als Ebenbild Gottes hat er auch eine unsterbliche Seele, was neben den biblischen Beweisen, namentlich der Auferstehung Jesu Christi, die Argumente der Alten stützen müssen. Diese für Melanchthon wieder sehr bezeichnende Zusammenstellung macht den Schluß des Buches.

Als letzte philosophische Disziplin behandelte Melanchthon die Physik.[5]) Er teilt den gewaltigen Stoff, der nach damaligem Begriff neben der gesamten Kenntnis der Natur auch die Metaphysik mit zu umfassen hatte, in drei Hauptteile. Im ersten spricht er von Gott und von der Materie; der zweite enthält die eigentliche Physik; der dritte handelt von den Elementen.

Daß er mit Gott und nicht mit der Materie den Anfang macht, bezeichnet seinen christlichen Gegensatz gegen den Heiden Aristoteles. Doch hält er es für gut, die Gewißheit von Gottes Dasein durch neun philosophische Gottesbeweise zu stützen, weil sie die Gutgesinnten stärken können. Ebenfalls im Gegensatz gegen Aristoteles bestreitet er dann, daß es mehrere Welten gebe, daß die Welt ewig, die Seele sterblich sei. Er vertritt, obgleich Kopernikus sein bahnbrechendes Werk schon 1543 veröffentlicht hatte, aufs entschiedenste den geozentrischen Standpunkt; die Hypothese, daß die Erde sich bewege und die Sonne feststehe, erklärt er für eine eitle Neuerung und leere Prahlerei. Schon Aristarch aus Samos habe das vor Jahrhunderten behauptet, habe aber die Wahrheit nicht widerlegen können. Die eigentliche Physik beginnt mit dem Abschnitt über die Prinzipien, in dem er seine Ansichten über Stoff, Gestalt und Veränderungen von Stoff und Form entwickelt. Es folgen Erörterungen über die Bewegungen der Körper, über den Raum, der nach Melanchthon nicht unendlich ist, und über die Zeit, die ihm weder Anfang noch Ende zu haben scheint. Die Lehre von den Elementen endlich, als die Melanchthon Feuer, Wasser, Luft und Erde nennt, behandelt ihre Eigenschaften und ihre Mischungen und beschreibt ihre Verwandlungen.

Um die philoſophiſchen Arbeiten Melanchthons recht zu würdigen, dürfen wir ſie von keinem anderen Geſichtspunkt aus beurteilen, als ſeine Grammatiken. Auch ſie wollen lediglich Lehrbücher ſein, und als ſolche verdienen ſie unſere volle Anerkennung, die Eduard Zeller in ſeiner Geſchichte der deutſchen Philoſophie zu folgender Charakteriſtik zuſammengefaßt hat: „wohlgeordnet, vollſtändig, gelehrt, von muſterhafter Klarheit und eleganter Darſtellung, durchweg auf das Bedürfnis des Unterrichts und die praktiſche Anwendung der wiſſenſchaftlichen Lehren berechnet". Lehrbücher ſind ſie denn auch geweſen, ja lange Zeit faſt die einzigen Lehrbücher in den durch ſie behandelten Disziplinen, wie wir nachher noch näher ſehen werden. Sie haben ihrem Verfaſſer den ehrenvollen Namen „Lehrer" eingetragen.

Mehrfach haben wir von Melanchthons großer Vorliebe für Geſchichte gehört, haben namentlich bereits ſeine zahlreichen Reden hiſtoriſchen Inhalts erwähnt. Es fehlt auch nicht an größeren hiſtoriſchen Arbeiten. Schon in Tübingen hat er als Korrektor in der Anshelmſchen Offizin für einen Neudruck die viel geleſene Chronik des Johannes Nauclerus (geſt. 1510) — wenn Winsheim in ſeiner Leichenrede nicht übertreibt — vollſtändig umgearbeitet. Wahrſcheinlicher iſt allerdings, daß Melanchthons Arbeit hier lediglich auf dem ſtiliſtiſchen Gebiete lag. Unter ſeinen Ausgaben klaſſiſcher Hiſtoriker ſchätzte er ſelbſt die kommentierte Ausgabe von Tacitus' Germania am höchſten, die auch mannigfaches geographiſches Material enthält. Auch einem deutſchen Geſchichtsſchreiber des Mittelalters hat er zum Druck verholfen; er fand in der Bibliothek des Auguſtinerkloſters in Wittenberg eine Handſchrift der Annalen Lamberts von Hersfeld, ohne jedoch den nicht genannten Verfaſſer zu kennen. Er übergab das Manuſkript ſeinem früheren Tübinger Freunde Kaſpar Churrer, der die Annalen 1525 erſcheinen ließ. Zur Chronik des Burchard von Urſperg, einer Quelle der deutſchen Geſchichte des 12. und 13. Jahrhunderts, die 1536 gedruckt wurde, ſchrieb er die Widmungsepiſtel an den Pfalzgrafen Philipp; er unterſtützte zahlreiche hiſtoriſche Arbeiten ſeiner Freunde, ſo die Chronika des Hauſes Sachſen von Spalatin.

Eine ſolche Unterſtützung war zunächſt auch ſeine Bearbeitung

der Chronik des Carion, einer der bedeutendsten historischen Leistungen des 16. Jahrhunderts, die dann für Melanchthon Veranlassung zu seinem größten geschichtlichen Werke wurde. Johannes Carion, geboren 1499 zu Bietigheim in Württemberg, hatte unter Luther und Melanchthon in Wittenberg studiert, war dann aber bei der römischen Kirche geblieben. Als Professor der Mathematik zu Frankfurt a. O. hatte er eine Chronik geschrieben, die er Melanchthon 1531 zur Durchsicht und Verbesserung übersandte. Dieser spricht sich über das ihm gesandte Manuskript nicht sehr anerkennend aus, so daß er wohl vieles darin geändert haben wird; namentlich scheint er Ordnung in die gewaltige Masse des Stoffes gebracht zu haben. Denn das Werk, wie es dann 1532 erschien, umfaßt nach Art damaliger Chroniken die Zeit von Adam bis zum Jahr seines Drucks. Es ist eingeteilt in drei Bücher, von denen das erste von der Schöpfung bis Abraham reicht und einen Zeitraum von 2000 Jahren umfassen soll; das zweite Buch, wieder 2000 Jahre umfassend, reicht bis auf Augustus und behandelt die Geschichte nach den vier Weltreichen des Daniel; das dritte Buch schließt mit dem Jahre 1532. Auch nach der Bearbeitung genügte das Buch Melanchthon keineswegs; und eine seiner letzten litterarischen Arbeiten ist eine vollständige Neubearbeitung des größten Teils der Chronik gewesen, von der er zwei Bände, den ersten 1558, den zweiten 1560 — noch wenige Tage vor seinem Tode — erscheinen lassen konnte. Den dritten und vierten Band hat sein Schwiegersohn, der Doktor der Medizin Kaspar Peucer, mit Geschick bearbeitet und 1564 bzw. 1565 herausgegeben. In dieser Neubearbeitung enthält der erste Band die beiden ersten Bücher der ursprünglichen Chronik, geht also bis Augustus; der zweite Band reicht bis auf Karl den Großen. Den dritten und vierten Band lassen wir hier bei Seite.

Selbstverständlich berührt uns vieles an dem Buche sonderbar. Wir verstehen es, daß bei Melanchthon die religiös-sittliche Seite der Geschichtsbetrachtung stark hervortritt, aber seltsam erscheint es, wenn selbst Ereignisse der griechischen und römischen Geschichte, die uns durch ihre gewaltige Tragik bewegen, für Melanchthon nur Anlaß werden zu einer etwas spießbürgerlichen Moralpredigt; wenn ihm der peloponnesische Krieg dazu dienen muß, unter Hinweis

auf Perikles vor dem Eigensinn zu warnen, wenn die Katastrophe der sizilischen Expedition ihm nur durch den Leichtsinn des Alcibiades veranlaßt ist. Einen eigentümlichen Eindruck macht es auch auf uns, wenn Hannibal, Brutus und Cassius Uebertreter des fünften Gebotes genannt werden und wenn Melanchthon Trojas Geschick und die Vertreibung der römischen Könige aus der Verletzung des sechsten Gebotes herleitet. Aber er sah in der Geschichte, wie er in seiner Einleitung selbst erklärt, geradezu Illustrationen zu den Geboten des Dekalogs.

Jeder Humanist setzte seinen Stolz darin, recht spitzfindige Etymologien zu entdecken; Reuchlin, der sonst so exakte Gelehrte, betrieb das Etymologisieren mit einer Naivetät, die uns als wissenschaftlicher Leichtsinn erscheint. Sein ganzes Buch „vom wunderthätigen Wort" geht darin auf, aus dem vierbuchstabigen unaussprechlichen Gottesnamen des alten Testaments Ihvh die Einheit zwischen der heiligen Dreieinigkeit und den Menschen herauszugeheimnissen. Gerade in seiner Chronik des Carion betreibt auch Melanchthon diese Kunst des Etymologisierens mit einer wahren Leidenschaft. Besonders die ethnologische Tafel im 10. Kapitel der Genesis bietet ihm reichlichen Stoff, diese Kunst zu üben.

Die mittelalterliche Art der Geschichtsschreibung hat auch Melanchthon noch nicht überwunden. Trotz einzelner Versuche, sachlich Zusammengehöriges nicht auseinander zu reißen, und trotz allen angeblichen Bestrebens, die Gründe der Entwickelung aufzuzeigen, fehlt ihm doch das Verständnis für die in der Geschichte sich offenbarenden bewegenden Ideen. Die Geschichte bleibt ihm noch wesentlich eine annalistische Aneinanderreihung einzelner interessanter Begebenheiten.

Dennoch ist seine Leistung eine erstaunliche. Vergleichen wir ihn mit seinen Vorgängern auf deutschem Boden, so ist es schon etwas Großes, überhaupt nach Entwickelung zu fragen; so verdient schon der Versuch, die Ereignisse in Perioden zu gliedern, unsere Anerkennung. Erstaunlich aber ist vor allem das historische Wissen, das Melanchthon in seiner Chronik offenbart: die große Zahl der Historiker, die er studiert, die Menge des Stoffs, die er verarbeitet hat, müssen unsere Bewunderung erregen. Und als moderne Menschen fühlen wir uns sympathisch berührt, wenn aus seiner

Geſchichte ſein warmer Patriotismus uns entgegentritt; ſchildert er Deutſchlands Not, ſo merken wir, daß ſein Herz daran Teil hat; ſchildert er deutſche Siege, ſo nimmt ſeine Rede einen höheren Flug.

Die Arbeiten Melanchthons für die Mathematik und für die Aſtronomie mögen die Reihe ſeiner wiſſenſchaftlichen Publikationen abſchließen. Abgeſehen von den vorhin genannten Reden, die mathematiſche und aſtronomiſche Themata behandeln, und ſeiner Darſtellung des Ptolemäiſchen Syſtems in ſeiner Phyſik, hat Melanchthon ſich nicht ſelbſtändig auf dieſen Gebieten verſucht. Doch hat er verſchiedene Werke mathematiſchen Inhalts, ſo das Buch des Johannes de Sacro Buſto „über die Sphäre“ und die Elementa arithmetices des Georg Peuerbach, herausgegeben und hat außer den ſchon angeführten Ueberſetzungen aſtronomiſcher und aſtrologiſcher Schriftſteller die Edition zahlreicher Werke zur Himmelskunde unterſtützt und dieſelben mit Vorreden verſehen.

Aber obgleich Melanchthons Thätigkeit bei dieſen Wiſſenſchaften ſich weſentlich darauf beſchränkt hat, ſie zu empfehlen, ſo ſind gerade dieſe ſeine Empfehlungen und Anregungen außerordentlich fruchtbar geweſen. An keiner Univerſität blühten wie in Wittenberg die Studien der Mathematik und der Naturwiſſenſchaften. Selbſt, wie wir gehört haben, ein Gegner des Kopernikaniſchen Syſtems, war Melanchthon doch weitherzig genug, einen Vertreter desſelben, Georg Joachim, genannt Rhätikus, nach Wittenberg zu ziehen. 1536 eröffnete dieſer mit einer von Melanchthon verfaßten Rede Vorleſungen über Arithmetik; in der Aſtronomie beſaß Cruciger treffliche Kenntniſſe; ihm reihten ſich an Paul Eber, Michael Neander, Valerius Cordus u. a., die alle die Naturwiſſenſchaften eifrigſt vertraten, alle als Schüler Melanchthons und alle den Büchern folgend, die er ihnen gab und zu denen er ſie führte.

Standen ſchon die von ihm empfohlenen Bücher in ſolch hohem Anſehen, in wie viel höherem die von ihm verfaßten. Sehen wir an ihrer Verbreitung und der Menge ihrer Auflagen noch kurz den gewaltigen Einfluß des Praeceptor Germaniae, um die Berechtigung dieſes Namens aufs neue zu erkennen. Bis

zum Ende des 16. Jahrhunderts ſind Melanchthons Lehrbücher in allen evangeliſchen Schulen faſt allein im Gebrauch geweſen, ja ſelbſt manche katholiſche, ſelbſt klöſterliche Anſtalten überwanden den Widerwillen gegen den Ketzer und führten ſeine Bücher ein.

Vor mir liegt ein Stundenplan des Johanneums zu Lüneburg aus dem Jahre 1577 und zufällig aus dem gleichen Jahre ein Stundenplan der Landſchule zu Schleuſingen. In der norddeutſchen und in der mitteldeutſchen Stadt lernen die Schüler das Lateiniſche nach der Grammatik und der Syntax Melanchthons, ſie benutzen ſeine Proſodie, üben ſich an ſeiner Dialektik, bilden ihre Redekunſt nach ſeiner Rhetorik; ja, in Schleuſingen werden auch die Teile des menſchlichen Körpers erklärt nach Melanchthons Commentarius de anima. Und dieſe Stundenpläne ſind willkürlich herausgegriffen; eine Prüfung der damaligen Lektionspläne evangeliſcher Gymnaſien würde überall dieſelbe Erſcheinung zeigen. Nachweislich wurde die lateiniſche Grammatik in den ſächſiſchen Schulen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gebraucht, anfangs in der von Melanchthon ſelbſt geſchaffenen bzw. gebilligten Geſtalt, ſpäter in Ueberarbeitungen anderer.

Melanchthon hatte nämlich ſchon 1540, nachdem die Grammatik in der erſten oben kurz charakteriſierten Form wiederholt erſchienen war, ſeinem Schüler Jakobus Micyllus aufgetragen, ſein Buch zu erweitern, weil er eine ſolche Erweiterung für eine Verbeſſerung hielt. Zehn Jahre ſpäter wurde dann dieſe Bearbeitung der Grammatik von Camerarius aufs neue verändert, der im Auftrage des Buchhändlers Bapſt in Leipzig bei Melanchthon die Erlaubnis dazu ausgewirkt hatte. Andere Schulmänner waren aber der Meinung, daß eher eine Verkürzung das Buch noch brauchbarer machen würde. Schon 1544 erſchien ein Auszug von Lukas Loſſius in Lüneburg; ſpäter noch ſolche von Medler, Michael Neander, dem verdienten Ilfelder Rektor, und Erasmus Schmid. Mit der letzteren Bearbeitung hatte es eine eigene Bewandtnis. Der Gegenſatz gegen die Philippiſten auf theologiſchem Gebiet ließ auch Melanchthons Grammatik als heterodox erſcheinen! Man verſuchte ſie aus den Schulen zu verdrängen. Da rettete Kurfürſt Johann Georg das bewährte Buch dadurch,

daß er eine Bearbeitung desſelben durch eine Kommiſſion anbefahl. An der Spitze dieſer Kommiſſion ſtand eben jener Erasmus Schmid; die Grammatik erſchien in ſeiner Bearbeitung 1621. Die Kompendien nicht mitgerechnet ſind in etwas mehr als 200 Jahren nachweislich 84 Ausgaben erſchienen. Die Syntax wurde bis 1579 teils in der von Melanchthon ſelbſt beſorgten Geſtalt, teils auch in Bearbeitungen 13 mal aufgelegt.

Von der griechiſchen Grammatik mußte Melanchthon bis 1544 18 Neudrucke veranſtalten; dann übertrug er die Reviſion auch dieſer Grammatik ſeinem getreuen Camerarius; von ihm beſorgt, iſt die Grammatik von 1545 bis 1589 26 mal erſchienen und dann bis 1622 noch 7 mal, ſo daß ſie in etwa 100 Jahren 51 Auflagen erlebt hat, verhältnismäßig noch mehr, als die lateiniſche Grammatik. Daß ſie früher, als dieſe, durch die Bücher anderer abgelöſt wurde, die aber natürlich auf den Schultern Melanchthons ſtanden, hatte darin ſeinen Grund, daß die griechiſche Sprachforſchung, die erſt kürzlich die Schulen ſich erobert hatte, in weit höherem Maße der Vervollkommnung fähig war. Beachtet man das, ſo hat Melanchthons Grammatik ſehr lange den Weg zeigen dürfen.

Nicht ſo bedeutend iſt die Zahl der Auflagen bei den philoſophiſchen Lehrbüchern; in der Grammatik lag entſchieden die vornehmſte Kraft Melanchthons, und das hat ſeine Zeit wohl erkannt. Doch iſt auch die Dialektik bei ihrem Erſcheinen lebhaft begrüßt. Gleich in ihrer erſten Form wurde ſie alsbald, von Jakob Wimpfeling warm empfohlen, an der Univerſität Heidelberg eingeführt und Braſſikanus feierte ſie als Licht bringend nach der Finſternis; von der Ausgabe des Jahres 1547 waren in wenigen Tagen 3000 Exemplare verkauft, ſo daß ein Neudruck beſorgt werden mußte. Bis 1605 iſt ſie nachweislich noch gedruckt. Bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts iſt auch die Rhetorik noch aufgelegt; die Phyſik finde ich zuletzt 1581, die Anthropologie zum letzten Mal 1593. Länger hielt ſich noch das Chronikon, das bis 1624 etwa 35 mal gedruckt wurde. Jedenfalls iſt demnach das Urteil berechtigt, daß bis zum Ende des 16. Jahrhunderts durchweg Melanchthons Bücher die evangeliſchen Schulen beherrſcht haben.

Aber viel weiter reicht in der Geſchichte der deutſchen Schule ſein Einfluß, der noch blieb, als man ſich deſſen im einzelnen gar nicht mehr bewußt war, als die Schulbücher längſt andere Namen auf den Titeln trugen, als ſeine zahlreichen Schüler längſt anderen Generationen Platz gemacht hatten. Wie lange dieſer Einfluß Melanchthons nachwirkte, zeigt uns beiſpielsweiſe die Geſchichte der Ethik, bei der er verhängnisvoll und deshalb am deutlichſten erkennbar iſt, während bei andern noch heute zu Recht beſtehenden Anſchauungen Melanchthons vielfach nicht mehr daran gedacht wird, daß er ſie der Wiſſenſchaft einſt gewonnen. Wir ſahen oben, daß Melanchthon, indem er beabſichtigte, eine philoſophiſche Ethik zu ſchreiben, weder dieſe noch eine theologiſche Ethik verfaßte, ſondern daß er beide Gebiete in einander zog. Lange hat es gedauert, bis dieſer Melanchthonſche Irrtum überwunden iſt. Nikolaus Hemming und Paul von Eitzen, beide Verfaſſer von Lehrbüchern der Ethik, gehen ganz in ihres Lehrers Bahnen; ja ſelbſt für die Ethiker der reformierten Kirche, beiſpielsweiſe für Lambert Danäus und ſein Syſtem, iſt Melanchthon beſtimmend geweſen. Auch Georg Calixt, in dem wir den Begründer der theologiſchen Ethik zu ſehen gewohnt ſind, hat das natürliche Sittengeſetz einmiſchend die klare Scheidung des philoſophiſchen und theologiſchen Gebietes noch nicht erreicht. Erſt in unſerem Jahrhundert iſt durch Friedrich Schleiermacher dieſer Einfluß Melanchthons gebrochen.

Wird erſt im weiteſten Umfange das nötige Material uns vorliegen, ſo daß wir die geſchichtliche Entwickelung der einzelnen Lehrfächer Schritt für Schritt bis in Kleinigkeiten hinein verfolgen können; werden wir erſt an der Hand genauer Forſchungen zu ſehen im Stande ſein, wie ein Schulbuch auf den vorhergehenden wieder ſich auferbaut — ſo wird ganz gewiß gerade die Einzelforſchung beweiſen, daß, wie wir Melanchthons Grundanſchauungen noch heute in den fundamentalen Faktoren unſerer Bildung wirkſam ſehen, ſo auch ſeine Methode, die er in ſeinen Lehrbüchern niederlegte, in zahlreichen Einzelheiten noch in unſere Tage hineinreicht.

Aber dieſer wiſſenſchaftliche Einfluß, ſo bedeutend er war, er offenbarte ſich doch nur kleineren Kreiſen, nicht der großen Menge des Volks, und doch trug auch im Volksmunde Melan-

chthon den Namen des „Lehrers“ vor anderen. Er trug ihn, weil man ſich mehr und mehr daran gewöhnte, daß auf dem Gebiete des Unterrichts, mochte es ſich um niedere Schulen, mochte es ſich um Univerſitäten handeln, nichts geſchehen konnte ohne Melanchthons Rat und Wort.

Melanchthon in ſeiner Thätigkeit als praktiſcher Schulmann, das iſt der Inhalt des nächſten Kapitels. —

Drittes Kapitel.

Der Schulmann.

In seiner praktischen Thätigkeit als Schulmann soll uns dieses Kapitel den Lehrer Deutschlands schildern. Seine Gedanken vom Unterricht und von dem Ideal aller Bildung nun in den Schulen lebendig werden zu sehen, das war sein Ziel, das er verfolgte bei der Organisation der niederen Gelehrtenschulen so gut, wie bei den zahlreichen Hochschulen, die er im evangelisch-humanistischen Sinne umgestaltet oder eingerichtet hat. Die Volksschule, die Luther wohl schon als Ziel der Volksunterweisung vorschwebte, und die wir als ein notwendiges Ergebnis der Reformation ansehen müssen, fiel nicht in Melanchthons Gedankenkreis. Für den Humanisten begann der wahrhaft bildende Unterricht erst mit der Lateinschule.

Wie wenig die mittelalterlichen hohen und niederen Schulen und die in ihnen herrschende Methode Melanchthon genügten, konnte uns das erste Kapitel lehren. Dennoch verschmähte er nicht, an die Einrichtung der mittelalterlichen Schulen und Universitäten anzuknüpfen und fest zu halten, was er an ihnen bewährt gefunden. Er offenbart damit den konservativen Sinn, den wir schon mehrfach bei ihm beobachtet haben.

Das wichtige Dokument, das uns über Melanchthons Anschauungen vom Unterricht in der niederen Gelehrtenschule Kunde giebt, ist der sogenannte „Stiftungsbrief der deutschen Gymnasien", der letzte Abschnitt im „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherrn im Kurfürstentum Sachsen", überschrieben: „von Schulen". Als Melanchthon diese grundlegenden Gedanken niederschrieb, konnte der Dreißigjährige doch aus einer reichen

Erfahrung auch auf dem Gebiete des Elementarunterrichts ſchöpfen. Schon in Tübingen ſcheint ſeine Lehrthätigkeit nicht nur in Vorleſungen beſtanden zu haben; neben ihnen traktierte er die elementarſten Anfänge der Grammatik, freilich wohl zumeiſt der griechiſchen. Und was er in Tübingen begonnen, ſetzte er in Wittenberg fort; von Anfang der zwanziger Jahre an hielt er in ſeinem Hauſe eine Privatſchule, die ihm reiche Freude gewährte, und aus der viele tüchtige Männer — ihr Leben lang treue Freunde ihres Lehrers — hervorgegangen ſind. Die ſo gemachten Erfahrungen verwertete er zuerſt bei den Viſitationsreiſen in den Jahren 1526 und 1527, wo neben der Kirche auch die Schulen viſitiert wurden, und legte ſie dann, durch die Viſitation aufs neue geklärt, in dem oben genannten Viſitationsbuche nieder.

Was uns an ſeinem Schulplan zuerſt entgegentritt, iſt die weiſe Beſchränkung, die er immer aufs neue anempfiehlt. Der begeiſterte Humaniſt warnt davor, mehr denn eine Sprache zu treiben; daß dieſe eine die lateiniſche Sprache iſt, und daß unter den ausgeſchloſſenen neben Griechiſch und Hebräiſch — die übrigens ſelbſt Bugenhagen in ſeiner braunſchweigiſchen Schulordnung feſthält — auch Deutſch genannt wird, wird uns in jener lateiniſch redenden Zeit nicht wundern. Auch Religion führt Melanchthon als offiziellen Lehrgegenſtand ein; aber obgleich er weiß, daß es vonnöten iſt, „die Kinder zu lernen den Anfang eines chriſtlichen und gottſeligen Lebens“, gehört er doch nicht zu denen, die die Kinder „gar nichts“ lehren, „denn die heilige Schrift“. Ein Tag jeder Woche ſoll der chriſtlichen Unterweiſung gewidmet ſein. Die Einführung des Religionsunterrichts in die Schule iſt eine entſchiedene Neuerung gegenüber der mittelalterlichen Schulpraxis. So ſehr die mittelalterliche Schule von der Kirche beeinflußt war, die religiöſe Unterweiſung ging faſt gänzlich in der Vorbereitung der kirchlichen Geſangſtücke auf, und die allzu umfangreiche Verwendung der Kinder zum Chordienſt wurde dem regelmäßigen Unterricht gefährlich. Freilich auch in der evangeliſchen Kirche blieb anfangs noch der tägliche Gottesdienſt, bei dem die Schulkinder pflichtmäßig zugegen waren, in Geltung, aber einmal dauerte er doch — abgeſehen vom Sonntag — täglich höchſtens eine Stunde, ſodann erforderte er wegen ſeiner größeren Einfachheit weit weniger

Vorbereitungen, als ehedem; vier bis fünf wöchentliche Muſikſtunden genügten, um dieſes kirchliche Bedürfnis zu befriedigen. Sonſt liegt das Neue an unſerem Schulplan weniger in äußerlich hervortretenden Unterrichtsgegenſtänden, als in der anderen Methode, die wir empfohlen ſehen, und in den durch ſie bedingten anderen Schulbüchern, unter denen uns die für den Humanismus charakteriſtiſchen begegnen. Doch ſelbſt mittelalterliche Schulbücher behält Melanchthon bei, wo er nicht gleich beſſere an die Stelle zu ſetzen weiß; die Bücher für die Anfänger bleiben Donat und die unter dem Namen Catos gebrauchte Sentenzenſammlung. Aber Alexander de Villa Dei iſt gänzlich verſchwunden und mit ihm die alte Methode der Grammatikquälerei. Von vorne herein werden die grammatiſchen Uebungen an die Lektüre angeſchloſſen. Dennoch ſoll die Grammatik exakt gelernt und geübt werden; die grammatiſchen Regeln, die durch die Lektüre klar gemacht ſind, ſollen dann die Kinder „auswendig aufſagen." Wir wiſſen ja, welchen Wert Melanchthon auf grammatiſche Schulung legte; auch hier ſpricht er ſeine Anſchauung dahin aus, daß „kein größer Schade allen Künſten mag zugefüget werden, denn wo die Jugend nicht wohl geübet wird in der Grammatica." Von der mittelalterlichen Schuleinrichtung entlehnt iſt auch ſchon die Einteilung in Klaſſen; als unbedingt erforderlich legt Melanchthon die Gliederung in drei Klaſſen zu Grunde, in denen in Wittenberg, wie wir nachher ſehen, vier Lehrer — der Magiſter und die drei Hülfslehrer, der zweite mit dem Titel Kantor — unterrichteten; ſchwerlich hat Melanchthon damit das drei Klaſſen-Syſtem als unbedingt bindend hinſtellen wollen. Standen mehr als vier Lehrer zur Verfügung oder war die Schülerzahl zu groß, ſo mochte man die Gliederung noch erweitern. Wie man ſchon vor Melanchthon ſelbſt ſechsklaſſige Schulen, z. B. in Münſter, kannte, ſo finden wir auch unter Melanchthons Augen eingerichtete Anſtalten in vier und mehr Klaſſen geteilt. Vierklaſſig war beiſpielsweiſe die Schule in Torgau, an deren Einrichtung Melanchthon nicht geändert hat. Die Wichtigkeit der Stufenfolge hat der große Pädagoge aber klar erkannt, und ihre allſeitige Durchführung an den evangeliſchen Schulen iſt jedenfalls nicht zum wenigſten ſein Verdienſt.

Sehen wir nun, wie Melanchthon in ſeiner Viſitationsſchrift

den Unterrichtsſtoff für die drei Klaſſen verteilt; die Wittenberger Kirchen- und Schulordnung von 1533 giebt uns dann Gelegenheit, uns ungefähr einen Stundenplan der damaligen Lateinſchule in Wittenberg zu rekonſtruieren, zugleich auch zu ſehen, in wie weit Melanchthons anfängliche Forderungen damals ſchon modifiziert waren.

Die Lehrgegenſtände der unterſten Klaſſe, „des erſten Haufens“ ſind Leſen und Schreiben, die Anfangsgründe der lateiniſchen Grammatik und Muſik. Nachdem die Kinder das Alphabet gelernt, üben ſie ſich im Leſen an den alten Katechismusſtoffen des Vaterunſers und des Credo, die ſie wohl gleichzeitig — zunächſt deutſch — auswendig lernen. So wird ihnen der religiöſe Memorierſtoff dargeboten. Sobald ſie leſen können, werden die Knaben zu Donat und Cato geführt. Aus erſterem lernen ſie die grammatiſchen Regeln; die Verſe aus Cato, die der Lehrer auslegen und dann zum Auswendiglernen aufgeben ſoll, ſind die Uebungsſtücke. In althergebrachter bewährter Weiſe werden die Vokabeln gelernt; jeden Abend werden den Kindern einige aufgegeben, die man am anderen Tage abfragt. So wird der nötige Wortſchatz erworben. „Zu der Muſik ſollen ſie gehalten werden“, indem ſie an den Singübungen der Aelteren teilnehmen. Der nachher rekonſtruierte Stundenplan ſchließt freilich die dritte Abteilung vom Singunterricht aus.

Im Lehrplan für den „anderen Haufen“ nimmt einen wichtigen Platz die religiöſe Unterweiſung ein. Daneben werden Muſik und vor allen Dingen lateiniſche Grammatik mit Lektüre getrieben. Der Muſik wird die erſte Stunde nach Mittag zugewieſen, eine offenbar ſehr geeignete Zeit, wie wir nachher im Stundenplan bewährt finden. Der lateiniſchen Lektüre werden namentlich die Fabeln Aeſops zu Grunde gelegt, die zur Einübung der Deklination und Konjugation, ſowie zum Konſtruieren Gelegenheit bieten. Dieſe Lektüre dient alſo offenbar vorwiegend grammatiſchen Zwecken; ſcheint uns dazu Aeſop ſchon ſeltſam gewählt, ſo berührt es uns noch ſeltſamer, daß er durch Terenz und durch „etliche Fabulae Plauti, die rein ſind“, abgelöſt werden ſoll. Mehr ihres Inhalts wegen oder mehr zur Uebung in der lateiniſchen Umgangsſprache ſcheinen gleichzeitig die Paedologia des Moſellanus und die

Colloquia des Erasmus — letztere so weit sie „nützlich und züchtig“ sind — gelesen zu sein; an ihre Lektüre schließt sich die Auswahl einer Sentenz, die den Kindern aufgegeben wird, damit sie sie am anderen Tage aufsagen. Aber neben den mit der Lektüre verbundenen Uebungen wird die Grammatik auch noch besonders traktiert, wobei vielleicht in Ablösung Donats Melanchthons Buch die Grundlage bildete; Etymologie, Syntax und Prosodie sollen nacheinander behandelt werden. Der lateinische Unterricht scheint sich also in drei Uebungsarten gegliedert zu haben; man kann unterscheiden die reine Grammatikstunde, die Lektürestunde mit besonderer Bezugnahme auf Grammatik, die Lektürestunde mit besonderer Betonung des lateinischen Stils und der lateinischen Ausdrucksweise. Das scheint auch der nachher rekonstruierte Stundenplan zu bestätigen; zugleich zeigt er uns, daß die verschiedenen Arten des lateinischen Unterrichts nicht in einer Hand lagen, wodurch eine größere Mannigfaltigkeit erzielt wurde. Der Religionsunterricht schreibt vor allem die Behandlung des Katechismus vor; die Kinder sollen den Text — nach 1529 gewiß mit Luthers Erklärung und auf dieser zweiten Stufe jedenfalls lateinisch — auswendig lernen und aufsagen; der Lehrer soll ihn „einfältig und richtig“ unter Vermeidung der Polemik auslegen und dabei die Grundlehren der evangelischen Kirche „Gottesfurcht, Glauben, gute Werke“ den Kindern einprägen. Für rechtes Verständnis evangelischen Lebens sollen ferner ausgewählte Psalmen — Melanchthon nennt den 112., 34., 128., 125., 127. und 133. — fruchtbar gemacht werden, und in die Bibelkenntnis soll die Lektüre des Matthäus, der beiden Briefe an Timotheus, des ersten Briefes des Johannes oder der Sprüche Salomonis — natürlich nach der Vulgata — einführen, wobei diese Bücher „grammatice exponiert“ werden sollen. Das Ziel des Religionsunterrichts hatte Melanchthon damit für diese Stufe wohl zu hoch gesteckt; wir sehen schon hernach im Stundenplan und finden das in der Schulordnung für Herzberg (bei Schweinitz) vom Jahre 1538 bestätigt, daß man bald dazu überging, neben der Katechismusübung nur das Sonntagsevangelium zu exponieren. Der Stundenplan von 1533 läßt übrigens auch die erste Abteilung am Religionsunterricht teilnehmen, für die die Visitationsordnung

gar keine Unterweiſung in der Religion erwähnt. Vermutlich hat aber Melanchthon es ſo gemeint, daß der gleiche Religionsunterricht auf der erſten Stufe fortdauern ſollte.

Für den „dritten Haufen“ giebt die Viſitationsordnung von 1528 nur Anweiſung für den Unterricht im Lateiniſchen. Auch hier dauern offenbar die drei vorhin feſtgeſtellten Arten fort. Die Grammatik wird jetzt zunächſt an Vergil, dann an Ovids Metamorphoſen geübt; wieder werden alſo ſeltſamerweiſe die Dichter zu Uebungen im Deklinieren, Konjugieren und Konſtruieren benutzt, vielleicht damit die verſifizierten Beiſpiele beſſer behalten würden; übrigens tritt auf dieſer Stufe die Rückſicht auf die Figurae sermonis hinzu. Der Uebung im Lateinſprechen dient die Lektüre von Cicero de officiis und ſeiner Epistolae familiares. Die Grammatikſtunde ſoll auch gebraucht werden, damit die Schüler ſelbſt lateiniſche Verſe machen, denn „dieſelbe Uebung iſt ſehr fruchtbar, anderer Schrift zu verſtehen, machet auch die Knaben reich an Worten und zu vielen Sachen geſchickt“. Sind die Schüler „in der Grammatica genugſam geübet“, ſo ſoll die Grammatikſtunde zur Behandlung der Dialektik und Rhetorik gebraucht werden, die von der Schule Abgehenden ſollen alſo auch bereits philoſophiſch vorgebildet die Univerſität beziehen. In Wittenberg ſcheint dieſes Ziel nicht erreicht zu ſein; der Herzberger Schulplan ſpricht auch nur noch beſcheiden davon, daß man die Dialektik wenigſtens „anſahen“ kann, der Stundenplan nimmt gar keine Rückſicht auf dieſe Fächer. Wir werden aber nachher ſehen, in welcher Weiſe Melanchthon ſeinen Gedanken einer gründlicheren Vorbildung für die Univerſität weiter verfolgt hat. Die Schulordnung ſchließt damit, den möglichſt alleinigen Gebrauch der lateiniſchen Sprache in der Schule zu fordern und für die oberſte und zweite Klaſſe in jeder Woche eine ſchriftliche Arbeit „Epiſtolen oder Vers“ vorzuſchreiben, die wir dann auch im Stundenplan — aber, wie es ſcheint, nur für die erſte Stufe — berückſichtigt finden.

Auch ſonſt weicht der Stundenplan, den wir nun auf Grund der Angaben in der Kirchenordnung von 1533 nach der Art heutiger Stundenpläne rekonſtruiert wiedergeben, in Einzelheiten mehrfach von der eben beſprochenen Schulordnung ab. Einige

Abweichungen haben wir schon gelegentlich erwähnt und zu begründen versucht; andere werden sich beim Durchsehen des Stundenplans von selbst ergeben; namentlich fällt uns auf, daß Donat und Cato die Hauptlehrbücher nicht der dritten, sondern der zweiten Abteilung sind, und daß die oberste Abteilung verschiedentlich mit der zweiten kombiniert ist. Das Ziel scheint also überhaupt durch die Praxis etwas heruntergedrückt zu sein:

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerst.	Freitag	Sonnab.
	Gebet und Gesang: veni creator spiritus.					
–7 (im mmer) zw. –8 (im nter.)	I. Terenz (1. Lehrer). II. Cato, spät. Aesop. (Mag.). III. Grammat. Uebung. (Cant.).		I. Schriftl. latein. Uebung. (Mag. u. 1. Lehr.) II. Rep. des Donat. III. Gramm. Ueb. (?).	I. Terenz. II. Cato, sp. Aesop. III. Gramm. Uebung.	I. II. III. Kat. und Gebet lat. dtsch.	Evangelium des Sonntags grammatice. (Mag.).
8 bezw. 1—9	Gottesdienst. (Mag.) (1. Lehrer).			Gottesdienst. (Cant.) (3. Lehrer).		
bzw. 9 Mittag.	I. II. Lat. Gramm. (Mag.) III. Gramm. Uebungen. (3. Lehrer.)		10—11 Gottesdienst	I. II. Lat. Gramm. (Mag.) III. Gramm. Uebungen. (3. Lehrer).		Ueber-singen. (Cantor).
	Mittagspause.					
2—1	Gebet und Gesang. I. II. Gesang. (Cantor). III. Gramm. Uebungen. (Mag.)			Gebet und Gesang. I. II. Gesang. (Cantor.) III. Gramm. Uebung. (Mag.)		
1—2	I. Syntax (1. Lehr. I. Vergil (1. Lehrer). II. Donat u. Paedologia (3. Lehrer.) III. —		frei.	I. Syntax (1. Lehr. I. Vergil (1. Lehrer). II. Donat u. Paedologia (3. Lehrer.) III. —		Nach der Vesperkirche: Ueb. des Cisiojanus.
2—3	frei.			frei.		
3—4	I. II. Cic. Ep. sp. Coll. d. Erasm. u. a. mit Uebungen. (Mag.) III. Vokabeln und Sentenzen.			I. II. Prosodia (1. Lehr.). III. Vokabeln und Sentenzen.		

Schon bevor Melanchthon seine sächsische Schulordnung schrieb und namentlich in Wittenberg das Schulwesen neu organisierte, war er auch auswärts bei Neuordnung der Schulen mehrfach herangezogen; so führte er 1525 Kaspar Cruciger als Rektor der neuen Stadtschule in Magdeburg ein, die aus der Vereinigung der verschiedenen Parochialschulen entstanden war; naturgemäß wuchs sein Einfluß noch, nachdem er im Visitationsbuch das öffentliche, weithin geltende Wort gesprochen. Fast unübersehbar sind die Fälle, von denen uns der Briefwechsel Melanchthons erzählt, da sein Rat bei der Neugründung oder Reorganisation von Schulen eingeholt wurde, da man sein Urteil über anzustellende Lehrer erfragte oder ihn geradezu um Bezeichnung einer geeigneten Persönlichkeit bat. Er schlichtete Schulstreitigkeiten, so wiederholt in Zwickau, wo Rat und Pfarrer sich über die Besetzung der Schulstellen verschiedentlich nicht einigen konnten; er mußte durch seinen Einfluß und sein gewichtiges Urteil für die Gründung von Schulen günstig stimmen, wenn diese auf Schwierigkeiten stieß, so bei den Soestern, denen er einen Brief schrieb, der später gedruckt auch noch andere über den Nutzen und die Notwendigkeit der Studien belehrte.

Am bedeutsamsten aber ist uns Melanchthons Wirksamkeit für die sogenannte obere Schule in Nürnberg. Sie zeigt uns nämlich, was wir vorhin schon andeuteten, daß Melanchthon darauf bedacht war, verschiedene Lehrgegenstände der Universität schon der Schule zuzuweisen, dadurch die Jünglinge besser vorbereitet zum Universitätsstudium zu entsenden und auf der Universität für tiefere und gründlichere Studien Raum zu gewinnen. Zwar ging er auch nicht so weit, der Universität allein das Berufsstudium zuzuweisen, wie es heute der Fall ist, aber die Anbahnung dieses Verhältnisses, wie es sich allmählich herausgebildet hat, ist doch durch Melanchthons Pläne gegeben. Freilich haben schon vor ihm italienische und deutsche Humanisten Aehnliches gedacht, namentlich Jakob Wimpheling macht in seiner Germania dem Rate von Straßburg den Vorschlag, in ihrer Stadt ein Gymnasium zu errichten, in das nicht alle Kinder ohne Unterschied sollen aufgenommen werden, sondern nur die, welche schon einige andere Schulen besucht haben; aber Melanchthon ist dennoch der erste, der diesen Gedanken wirklich auszuführen wagt,

und damit erſt recht iſt er der Vater unſerer Gymnaſien geworden.

Die Nürnberger obere Schule, deren Stiftungsbrief ohne Zweifel Melanchthon in der Ratio scholae 1526 geſchrieben hat, ſollte auch die Kinder aufnehmen, die den Unterricht in den „grammatiſchen Schulen", alſo in den niederen Gelehrtenſchulen, abſolviert hätten. Vier Profeſſoren ſollten an dieſer Schule unterrichten; einer ſollte Dialektik und Rhetorik traktieren, ſollte Cicero und Quintilian erklären, ſollte auch rhetoriſch-dialektiſche Uebungen mit den Schülern abhalten; ein zweiter erklärte die lateiniſchen Dichter und ließ lateiniſche Arbeiten in Proſa oder in Verſen anfertigen; ein dritter lehrte die Mathematik und ein vierter Griechiſch. Auch Unterricht in der Ethik im Anſchluß an Ciceros Buch de officiis und in der Geſchichte war vorgeſehen, ohne daß uns klar würde, welcher der Lehrer dieſe Disziplinen übernehmen ſollte, wahrſcheinlich der erſte oder zweite.

Verwandte Gedanken finden wir ausgeſprochen im Schulplan der Schule zu Eisleben vom Jahre 1525, der allerdings nicht von Melanchthon ſelbſt, aber von ſeinem damaligen Freunde Johann Agricola und ſeinem Schüler Hermann Tulich, dem ſpäteren Lüneburger Rektor, entworfen und jedenfalls von dem Freund und Lehrer beeinflußt iſt. Vielleicht kann er uns zeigen, daß Melanchthon damals ſich mit dem Gedanken trug, an allen Schulen eine Art Selekta, einen Vorbereitungskurſus für die Univerſität, einzurichten. 1528 war er dann allerdings von dieſer Anſicht bereits zurückgekommen, wohl weil er eingeſehen, daß eine ſolche Selekta nicht für alle Verhältniſſe taugte. Der Eislebener Plan, der in den meiſten Disziplinen dem Wittenberger ſehr ähnlich iſt, weicht darin bedeutend von ihm ab, daß er trotz der gleichen, ja weiter gehenden Forderungen — er geſtattet für die beſſeren Schüler den Unterricht im Hebräiſchen, ja im ganzen orbis artium — dennoch das drei Klaſſen-Syſtem feſthält; die oberſte Klaſſe entſpricht dann der Nürnberger oberen Schule. Dieſe Beſchränkung erklärt ſich wohl aus der geringeren Schülerzahl in Eisleben, die es geſtattete, trotz der einfacheren Verhältniſſe doch die gleichen Ziele zu erreichen.

Wie die Eislebener Schule ſich bewährt hat, wiſſen wir nicht; die Nürnberger obere Schule hatte kein rechtes Gedeihen. Die

Idee, der ſie entſprungen, war ihrer Zeit vorausgeeilt. Es mußten erſt noch manche Hinderniſſe beſeitigt werden, ehe eine Schule mit ſolchen Zielen Anklang finden konnte. Der Hauptgrund des Mißerfolges war der, daß die Schule Unterrichtsgegenſtände der damaligen Univerſitäten antizipierte, daß ſie aber trotz ihrer gediegenen Bildung keine Titel und Grade verleihen und keine Berechtigungen gewähren konnte; da ging man lieber zur Univerſität, wo man dieſe Berechtigungen durch ſein Studium fand. Auch hielt man eine ſo weitgehende klaſſiſche und rhetoriſche Bildung nicht für nötig, um mit Erfolg ein Brotſtudium betreiben zu können. Was Melanchthon gerade gewollt hatte, vor dem Berufsſtudium die Studierenden mit einer gediegenen Allgemeinbildung ausſtatten, das fand am wenigſten Verſtändnis. Der von ihm gewünſchte Zuſtand mußte erſt geſetzlich fixiert werden; dann entſchloß man ſich, lange Jahre der Allgemeinbildung zu widmen, ehe man an ein beſonderes Studium herantrat.

Der beſte Beweis, daß es Melanchthon ſchon ſehr bald klar wurde, daß auf eine weitere Durchführung ſeines Gedankens noch nicht zu hoffen war, iſt die Thatſache, daß er in ſeinen Lehrplänen für die von ihm reorganiſierten oder eingerichteten Univerſitäten ſich wieder an den bisherigen Zuſtand anlehnt, eine ſolche Zwiſchenſtufe, wie ſie die Nürnberger obere Schule darſtellte, alſo nicht berückſichtigt. Melanchthons Grundſätze bei der Umgeſtaltung des Univerſitätsſtudiums im evangeliſch-humaniſtiſchen Sinne lernen wir vor allem aus dem Libellus fundationis academiae Vitebergensis von 1536, aus den Academiae Wittenbergensis Leges von 1546 und ſpeziell für die theologiſche Fakultät noch aus den Statuten vom Jahre 1533 kennen. Hat Melanchthon ſie auch nicht allein ausgearbeitet, hat bei den theologiſchen Lehrplänen namentlich Luther ohne Frage großen Einfluß ausgeübt, ſo dürfen wir ſie doch als Zeugniſſe der Anſchauungen Melanchthons anſehen; ſeine humaniſtiſchen Gedanken ſind in ihnen mit den evangeliſchen Luthers vermählt.

Obgleich die Reorganiſation auf die vier Fakultäten ſich erſtreckt, ſo werden die juriſtiſche und mediziniſche im ganzen doch weniger von ihr berührt. Für erſtere werden vier Legenten angeſtellt; der erſte lieſt das kanoniſche, der zweite und vierte das

bürgerliche Recht, der dritte Institutionen. Für die medizinische Fakultät genügen drei Dozenten; der erste traktiert die nützlichsten Bücher des Hippokrates und Galenus, der zweite legt die medizinischen Schriftsteller der alten Araber, einen Rhazes und Avicenna, aus; der dritte, der Anatomiker, führt seine Studenten nicht etwa in den Seziersaal, den es übrigens auch gab, sondern erklärt ihnen anatomische Bücher.

Die Umgestaltung im humanistisch-evangelischen Sinne mußte sich natürlich vor allem in den beiden Fakultäten der Artisten und Theologen offenbaren. Die artistische oder philosophische Fakultät war durch die Humanisten erst mehr zu einer den drei alten Fakultäten gleich stehenden erhoben; völlige Gleichberechtigung freilich hat sie erst im Laufe der Jahrhunderte erlangt, erst dann, als ihre frühere Aufgabe, für die anderen Fakultäten vorzubereiten, mehr und mehr der Gelehrtenschule zugewiesen wurde. Noch hatte sie gegenüber den anderen eine dienende Stellung, und namentlich stand sie, die die sprachlich-philosophische Ausbildung gewährte, in einem Magdverhältnis zur theologischen Fakultät, da ja das theologische Studium auf den Sprachen und der Philosophie sich aufbauen sollte. Aus diesem Verhältnis der beiden Fakultäten zu einander erklärt es sich als selbstverständlich, daß die Glieder der philosophischen Fakultät, ähnlich wie die der theologischen, „die Lehre des reinen Evangeliums besitzen" sollten, daß sie also auf die Grundlagen des christlichen Glaubens verpflichtet wurden. Die Philosophie sollte dem Glauben nicht gefährlich werden, sondern ihm dienen und seine Lehren vorbereiten und stützen.

Die artistische Fakultät war bei ihrem umfassenden Lehrgebiet reich mit Lehrern ausgestattet. 1520 hatte Melanchthon, wie uns ein Aktenstück des Weimarer Staatsarchivs berichtet, zwölf Dozenten in Aussicht genommen: neben zwei Lehrern am Pädagogium und einem Mathematiker je einen für das Hebräische, Griechische und Lateinische, für die Dialektik des Aristoteles, für „Aristoteles in philosophia" und für die Rhetorik Ciceros; ein Dozent sollte Vergil, Cicero de oratore und Quintilian zusammen behandeln, einer sollte die römischen Historiker und einer Plinius erklären. Diese Forderungen scheinen aber zu hoch gegriffen zu sein; die kommenden bewegten Jahre des religiösen und nachher auch sozialen Streits ließen den eifrigen

Humaniſten mit ſieben Dozenten zufrieden ſein; ein Aktenſtück aus dem Jahre 1521 verteilt ſie ſo, daß einer Quintilian, einer Hebräiſch und je einer Grammatik, Logik, Rhetorik, Phyſik und Mathematik doziert. Noch ſpäter hält Melanchthon einen Mathematiker, einen Philoſophen, zwei Lateiner und einen Pädagogen für ausreichend, wobei wohl ſein eigener Lehrſtuhl des Griechiſchen hinzuzurechnen iſt und das Hebräiſche vielleicht in der Hand eines Theologen liegt. Sowohl der Libellus von 1536 wie die Leges von 1546 ſetzen dann aber die Zahl der Lektoren doch wieder auf mindeſtens zehn feſt. 1536 iſt der erſte der Hebräer, der zweite der Grieche; der dritte behandelt die Poetica, der vierte die Grammatik und Terenz, „wie bisanher“; zwei Lehrer traktieren die mathematiſchen Fächer; einer lehrt Dialektik, einer Rhetorik, beide halten am Mittwoch und Sonnabend dialektiſch-rhetoriſche Uebungen ab, indem Vorleſungen überhaupt nur an den vier übrigen Wochentagen gehalten wurden. Der neunte Legent doziert Phyſik, der zehnte endlich die Moralphiloſophie. 1546 hat ſich die Verteilung in mancher Weiſe wieder anders geſtaltet. Da liegen Dialektik und Rhetorik in einer Hand — die praktiſche Folge davon, daß beide Fächer für Melanchthon mehr und mehr zu einem verſchmolzen; der Dozent, der ſie vertritt, führt ebenſo, wie der Dozent der Phyſik und des Plinius den Titel Inſpektor, und dieſe beiden haben unter den übrigen Lehrern der artiſtiſchen Fakultät einen gewiſſen Vorrang. An dritter und vierter Stelle ſtehen die beiden Mathematiker, von denen der eine über die Elemente, über Arithmetik und über die Sphäre des Johannes de Sacro Busto, der andere über Euklid und über Ptolemäus und ſein Syſtem zu leſen hat. Das Lateiniſche iſt durch drei Dozenten vertreten; zwei von ihnen behandeln vor allem die wichtigſten lateiniſcheu Dichter und die Hauptſchriften Ciceros; der dritte iſt der Pädagog, der die lateiniſche Grammatik repetieren läßt und Terenz, Plautus und Aeſop traktiert, „aus denen man lateiniſch ſprechen lernen kann.“ Der achte Dozent iſt wieder ein „Phyſikus“; er lieſt über die Phyſik des Ariſtoteles und den Mediziner Dioskorides, ſowie über Botanik. Ans Ende geſtellt ſind der Hebräer und der Grieche. Erſterer treibt hebräiſche Grammatik und legt die Geneſis, die Sprüche, die Pſalmen,

Jeſaias und einige andere Propheten aus; der Dozent des Griechiſchen hat neben den grammatiſchen Uebungen über Homer und Heſiod, über Euripides und Sophokles, über Theokrit und Demoſthenes, über griechiſche Hiſtoriker und über ausgewählte Briefe des Paulus zu leſen und hat daneben als Ethiker noch die Ethik des Ariſtoteles zu behandeln. Wir wiſſen, daß Melanchthon damit ſich ſelbſt ſein Penſum zuweiſt, und kein anderer, als er, hätte dieſes gewaltige Gebiet behandeln können; ja in Wahrheit griff er ja noch in die Gebiete der anderen Legenten ein.

Was an dieſer Einrichtung der artiſtiſchen Fakultät Neues iſt, iſt von vorne herein klar. Die Fakultät iſt zu einer rein humaniſtiſchen geworden. Noch 1507 hatten in Wittenberg zehn Lehrer Philoſophie, teils im Sinne des Thomas von Aquino, teils nach Duns Skotus geleſen. Die damit vertretene rein logiſche Bildung iſt der ſprachlichen gewichen. Neben echtem Latein wird Griechiſch und Hebräiſch gelehrt, und ſtatt aus den Lehrern des Mittelalters ſchöpft man die Philoſophie aus den klaſſiſchen Quellen des Altertums. Statt an ſpitzfindigen Albernheiten ſchult man das Denken an den Sätzen der Geometrie und Algebra.

Wie die artiſtiſche Fakultät zu einer humaniſtiſchen, ſo iſt die theologiſche zu einer evangeliſchen geworden; wie in der philoſophiſchen die Klaſſiker ausgelegt werden, ſo in der theologiſchen die heiligen Schriften. Anfangs nimmt die Exegeſe derſelben ſämtliche Vorleſungen in Anſpruch, die dogmatiſchen Sätze werden aus der Exegeſe entwickelt; erſt allmählich treten einige von vorne herein auf Dogmatik angelegte Vorleſungen hinzu. Vertreten iſt die Fakultät durch vier Dozenten. Nach dem Libellus lieſt der erſte den Römerbrief, den Galaterbrief und das Evangelium des Johannes; der zweite die Geneſis, die Pſalmen und Jeſaias; Auguſtins de spiritu et littera ſoll wohl den Beweis erbringen, daß das neu erſchloſſene Evangelium auch in der unverdorbenen römiſchen Kirche ſeine Stätte gehabt hat; deshalb wird auch dieſer Schrift eine Vorleſung gewidmet, die auch dem zweiten Dozenten obliegt. Der dritte Dozent behandelt die Pauliniſchen Briefe, abgeſehen natürlich von dem fundamentalen Römer- und Galaterbrief, die Briefe des Petrus und des Johannes; der vierte endlich, gleichzeitig der Pfarrer von Wittenberg, erklärt das Evangelium des Matthäus,

das Deuteronomium und einen kleinen Propheten. Der Lehrplan zeigt das Beſtreben, neben die wichtigſten Briefe die wichtigſten Evangelien und neben ſie die vornehmſten Bücher des alten Teſtaments zu ſtellen. Dasſelbe Beſtreben erkennen wir in den Leges von 1546, doch verteilen dieſe den Stoff unter die einzelnen Dozenten in ſofern praktiſcher, als zwei lediglich das neue Teſtament, zwei nur das alte leſen; als Hauptbücher des neuen Teſtaments, die immer aufs neue traktiert werden ſollen, werden der Römerbrief und das Johannes-Evangelium, als vornehmſte altteſtamentliche Bücher die Pſalmen, die Geneſis und Jeſaias genannt. Auch Auguſtins de spiritu et littera wird wieder vorgeſchrieben. Eine entſchiedene Neuerung gegenüber dem Libellus iſt darin zu erkennen, daß auch eine Vorleſung über das nicaeniſche Glaubensbekenntnis angeordnet wird, über das Melanchthon ſelbſt mehrfach geleſen und das er zur Grundlage eines Lehrbuches im chriſtlichen Glauben, einer Art Katechismus, gemacht hat. Aber obgleich wir in der Einſtellung des Nicaenums das Aufleben des dogmatiſchen Intereſſes nicht verkennen können, noch herrſcht doch die Exegeſe der Schrift vor, als Charakter damaliger Theologie das Beſtreben kund gebend, zu den Quellen echter Frömmigkeit und zu den Urkunden echten chriſtlichen Lebens zurückzukehren. Einſt hatte man auch in Wittenberg über die Sentenzen des Lombardus geleſen; jetzt vertieft ſich der frühere Sententiarius in die gewaltigen Gedankengänge der Propheten!

Die damit in ihren Grundzügen gekennzeichneten Neuerungen und Umgeſtaltungen betreffen alſo, wie geſagt, zunächſt Wittenberg und ſeine Univerſität. Sie ſind aber gewiß im weſentlichen für alle evangeliſchen Univerſitäten des 16. Jahrhunderts maßgebend geweſen. Denn keine von ihnen hat bei ihrer Reorganiſation oder Gründung des Einfluſſes Melanchthons entbehrt. Konnte er nicht ſelbſt erſcheinen, um die Einrichtung im evangeliſchen Sinne vorzunehmen, ſo wirkte er durch ſchriftliche Unterweiſung; und ſeine Schüler, meiſtens die erſten Lehrer der neuen Hochſchule, ſorgten dafür, daß ihr Lehrer ſeine Gedanken nicht umſonſt niedergeſchrieben hatte. Im evangeliſchen Sinne umgeſtaltet ſind Tübingen, Frankfurt a. O., Leipzig, Roſtock und Heidelberg; neu ins Leben gerufen hat die Reformation die Univerſitäten Marburg,

Königsberg und Jena. Allen hat Melanchthon als Lehrer sich erwiesen.

Für die Eberhardina Tubingensis begann die Reorganisation mit dem Jahre 1534, nachdem Ulrich von Württemberg mit Hülfe des Landgrafen Philipp von Hessen auf den Thron seiner Väter zurückgekehrt war. Ulrich wollte gleich von Anfang an Melanchthon mit der Reorganisation seiner Hochschule betrauen. Schon im September und Oktober 1534, dann wieder im Frühling 1536 erhielt der frühere Tübinger Magister die ehrenvollsten Schreiben aus seinem „Vaterlande", die ihn in freundlichster Weise an die Universität nach Tübingen riefen. Aber Melanchthon war in Wittenberg nicht zu entbehren; seine Wittenberger Professur konnte er nicht aufgeben. Doch gab er, nachdem er zwei Jahre zuvor seinen treuen Camerarius gesandt, 1536 dem neuen Drängen des Herzogs nach und kam wenigstens für einige Zeit selbst nach Tübingen. Es waren für ihn selbst schöne, für die Universität aber wichtige Tage, da der Lehrer Deutschlands ihr seine Thätigkeit widmete. Sehr bedeutsam war, daß er seinen Jugendfreund Johannes Brenz als Lehrer der theologischen Fakultät gewann, die dadurch eine der ersten im evangelischen Deutschland wurde. Andere Berufungen und Maßnahmen wurden mit dem Herzog selbst, den Melanchthon in Nürtingen aufsuchte, besprochen. Der frühere Schüler konnte endlich mit dem Bewußtsein abreisen, daß er der Universität, die ihm Lehrerin gewesen, sein Wissen und seine Kraft aufs beste gewidmet hatte. Wiederholt hat man sich in Tübingen seiner Thätigkeit dankbar erinnert, und noch mehrfach hat der Herzog versucht, ihn nach Tübingen zu ziehen, aber vergebens. Wohl war Melanchthon zeitweise geneigt, Wittenberg zu verlassen, aber man ließ ihn nicht fort.

Im Jahre 1537, wenige Jahre nach dem Tode Joachims I. Nestor, begann die Evangelisierung der kurbrandenburgischen Universität Frankfurt. Der Kurfürst berief Melanchthon zu sich, um mit ihm über die geeigneten Persönlichkeiten, die den rechten Geist an seine Hochschule tragen könnten, zu beraten. Georg Sabinus, der Schwiegersohn Melanchthons, ein geborener Brandenburger, war es, der vor allem im Melanchthonschen Sinne in Frankfurt wirken sollte. Er begann seine Thätigkeit mit einer

Melanchthonſchen Rede über den Nutzen der rhetoriſchen Studien, damit öffentlich bekundend, daß in Zukunft die humaniſtiſche Richtung an der Hochſchule zu Recht beſtehe. Mehrfach hat Melanchthon der benachbarten und befreundeten Univerſität noch durch Gutachten gedient; und im ſchmalkaldiſchen Kriege, als in Wittenberg ſeines Bleibens nicht mehr war, bot ihm der Kurfürſt eine ehrenvolle Stellung in Frankfurt an, ihn für ſein Land zu gewinnen; aber Melanchthon hat auch dieſen Ruf, ſelbſt in ſchwerer Zeit, nicht angenommen.

Bald nach 1539, nachdem Luthers erbitterter Gegner, Georg von Sachſen, geſtorben war, hielt die Reformation auch in Leipzig ihren Einzug. Melanchthon gehörte zu der Kommiſſion, die mit der Reformation des Landes überhaupt betraut war, und von ihm inſonderheit ſtammen zwei Gutachten, die für die Univerſität Wege und Ziele des Reformationswerks angeben. Das zweite vom Jahre 1540 ſchlägt Camerarius, der ſich in Tübingen ſchon in ähnlicher Stellung bewährt, dem dort aber nicht alles nach Wunſch ging, zum Reorganiſator vor. Mit dem Freunde war auch Melanchthon ganz beſonders an Leipzig gekettet. Oft finden wir ihn ſelbſt dort anweſend, und lange Jahre hat er auf die Vorgänge an der Schweſteruniverſität den größten Einfluß ausgeübt.

In tiefſten Verfall geraten war die Univerſität Roſtock. Melanchthons Schüler, Arnold Burenius, von ſeinem Lehrer beraten, war es, der hier neues Leben pflanzte. Er begann mit dem elementarſten Unterricht und mit ſtrengſter Zucht, und es gelang ihm, die faſt verlaſſenen Hörſäle wieder zu füllen. Die Univerſität ging theologiſch ſpäter nicht in Melanchthons Bahnen; dennoch hat in den neutralen Fächern der Einfluß des Lehrers Deutſchlands auch hier ungeſchwächt fortgedauert, und die glänzendſten Vertreter der Wiſſenſchaft in Roſtock, Auriſaber, Heshuſius und vor allem David Chyträus ſind Melanchthons Schüler.

Am meiſten gemüht, Melanchthon zu gewinnen, hat ſich die Univerſität, die ihm einſt den Magiſtergrad vorenthielt, die Ruperto-Carolina in Heidelberg. Auch ihre Frequenz war ſeit der Mitte der zwanziger Jahre ſtändig geſunken. Friedrich II., der 1544 zur Regierung kam, trachtete, ſeine Hochſchule wieder zu

heben, und der Mann, der ihm dazu helfen ſollte, war Melanchthon. Zunächſt bat er den Kurfürſten von Sachſen, ihm ſeinen Profeſſor, wenn auch nur für einige Zeit, zu überlaſſen. Luther war kürzlich geſtorben, und er hoffte wohl, Melanchthon würde ſich verwaiſt fühlen und gerne einen neuen Ort für ſeine Wirkſamkeit ſuchen, aber er hatte ſich verrechnet. Melanchthon blieb in Wittenberg. Zum zweiten Mal verſuchte es Friedrich von der Pfalz, ſein Landeskind an ſeine Univerſität zu ziehen, als der ſchmalkaldiſche Krieg und die folgenden Wirren Melanchthon das Leben in Wittenberg verleidet hatten. Damals wäre es ihm beinahe gelungen; Melanchthon ſehnte ſich, vor ſeinem Tode, den er nahe wähnte, in ſein irdiſches Vaterland zurückzukehren. Dennoch konnte er ohne weitere Unbillen ſich nicht von Wittenberg trennen. Am 26. Februar 1556 beſtieg der kunſtſinnige Ottheinrich den pfälziſchen Thron. Er ſetzte die Bemühungen ſeines Oheims und Vorgängers mit noch größerem Eifer und mit größerem Erfolge fort. Als er noch im Jahre 1556 Melanchthon nach Heidelberg einlud, wäre dieſer gern dem Rufe gefolgt und für den Reſt ſeines Lebens an die heimatliche Hochſchule gegangen, um dem Haß ſeiner Feinde zu entfliehen; nur der Wunſch ſeines Fürſten hielt ihn in Wittenberg zurück. Als er dann aber im Herbſte des folgenden Jahres zum Religionsgeſpräch in Worms weilte und hier ein neues außerordentlich leutſeliges Schreiben Ottheinrichs erhielt, das ihn nach Heidelberg rief, da folgte er dem Rufe, freilich nicht, um dauernd in der ſchönen Stadt am Neckar ſich aufzuhalten, aber doch um die Statuten für die Umgeſtaltung der Univerſität mit zu beraten. Am 2. Oktober zog Melanchthon in Heidelberg ein, um bis zum Ende des Monats dort zu bleiben. Die ernſten und wichtigen Verhandlungen wurden abgelöſt durch heitere und frohe Feſte, durch die die Hochſchule ihren großen Schüler ehrte. Melanchthon war nicht vergeblich in Heidelberg geweſen; ſeine Schüler, die er dorthin empfohlen, weckten friſches Leben in Lehrenden und Lernenden. Die Zahl der Studierenden, die bis auf 38 heruntergegangen war, ſtieg in wenigen Jahren faſt auf das Dreifache.

Die erſte Univerſität, die der Reformation ihre Entſtehung verdankt, iſt die Gründung Philipps des Großmütigen, Marburg

in Heſſen. Am 30 Mai 1527 wurde die neue Hochſchule mit elf Profeſſoren, drei Theologen, einem Juriſten, einem Mediziner und ſechs Dozenten der artiſtiſchen Fakultät, feierlich eröffnet. Die erſte Marburger Lektionsordnung, die erſt einige Jahre ſpäter aufgeſtellt wurde, gleicht im weſentlichen der Wittenberger Ordnung von 1536, der beſte Beweis, daß Melanchthon, obgleich ſonſt keine Belege für ſeine Mitwirkung vorhanden ſind, doch an dieſer Gründung in hervorragender Weiſe beteiligt geweſen iſt. Sein Einfluß hat denn auch in Marburg noch lange fortgedauert, und bis an ſeinen Tod hat herzliche Freundſchaft ihn mit der heſſiſchen Univerſität verbunden.

Noch mehr, als die Marburgs, ſtand unter Melanchthons Auſpizien die Gründung der Königsberger Hochſchule, die Juſtus Jonas geradezu eine Kolonie von Wittenberg genannt hat. Nachdem Albrecht von Brandenburg ſein Ordensland in ein weltliches Herzogtum umgewandelt hatte und erſter Herzog von Preußen geworden war, war ſein vornehmſtes Trachten, ſein Land geiſtig zu heben. Er ließ Kinder ſeines Landes in Wittenberg ſtudieren, um ſich tüchtige Diener in ihnen zu erziehen. Endlich faßte er den Entſchluß, ſelbſt eine Hochſchule ins Leben zu rufen. Im Jahre 1542 wurde zunächſt ein „Partikular“ eingerichtet, für das Melanchthon die Lehrer vorgeſchlagen hatte; aber die neue Schöpfung im fernen Norden wollte nicht recht gedeihen. Da kam, von Melanchthon und Camerarius, den der Herzog ſich eigentlich gewünſcht, warm empfohlen, der uns ſchon bekannte Georg Sabinus von Frankfurt nach Königsberg, und mit ſeinem Antritt wurde die neue Univerſität in ihrem vollen Umfange am 17. Auguſt 1544 eingeweiht. Sie ſtand noch Jahre lang ganz unter Melanchthons Einfluß: faſt nur ſeine Schüler lehrten in Königsberg, und Wittenberger Einrichtungen dienten der neuen Hochſchule zum Muſter. Dogmatiſche Fehden, namentlich der Oſiandriſche Streit, haben den Einfluß des Führers der Philippiſten in Königsberg gebrochen, haben aber gleichzeitig auch die Blüte der neuen Univerſität gehemmt. Lange hat es gedauert, ehe ſie ſich von den Stürmen erholte, die über ſie dahingegangen waren.

Aehnliche Erfahrungen machte Melanchthon mit Jena, der Hochſchule, die auch ganz unter ſeinem Einfluß gegründet, die

letzten Jahre seines Lebens ihm, wie keine zweite, verbittert hat. Als durch die Schlacht auf der Lochauer Heide mit den Kurlanden auch Wittenberg an Moritz verloren gegangen war, da dachte Johann Friedrich von Sachsen bald daran, eine neue Universität in dem ihm gebliebenen thüringischen Lande zu gründen. Er wählte für die neue Hochschule Jena, das der Wittenberger Universität schon mehrfach in Zeiten der Not als Zufluchtsort gedient hatte, und Melanchthon sollte auch an dieser neuen Schule sein Lehrer sein. Anfangs war dieser geneigt, auf diese Pläne seines bisherigen Gebieters einzugehen; als er jedoch erfuhr, daß Moritz Wittenberg bestehen lassen wollte, da konnte er sich von dem Ort seiner 30jährigen Wirksamkeit nicht trennen. Aber die Eröffnung Jenas erfolgte, von seinen Wünschen begleitet, ganz in seinem Sinne. Stigel und Strigel, die am 18. März 1548 die Eröffnungsreden hielten, sind seine Schüler und Freunde, und ihre Reden verkünden seine Gedanken. Erst die kommenden Jahre machten Wittenberg und Jena zu zwei feindlichen Lagern und entfachten immer mehr die rabies theologorum, die Melanchthons Alter so trübe machte.

Alle evangelischen Universitäten hatten also wenigstens zeitweise den Wunsch, Melanchthon den ihrigen zu nennen; und selbst im römischen Lager wurde sein Ruhm verkündet; in ganz Deutschland fand sein Wissen ungeteilte Anerkennung. Ja weit über Deutschlands Grenzen verbreitete sich der Glanz seines Namens. Franz I. von Frankreich und Heinrich von England ließen Einladungen an ihn ergehen und hätten ihn gerne ganz für sich gewonnen. Betrafen diese Berufungen auch in erster Linie den Theologen Melanchthon, so waren sie doch gleichzeitig Anerkennungen seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit und sollen hier erwähnt sein, Melanchthons weithin reichende Bedeutung ins Licht zu stellen. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn wir ihn unter die bekanntesten Männer seiner Zeit zählen, und neben dem Luthers ist sein Name auch heute noch im Munde aller Protestanten als ein allzeit hochberühmter, im Munde zahlreicher Gegner als ein bestgeschmähter.

Hat Melanchthon, getragen von diesem Ruhm und von dieser Anerkennung seiner Zeitgenossen, die Früchte der Thätigkeit seines Lebens in rechter Freude gedeihen sehen? Diese Frage soll uns

nun zum Schluß noch beſchäftigen. Wir müſſen ſie mit nein beantworten. In denſelben Zeiten, da wir den Lehrer Deutſchlands geehrt ſehen, wie ſelten ein Menſch geehrt wurde, geht durch ſeine Aeußerungen und ſeine Briefe ein Zug trauernder Reſignation. Unbefriedigt ſieht er auf ſein Wiſſen und ſein Können, unbefriedigt auf das, was er geleiſtet, zahlreich ſind ſeine Klagen über den unwiſſenſchaftlichen und banauſiſchen Sinn ſeiner Zeitgenoſſen. Könnte man das ganze Wiſſen mit einem Trunk in ſich aufnehmen, ſo äußert er oft, ſo würden ſie, nach gar keiner Bildung verlangend, ſich nicht zu dieſem Trunk entſchließen!

Aber ſind denn dieſe Klagen Melanchthons berechtigt? Hat wirklich die Reformation — ſo wie ihre Gegner es ihr vorwerfen, einen Niedergang der Studien im Gefolge gehabt, und muß nun Melanchthon, einer der erſten Helden der Reformation, ihrer Feinde Gewährsmann ſein?

Gewiß ſind Melanchthons Urteile ſtark übertrieben. Sein zum Peſſimismus neigender Sinn, durch das zunehmende Alter und die vielen Anfeindungen, die er erfahren, noch gemehrt, hat ihn alles zu ſchwarz ſehen laſſen. Dennoch iſt ſeinen Aeußerungen nicht jede Berechtigung abzuſprechen. Dem einſtigen Humaniſten konnte es zeitweiſe ſcheinen, als ſeien die Ideale ſeiner Jugend zerſtört, als hätte der heitere Frühling des Humanimus durch die Reformation ein jähes Ende gefunden. In den erſten Jahren der übermächtigen religiöſen Bewegung macht — nicht bei den führenden Geiſtern, aber in weiteren Kreiſen des Volkes — ein Zurücktreten wiſſenſchaftlichen Sinnes und humaniſtiſchen Strebens ſich bemerkbar.

Aber dieſer zeitweiſe Niedergang iſt nur der Vorbote neuer dauernder Blüte! Was der Humanismus erarbeitet, die Reformation zieht es bald in ihren Dienſt. Die Studien, die einſt nur das Eigentum weniger Bevorzugten waren, führen die Reformatoren in die Schulen ein, machen ſie zum idealen Bildungsmittel der Jugend und zum Gemeingut aller Gebildeten. Die Reformation hat das Erbe des Humanismus angetreten, und gerade Melanchthon iſt es geweſen, der dabei den Weg gezeigt hat.

Um ſo wehmütiger ſtimmt es uns, wenn wir ſeine Klagen hören, wenn wir aus ihnen vernehmen, daß ſeine Augen, vom Alter getrübt, es nicht mehr ſehen konnten, wie die Saat, die

er geſät, fröhlich zu ſproſſen begann. Um ſo dankbarer nennen wir aber auch immer wieder den großen Toten mit dem Ehrennamen, damit die Bewunderung der Zeitgenoſſen ihn einſt genannt, und rühmen ihn als den Praeceptor Germaniae, als Deutſchlands Lehrer.

Und ſo ſcheiden wir von ihm mit den Worten, mit denen einſt ſein beſter Freund und erſter Biograph Camerarius von ihm geſchieden [9]):

Lebe denn wohl, leb wohl! unwandelbar bleibt dir erhalten
Bei dankbarem Geſchlecht Namen und Ehre und Ruhm!

Anmerkungen.

1) Die Institutiones Graecae Grammaticae beginnen mit einer Lehre von den Buchstaben, behandeln dann die Prosodie, die Accente und Spiritus und die Etymologie. Bei der Lehre vom Nomen steht das Adjektiv voran; 5 bezw. 10 Deklinationen werden unterschieden: zur ersten gehören die Wörter auf ας und ης, zur zweiten die auf α und η, der dritten gehören die Wörter auf ος und ον, der vierten die auf ως und ων an, unter die fünfte endlich fallen die Wörter auf α, ι, υ, ν, ξ, ρ, ς und ψ, worauf die Kontrakta in nochmals 5 Deklinationen behandelt werden. Sehr kurz wird das Zahlwort erwähnt. Beim Verbum giebt Melanchthon nur die beiden ausgeführten Paradigmen τύπτω — das ewige! — und δίδωμι und will nach ersterem die übrigen unterschiedenen 6 τύποι selbständig gebildet sehen, wenn nötig mit Hilfe der Erotemata des Guarinus. Dem Verbum folgt noch die Lehre vom Pronomen, vom Adverb, von den Präpositionen und Konjunktionen; also eine wesentlich andere Reihenfolge und Gliederung, als wir sie heute in unseren Grammatiken gewohnt sind.

Etwa gleichzeitig hat Melanchthon auch eine griechische Syntax geschrieben, hat diese aber nicht gleich drucken lassen, sondern an den humanistisch gebildeten Kanonikus, Grafen Hermann von Nuenaar in Köln geschickt. Ob das Buch dann überhaupt noch gedruckt ist, ist unbekannt; bisher ist noch kein Druck nachgewiesen.

2) Die lateinische Grammatik behandelt mit Auslassung der Prosodie zuerst die Orthographie, dann die Etymologie, die in acht Abschnitten Nomen, Pronomen, Verbum, Adverbium, Partizipium — gesondert vom Verbum! — Konjunktionen, Präpositionen und Interjektionen umschließt. Die Lehre vom Nomen beginnt mit der Komparation, bringt dann die Genusregeln, die nach den Endungen das Geschlecht der Wörter bestimmen, die 5 Deklinationen und behandelt sehr kurz die Zahlwörter. Bei dem Pronomen werden, anders als heute, ego tu hic iste als Demonstrativa, is ipse qui als Relativa bezeichnet. Den vier regelmäßigen Konjugationen folgt eine kurze Zusammenstellung der sogenannten unregelmäßigen, defektiven und unpersönlichen Zeitwörter.

3) Sie handelt in 11 Kapiteln de Nomine — 13 nebeneinanderstehende Regeln ohne rechte Verbindung —; de Syntaxi Verborum — 4 allgemeine Regeln und Redefiguren —; de Verborum Syntaxi cum obliquis — transitive und intransitive Verben, Verben mit dem Genetiv, Dativ und Ablativ, Abl. instr. u. s. w. —; Urbium nomina — Städtenamen —; Numeri — Unterschied der Zahlwörter —; de Impersonalibus; de Participiis; de Adverbiis, de Conjunctione; de Praepositionibus, Interiectiones; letzteres alles sehr kurz; ein Anhang de Periodis, der namentlich darauf hinweist, daß die gut gebaute, lateinische Periode eine andere Wortfolge haben müsse, als die Reihenfolge sei beim „Konstruieren", beschließt das Buch.

4) 1520 als Compendiaria Dialectices ratio; 1528 als Dialectices libri quatuor; 1547 als Erotemata dialectices.

5) 1519: De rhetorica libri tres; 1521: Institutiones Rhetoricae, 1531 und 1542: Elementorum rhetorices libri duo. Nur die Ausgabe von 1542 ist im Corpus Reformatorum abgedruckt.

6) 1538: Philosophiae moralis epitome; 1550: Ethicae doctrinae elementa; 1552: Quaestiones aliquot ethicae.

7) Commentarius de anima.

8) Initia doctrinae physicae. 1549.

9) Salve iterum atque iterum! Tua nos immota manebit
Semper apud memores gloria, nomen, honos.

Bibliographie.

Verzeichnis der seit Hartfelders Zusammenstellung in: Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae, Berlin 1889, S. 567 ff. erschienenen Melanchthon-Litteratur.

Albrecht, K. Zwei bisher unveröffentlichte Gedichte Melanchthons; in: Theolog. Studien u. Kritiken, 1892, H. 1, S. 178 f.

Bartels, Zwei Briefe P. Medmanns an Ph. Melanchthon (24. Spt. 1559; 18. April 1560); in: Jahrb. d. Ges. für bildende Kunst zu Emden, 1889. S. 162—164.

Ein Brief Melanchthons an den Rat der Stadt Bautzen; in: Neues Archiv f. sächs. Geschichte, 1889, S. 149 f.

Cohrs, F. Ein Melanchthonsches Katechismusfragment; in: Ztschr. für prakt. Theol. XVI. (1894), H. 3, S. 235—256; vergl. in ders. Zeitschrift XVII (1895), H. 2, S. 112 ff. den Art. von Holtzmann, über e. Straßb. Katechismen a. d. Ref.-Zeit.

Vom Corp. Ref. II, 198; in: Blätter für württemb. Kirchengesch. 1892. S. 96.

Dalton, H. Unveröffentlichte Briefe des Anianus Burgonius [dabei: ein Brief Melanchthons an Laski über Anianus v. Mai 1534]; in: Evang.-Reform. Blätter. 1892. H. 11, S. 128 f.

Distel, Th. Von Melanchthons Hand geschriebenes Bedenken in der Ehesache des Grafen Ladislaus zu Haag 1556; in: Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht. 1. Bd., 3. H., S. 406 f.

Distel, Th. Neue Luthers und Melanchthons Ende betreffende Archivalien (Dresden, Hauptstaatsarchiv). II. Eindruck d. Nachricht vom Tode Melanchthons auf den Kurfürsten August zu Sachsen; in: Zeitschr. f. Kirchengesch. XIII. H. 2 u. 3, S. 393 ff.

Ehrendenkmal treuer Zeugen Christi. Eine Sammlung kurzgefaßter christl. Lebensbilder. 1. Bd., 2. Aufl. Zwickau, 1894. [Darin an 3. Stelle: Melanchthon].

Ehwald, Beschreibung der Handschriften u. Incunabeln d. Herzogl. Gymnasialbibl. zu Gotha nebst 4 Briefen von Eob. Hessus, Melanchthon und Nicl. v. Amsdorf. Gotha, Gymnas.-Programm, 1893.

Enders, L. Zu den Gedichten Melanchthons; in: Theol. Studien und Kritiken, 1893. S. 599.

Foster, Melanchthon's ‚Synergism'; in: Papers of the American Society of Church History, 1889. S. 183—204.

Das Gespräch Melanchthons mit Zell [Herbst 1536 in Tübingen]; in: Blätter für württemb. Kirchengesch. 1892. Nr. 9, S. 71.

Hans, 3 Briefe von Luther u. Melanchthon. — 2. Brief Melanchthons a. d. Rat v. Memmingen v. 24. Juli 1555. 3. Brief Melanchthons an zwei Augsburger Bürger v. 25. März 1551; in: Ztschr. f. Kirchengesch. XIV. S. 448—451.

Hartfelder, K. Ungedruckte Briefe an Melanchthon 1531—1537; ebenda XII. S. 187—207.

Hartfelder, K. Philippus Melanchthon, Declamationes. Ausgewählt und herausgegeben. (Lat. Litteraturdenkm. des 15. und 16. Jahrh. Nr. 4). Berlin, 1891.

Hartfelder, K. Philippus Melanchthon, Declamationes. Ausgewählt und herausgegeben. 2. Heft. (Latein. Litteraturdenkm. d. 15. u. 16. Jahrh. Nr. 9). Berlin, 1894.

Hartfelder, K. Ueber Melanchthons Ratio discendi; in: Ztschr. f. Kirchengesch. XII, S. 562—566.

Hartfelder, K. Aus einer Vorlesung Melanchthons über Ciceros Tusculanen; in: Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte. I, 168—177.

Hartfelder, K. Melanchthoniana Paedagogica. Eine Ergänzung zu den Werken Melanchthons im Corp. Ref. Leipzig, 1892.

Heineck, H. Die älteste Fassung von Melanchthons Ethik. Zum ersten Mal herausgegeben; in: Philos. Monatshefte, 29, S. 129 bis 177. (Als Sonderabdruck: Berlin, 1893).

Heinemann, O. v. Empfehlungsbrief Ph. Melanchthons für Heinr. Efferen; in: Zeitschr. f. Kirchengesch. XII, H. 1, S. 213 f.

Hofmann, L. Melanchthon als Mathematiker und Physiker; in: Zeitschr. f. prakt. Physik, 1889, S. 275—277, 332—337.

Kolde, Th. Melanchthons Loci communes in ihrer Urgestalt, nach G. L. Plitt in 2 Aufl. v. neuem herausgeg. u. erläutert. Erlangen, 1890.

Kolde, Th. Der Briefwechsel Luthers und Melanchthons mit den Markgrafen Georg u. Friedrich von Brandenburg; in: Ztschr. f. Kirchengesch. XIII, S. 318—337.

Krafft, C. Ueber die rabies theol. in der letzten Aufzeichnung Melanchthons; in: Theolog. Arbeiten des rhein. wissenschaftl. Predigervereins. H. 8 u. 9, S. 124—129.

Digitized by Google

Latendorf, F. Melanchthoniana. Aufzeichnungen eines Wittenb. Studenten a. d. J. 1558—1560; in: Centralblatt f. Bibliothekswesen. X. S. 483—486.

Lipsius, R. A. Philipp Melanchthon; in: Deutsche Rundschau, 73. 1892/93. 1. Bd. S. 365—378.

Loesche, G. Analecta Lutherana et Melanthoniana. Tischreden Luthers und Aussprüche Melanchthons, hauptsächl. nach Aufzeichnungen des J. Mathesius . . . herausgegeben und erläutert. Gotha, 1892.

Lutherſche Drucke in Straßburg, Colmar, Hagenau zur Reformationszeit [2. Schriften Melanchthons]; in: Beiträge z. Kirchengesch. des Elsasses. H. 4 u. 5. S. 19.

Melanchthon, Lettre inéd. aux 4 Ministraux de Neuchâtel; in: Musée Neuch. 1889. S. 4.

Meusel, Kirchl. Handlexikon, IV. S. 529—538: Melanchthon.

Meyer, W. Melanchthons Vorlesung über Ciceros officia; in: Nachrichten der Kgl. Gesellschaft der Wissensch. zu Göttingen. Philologisch-hist. Klasse, 1894. Nr. 2, S. 146—181.

Meyer, W. Die Göttinger Nachschrift der Postille Melanchthons; in: Nachrichten der Kgl. Gesellschaft der Wissensch. zu Gött. Philologisch-hist. Klasse, 1895. Nr. 1, S. 13—68.

Müller, G. Melanchthons Entwurf zu e. Brief Kurf. Augusts a. d. König. Elisabeth; in: Zeitschr. f. Kirchengesch. XII. S. 621.

Müller, Nik. D. M. Luther, e. Urtheil der Theologen zu Paris über d. Lehre D. Luthers. Ein Gegenurteil D. Luthers. Schutzrede Phil. Melanchthons wider dasselbe Parisische Urteil für D. Luther (1521). Aus der Originalhandschr. herausgegeben. (Neudr. deutscher Litteraturw. d. XVI. u. XVII. Jahrh. Nr. 103). Halle, 1892.

Müller, Nik. Melanchthoniana aus Brandenb. a. H. und Venedig; in: Zeitschr. f. Kirchengesch. XIV. S. 133—142.

Müller, Nik. Zur Chronologie und Bibliographie der Reden Melanchthons (1545—1560); in: Beiträge zur Reformationsgeschichte . . . Prof. D. Köstlin b. d. Feier seines siebz. Geburtstages gewidmet. Gotha, 1896. S. 116—157.

Mosapp, Ein ungedruckter Brief Phil. Melanchthons; in: Blätter f. württemb. Kirchengesch. 1894. Nr. 9.

Neubauer, L. Ein Nachtrag zum Corp. Reform.; in: Altpreuß. Monatsschr. XXVIII. S. 246—275.

Rogge, Deutsch-evangel. Charakterbilder [an 2. Stelle: Melanchthon]. Leipzig, 1894.

Schaefer, R. Ph. Melanchthons Leben, a. d. Quellen dargeſtellt. Gütersloh, 1894.

Schaff, Ph. The friendship of Calvin and Melanchthon; in: Papers of the American Society of Church History, Vol. IV. S. 141—163.

Schott, Ein Autographon v. Luther und v. Melanchthon: in: Theol. Studien und Kritiken, 1895. S. 162—164.

Thenn, Brief an Melanchthon; in: Zeitſchr. f. wiſſenſch. Theologie, 1889. S. 352—358.

Thieme, C. De normis bonorum operum quid existimaverit Melanchthon tempore conf. August. ejusque Apologiae. Leipzig, 1890. Inaug.-Diſſ.

Troeltſch, E. Vernunft und Offenbarung bei Joh. Gerhard und Melanchthon. Göttingen, 1891.

Vetter, P. Luther, Jonas, Melanchthon an H. Heinr. v. Sachſ. 25. Nov. 1539; in: Zeitſchr. f. Kirchengeſch. XII. S. 620.

Vogt, O. Ungedruckte Schreiben v. Pommern an Melanchthon; in: Balt. Studien, 1892. S. 1—30.

Wetzer und Welte's Kirchenlexikon, 2. Aufl. VIII. S. 61—64: Melanchthons Loci communes; S. 1198—1213: Ph. Melanchth. v. F. X. v. Funk.

Zum Melanchthon-Jubiläum ſind ſchon erſchienen:

Buchwald, G. Philipp Melanchthon. Eine Schilderung ſeines Lebens und Wirkens . . ., der deutſchen Jugend dargeboten. Leipzig, 1896.

Guſtav, G. Philipp Melanchthon. Ein Lebensbild f. jung u. alt z. Feier ſeines 400jähr. Geburtstages. Breslau, 1896.

Jordan, R. Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutſchlands. Ein Lebensbild z. 400jähr. Geburtstage des Reformators. Für Schule und Haus. Dortmund, 1896.

Kaiſer, P. Philipp Melanchthon, Deutſchlands Lehrer. Zur Jubelfeier f. 400jähr. Geburtstages. Dem deutſchen evangel. Volke dargeboten. Bielefeld, 1896.

Polack, F. Melanchthon. Deutſchlands Lehrer u. Luthers Freund und Mithelfer. Wittenberg, 1896.

Thoma, A. Philipp Melanchthons Leben. Dem deutſchen Volke erzählt. Karlsruhe, 1896.

PUBLIC LIBRARY

Nr. 56. Preis: Mk. 1,20

Schriften
des
Vereins für Reformationsgeschichte.

Vierzehnter Jahrgang. Drittes Stück.

Philipp Melanchthon
und
die deutsche Reformation bis 1531.

Von

Karl Hell.

Halle 1897.
In Commissionsverlag von Max Niemeyer.

Kiel,
H. Eckardt,
Pfleger für Schleswig-Holstein.

Quakenbrück,
Nackhorst'sche Buchhandlung,
Pfleger für Hannover u. Oldenburg.

Stuttgart,
G. Pregizer,
Pfleger für Württemberg.

Wir bitten unsere Mitglieder alle noch rückständigen Beiträge an die betreffenden Pfleger, beziehungsweise an unsern Schatzmeister, Herrn Dr. Max Niemeyer in Halle a. S. einzahlen zu wollen.

Der Vorstand.

Verzeichnis der noch vorhandenen Vereinsschriften.

1. Kolde, Th., Luther und der Reichstag zu Worms 1521.
2. Koldewey, Friedr., Heinz von Wolfenbüttel. Ein Zeitbild aus dem Jahrhundert der Reformation.
3. Stähelin, Rudolf, Huldreich Zwingli und sein Reformationswerk. Zum vierhundertjährigen Geburtstage Zwinglis dargestellt.
4. Luther, Martin, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Bearbeitet sowie mit Einleitung und Erläuterungen versehen von K. Benrath.

5/6. Bossert, Gust., Württemberg und Janssen. 2 Teile.

7. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. I.
12. Iken, J. F., Heinrich von Zütphen.
13. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. II.
19. Erdmann, D., Luther und seine Beziehungen zu Schlesien, insbesondere zu Breslau.
20. Vogt, W., Die Vorgeschichte des Bauernkrieges.
21. Roth, F., W. Pirkheimer. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation.
22. Hering, H., Doktor Pomeranus, Johannes Bugenhagen. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
23. von Schubert, H., Roms Kampf um die Weltherrschaft. Eine kirchengeschichtliche Studie.
24. Ziegler, H., Die Gegenreformation in Schlesien.
25. Wrede, Ad., Ernst der Bekenner, Herzog von Braunschweig u. Lüneburg
26. Kawerau, Waldemar, Hans Sachs und die Reformation.
27. Baumgarten, Hermann, Karl V. und die deutsche Reformation.
28. Lechler, D. Gotth. Viktor, Johannes Hus. Ein Lebensbild aus der Vorgeschichte der Reformation.

Philipp Melanchthon

und

die deutsche Reformation bis 1531.

Von

Karl Hell.

Halle 1897.
Verein für Reformationsgeschichte.

Vorwort.

Bei dem für dieſe Schilderung von „Melanchthons Bedeutung für die deutſche Reformation, vorwiegend bis zum Jahre 1530“ zur Verfügung geſtellten Raum war es nur möglich, eine ſolche Skizze zu entwerfen, die aus dem unermeßlichen Detail ſeines Gelehrten- und Geſchäftslebens einmal ſeine theologiſche und kirchliche Grundanſchauung und ſodann jene Züge ſeines Charakters hervorhob, die des Mannes praktiſche Wirkſamkeit bedingten. Indem die Schilderung von 1531 ab nur einen kurzen Blick in die Zukunft thun durfte, ſind die härteſten Kämpfe und verwickeltſten Schwierigkeiten, die den zweiten Führer der deutſchen Reformation in der Epigonenzeit in tiefſte Bekümmernis verſetzten, nur angedeutet worden. Ebenſo wenig ein vollſtändiges Lebensbild, wie ein Charakterbild konnte entworfen werden. Zur vollen Erforſchung von Melanchthons Leben, Theologie und Philoſophie fehlt uns noch eine vollſtändige kritiſche Ausgabe ſeines Briefwechſels und die Zugänglichkeit der zahlreichen im Corpus Reformatorum nicht abgedruckten Ausgaben ſeiner theologiſchen und philoſophiſchen Werke.

Die Anmerkungen waren bei der nur andeutenden, nicht begründenden Form der Darſtellung notwendig. Auch dürfte es in dieſem Jahre von Wert ſein, wenn irgendwo die Provenienz vieler unkontrolierbarer Zitate der populären Jubiläumsliteratur erſehen werden kann.

Digitized by Google

Bei der Inhaltsangabe der einzelnen Schriften habe ich die wichtigsten Gedanken des Autors in moderner Sprache reproduziert. Sie stellen also gewissermaßen eine Uebersetzung derselben in unser theologisches Idiom dar. Ohne das, in wörtlicher Wiedergabe einzelner Stellen, wäre es bei der wortreichen Breite aller Schriften jener Zeit unmöglich gewesen, auf wenig Seiten von der Sache einen Begriff zu geben.

Die besondere Ansicht über Melanchthons kirchenpolitische Ideen und das daraus resultierende Urteil über sein Verhalten auf dem Reichstag zu Augsburg konnte im Text nur angedeutet werden unter Verweisung auf die wichtigsten Briefstellen, die die erforderliche juristische Untersuchung und Würdigung noch nicht gefunden haben.

Meine Aufgabe versuchte ich zu lösen im Sinne einer gerechten Geschichtsschreibung, die an ihrem Helden nichts verbirgt und vertuscht, aber zugleich mit der Pietät, die wir dem Ziehvater der deutschen Reformation schuldig sind

Für das hier ausgesprochene Urteil im Ganzen und Einzelnen trägt allein der Verfasser die Verantwortung.

Bonn, 2. Januar 1897.

Die deutsche Reformationsbewegung, d. h. die Bewegung nach Herstellung neuer, dem Geiste des wieder entdeckten apostolischen Christentums entsprechender Lebensformen, ist in ihrem ersten Beginn, in der Zeit nach dem Wormser Reichstag, nicht das Werk eines Einzigen gewesen, wie es zweifellos zuerst die Predigt von der ohne kirchliche amtliche Vermittelung wirkenden freien Gnade Gottes in Christo durch Luther gewesen war.

Daß unter den mancherlei Typen der Lebens- und Gottesdienstordnung, für die es in der ersten Zeit der evangelischen Umwälzung nicht an Ansätzen fehlte — man denke nur an die in süddeutschen Städten von Laienpredigern erhobenen Forderungen, die dann teilweise im Bauernkrieg praktisch wurden, im Täufertum sich fixierten und dergleichen — sich nur einer, zunächst in Norddeutschland, behauptete, nämlich die obrigkeitliche Einführung einer neuen Lehre und verbesserter Gottesdienstformen unter gleichzeitiger Unterdrückung aller weitergehenden Forderungen, also Kirchenreform, Schulreform und verbesserte Religions- und Sittenpolizei, das rührt daher, daß schon beim Beginn der „Reformation" neben Luther eine Persönlichkeit stand, die dazu geschaffen schien, die mächtige Individualität des „deutschen Propheten" zu ergänzen, zu mäßigen und sich selber deutlich zu machen: neben dem Manne, der sich als ein Bote Gottes an die Christenheit fühlte, der Exeget, der Ausdeuter dieser Botschaft an das Volk, neben dem Propheten der umsichtige pünktliche Professor, neben dem „religiösen Heros", der mit Gott und allen Teufeln gerungen hatte, der besonnene maßvolle Denker, Schriftsteller und geschickte Unterhändler Philipp Melanchthon.

Es trifft sich schön, daß sein 13 Jahre auf das Lutherjubiläum folgendes vierhundertstes Geburtsfest die Gelegenheit bietet, auch

in unſerer Reihe von Erinnerungsſchriften an die Reformation dieſe Thatſache zur Geltung zu bringen.

Das Wechſelverhältnis der beiden Männer iſt auf keine einfache Formel zu bringen, wie Geben oder Anregen des Einen, Empfangen und Entwickeln des Anderen. Sehr bald nachdem Melanchthon unterm Anhauch von Luthers Genius ſich zum religiöſen Schriftſteller entwickelt hat, iſt es ein ſolches Aufeinanderwirken geworden, daß Luthers Gedanken und Schriften ſchon in ihrem Entſtehen von Melanchthons Einfluß bedingt waren, daß Melanchthon von vorn herein ſeine Ziele ſo wählte, daß ſie zu Luthers Plänen ſtimmten. Und dennoch waren Beide einander ſo unähnlich wie möglich. Andere Freunde haben ihrer Geiſtesart nach Luther näher geſtanden: Amsdorf, auch Bugenhagen; zu keinem hat er in gewiſſen Dingen gleichmäßig bewundernd ſo aufgeſchaut, keinen hat er ſeiner Meinung nach ſo zärtlich geſchont als Magiſter Philippus, ſeinen germanus frater.[1])

Eben ſo viel wie Luther perſönlich, verdankt das „Luthertum", verdanken die lutheriſchen Kirchen Melanchthon.

Der chriſtliche Humanismus, verbunden mit der lutheriſchen Rechtfertigungsdogmatik und der lutheriſchen landesherrlichen Kirchenherrſchaft, dieſe drei Merkmale der ſächſiſchen Reformation gehen zurück auf das Bündnis von Luther und Melanchthon, tragen den Stempel ihres vereinigten Geiſtes.

I.

Die erſten zwanzig Jahre von Melanchthons Leben 1497—1518 umfaſſen genau die Zeit, in der Deutſchlands Geſchick ſich politiſch und geiſtig für alle Folgezeit entſchied. Es iſt die Zeit der ſtillen perſönlichen Vorbereitung der Reformation in den der Welt verborgenen Gewiſſenskämpfen des Erfurter Auguſtinerbruders und ſeiner erſten gewaltigen Schritte auf der Bahn eines Wittenberger Profeſſors der Theologie, die ihn zum Prophetentum einer — damals — neuen Religion führten, die Zeit der nationalen Vorbereitung der Reform in den Beſtrebungen nach politiſcher und ſozialer Umgeſtaltung des „Reiches“, der weltgeſchichtlichen Vorbereitung durch die Begründung der ſpaniſch-deutſchen Weltmacht des Hauſes Habsburg. Der Reichstag zu Augsburg von 1518 hat die Wahl Karls V. vorbereitet.

Dazu kommt das damals ſiegreiche Vordringen des neuen, „Humanismus“ genannten Bildungsideals mit ſeiner verbeſſerten dialektiſch rhetoriſchen Unterrichtsmethode und dem neuen Bildungsſtoff der klaſſiſchen Poeten, Redner, Hiſtoriker, Philoſophen und die Bereitung der Stätte, von der aus Melanchthons Wirkſamkeit ausſtrahlen ſollte, der Univerſität Wittenberg, der Stiftung Friedrichs des Weiſen, Kurfürſten von Sachſen, die nur 5 Jahre jünger iſt wie er.

Der Geiſt dieſer Zeit hat das Wunderkind Melanchthon groß gezogen.

Auch ohne die Reformation würde ſich das geiſtige Angeſicht der Welt im 16. Jahrhundert verändert haben. Eine neue Weltauffaſſung und Weltbehandlung, eine neue Selbſtſchätzung des Menſchen waren zum Durchbruch gekommen und ſichtbar geworden

in dem untrüglichſten Zeichen, dem neuen Stil der bildenden Künſte, der ſeinen Weg von Italien in die abendländiſche Chriſtenheit nahm. Dieſer den asketiſchen Idealen des katholiſchen Mittelalters abgewendete Geiſt war weder der Kirche noch dem Chriſtentum prinzipiell feindlich geſtimmt. Er reſpektierte beide, fühlte ſich aber ſtark genug, ſie zu modificieren. Er trug eine Reform der Kirche im Sinn in der beſcheidenen Grenze des auch ſeither Erreichbaren. Er wollte die kirchlichen Zuſtände verbeſſern durch eine Hebung der Schulen, die für den Kirchendienſt vorbereiten, durch eine Steigerung des perſönlichen Ideals, das den Geiſtlichen vorgehalten werden ſollte, durch eine Erhöhung ihres Geſchmackes und damit ihrer Wirkung auf den Stand der Gebildeten, der ſich jetzt eben zum erſten Mal aus der geiſtigen, amtlichen und gewerblichen Ariſtokratie der reichen Handelsſtädte Deutſchlands zu formen begann.

Der eigentliche Führer dieſer Bewegung war der vornehme niederländiſche, dann Basler Gelehrte Erasmus von Rotterdam, der „Fürſt der ſchönen Wiſſenſchaften“ (Melanchthon)*) und zugleich als Begründer einer neuen Theologie mit Recht gefeiert.

Er war neben ſeinen Verdienſten um Kritik und Herausgabe der Texte klaſſiſcher und altkirchlicher Schriftſteller einer der bedeutendſten Moraliſten und gefürchtetſten Satyriker der Zeit, der die Laſter und Schwächen der niederen und höheren Geiſtlichkeit und der Mönche am wenigſten ſchonte, ein warmer Anwalt eines einfachen herzlichen Chriſtentums, einer auf die Bibel und die älteren Kirchenväter ſich ſtützenden Theologie, der längſt vor Luther es ausgeſprochen, daß nichts in der Schrift zu ſuchen ſei außer Chriſtus.

Damit, ſo glaubte er, ſei das „Zeitalter der allgemeinen Bildung und Wohlfahrt“ bereits im Anbruch.

Melanchthon war Pfälzer, Rheinfranke und hat ſeine mitteldeutſche Art, die ſich dem Oberdeutſchen, dem Schwaben näher verwandt fühlt, als den Niederdeutſchen, nie verleugnet.

---

*) Der wie Jupiter den Vorſitz im Reich der Wiſſenſchaft führende optimus maximus literarum praeses (C. R. I, 12.).

Philipp Schwarzerd (Schwartzerd, Swartzerd u. a.) ist geboren am 16. Februar 1497 im kurpfälzischen Städtchen Bretten, jetzt Badisch, nahe der Württembergischen Grenze. Der Familienname würde heute „Schwarzert" zu schreiben sein und hat dieselbe Bildung wie Breidert, Ganzert, Grauert, Rückert, Weitert u. a., nämlich Zusammensetzung eines Hauptwortes oder Eigenschaftswortes mit „wart" oder „hart". Er war das erste Kind von Georg Schwarzerd und Barbara Reuter.

Der Vater, Sohn des zu Heidelberg unterm Schlosse wohnhaften und gestorbenen Nikolaus Schwarzerd, war Waffenschmied und Waffenmeister des Kurfürsten Philipp von der Pfalz.

Er lebte von 1458 bis 27. Oktober 1508.[2]) Die Mutter Barbara war Tochter des Stadtschultheiß Johannes Reuter in Bretten und einer Schwester des Humanisten Johannes Reuchlin. So war Philipp, benannt nach dem Kurfürsten,[3]) Großneffe des gefeiertsten Gelehrten Deutschlands im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts. Die Lobredner des Sohnes schildern den Vater als einen ernsten, stillen, streng kirchlichen und ungemein geschickten Mann, die Mutter als eine kluge und fromme Frau.[4])

Der Geburtsort, ein freundlich am Rand des Salzbachs von Osten nach Westen gelegenes Städtchen, war bewohnt von intelligenten gutartigen Leuten, die fast ausschließlich Ackerbau trieben und sich bei verschiedenen Belagerungen tapfer bewährt hatten. Das Geburtshaus ist in der Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen zu Grunde gegangen, an seiner Stelle steht mit 2 Gedenktafeln dem Marktbrunnen gegenüber ein Giebelhaus, das überm Thorbogen die Zahl 1702 trägt.

Die Familie Schwarzerd, außer Philipp noch dessen Bruder Georg und drei Töchter zählend, lebte in guten Verhältnissen. Als der Hausvater in Folge einer langsam wirkenden Vergiftung gestorben war, nur elf Tage nach dem Großvater Reuter, der bereits seine beiden Enkelsöhne zu sich ins Haus genommen hatte, zog die verwitwete Großmutter mit dem ihr gebliebenen jüngeren Sohn Johannes Reuter und ihren beiden Enkeln behufs deren besserer Erziehung nach dem benachbarten Pforzheim, ihrer Heimat.

In Bretten hatten die beiden Schwarzerde die Schule besucht

und dann den Unterricht eines Hauslehrers, Johann Unger*) genoſſen, der ſpäter evangeliſcher Prediger in Pforzheim wurde. Schon in früher Jugend übertraf Philipp alle Altersgenoſſen weit in Faſſungsgabe, Lerneifer und jugendlicher Luſt am Disputieren. Unger hatte ihm die lateiniſche Grammatik beigebracht, in Pforzheim kam er in die damals berühmte lateiniſche Schule, der Georg Simler vorſtand, ein Zögling des Pädagogen Dringenberg in Schlettſtadt. Auch andere hervorragende Zeitgenoſſen hatten dort den Grund ihrer Bildung gelegt: der Hohenzoller, dann Basler Simon Grynäus (Gryner, Greiner), der Berner Berthold Haller, der Pforzheimer ſpäter Straßburger Nikolaus Gerbel. Simler, aus Wimpfen gebürtig, ein trium linguarum peritus (Latein, Griechiſch, Hebräiſch), gab befähigten Schülern auch Privatunterricht im Griechiſchen, darunter Philipp Schwarzerd. So wurde dieſer früh in das eigentliche Geheimnis des Humanismus eingeweiht. Reuchlin, damals (1502—1512) als einer der drei erwählten Richter des ſchwäbiſchen Bundes in Stuttgart wohnhaft, kam öfters zum Beſuch der Seinigen nach Pforzheim, prüfte die Fortſchritte des Großneffen und ſchenkte ihm Bücher, darunter einen Traktat über griechiſche Grammatik und ein Lexikon, zum Scherz auch einmal das Doktorbarett, worauf der Knabe ſich nicht wenig zu gut that. Zum Dank dafür übte er mit ſeinen Kameraden eine eben erſchienene Komödie Reuchlins ein und führte ſie zu deſſen Zufriedenheit auf.*)

Damals ſchmückte ihn Reuchlin, den ſeiner Zeit ein venetianiſcher Humaniſt mit dem Namen „Capnion“ belehnt hatte, mit dem griechiſchen Namen für Schwarz-erd Melanchthon.**)

Es wird auch in dieſem kindiſchen Spiel ein hoher Ernſt gelegen haben, denn der Knabe, der den Berichten zufolge kaum ein Kind geweſen iſt, wurde vermutlich durch das Beiſpiel des von

*) Vermutlich den Sergius, deſſen erſte datierte Ausgabe zu Pforzheim 1507 erſchien.

**) Dieſe Etymologie iſt nicht beſſer wie die ernſt gemeinte Reuchlinſche Ableitung von Pforzheim aus porta hercyniae, worunter er den Schwarzwald meinte. Mel. nannte ſich auch etymologiſch richtiger Melas Brettanus CR I, 9 und lateiniſch pullisolus.

aller Welt bewunderten Großonkels zuerſt auf die gelehrte Laufbahn hingewieſen.

Wenn Reuchlin von Melanchthon ſpäter hauptſächlich als der Urheber der hebräiſchen Studien gefeiert wurde,[6]) ſo will das beſagen, daß er den Kreis der wiſſenſchaftlichen Studien vollendete; damals war Capnion, der ſtets an Höfen und in hohen Stellungen verkehrte, für ihn eine Ehrfurcht erweckende Erſcheinung.

Zwölfjährig, noch 3 Jahre jünger wie ſeiner Zeit Reuchlin, wurde Philippus Schwartzerd de Brethen Spir. diöc. bei der kurpfälziſchen Univerſität Heidelberg immatriculiert am 14. Oktober 1509. Er wohnte im Hauſe des thomiſtiſchen Theologen Pallas Spangel, des einzigen jener Falkultät, der ſich für die ſchönen Wiſſenſchaften intereſſierte.[7]) Der ihm nun dargebotene propädeutiſche und philoſophiſche Unterricht, über den er ſich ſpäter ſehr geringſchätzig äußerte,[8]) gab ſeinem Geiſt geringe Nahrung, er ſah ſich auf ziemlich wahlloſe Lektüre von Dichtern, Dramen und Hiſtorikern und auf Privatſtudien angewieſen.

Anziehend ſcheinen für ihn nur die Vorleſungen des Kölner Magiſters Konrad Helvetius über Aſtronomie geweſen zu ſein.

Auch über Ariſtoteles Ethik hörte er, während ihm wie ſeinen Kommilitonen und Lehrern der Sinn für Paulus noch nicht erſchloſſen war.[9]) Die glänzende Zeit, da der fürſtliche Hof zu Heidelberg unter dem Kurfürſten Philipp (1476—1508) einen „Muſenhof“ darſtellte, gewiſſermaßen eine Akademie neben der Univerſität, war vorbei, aber die Erinnerung daran noch lebendig. Er hat ſie in treuem Gedächtnis bewahrt.[10]) Damals hatte Adam Werner von Themar an der Univerſität Vorleſungen über lateiniſche Poeten gehalten, der von Erasmus und Melanchthon als der eigentliche Erneuerer der rechten Studienmethode geprieſene Frieſe Rudolf Agricola hatte hier nach freiem Belieben gelehrt[11]) und ſich an akademiſchen Disputationen beteiligt, Konrad Celtis, der fahrende humaniſtiſche Poet, hatte während ſeines kurzen Aufenthaltes eine rheiniſche literariſche Geſellſchaft gegründet, Reuchlin hatte hier für den Kurfürſten einen Abriß der Weltgeſchichte geſchrieben, mehrere Komödien gedichtet und aufgeführt, Jakob Wimpheling Vorleſungen über Kirchenväter gehalten und ſeine pädagogiſchen Ideen entwickelt, des Humaniſtenfreundes,

Pfälziſchen Kanzlers und Wormſer Biſchofs Johann von Dalberg nicht zu gedenken,

Mel. wurde Informator der beiden Söhne des Grafen Ludwig von Löwenſtein und ſtand in freundſchaftlichem Verkehr mit Peter Sturm, dem Bruder des nachmaligen Straßburger Staatsmannes Jakob Sturm und beſonders mit Diebold Gerlach von Billigheim (Billicanus) dem ſpäteren Nördlinger Pfarrer, dann Marburger Profeſſor, und Johann Brenz aus Weil, dem Haupt der württembergiſchen Lutheraner. Im gleichen Jahr wie dieſer erlangte er den erſten akademiſchen Grad eines baccalaureus in artibus 1512. Die erforderlichen Prüfungen hatte er in der Weiſe der „realiſtiſchen“ Philoſophie (via antiqua) beſtanden. Seine Bewerbung um die Zulaſſung zur Magiſterprüfung ein Jahr ſpäter ſtieß auf Schwierigkeiten, weil er noch ſo jung und „von kindiſchem Anſehen“ war.[12])

Hauptſächlich der Aerger darüber veranlaßte ihn, Heidelberg mit Tübingen zu vertauſchen. Die Heidelberger ſuchten das ſpäter bei jeder Gelegenheit in Vergeſſenheit zu bringen*) (1524. 1557).

In Tübingen wurde er am 7. September 1512 immatrikuliert. Die ſechs Jahre ſeines dortigen Aufenthaltes ſind die ſeiner vollſtändigen Entwicklung zum univerſalen Gelehrten im Stil des Erasmus. Sie vollzieht ſich beinahe unmerklich, ohne Kämpfe und Schwankungen, einfach durch Aufnahme eines rieſenmäßigen Stoffes in den durch wunderbare Organiſation zur ſchnellſten und völlig ſicheren Verarbeitung und Aneignung befähigten Geiſt, der die beſtimmte Richtung auf Genauigkeit und Pünktlichkeit alles ſachlichen Wiſſens, auf ſchärfſte dialektiſche Zergliederung jeder Gedankenreihe und auf durchſichtige Form der Darſtellung als beſondere Gabe mitbrachte.

Er hat in dieſer Geiſtesart ganz im Unterſchied von dem Grübler Reuchlin die größte Verwandtſchaft mit dem von ihm vor allem verehrten Erasmus.

Was den Erasmus von ihm unterſcheidet, iſt deſſen durch-

*) Im Jahr 1524 ſchrieb man zu ſeinem Namen in die Matrikel ὁ φίλιππος μελάνχθων totius orbis miraculum (Hartfelder, Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae S. 28).

dringender Weltverstand, die Glätte und Schmiegsamkeit eines Höflings und der für eine solche Lebensführung unerläßliche naive Gelehrtenegoismus.

An der 1477, übrigens ganz in der damals üblichen kirchlichen Form, gestifteten Universität blühten die klassischen Studien hauptsächlich durch die Anregung des Heinrich Bebel von Justingen, der 1496 als Professor der Poesie und Eloquenz berufen wurde. Kein großer Gelehrter, aber ein gewandter lateinischer Poet und Lehrer, so übte er auf Melanchthon bedeutenden Einfluß aus. Im gleichen Geist wirkten Melanchthons Lehrer von Pforzheim her, jetzt Professor der Jurisprudenz Georg Simler und dessen früherer Kollaborator in Pforzheim Johann Hildebrand, Lehrer der lateinischen Schule u. A. Im nächsten Verkehr stand Melanchthon mit Simler und mit dem Philosophen Stadianus (Franz Kircher aus Stadion). Erst in Tübingen lernte er die scholastische Philosophie gründlicher kennen, namentlich zog ihn nun der „Nominalist" Occam an.[13]) Daneben trieb er eine umfassende Klassikerlektüre und studierte alle andern Wissenschaften: Jurisprudenz, Medizin, Mathematik, mit besonderem Eifer bei dem hervorragenden Astronomen und Kalendermacher Johann Stöffler Astronomie und Astrologie, auf die er Zeitlebens die größten Stücke hielt. Von seinen „leider auch" theologischen Lehrern nennt er später nur den Jakob Lemp. Der Bibel widmete er nach Camerarius dort bereits ein eifrigstes Studium, wie es scheint zunächst der lateinischen.

Anfang (25. Januar) 1514 wurde er zum magister bonarum artium promoviert und hielt fortan selbst philologische Vorlesungen über Vergil, Terenz; dann wurde er Lektor der Beredsamkeit und interpretierte Cicero und 6 Bücher des Livius. Eins seiner Lieblingsbücher, die drei Bücher der Dialektik des Rudolf Agricola machte ihm sein damals innigster Freund Johann Oekolampadius (Hüsgen) zum Geschenk. Er war als Korrektor bei der Druckerei von Thomas Anshelm beschäftigt und versuchte sich selbständig in Editionen, Uebersetzungen, Vorreden, lateinischen und griechischen Gelegenheitsgedichten.[14])

Seine erste selbständige Arbeit sind die Institutiones grammaticae graecae 1518, nur eine Formenlehre ohne Syntax mit

einigen Leseſtücken, in ihren ſpäteren Auflagen eines der beliebteſten Schulbücher.] Es verdankt ſeine Beliebtheit der methodiſchen geſchickten Form, in der ein von andern zuſammengetragener Stoff verarbeitet iſt, ein erſter Beweis der didaktiſchen Gabe Melanchthons.

Bei der humaniſtiſchen Zunft in Deutſchland führte ſich Melanchthon ein durch die eine der Vorreden zu der von Reuchlin veranſtalteten Sammlung von Briefen berühmter Männer an Johann Reuchlin, die 1514 erſchien (die andere Vorrede von J. Hildebrand) um der Kölner theologiſchen Fakultät und den dortigen Dominikanern, die wider Reuchlin einen Ketzerprozeß angeſtrengt hatten, ein quos ego zuzurufen. Dieſer Streit veranlaßte die Erhebung des ganzen jüngeren Humaniſtenheeres zum Kampf für die ſchönen Wiſſenſchaften und die freie Geiſtesbildung überhaupt, als deren Held und Märtyrer Reuchlin nun gefeiert wurde.

Als Gegenſtück zu den epistolae clarorum virorum erſchien im folgenden Jahre die ſatyriſche Schrift Briefe der Dunkelmänner an Ortuinus Gratius, nämlich 41 zuſtimmende mönchslateiniſche Briefe angeblicher Geſinnungsgenoſſen dieſes Ritters der Rechtgläubigkeit. In einem der letzten Briefe ſchildert der Magiſter Schlauraff in elenden lateiniſchen Knittelverſen ſeine Reiſe durch Deutſchlands Städte mit Verzeichnung aller litterariſchen Böſewichter, die dort ihren Sitz haben. Er findet in Stuttgart den höchſt verdächtigen Reuchlin, in Tübingen viele ſaubere Geſellen, unter denen der ſchlimmſte iſt Philippus Melanchthonius, deſſen Tod zu Liebe er gern eine Wallfahrt zum heiligen Jakob übernehmen würde.

Der 20jährige Tübinger Magiſter hat alſo wohl ſchon die Aufmerkſamkeit der Antireuchliniſten erweckt. Mit allen Häuptern der Partei in Deutſchland ſteht er in Verbindung. Erasmus iſt ſeines Lobes voll,[15])*) Melanchthon hat ihn und den einfluß-

*) „Unſterblicher Gott! welche Hoffnung gewährt dieſer junge Mann, ja dieſer Knabe! in beiden Litteraturen iſt er gleich ausgezeichnet; welcher Scharfſinn der Erfindung, welche Reinheit der Sprache, welche Schönheit des Ausdrucks, welches Gedächtnis der unbekannteſten Sachen, welche reife Beleſenheit."

reichen Nürnberger Patrizier Wilibald Pirkheimer griechisch angedichtet, der St. Galler Joachim von Watt tritt mit ihm in Korrespondenz. Jetzt eben rüstet er sich zu einem gelehrten Unternehmen, das ihn eine Reihe von Jahren zu beschäftigen verspricht, nämlich zur Herausgabe eines gereinigten Textes des Aristoteles, wobei er auf die Hilfe von Reuchlin, Pirkheimer, Simler, Capito (im Text Wolfgang von Hagenau genannt), Oekolampadius, Stadianus zählt. Er hatte dort keine Aussicht weiter zu kommen und fühlte sich unbefriedigt von der untergeordneten Thätigkeit, die ihm wie eine Tretmühle vorkommt (ergasterion C. R. I 31). Da kam ihm wie gerufen die Anfrage Reuchlins, ob er bereit sei, eine Professur der griechischen Sprache an der 1502 gegründeten Universität Wittenberg anzunehmen. Der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, hatte sich nämlich (30. März 1518) mit der Bitte an Reuchlin gewendet, ihm einen geeigneten Mann für diesen Posten zu nennen. Reuchlin, der Bewunderung voll für den Kurfürsten „den neuen Stifter der humanitas in der deutschen Nation", wäre gern selbst gegangen um dort an der Ostgrenze Deutschlands „in beiden Sprachen, griechischer und hebräischer, selbst den Anfang und Zulauf aus andern Ländern zu machen," fühlte sich aber zu alt und schwach dazu und präsentierte darum seinen lieben Vetter Magister Philipp Schwarzerd in Tübingen, den er bereits der Universität Ingolstadt versagt habe.[16]) In einem anderen Briefe sagt er, daß er unter den Deutschen keinen ihm gleichen wisse außer Erasmus, „der doch ein Holländer ist".[17]) Melanchthon war sofort bereit, diesem Ruf zu folgen, den am 24 Juli 1518 Reuchlin seinem Phillipp, seinem „Werk", seinem „Trost" überschickt mit den lateinischen Worten: „Gehe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volke machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen und sollst ein Segen sein".

Es fehlt jede Spur dafür, daß Melanchthon bei der Annahme dieses Rufes an die Universität Wittenberg, die als die Wirkungsstätte des Augustinerpaters Martin Luther bereits in aller Munde war, von einer andern Absicht geleitet war, als

der, den humanen Wiſſenſchaften am liebſten in völliger Muße „im heiligen Schweigen der Philoſophie“ zu leben. Der in Wittenberg entbrannte religiöſe Kampf, der ihm unmöglich unbekannt geblieben ſein kann, hat ihn perſönlich noch nicht berührt. So iſt er ahnungslos ſeinem großen ſchmerzenreichen, weltgeſchichtlichen Beruf in Wittenberg entgegengegangen. Niemals hat ſich ein Wunſch weniger erfüllt als der ſeine: Vielleicht daß mir nach gethaner Arbeit um ſo dankenswerter und freundlicher die wiſſenſchaftliche Muße zufällt.[18])

In Augsburg während des Reichstages ſtellte ſich Mel. ſeinem neuen Herrn, dem Kurfürſten Friedrich, vor und lernte deſſen ſo einflußreichen Kaplan und Privatſekretär Spalatin kennen. Vergebens verſuchte man ihn dort noch einmal für die Univerſität Ingolſtadt einzufangen.

In Nürnberg machte er nun auch die perſönliche Bekanntſchaft von Pirckheimer und andern wiſſenſchaftlichen Berühmtheiten, in Leipzig wurde er von dem dortigen Humaniſten Petrus Moſellanus (Schade aus der Nähe von Kochem) mit einem an Trinkſprüchen überreichen Gaſtmahl geehrt und traf am 25. Auguſt 1518 in Wittenberg ein.

Die Univerſität Wittenberg ſcheint uns heutigen vom Jahre 1517 an „unter dem Zeichen“ der Reformation zu ſtehen. In Wahrheit war das für die Zeitgenoſſen doch nicht ſo. Wohl aber war ſie recht eigentlich gegründet zur Eindämmung der Scholaſtik und zur Förderung des Humanismus. Ihr erſter Rektor Martin Pollich war ein Mitglied der von Celtis geſtifteten rheiniſchen Geſellſchaft, der erſte Dekan der theologiſchen Fakultät, Johann von Staupitz, wenigſtens ein Gegner der Scholaſtik.

Von Anfang an weiſt ſie eine ganze Reihe von Vorleſungen über klaſſiſche Schriftſteller auf, allerdings nur lateiniſche, und eine ſtattliche Anzahl von berühmten Humaniſten hat dort in verſchiedenen Fächern docierт: Nikolaus Marſchalk, Hermann von dem Buſche, Otto Beckmann, Hermann Tulich, Johannes Rhagius Aeſtikampianus u. a.[19])

Sie war eine Stätte der neuen Bildung ſchon vor Melanchthon. Dieſe Bildung war darauf angewieſen, ähnlich wie ſpäter die der Aufklärung des Thomaſius in Halle dem Pietismus ſekundierte,

der in Wittenberg so bedeutend durch Luther und seinen Anhang vertretenen augustinischen paulinischen Theologie zu sekundieren. Aber wird sie sich mit der neuen Theologie zu einem Ganzen verschmelzen oder werden beide wie später Pietismus und Aufklärung auseinander gehen? Wird es möglich sein, daß beides zusammen, der in Wittenberg neu erwachte Geist eines religiösen Enthusiasmus von direkt evangelischer, am Ursinn des neuen Testamentes genährter Art, der hinter das asketische, hierarchische und dogmatische Ideal des Katholizismus zurückgriff, und das neue humanistische Ideal der realistischen Welterkenntnis in ästhetisch vollendeter Form, mit einem Wort: der Philosophie, sich zu einem Bildungsganzen verbinden?

Darauf hat die akademische Wirksamkeit Melanchthons in Wittenberg die bejahende Antwort gegeben, die am 29. August begann mit der Antrittsrede de corrigendis adolescentiae studiis über die Studienreform auf der Universität.[20])

Sie zieht die Summe seiner bis jetzt gewonnenen wissenschaftlichen Ansichten und der praktischen Bestrebungen, denen er dienen will. Seinem hier aufgestellten Programm ist er mit der Zähigkeit eines echten Gelehrten treu geblieben, trotzdem sich seine innersten religiösen und sittlichen Ueberzeugungen in Wittenberg anders entwickelt haben, als sie angelegt zu sein schienen.

Die Studienreform, die in Wittenberg bereits in vollem Gange war und die er mit jugendlicher Lebhaftigkeit als etwas ganz Neues empfiehlt, besteht kurz gesagt darin, daß die Kunde der Sprachen Latein, Griechisch, Hebräisch zum Fundament der Bildung gemacht und an die Stelle des seitherigen scholastischen Betriebs der freien Künste eine einfachere praktischere Unterweisung in Dialektik und Rhetorik tritt.

Es ist das methodische Programm des Rudolf Agricola und des Erasmus, verbunden mit dem linguistischen des Reuchlin und seinem Inhalte nach das Programm der Renaissance, die in der Rückkehr zu der in märchenhaftem Glanze auftauchenden antiken Literatur das alleinige Heil des Geistes erblickte.*)

Als ein Bestandteil dieses Altertums erscheint dem jungen

*) Keineswegs ist es schon das Programm einer „historischen Schule".

Gelehrten auch die alte Kirche, deren urkundliche Zeugniſſe nur vermittelſt der Kenntnis der drei Sprachen erſt wirklich verſtanden werden können; dann aber zeigt ſich dem philologiſch geöffneten Blick die wahre Geſtalt Chriſti und ſeiner Worte.

Die Trägheit, die ſich der Mühe dieſer wahrhaft fruchtbaren Arbeit entziehen will, iſt dieſelbe, die im Zeitalter der ganz und gar barbariſchen Scholaſtik das geſamte Kirchenweſen in Verfall gebracht hat. Die Rückkehr zu den Quellen der Bildung iſt alſo zugleich die Rückkehr zu Chriſtus. Einen Beweis für die Wichtigkeit der Kenntnis des Griechiſchen für die Theologen wird er ſofort liefern mit den von ihm angekündigten Vorleſungen: neben der über Homer eine zweite über den Brief des Paulus an Titus. Daran möge man ermeſſen, wieviel das Verſtändnis des ſprachlichen Gewandes der heiligen Schriften zur wirklichen Erkenntnis der religiöſen Geheimniſſe beiträgt.

Einen philologiſchen Unterbau für die bereits der Welt als äußerſt fortſchrittlich bekannte Wittenberger Theologie, das iſt es, was der junge Profeſſor, dem äußern Anſchein nach noch ein Knabe, den Worten nach ein weiſer Mann, verſpricht.

Dieſe Theologie ſelbſt aber ſtand ihm ihrem Inhalte nach noch fern.*)

II.

In ſeinem 1540 verfaßten Teſtament ſpricht Melanchthon vor Anderem Luther ſeinen Dank aus und zwar zunächſt dafür, daß er ihn das Evangelium gelehret habe.[21]) Sein evangeliſches Chriſtentum und damit ſeine Theologie hat er erſt von ihm empfangen. Ernſte Frömmigkeit, pünktliche Beobachtung aller kirchlichen Gebräuche, zarte Sittlichkeit waren Mel., ſo ſcheint es, angeboren, ein väterliches Erbteil. Eine Anwandlung irgend welcher Skepſis ſcheint ihn nie beſchlichen zu haben. Vor der Verwegenheit vieler Denker der italieniſchen Renaiſſance wäre er

*) Wie Mel. die Wittenberger Theologie anſah, ergiebt ſich aus der akademiſchen Gedächtnisrede auf Kaiſer Maximilian, in der die Univerſitätspolitik Friedrichs des Weiſen als Zurückführung der Theologie zu ihren Quellen bezeichnet wird. C. R. XI, 32.

zurückgebebt. Aber die fortan unverrückte Richtung seines religiösen Denkens und Handelns, nämlich die Gewißheit Jesu Christi als des Unterpfandes aller göttlichen Barmherzigkeit, als *seines* Heilandes im heilvermittelnden Glauben, die Einsicht in den Widerstreit des natürlichen Menschenwillens mit dem göttlichen Gesetz und die Grundsätze evangelischer Sittlichkeit empfing er zuerst in Wittenberg.

Es bleibt bewundernswert, daß die gewaltige Inanspruchnahme durch diese ihm neu entgegentretende Gedankenwelt ihn keinen Augenblick in der rastlosen Gelehrtenarbeit hinderte, in die er sich nun hineinstürzte.[22])

Mel. hat in Wittenberg, wo er bis an sein Lebensende blieb, so lange er ortsanwesend war in jedem Semester mehrere Vorlesungen gehalten, als der zweifellos arbeitsamste Professor,[23]) neben philologischen, philosophischen und historischen auch theologische, diese meist exegetischer aber auch sogenannter systematischer Art. Er las oft täglich, legte Sonntags für Studenten teilweise katechetisch die Schrift aus und bewältigte daneben eine persönliche, geschäftliche und kirchenpolitische Korrespondenz von riesenhafter Ausdehnung. Dazu kommen die massenhaft von ihm aufs Papier geworfenen akademischen Reden, Vorreden, die zahllosen, längst nicht alle gedruckten Gutachten, Bedenken und Ratschläge — alles höchst umsichtig ohne Zeichen der Uebereilung und Unruhe abgefaßt — seine Epigramme, Gelegenheitsgedichte, Uebersetzungen, Beihilfe bei den Schriften Andrer, so daß man ihn mit Calvin wohl für den unermüdlichsten Kopf des Jahrhunderts halten dürfte. Denn neben dieser geistigen Ausgabe geht die stetig fortschreitende Lektüre der Klassiker, der Bibel, der älteren Kirchenväter und der ganzen neuen Litteratur her, die ihn durchs ganze Leben begleitete.

Seine Vorlesungen fanden sofort den größten Anklang.[24]) Bald übernahm er neben der griechischen auch zeitweise die hebräische Lektur.

Luther sprach sofort nach der Antrittsrede seine Bewunderung über diesen Lehrer des Griechischen aus,[25]) der bald auch der seinige ward,[26]) und nach wenigen Monaten ist ihr Verkehr der der innigsten Freunde. Schon bald verfolgte Luther den wohl von Mel. aus-

gehenden Plan einer Umgestaltung der ganzen Studienordnung: Ersatz der abgängigen philosophischen Vorlesungen durch philologische, und trat für Erhöhung von Melanchthons Gehalt ein.[26])

Das erster gedruckte Dokument von Melanchthons beginnender Verehrung für Luther ist ein auf dem letzten Blatt des ersten Drucks seiner Wittenberger Antrittsrede vom Oktober 1518 befindliches griechisches Gedicht auf Luther, worin er ihn feiert als den gottbegeisterten Boten der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit, den in Gottes Wort und Geist Eingeweihten, der die Kirche mit dem Balsam der göttlichen Gnadenbotschaft erquickt, ein treuer Meister und Hirt des Tempels Gottes, der den Wolf der Sophisterei vertreibt, ein Anführer der Wahrheit gegen kindische Wortfechter, der mit seinem Mosesstab die Zauberer schlägt. Er fordert ihn auf, das Geschwätz der Gegner mit den Kohlen des Worts zu verbrennen, für den voranleuchtenden Jesus zu kämpfen und seine Gläubigen zu beschirmen.[28]) Den allerpersönlichsten Anteil an Luthers Arbeiten beweist seine Vorrede zu dessen Psalmenerklärung (operationes in Psalmos) vom März 1519. Sie zeigt, wie der Philolog in die theologischen Interessen hineinwächst und bereits ganz in Luthers Redeweise eingeweiht ist.*) Was er vom Inhalt der Psalmen sagt, erinnert an die späteren Aeußerungen Luthers darüber in der Vorrede von 1534. Die durchaus persönliche Richtung lutherischer Frömmigkeit bekunden Sätze wie der: „Was nützt es zu wissen, daß die Welt von Gott geschaffen ist, wenn du nicht des Schöpfers Barmherzigkeit und Weisheit anbetest? Was nützte es dich Gottes Barmherzigkeit und Weisheit zu erkennen wenn du nicht davon dich überzeugst, daß er gegen dich barmherzig und weise gegen dich ist? denn das allein heißt Gott erkennen und davon weiß die Philosophie nichts, sondern nur das Christentum". Aus diesen Worten von Melanchthon spricht Luther selbst.

Damals erschien auch Melanchthons für sein Verhältnis zur Theologie wichtige bedeutendste didaktische Schrift jener früheren Zeit die 3 Bücher der Rhetorik. Die Rhetorik ist zu-

*) C. R. I 71 ist bereits von der „babylonischen Gefangenschaft der Kirche" und der libertas christiana die Rede.

ſammen mit der Dialektik die eigentliche philoſophiſche Fundamentsdisziplin und auch für den Theologen unerläßlich.[29]) Beide mit einander lehren das richtige Denken und den richtigen Ausdruck, die copia rerum et verborum. Im folgenden Jahre erſchien auch Melanchthon Dialektik.*) In ihr war nach Luthers Zeugnis, der bekennt, von ihm erſt Dialektik gelernt zu haben, Mel. größer als alle Griechen und Lateiner.[30])

So glich wechſelſeitige Anerkennung und Bewunderung der ſo verſchiedenen Geiſtesgaben den Altersunterſchied zwiſchen Beiden aus — und bald ward aus dem Freund der Parteigänger und Kampfgenoſſe.

Auf die Leipziger Disputation, zu der für die letzte Juniwoche 1519 Eck urſprünglich nur Luthers Kollegen Karlſtadt herausgefordert hatte und die zum eigentlichen Wendepunkt für die Reformation werden ſollte, indem ſie Luther zwang, das göttliche Recht des Papſttums, ja der ganzen ecclesia repraesentans neben der Schrift anzugreifen, hat Mel. Luther begleitet. Er verbreitete auch die erſte Kunde darüber in ſeinem ſofort gedruckten Brief an Oekolampadius voll von Liebe und Bewunderung für Luther.[31])

Auf die gereizte Antwort des Eck an den „Wittenberger Grammatikus" erwidert er fein. Wenn Eck ihn von ſeiner theologiſchen Höhe herunter abkanzelt, ſo will er gern zu den Kleinen gehören, zu dem Volk, das unter vernünftiger Leitung ſich um das Verſtändnis heiliger Gegenſtände bemüht.**) Er machte das Wort in noch umfaſſenderem Sinne wahr. Denn nachdem er am 15. September Baccalaureus der Theologie geworden, iſt er ganz in den theologiſchen Studien drin. Die Beſchäftigung mit den bibliſchen Schriften dünkt ihm himmliſches Ambroſia.[32])

Schon im Sommer hatte er eine Vorleſung über den Römerbrief begonnen, der ihm zeitlebens als das eigentliche Kompendium der Theologie unter den bibliſchen Schriften erſchienen iſt; aus dieſer Beſchäftigung erwuchs ſeine erſte und größere darſtellende

*) Nach heutigem Sprachgebrauch: angewandte Logik, Methodenlehre und Stiliſtik.

**) Möglich, daß Mel. dieſen Eindruck von dem Eifer des Volkes für religiöſe Fragen gewann unter der Beobachtung der von Luther ſo erfolgreich geübten elementaren Volkspredigt.

theologiſche Schrift. Die zur Erlangung des Baccalaureates verteidigten Theſen[33]) ſcheinen ein Licht zu werfen auf die Entwickelung Melanchthons zum Theologen, indem ſie zeigen, von welcher Seite her die Lehre Luthers in ſeinem empfänglichen Gemüte Eingang fand. Sie enthalten in knapper Form den Auszug der Gedanken, die Mel. von Luther übernahm, aber ſich nicht aneignen konnte ohne ein tiefinnerſtes Erlebnis.

Sie behandeln nämlich die ſittliche und religiöſe Beſchaffenheit des natürlichen Menſchen, ſeine Unfähigkeit zur Erfüllung des göttlichen Geſetzes, die allein auf dem Gnadenweg erfolgende Rechtfertigung, in der die eigentliche Wohlthat Chriſti beſteht, die Frage nach der Priorität des Willens vor dem Verſtande im wirklichen Menſchenleben, die alleinige Autorität der heil. Schrift zur Feſtſtellung kirchlicher Glaubensſätze, wonach die Leugnung gewiſſer Lehren wie die vom Charakter indelebilis der Sakramente, die von der Transſubſtantiation, nicht ketzeriſch iſt. Zugleich werden ſcholaſtiſche Philoſopheme zurückgewieſen. Ohne für uns noch bemerkbare Seelenkämpfe war Mel. zu dieſen Anſichten gelangt. Auch Luthers Zeugnis aus damaliger Zeit, das ihn als einen Jüngling dem Ausſehen nach, an Geiſtesreife einen Greis[34]) bezeichnet, ſpricht für einen ruhigen Uebergang. Trotzdem aber ſind dieſe Ueberzeugungen nicht rein theoretiſcher Natur. Mel. hat ſie, eine ausgenommen, bis zum letzten Atemzug unverrückt feſtgehalten, der einzige Troſt für ſein immer waches Gewiſſen iſt das felſenfeſte Vertrauen auf Gottes Gnade geweſen und geblieben. Es beweiſt nur die gänzliche Unfähigkeit der Gegner, die religiöſen Wurzeln der Reformation zu begreifen wenn man in ſpäteren Jahren Mel. immer wieder als Kandidaten für einen Konverſionsverſuch anſah.

Die Reformation — man geſtatte dieſe Bemerkung — hat nicht erſt Gott zu ſuchen gehabt, ſo wie etwa der moderne „Gläubige“ den verlorenen oder wie beſeſſenen erſt finden muß, ſondern ſie fußt auf der tauſendjährigen Eingewöhnung des gottesfürchtigſten und freieſten Volkes der Erde in die chriſtliche kirchliche Gottesidee. Die „Entdeckung“ Luthers beſtand nur darin, daß dieſer Gott in Chriſto ein perſönlicher Gott ſei und gar nichts andres will, als daß man ihn dafür nehme. Dieſe neue Offenbarung, die ihm

buchstäblich durch Mark und Bein, in Herz und Nieren ging, war aber nichts als das alte Evangelium, die Predigt Christi. So hat er sie immer wieder neu erlebt und spricht von ihr in den letzten Lebenstagen mit demselben Feuer wie in erster Zeit. Sie bleibt für ihn Erlebnis, Enthüllung, die ihm täglich neu geschenkt werden. Für Melanchthon war sie das auch. Aber sein ordnender, nüchterner, konsequenter Verstand baut nun diese Erkenntnis auch aus, ruhig und geschmackvoll, zur Lehre von dem alten echten Christentum, das stets da gewesen ist und erst in den Jahrhunderten der Scholastik immer mehr verfinstert worden, zur Lehre, die man niemals der Vernunft beweisen kann, die aber mit aller richtigen Philosophie in gutem Einklang steht. Ihm wird das Evangelium zur doctrina, das dem Luther eigentlich immer eine himmlische Offenbarung blieb. So ist Luthers Glaube wie der Blick des erfreuten Kindes auf die erste Weihnachtsbescheerung, Melanchthons Glaube wie die treue Arbeit des sorglichen Vaters, um seinen Kindern diese Bescheerung zu rüsten. Luther ist Christi Herold, Mel. der Christen Schulmeister. —

Damals Ende 1519 schrieb Melanchthon auch das Vorwort zu Luthers Erklärung des Galaterbriefes, dessen erster eigentlich theologischen größeren Publikation, hervorgegangen aus seinen dreijährigen Vorlesungen über diesen „seinen Brief", die frischeste Darlegung seines Glaubensbegriffes enthaltend, als des von Gott geweckten so zu sagen schöpferischen Vertrauens auf Gottes Gnade in Christo. Er nennt dieses Buch den Entwurf einer wahren „christlichen Philosophie", einen Theseusfaden durch das Labyrinth der theologischen Litteratur. Seinen Namen verbarg er kaum unter der Aufschrift Otho Germanus denn am Schlusse des Buches nennt er sich Paulus Commodus aus Bretten.*)

Ein öffentliches Bekenntnis der von Luther vertretenen Theologie, bestimmt dazu, Aufsehen zu erregen war die am Tage Pauli Bekehrung 25. Januar 1520 in Gegenwart des Hofes und des kaiserlichen Gesandten Hieronymus Bronner gehaltenen Lobrede auf den Apostel Paulus und seine Lehre.[35])

*) Der „Otto der deutsche" beruht vielleicht auf Mel. mehrfach bezeugter Vorliebe für den Sachsenkaiser, der ein Vorkämpfer des Christentums im deutschen Osten und gegen den Papst war. Vgl. die Rede 1540 C. R. XI, 509.

Der Humaniſt iſt nun zum Theologen geworden, ohne doch den Stil ſeines Denkens zu verleugnen. Vielmehr ſtellt er ſeine ganze formale Bildung in den Dienſt dieſer neuen Aufgabe. Von Ariſtoteles iſt er zu Paulus übergegangen. In Sachen der göttlichen Wahrheit hat man nicht den Philoſophen zu folgen, ſondern der Stimme Chriſti und ſeiner Apoſtel, den göttlichen Büchern der Chriſtenheit; der größte Autor aber des Chriſtentums iſt der Apoſtel Paulus. Mit wenigen Strichen wird deſſen bewunderter Charakter umriſſen, dann wird der Kernpunkt ſeiner Lehre frei erörtert. Dieſe Lehre iſt die Verkündigung der Wohlthat Chriſti, die allein mit der Kraft zu einem gottgeweihten Leben, d. h. mit dem heiligen Geiſte, ausrüſtet. Die Rede iſt im ſchönſten Humaniſtenlatein abgefaßt, aber die Stimmung des ariſtokratiſchen Bildungsſtolzes von ehedem iſt gewichen der Freude an der ſchlichten Verſtändlichkeit des Evangeliums, das ſeine Wahrheit ſowohl den einfachen Leuten zu erfahren giebt, als den geſcheiteſten die größten Aufgaben ſtellt. Paulus iſt ihm ſo der kurze Inbegriff aller chriſtlichen Theologie, ſein Studium die höchſte Aufgabe der beſten Geiſter.

Nach der Rede wurden die beiden theologiſchen Freunde offenbar als wiſſenſchaftliche Celebritäten der Univerſität zur Tafel gezogen. Mel. benutzt die ſpätere Widmung der Rede an Bronner zu einer Empfehlung Martin Luthers, des frommen gelehrten Mannes und wirklichen Theologen.[36])*)

*) Eine andere 1520 zuerſt gedruckte Rede über denſelben Gegenſtand „de studio doctrinae Pauli“ ſtellt die „pauliniſche Philoſophie“ in Gegenſatz zu der ſcholaſtiſchen Theologie, die eigentlich gar keine Theologie iſt, ſondern eine Philoſophie, die von Griechenland nur den üblen Geruch beibehalten hat (ſo dürfte die Stelle zu verſtehen ſein die Paulſen, Geſchichte des gelehrten Unterrichts[2] I, 186 ausgehoben hat). Sie will den rechten Unterſchied zwiſchen Theologie und Philoſophie herausſtellen, die Erhabenheit der vom Geiſte Gottes eingegebenen Philoſophie über alle blos menſchliche. Einen Gegenſatz gegen „den Humanismus ſelbſt“ verrät dieſe Rede nicht, die von klaſſiſchen Citaten ſtrotzt, ſondern ſie zieht die Grenzlinie zwiſchen Philoſophie, d. h. rein menſchlichem Welterkennen, und göttlicher Offenbarung, die Melanchthon immer feſtgehalten hat, ja die das Fundament der ganzen lutheriſchen Theologie bis auf Kant geblieben iſt (C. R. XI, 34).

Es handelte ſich in jenen Tagen um die Entſcheidung von Luthers Schickſal. Noch ſchwebte ſein Prozeß an der Kurie. Zwar war er durch päpſtliches Breve bereits für einen Ketzer erklärt, aber man hatte durch Miltitz neue Unterwerfungsverhandlungen mit ihm angeknüpft, eine nochmalige Unterſuchung ſeiner Sache ins Auge gefaßt, woran auch das Leipziger Geſpräch nichts geändert hat. Da reiſte im Januar 1520 der durch den Ausgang dieſes Handels ſchwer gereizte Eck nach Rom, um an Ort und Stelle eine Entſcheidung gegen Luther herbeizuführen, und derweil erging eine erſte offizielle kirchliche Verurteilung von Luther, indem der Biſchof von Meißen unter Berufung auf Konzilienſchlüſſe einen ſeiner Sermone verbot. Die Stimmung der Gebildeten in Deutſchland, aber auch die vom größten Teil des Volkes, die wir jetzt aus den mittlerweile veröffentlichten Berichten der päpſtlichen Geſandten kennen, war auf Seiten des kühnen Mönchs, der ſich nun rüſtete, den Kampf gegen das Papſttum auch vor dem Volk in deutſcher Sprache zu führen, während er bis dahin nur direkt erbauliche Schriften in der Mutterſprache verfaßt hatte.

In dieſer großen Teils deutſchen Schriftſtellerei des Jahres 1520 vollzieht ſich Luthers definitiver Abfall von Rom, und zwar in der Geſtalt, daß er der Behauptung der Gegner, er ſei von der Kirche gewichen, den Gedanken der wahren Kirche gegenüberſtellt. Nicht das juriſtiſch-politiſche Syſtem, in dem die biſchöfliche Hierarchie mit dem Papſt an der Spitze die Chriſtenheit beherrſcht, iſt die Kirche, ſondern die ganze durch einen Glauben unter Chriſtus, dem einen Haupte, vereinigte Chriſtenheit; demnach ſind Luther und die Seinen in der wahren Kirche, der Papſt und ſeine Helfershelfer, weil vom Glauben abgefallen, ſind nicht die Kirche — ſie ſind die Geſellen des Antichriſt. Das iſt die Konſequenz, die derjenige ziehen mußte, der die ganze Reihe der Schriften Luthers im „großen Jahre“ 1520 verfolgte. Und ſie wurden im Volke verſchlungen. Während der dadurch entſtandenen Aufregung erſchien Eck in Deutſchland mit der Bulle Exsurge domine, in der Luther wegen 41 häretiſcher oder irriger Sätze, für den Fall, daß er nicht binnen zwei Monaten widerrufe, mit dem Bann belegt wurde.

Darauf antwortete Luther mit einer neuen Appellation an

ein allgemeines christliches Konzil am 17. Nov. 1520, dann aber vollzog er am 10. Dezember 1520 im Namen Christi das gleiche Strafgericht, das man päpstlichem Spruche gemäß an seinen Büchern übte, an der Bulle und an dem kanonischen Rechtsbuch. Er verbrannte sie öffentlich. Vermutlich ist auch Mel. unter der Schaar von „Doktoren, Magistern und Studenten", die dieser feierlich vorbereiteten Demonstration beiwohnten.

Reuchlin, der sich mittlerweile in Ingolstadt niedergelassen hatte, wollte nun seinen Großneffen aus Luthers gefährlicher Umschlingung retten, darum bot er ihm unter Ecks Zustimmung eine Stelle in Ingolstadt an. Aber Mel. war bereits selbständig geworden, so groß auch die dem „Vater" Reuchlin ausgesprochene Pietät ist.[37]) Obwohl er Zeitlebens das Heimweh nach Süddeutschland nicht verlor und stets etwas zu klagen hatte über Land und Leute, Luft und Kost in Wittenberg, so blieb er doch seinem Kurfürsten treu und der Stellung, in der er Christo dienen konnte. Reuchlin hat ihn darauf bitten lassen, nicht mehr zu schreiben,[38]) und als er am 30. Juni 1522 starb, muß sein Tod Mel. ziemlich kalt gelassen haben. Er erwähnte das Ereignis erst im folgenden Jahr.[39])

Ein neues Band mit Wittenberg knüpfte seine Verheiratung mit der beinahe gleichaltrigen Tochter des Wittenberger Bürgermeisters Hieronymus Krapp Katharina. Die Hochzeit, um deren willen Melanchthon einmal die Vorlesungen aussetzte, fand statt am 25. November 1520. Die 36jährige Ehe war bei dem guten Charakter der mildherzigen Hausfrau glücklich und mit zwei Söhnen und zwei Töchtern gesegnet. Einen großen Teil der Haussorge trug übrigens sein „Famulus" Johannes Koch, ein wirklicher „treuer Johannes". Während Luther sein kühnes Vorgehen schriftlich rechtfertigte, übernahm auch Mel. seine Verteidigung in zwei höchst bedeutenden Streitschriften, die erste unter durchsichtiger Maske, die zweite den veränderten Zeitverhältnissen gemäß unter seinem eigenen Namen geschrieben.

Im August 1520 war in Rom unter dem Namen eines Thomas Rhadinus Todischus Placentinus eine lateinische Rede an Deutschlands Fürsten und Völker wider Martin Luther im Druck erschienen. Unter Schmeicheleien gegen die Angeredeten

wurde hier Luther mit persönlichen Beleidigungen überschüttet, die Fürsten wurden aufgefordert, ihn entweder zur Umkehr zu bringen oder zu beseitigen.

Das breitspurige schwülstige Ding machte sichs mit der Widerlegung Luthers sehr leicht, hatte aber mit richtigem Griff Luthers Verachtung der Philosophie und Scholastik, seine Lehre von Buße, Glauben, Abläſſen und der Gleichheit aller Christen als Priester als die größte Gefahr der Kirche denunziert und bezeichnete Luther als einen Herostratus, einen Pontius Pilatus, einen Wiclef und Hus, der ganz Deutschland ins Verderben stürze. Dabei muß dieser Erzketzer sich übrigens im Stil von Philipp Melanchthon helfen lassen.[40])

Die Schrift wurde im Oktober in Leipzig nachgedruckt und darum von den Wittenbergern für ein Werk des Leipziger Humanisten Hieronymus Emser gehalten, wegen seines Wappens (Kopf eines Steinbockes) der „Bock" genannt. Mel. beantwortete sie unter parodistischem Titel mit einer an dieselbe Adresse gerichteten wohldisponierten Schutzrede für Luther.*)

Der Eingang der Rede[41]) bittet um freundliches Gehör aber nicht um Gnade für den Angeklagten, sondern für sein Recht. Er beschwört die Fürsten bei ihrer Würde und Allem, was ihnen heilig ist, daß sie nur darauf sehen, was die heilige Schrift, was ihre Stellung und das gemeine Beste verlangt. Der Schutzredner spricht nur für Luther, weil seine Sache die der gemeinsamen Religion, der Lehre Christi ist. Die persönlichen Invektiven werden mit der Bemerkung zurückgewiesen, daß ein hinter italienisch-deutscher Maske sich verbergender Bock sie aus Demosthenes und Cicero nicht übel zusammengeflickt habe.[42])

In ruhigem, überlegenem Ton wird die Entstehung des lutherischen Kampfes aus dem Ablaßhandel erörtert, dem Luther

---

*) Rede des Didymus Faventinus. Den Namen Didymus (Zwilling) trägt der Autor als gläubiger „Zwillingsbruder" des Thomas (Joh. 11,16) der auch ein Deutscher ist (todischus) und ein Faventinus, der von Luther günstiges zu sagen weiß. Das Wort favere kommt oft in diesem Sinne vor: neque te velim favere Luthero nisi quatenus evangelicae veritati favere debes. Damit ist das „Placentinus" parodiert: aus Piacenza ist der, der doch kein „Gefallen" an Luther findet.

als treuer Seelenhirt mit den Theſen entgegentrat in durchaus beſcheidener Weiſe, dann hat man die Sache nach Rom gezogen; in Augsburg verteidigte er ohne zu widerrufen wider den Legaten Deutſchland und die Kirche gegen römiſche Uebergriffe. In dieſem Ablaßſtreit ſind alle Guten, auch viele Biſchöfe auf ſeiner Seite geweſen. Nun miſchte Eck ſich ein mit ſeinem Eintreten für die Scholaſtik, den römiſchen Stuhl und die Konzilien unter dem Beifall der Mönche. Aus der Leipziger Disputation entwickelte ſich ein Schriftenwechſel. Nach der Meinung aller Wohlgeſinnten behauptete Luther und die heilige Schrift das Feld. Da ſie nichts mit Gründen gegen ihn vermögen, ſchmähen ſie ihn, der das Vaterland vom römiſchen Betrug befreit, die chriſtliche Lehre von päpſtlichen Satzungen und ſcholaſtiſchen Sophismen. Sie haben den Tumult erregt, nicht er. Luther hat nichts anderes gethan, als gegenüber den Neuerungen der Päpſte und Theologaſter die alte Wahrheit verteidigt, die deutſche Freiheit gegenüber der der Tyrannei des römiſchen Antichriſt. Nicht um Deutſchlands Größe, wie er vorgiebt, iſt es dem Gegner zu thun, ſondern um die Privilegien der Prieſterſchaft. Luther dagegen kämpft nicht gegen Perſonen, ſondern für die Wahrheit. Er erwartet auch nichts von der Gewalt, ſondern vom Gebet, von dem heiligen Geiſt und von dem wiedergebrachten Evangelium. Hieran allein iſt die Sache Luthers zu prüfen. Deſſen verſieht ſich der Redner beſonders zu Friedrich von Sachſen, den der Gegner zu gewinnen verſuchte, indem er auf die Entwertung der an die Reliquienſammlungen geknüpften Abläſſe hinwies. Nun folgt die gründliche Beſprechung der von dem Gegner nur ganz oberflächlich angerührten Materie: Luthers Kampf gegen die Philoſophie und Scholaſtik, gegen die Gewalt der Päpſte, ſeine Lehre von Buße und Abläſſen.

Dem Gegner rückt Didymus die Unkenntnis vor, mit der er Philoſophie und Scholaſtik verteidigt. Luther verwirft keineswegs die Philoſophie überhaupt, (darunter verſteht Melanchthon mit ſeinen humaniſtiſchen Freunden die beſchreibenden Naturwiſſenſchaften, die Logik, Ethik und Metaphyſik,) ſondern nur mit Recht — nämlich im Einklange mit Paulus — die ariſtoteliſche Naturphiloſophie, Metaphyſik uud Moralphiloſophie. Die metaphyſiſchen Dogmen des Ariſtoteles[43]) widerſprechen der Schrift, die an Ariſto-

teles ſich anſchließenden Spekulationen der Thomiſten, Scotiſten, Occamiſten haben für Chriſten keinen Wert. Es iſt unfromm, über die göttliche Majeſtät, die ein allen „Kreaturen unzugängliches Myſterium“ iſt, in dialektiſchen Begriffen reden, denn darum eben hat Gott menſchliche Geſtalt angenommen, damit er unſerem menſchlichen Verſtand begreiflich würde.[44]) Sicherlich iſt es unfromm, in dieſen Spekulationen über die Linie der Schrift hinauszugehen, und die Spekulation führt zum Atheismus. Die Scholaſtik mit ihren abſurden Begriffen iſt von Chriſto abführender Götzendienſt.[45])

Die philoſophiſche Ethik aber, die in die Kirche eingeführte Ethik des Ariſtoteles gehört zu den größten Kalamitäten, denn mittelſt ihrer wurden die ſittlichen Grundbegriffe der chriſtlichen Lehre Geſetz, Sünde, Gnade verfälſcht. Indem man neben das Geſetz die Ratſchläge ſtellte, wurden die allgemeinen Chriſtenpflichten aufgehoben zu Gunſten der menſchlichen Bequemlichkeit. Von der Sünde wiſſen die Philoſophen nichts, die mit dem Satan Plato glauben ſich ſelber zu kennen[46]), anſtatt ſich im Spiegel der Schrift zu beſchauen, ſie verkennen die unergründliche Schlechtigkeit des Menſchenherzens und meinen, es gäbe auch ohne Gottes Beiſtand eine vollkommene Tugend bei den Menſchen, und daraus iſt die ganze ſchlechte ſcholaſtiſche theologiſche Ethik erwachſen, die zwiſchen natürlichen und von Gott eingegoſſenen Tugenden unterſcheidet, woraus dann mit Notwendigkeit folgt, daß man die Gnade ſich verdienen kann. Nachdem man auch die Worte Chriſti unverſtändlich gemacht, hat die ſcholaſtiſche Theologie das ganze Chriſtenleben mit ihren Erfindungen überzogen und die Gewiſſen verwirrt, die Sakramente um ihre Frucht gebracht und zu den zwei Sakramenten des Evangeliums neue hinzugeſetzt. Die Kirche verlangt von dieſer zweimal babyloniſchen Knechtſchaft der Philoſophie und der menſchlichen Tradition frei zu werden. Mit der Philoſophie des Angreifers iſt es allerdings nicht weit her, Mel. verhöhnt ihn, ob er, der doch allerwege *mehr* ſein wolle wie Luther, da dieſer ein Zweifüßler iſt, nicht eigentlich ein Tripes oder ein Quadruped ſein müſſe. Möge man Luther den Namen eines Philoſophen nehmen, den eines Chriſten muß man ihm laſſen.

Der Gegner, der ſich auch in ſeiner Anwendung einer Daniel-

weissagung auf Luther arg vergriffen hat, der sich für einen Lehrer der Philosophie ausgiebt, unterschätzt ihre wichtigsten Disziplinen und versteht es so wenig wie seine Bundesgesellen Ethik und Metaphysik theologisch zu betreiben. Der Geringschätzung Luthers tritt der Schutzredner mit der Würdigung des wahren Wertes dessen entgegen, den der Geist des Herrn wie einen Elias gegen die Baalspfaffen entflammt hat.

Was er verteidigt auch gegen alle geistreichen Philosophen und worin er deshalb unfehlbar ist, das sind die heiligen Schriften. Erst durch die Vermischung mit der Philosophie ist die Theologie verdorben, denn anstatt daß die Philosophie, wie es auch die Scholastiker behaupten, der Theologie dient, beherrscht sie sie vielmehr, wie Thomas, Occam u. a. zeigen. Auf den Universitäten ist das Evangelium nicht zu finden. Man rühmt den Frieden der Kirche und daß es seit 400 Jahren keine Ketzereien mehr gebe, aber dabei sind die ursprünglichen Ordnungen der Kirche zerstört. Daß die Menge auf Seiten der Gegner ist, beweist noch nichts für die Wahrheit. Nicht was den Meisten, sondern was den Besten und was den Christen gefällt, darauf kommt es an. Der Lohn der christlichen Wahrheit war immer Verfolgung und Kreuz, nicht Purpur und Mitra. Luther wird dann siegen, wenn seine Lehre mit der evangelischen Wahrheit übereinstimmt.

Der christliche Krieg, den Luther unternommen gegen die Päpste, gilt dem Reiche des Antichrist. Das erste Recht dazu entnimmt er aus der Pflicht, das Evangelium — selbst den Dämonen zu predigen.

Der päpstliche Primat ist nicht göttlichen Ursprungs. Er ist in der Schrift nicht begründet, das wird in der Erklärung des Wortes bei Matthäus „Du bist Petrus" gezeigt. Die Kirche, die hier auf Petrus, d. h. den ersten Bekenner Christi, gebaut wird, d. h. also in Wahrheit auf den Felsen Christus, ist die Zahl der Gläubigen. Vom Sieg des Glaubens über die Pforten der Hölle, nicht von der Vollmacht des Papstes ist hier die Rede. Die dem Petrus übertragene Hirtengewalt ist keine Herrschaft, sie gehört allen Bischöfen zu. Gegenüber andersartigen Auslegungen der Stelle durch Kirchenväter kann sich Luther auch auf solche, die ihm günstig sind, berufen. Anfänglich hat Jerusalem

den Primat gehabt, nicht Rom, aber beides ſtellt überhaupt keine Herrſchaft dar, die Chriſtus vielmehr ſeinen Jüngern ausdrücklich verſagt hat. Die Apoſtel ſind wie Chriſtus nicht Herren, ſondern Diener.

Ebenſo die Biſchöfe, die nichts anderes ſind als Pfarrer. Das Urteil der Kirche ſteht bei der Geſamtheit und das Recht der Lehre bei Allen gleichermaßen.[47]) Das volle Gegenteil von dieſem chriſtlichen Urrechte iſt die Uſurpation des römiſchen Biſchofs, allein Biſchöfe zu beſtätigen. Den Fürſten aber kommt es zu, gegen ungerechte Tyrannei das Chriſtenvolk zu verteidigen.

Die Geſchichte päpſtlicher Anmaßungen beginnt mit Biſchof Viktor*), der zuerſt ein Imperium über die Kirche auszuüben verſucht hat, das Vorſpiel zu dem mysterium iniquitatis der Herrſchaft des Antichriſt. Aber Aſien erkannte ſeine Anſprüche nicht an. Später wuchs unter den äußeren Verwirrungen der Kirche, beſonders der Gothenkalamität, das Anſehen der Päpſte.

Allein Gregor I.**) blieb von dem Herſcherehrgeiz frei. Von da an begannen Streitereien um den Primat mit der griechiſchen Kirche, bis die Sarazenen Aſien in Beſitz nahmen. Im Kaiſerreich des Franken Karl breitet der römiſche Papſt ſeine Herrſchaft über die jenem gehörigen Gebiete Germanien, Gallien und Hiſpanien aus und gründet eine weltliche Herrſchaft in Italien. Sein Anſehen wächſt bei den barbariſchen Nationen, die ihn in ſchwierigen Fällen um Rat fragen, und geiſtliche und weltliche Herrſchaftsangelegenheiten vermiſchen ſich, worunter das kirchliche Weſen leidet: Lehre, Zerimonien und Kirchenbeſitz.

Die päpſtlichen Geſetze beſchweren Deutſchland, Gallien und Hiſpanien. Die in betrüglicher Weiſe errungene Herrſchaft wird von den Päpſten behauptet mit Freveln. So wird Konrad (der Urheber des ſaliſchen Geſetzes), der nach Heinrich I. regierte, des in Rom erzwungenen Rechtes, die deutſchen Biſchöfe zu ernennen, wieder durch den Bannſtrahl beraubt. Den in derſelben Sache die Waffen ergreifenden anderen Heinrich überwand der Papſt perfid teils mit Verſprechungen, teils mit angezettelten Empörungen.

*) Viktor I. 189—199.
**) Gregor I. 590—604.

Der Papſt waffnet den Sohn wider den Vater und entfremdet ihm die galliſche und germaniſche Nation, weil der König ſie nicht dem römiſchen Geiz zur Beute laſſen will.

Aus Geiz verbot Gregor VII. die Laieninveſtitur. Dieſer Sieg des Papſttums iſt nicht die Schuld menſchlicher Macht, ſondern Gott hat im Zorn über die Kirche dem Antichriſt Raum gelaſſen, der nach den Heinrichen im Tempel Gottes ſaß und ſich für Gott ausgab. Die ſchwäbichen Friedriche, deren Kampf weniger der Religion galt als dem italieniſchen und ſiciliſchen Reiche, werden übergangen. Des Papſtes Macht wächſt während der deutſchen Kämpfe, das Evangelium liegt darnieder.

Die von den Fürſten geſtifteten kirchlichen Kollegien*), beſtimmt für Pflege der Wiſſenſchaften, wurden nun beim Untergang der ſchönen Wiſſenſchaften, den die Päpſte verſchulden, Klöſter, von den Mönchen Benedikts und Bernhards in Beſitz genommen. Dann hat man, damit es ja keine richtigen Schulen in der Chriſtenheit gäbe, die Univerſitäten gegründet — ein Triumph Satans. Das ſah zuerſt der Engländer Wikleſ ein, der ſie Satans Synagogen nannte. Sie ſind noch jetzt nichts anderes, als die Stätten, da, wie im Opferthal bei Jeruſalem, die Jugend den Götzen geſchlachtet wird. Denn der beſte Teil der Jugend verliert ſeine Zeit mit dem Studium heidniſcher Philoſophie und Juriſprudenz, die zur Hälfte päpſtliches Recht iſt. Die Theologie iſt zuſammengeflickt aus Ariſtoteles und kanoniſchem Recht. Dazu herrſcht bei den Stellenbeſetzungen die Clique ſchon ſeit mehr als 300 Jahren. Das hat ſich ja gezeigt bei der Verurteilung der Sätze Luthers durch die Kölner und die Löwener Univerſität, die ihn wohl zu verdammen, aber nicht zu widerlegen wiſſen. Die ganze Scholaſtik iſt eine einzige Blasphemie gegen die evangeliſche Wahrheit. Darum iſt es die Pflicht der Fürſten, das zu ändern.

Dazu kommt nun noch die ſittliche Gefährdung der Jugend auf den Univerſitäten, der der einzige Schutz gegen die teufliſchen Verſuchungen fehlt, der beſteht in den evangeliſchen Schriften und dem evangeliſchen Beiſpiel. Mönche ſind ungeeignet, zum Verkehr mit Menſchen zu erziehen. Auch hier beſſernde Hand anzulegen,

*) Anſtalten für gemeinſames Leben.

ſind die Fürſten verpflichtet. Die von Gott zur Rettung der Kirche erweckten Dominikus und Franziskus, die ſich den heidniſchen Studien widerſetzten, wußte der Papſt ſich dienſtbar zu machen, ſo daß aus ihrem Unternehmen nichts wie Sekten gekommen ſind.

Die ganze Wiſſenſchaft geriet in die Hände der Mönche. So wuchs, da Einer dem Anderen die Sorge um die Lehre zuſchob, die Biſchöfe den Pfarrern, die Pfarrer den Bettelmönchen, die Legendenfabrikation, die neuen Gebräuche, der Verkauf der Gebete und eine Predigtweiſe, die eine Satanspoſſe war (Satanae scena). Das iſt die vor etwa 300 Jahren anhebende Herrſchaft des Antichriſt, vorbereitet ſchon vor Gregor I., von den Heinrichen an bis auf dieſen Tag. Warum hat Deutſchland nicht wie Griechenland dieſes Joch abgeſchüttelt?

Und ſelbſt wenn das Abendland ſeit dem Konzil vom Nicäa den Päpſten gehorcht hätte, ſo folgt aus dem Alter einer Einrichtung noch nicht ihr Recht. Denn dann wäre es ja ein Unrecht, daß unſere Altvordern den Götzendienſt abgeſchafft haben. Dazu haben wir die heiligen Schriften, die uns unterweiſen. Kann die Kirche nicht irren, ſo iſt das was die Gegner dafür halten, keine Kirche. Chriſtus iſt in und bei allen ſeinen Heiligen, während Könige und Prieſter dem Irrtum unterworfen ſind. Denen ſchickt Gott ſeine Propheten und ſchließlich Chriſtus, der den Prieſtern in Lehre und Leben entgegentritt. Luthers Recht gegen den Papſt zu reden beruht darauf, daß der Papſt ein Tyrann iſt, daß die heilige Schrift verkündigt werden muß und das Evangelium unverboten ſein ſoll. Dafür müſſen alle Chriſten eintreten, alſo auch Luther.

Daher ergeht die Aufforderung an die Fürſten, denen Europa anvertraut iſt, den Antichriſt auszutreiben, chriſtliche Bildung zu erneuern. Sie hatten ein Recht dazu, denn bei dem Chriſtenvolk ſteht das Gericht über allen Sachen nach Chriſti, nach Pauli Anordnung.[48]) Ueber die Buße und die Abläſſe verweiſt der Redner, dem offenbar die Arbeit unter der Feder zu lang geworden iſt, auf die Schrift Luthers von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche.

Zwei Zeichen göttlicher Gnade (Sakramente) giebt es: Taufe und Euchariſtie. Die Buße iſt Erinnerung der Taufe, Erneuung

und Ertötung des alten Adam. Dieſe Lehre iſt ganz verunſtaltet, erſt Luther hat ſie mit ſeiner Disputation vom Ablaß wieder gereinigt, nämlich daß die Sündenvergebung erfolgt aus Gnaden und nicht wegen der Werke der Genugthuung und der Abläſſe. Welcher Troſt für die betrübten Gewiſſen! Die Schule lehrt, daß der Menſch von ſich aus die Sünde haſſen kann, die Schrift dagegen, daß nur durch göttlichen Antrieb der Haß der Sünde entſteht; die Schule, daß die Sünden vergeben werden gegen Sühnungen, Bußen und eine leichte Reue; Luther, daß ſie vergeben werden dem Glauben an Chriſtus, der ſich einmal für uns geopfert hat.

Das iſt das eigentliche Streitobjekt. Darüber ſehe man Luthers Sermon von der Buße, die Schrift von der babyloniſchen Gefangenſchaft und die Verteidigung der Theſen. Der Ablaßkauf, für den man ſich fälſchlich auf die Abſolution beruft, die Paulus einem Sünder erteilt hat, iſt entſtanden aus den kraft menſchlicher Autorität eingeſetzten öffentlichen Kirchenſtrafen, und kann wie alle menſchlichen Einſetzungen beſeitigt werden. Die Berufung auf die apoſtoliſche Tradition verfängt nicht, da, was zum Evangelium gehört, aufgeſchrieben iſt.

Luther hat nicht, wie man ihm nachſagt, gegen den Türkenkrieg geſchrieben, ſondern nur gemeint, nötiger als gegen den Türken ſei der Krieg der Beſſerung gegen uns ſelbſt. Welchen andern Zweck kann ein von den Päpſten in Szene geſetzter Türkenkrieg haben als den, derweil Deutſchland auszuplündern?

Die Berufung Luthers auf ein Konzil, während er doch die Unfehlbarkeit der Konzilien beſtreitet, iſt kein Selbſtwiderſpruch, denn das Gericht über kirchliche Dinge ſteht bei der allgemeinen Kirche nicht bei dem Papſt.

Luther kämpft nicht für ſich, ſondern für das Evangelium. Er fürchtet nichts. Eure Sache iſt es die Lehre des Evangeliums zu ſchützen.

Noch einmal wird der ganze Schaden zuſammengefaßt (S. 356. 357) zu deſſen Bekämpfung Gott den Luther erweckt hat. Die Fürſten ſollen die Majeſtät des Evangeliums ſchützen und nach dem Beiſpiel der Männer des alten Bundes der Tyrannei der Gewiſſen ein Ende machen. Der Erdkreis harrt

auf das Gericht der Fürsten. Gott gebe ihnen dazu seinen Geist. „Wer nicht allen irdischen Dingen vorzieht unsern Herrn Jesum Christum, der sei „anathema maranatha. dixi." Darunter steht in griechischer Sprache: „hingeworfen von Philipp dem Melanchthon."

Es schien geboten, die Hauptgedanken dieser ersten reformatorischen Schrift Melanchthons mitzuteilen*), weil sich darin der Umschwung in Melanchthons Denkweise ausspricht.

Von der Kritik der Scholastik ist er fortgeschritten zur Kritik auch der Antike selbst nach ihrer religiösen und sittlichen Seite hin, ohne einen Augenblick ihren Wert als formales Bildungsmittel zu bestreiten. Die alles überstrahlende Bedeutung der biblischen Wahrheit ist ihm aufgegangen, sie hat ihn, vorübergehend, zum philosophischen Empiristen, ja zum Naturalisten gemacht. Damit aber sieht er sich die Aufgabe gestellt, das Verhältnis der christlichen Offenbarung und der auf die klassische Litteratur sich stützenden humanistisch-philosophischen Gedankenwelt anders zu bestimmen wie die Scholastik: das Thema seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit ist gefunden. Dazu kommt weiter, daß in dieser Schrift die erste Formulierung der litterarischen evangelischen Umwälzung durch einen Andern als Luther vorliegt, eine erste Gegenwirkung der von Luther hervorgerufenen Strömung auf ihn. Sie atmet den gleichen kriegerischen Geist wie Luthers Schriften, aber sie begrenzt das Kampfgebiet enger wie die Schrift an den Adel deutscher Nation. Sie ist zugleich schärfer im Ton und gemäßigter in der Forderung. Schließlich sei auch darauf hingewiesen, daß hier die Wurzeln der besonders von Flacius ausgebildeten Geschichtsanschauung protestantischer Polemik liegen. Die Schrift hat auch den Beifall des Erasmus gefunden, der sich dem damaligen Andrang biblischer Gedanken nicht widersetzen konnte.[49])

Mittlerweile nahm das Reichsverfahren gegen Luther seinen Gang. Wider den Willen des päpstlichen Legaten mußte der neu gekrönte deutsche König und gewählte römische Kaiser, der

*) Auf eine eigentliche Analyse des Ganzen konnte nicht eingegangen werden.

junge Karl V., dem Drange der deutschen Fürsten nachgebend Luther zum Verhör nach Worms auf den Reichstag entbieten. Auf der Reise dahin hätte Melanchthon den Vater Martinus gern begleitet, auch um die Bibliotheken am Rhein nach alten theologischen Schriftstellern zu durchforschen. Er war überzeugt, daß je mehr man im Altertum hinaufsteige, um so mehr sich das historische Unrecht des Papsttums herausstellen werde. Das Thema der historischen Forschung im Dienst der Reformation ist gestellt.

Luthers Auftreten „vor Kaiser und Reich" entsprach nicht den Erwartungen des Kaisers, vollauf denen seiner damals noch nicht sehr zahlreichen Anhänger unter den „Ständen". Er verlangte, ehe man ihn verdamme, seines Unrechts überführt zu werden mit vernünftigen Gründen heiliger Schrift. Er weigerte den Widerruf auch nach freundlich geleiteten Zwischenverhandlungen mit ihm, und so folgte dann auf seine Abreise von Worms, die ihn in das sichre Versteck auf der Wartburg führte, die dem gebannten Ketzer von selbst sichre Acht des Reiches. Das „Wormser Edikt" thut Luther und alle seine Anhänger in die Reichsacht, befiehlt sie aufzugreifen und dem Kaiser auszuliefern, Konfiskation ihrer Güter und Verbrennung ihrer Schriften, es führt die Bücherzensur der geistlichen Obrigkeit ein.

Kurze Zeit bangte Melanchthon um den Freund, bis er jubelnd an Wenzel Link schreiben kann: „unser allerteuerster Vater lebt".[50])

Nun schrieb er die zweite Verteidigungsschrift für Luther.

Am 15. April 1521 hatte die theologische Fakultät zu Paris, die Sorbonne, ihr schon lange erwartetes Urteil über Luther gefällt. Man hatte davon gesprochen, sie würden Luther in Schutz nehmen. Das geschah nicht, wenn auch der päpstliche Primat von ihr nicht anerkannt wurde. Luther wird als Erneurer aller alten Ketzereien der Manichäer, Hussiten, Katharer, Ebioniten, Arianer u. s. w. verdammt, denn er hatte die Scholastik angegriffen. Gegen dieses „rasende Dekret der Pariser Theologen" schrieb nun Melanchthon sofort eine „Apologie für Luther".[51])

Er behandelt die erste Fakultät der Christenheit mit vollendeter Geringschätzung. Nur einige Gedanken der nicht einen

Bogen ſtarken Schrift: Man ſollte es nicht für möglich halten, daß ſo etwas in Paris gemacht werden könne, wo es doch ehedem einen Mann von dem chriſtlichen Schlage eines Gerſon gegeben. Aber freilich, was konnte man von der Geburtsſtätte der Scholaſtik beſſeres erwarten? Die heilige Schrift wird dort nicht getrieben, ſo wiſſen ſie nur wie Weiber und Mönche zu zetern gegen den „Ketzer“, weil er gegen die Univerſitäten, die heiligen Väter, die Beſchlüſſe der Konzilien aufgetreten. Können die Univerſitäten Glaubensartikel machen? Und iſt es nicht vielleicht Pflicht, die Schrift ohne Gloſſem aus ſich ſelbſt zu verſtehen? Warum fordern die Apoſtel zum Schriftſtudium auf, wenn die Meinung der Schrift noch ungewiß iſt? Gegenüber dem Wort des Evangeliums hat ja nicht einmal das Wort eines Erzengels noch Bedeutung! Es iſt nun gar nicht richtig, daß Luther den Vätern und den Konzilien entgegen ſei. Beruft er ſich doch auf Auguſtin, Cyprian, Hilarius, Chryſoſtomus. Andere von Luther berührte Fragen kannte die alte Zeit des reinen Chriſtentums noch nicht, die Pariſer ſelbſt aber ſtimmen viel weniger mit den Vätern überein. Die verſchiedenen Ketzernamen paſſen gar nicht auf Luther. Mit den alten Konzilien iſt er durchaus nicht uneins, nur mit den neuen von den Päpſten beherrſchten, die mit dem Evangelium ſtreiten. Die Univerſitäten, die vom Evangelium abweichen, hat er mit Recht angeklagt. Das alles aber, daß er mit der Schrift, den Vätern, den Konzilien übereinſtimmt, hilft dem Luther nicht, denn wenn er abweicht von den Lehren der franzöſiſchen Sorbonne, iſt er dennoch ein Ketzer.

Es wird behauptet, er ſtreite wider die allgemeine Chriſtenheit, die Kirche. So nennen wir aber nur die vom Worte Gottes gegründete und gewirkte Gemeinſchaft, nicht die wechſelnde Menſchenlehre, wie die Sorbonne ſie träumt. Während alle Apoſtel nur die Worte Chriſti und der Propheten wiederholen, ja auch Chriſtus nicht redet ohne Schriftbeweis, glaubt die Sorbonne allein ohne Schrift unmittelbar die Wahrheit zu beſitzen. Sie hat die Pflicht, vor der Welt auch das, was ſie behauptet, zu beweiſen. Aber wo iſt der Beweis? Weder die Schrift noch Auguſtin kennt ſie. Luther dagegen hat die wahre Buße gelehrt, den rechten Brauch der Sakramente, darum ſteht ſeine Lehre nicht bloß wider die

„Sorba", ſondern wider alle Doktoren der Finſternis. Zum Schluß kehrt der Vorwurf wider, daß die Sorbonne mit ihrer ariſtokratiſchen Moral die chriſtliche verkürze. Wenn Paris urteilen will, muß man von ihm Gründe hören, erſt dann läßt ſich mit ihm weiter verhandeln.

Luther hat auf der Wartburg dieſe Schrift zuſammen mit dem Urteil der Pariſer Theologen ins Deutſche überſetzt und mit Vor- und Nachrede verſehen.[52])

Der Schluß der Vorrede faßt kurz alles das zuſammen, was Melanchthon mit Kunſt und Dialektik nachgewieſen hatte. „Ich frag nach dem Grund ihrer Meinung aus der heiligen Schrift, ſo fahren die lieben Larven einher, und anſtatt des Grunds zeigen ſie an was ſie halten, als hätte das zuvor niemand gewußt, und geht gleich hier zu, als wenn ich ſie fragte: wo kommt Paris her? und ſie antworteten: Paris iſt eine Stadt. Damit ſollt meiner Frag geantwortet ſein. Sind das nicht Finſterniſſe, die man greifen kann, ſo weiß ich nicht was Finſternis iſt."

Dergeſtalt iſt Melanchthon in Wittenberg der bedeutendſte Kämpe für Luther geworden, der ihn in begreiflicher Ueberſchätzung für ſeinen Nachfolger, für einen mehr als vollgiltigen Erſatz anſieht, für den Eliſa, der ein doppeltes Maß des Geiſtes von Elias empfangen, und er hat nur noch den Wunſch, daß Melanchthon, ſo wie er ein lateiniſcher Prediger geworden, nun auch ein deutſcher werde und an Sonntag-Nachmittagen dem Volk in deutſcher Sprache predige.[53]) Er traute ihm beinahe alles zu, was er ſelber konnte.

Derweil leiſtete Melanchthon das, was Luther nicht konnte: er entwarf in kurzen klaren Zügen das Programm der neuen Weltanſchauung der Reformation in einem bereits im April 1521 in Druck befindlichen, aber erſt Ende des Jahres vollendeten eignen Werkchen von 17¼ Bogen, das den Titel führt: loci communes rerum theologicarum seu hypotyposes theologicae.[54]) Der Titel ſchon enthält die Uebertragung einer humaniſtiſchen Schulform auf die Theologie.[55])

Die neue von den Humaniſten eingeführte Methode des Denkens, die den willkürlichen Konſtruktionen und Abſtraktionen der Scholaſtik den Krieg erklärte, beſtand in der Auffindung der

ſogenannten loci bei einem jeden Denkgegenſtand. So hatte Rudolf Agricola in der Schrift de inventione dialectica die Kunſt gelehrt, einen jeden Gegenſtand von allen Seiten, deren er fähig war, zu betrachten und dafür im Ganzen 24 loca angegeben. Seitdem legte man nicht bloß in der Rhetorik, ſondern auch in andern Wiſſenſchaften ſolche loci communes an. Die Aufgabe des Theologen beſtand bei dieſer Methode[56]) in der Aufſtellung der den Inhalt der Schrift und des Menſchenlebens, wie die Schrift es beurteilt, umfaſſenden Geſichtspunkte. Eine Liſte von Hauptrubriken, Stichwörtern, das ſind eigentlich die loci, und der Titel würde am beſten wiedergegeben nicht mit „Grundriß der Theologie", ſondern „Einige Hauptpunkte der Theologie". Der zweite Titel dagegen, geſchöpft aus 2. Tim. 1, 13 („Grundriß geſunder Lehre"), bedeutet Grundlinien. Schon dieſe Titel unterſcheiden das Werk von allen ſeitherigen Darſtellungen theologiſcher Gedanken. Was die Scholaſtik, fußend auf Petrus Lombardus und Johannes Damascenus, als theologiſches Syſtem aufgeführt hatte, das war der Hauptſache nach unbrauchbare Philoſophie. Es war auch überflüſſig. In den heiligen Schriften hat uns ja die Gottheit ein vollſtändiges Abbild ihrer ſelbſt[57]) hinterlaſſen, das wir allein dann völlig verſtehen, wenn wir darein verwandelt werden. Erſt dieſe praktiſche Erfahrungserkenntnis iſt wirkliche Erkenntnis.[58]) Es bedarf alſo nur einer Anleitung dazu, was man in der heiligen Schrift eigentlich zu ſuchen hat. Das Werk iſt ein Leitfaden, um ſich in den von der heiligen Schrift behandelten Dingen zurechtzufinden.[59]) Vorbild dafür war ihm Paulus in ſeinem Römerbrief, dieſem erſten Compendium chriſtlicher Lehre. Aus der Erklärung des Römerbriefes, die Mel. im Sommer 1519 begonnen hatte, iſt es erwachſen.[60]) An der Spitze ſteht eine Liſte von 24 Begriffen. Nicht alle will der Verfaſſer behandeln, ſondern nur die von Paulus erörterten. Denn die Geheimniſſe der göttlichen Majeſtät Dreieinigkeit, Schöpfung, Menſchwerdung ſollen nicht zum Gegenſtand unnützer Spekulation gemacht werden, ſondern Gegenſtand der Anbetung bleiben, da ſie doch niemand ergründen kann. Die Wohlthat Gottes in Chriſto für uns und an uns das iſt es, was wir begreifen können und ſollen. Alles Chriſtentum alſo, auch die chriſtliche Lehre iſt

Praxis, direkte Anwendung göttlicher Gedanken auf unser Herz und Leben.

So sind die loci die Ausführung des in der Rede über die Lehre des Apostels Paulus enthaltenen Satzes, daß der Weg zur beatitudo nicht durch die Philosophie, nicht durch die angeborenen und offenbarten Gesetze geht, sondern durch Christum.

Und nun entwirft der dreiundzwanzigjährige Denker mit großer Sicherheit, wie er sie der Schule seines Vaters Martin verdankt, eine Zeichnung der sittlichen oder eigentlich der unsittlichen Natur des Menschen nicht nach den Schulbegriffen der Philosophie, sondern nach der Wirklichkeit und nach ihrem treuen Spiegelbilde der heiligen Schrift. Er zeigt, wie der Intellekt dem Willen unterworfen ist, daß es durchaus die Affekte sind, die den Menschen beherrschen, so daß der Verstand ihnen gegenüber machtlos ist, daß es also im eigentlichen Sinne des Wortes einen freien Willen nicht gebe. Was als Freiheit angesehen wird, ist nur die Wahlfreiheit und Entscheidungsfreiheit in ganz äußerlichen Dingen, dagegen hat der Mensch nichts weniger in seiner Gewalt als sein eigenes Herz. Darum und weil alles von Gott kommt geschieht alles nach göttlicher Prädestination,[61]) was aus der heiligen Schrift bewiesen wird. Diese Lehre ist von fundamentaler Bedeutung.*) Aus ihr folgt die von der Sünde, die kein Anhängsel der menschlichen Natur, sondern die ihr eingeborene Energie selber ist. Sie ist die Folge des Falles der ersten Menschen, die damit den sie regierenden Geist Gottes eingebüßt haben und nun an Stelle der Gottesliebe beseelt sind nur noch von Selbstliebe. Die drückt allem Handeln des Menschen so sehr ihr Gepräge auf, daß er nun Gott und Gottes Gesetz nur noch haßt und hassen

*) In der zweiten Ausgabe von 1522 sind die beiden Gedankenreihen, die ethische: es giebt keinen freien Willen und keine eigentliche Herrschaft der Vernunft über die Affekte, und die religiöse: alles geschieht nach göttlicher Prädestination, schärfer auseinandergehalten. Der erste Gedanke wird begründet auf psychologische Empirie und dann erst belegt aus der Schrift, der zweite Gedanke wird hinausgeführt auf die Behauptung, daß es nicht möglich sei Glauben und Gottesfurcht zu lehren ohne die Ueberzeugung von Gottes alleiniger Wirksamkeit. Durch diese schärfere Scheidung, die noch keine inhaltliche Veränderung der Gedanken darstellt, ist eine später geänderte Verhältnisbestimmung derselben ermöglicht.

muß (Schriftbeweis). Daraus erhellt die Ungereimtheit der Theologie, die dennoch eine Reinheit des natürlichen Willens, wirklich natürliche Tugenden annimmt, während dieſe thatſächlich nur ſcheinbar gut, in Wahrheit nichts wie Fehler ſind. Mit den ſogenannten philoſophiſchen Tugenden iſt es alſo nichts. Und wo fänden ſich auch bei den vielberühmten Philoſophen dieſe Tugenden? (Cicero, Plato, Ariſtoteles). Im Schriftbeweis für dieſe Sätze, in der Enthüllung der fleiſchlich ſelbſtiſchen Natur alles menſchlichen Thuns und Denkens bringt Mel. in die Labyrinthe des menſchlichen Herzens ein, aus denen nur Chriſtus uns befreit. Dann iſt es natürlich auch mit den angeblichen Verdienſten nichts, nichts mit der Behauptung, daß man auch nur ein einziges Gebot erfüllen könne, am allerwenigſten das Gott zu lieben. Denn er will aus freien Stücken ohne Ausſicht auf Vorteil geliebt ſein, was nur möglich iſt durch den Antrieb des Geiſtes. Sind alle Affekte des natürlichen Menſchen verderbt, ſo auch ſeine Reue, und er iſt außer Stande auch nur mit der Buße von ſich aus den Anfang zu machen.

Das Weſen der Sünde erhellt auf der anderen Seite aus dem Geſetz. Geſetz iſt die Summe der Gedanken und Gebote über das Gute und Rechte, die entweder der menſchlichen Natur eingeborne oder von Gott offenbart oder von Menſchen ausgegangen ſind.

Man hat ſich's mit dem den Menſchen angeborenen natürlichen Geſetz ſeither zu leicht gemacht, indem man ſeine Ableitung aus der menſchlichen Naturanlage in Geſtalt eines zwingenden Schluſſes unterließ, wozu dann wieder die Schrift die Beſtätigung bildet. Das natürliche Geſetz beſteht in dem nicht a posteriori von uns erſt erfundenen ſondern uns angeborenen Urteil über gut und bös. Es läßt ſich faſſen in die Maximen: Ehre Gott, verletze Niemand, in der Geſellſchaft iſt alles Gemeingut.*)

Daraus leitet Mel. die bei allen Menſchen vorhandenen gottesdienſtlichen, ſtaatlichen und privatrechtlichen Ordnungen ab unter Berufung auf das von allen Forſchern und Hiſtorikern und Rednern bezeugte allgemeine Völkerrecht. Dabei wird der

*) Man beachte die Verwandtſchaft dieſer Gedanken mit denen Kants.

logiſche Vernunftbeweis für das Daſein Gottes als unſicher zurückgewieſen, es genügt das Zeugnis des Römerbriefes für die natürliche angeborene Gotteserkenntnis. Ebenſo iſt das Geſetz der wechſelſeitigen Liebe (Gen. 2) eine natürliche Ordnung, daraus die Schutzpflicht der Obrigkeit, ihr Recht auch zur Todesſtrafe folgt und die Exiſtenz von Obrigkeit, Krieg u. ſ. w.*) Drittens folgt aus der Regel, die unter ſolchen Menſchen gilt die einander lieb haben, daß Alles gemein iſt, eine ſolche Verteilung der Güter, die Allen eine Nutznießung geſtattet. Aus dem Kampf dieſes von dem natürlichen Bewußtſein gebilligten Grundſatzes mit dem natürlichen Egoismus entwickelt ſich die geſetzliche Ordnung der Güterverteilung Einzelner und damit das Privatrecht. Mel. beruft ſich hier auf Plato von den Geſetzen und findet die Grundſätze des Völkerrechts in den alten Schriftſtellern bezeugt, vor deren kritikloſer Benutzung er aber warnt.**) Der Widerſpruch des poſitiven Rechtes gegen das natürliche Geſetz, der ſich z. B. findet in der geſetzlichen Sklaverei u. dergl. iſt Folge der ſündigen Affekte.

Die Grundzüge des natürlichen Geſetzes ſtimmen überein mit der erſten Ordnung des göttlichen Geſetzes, dem Moralgeſetz, das in den 10 Geboten vorliegt. Die kurze Erörterung desſelben zeigt, wie die drei erſten Gebote, deren poſitiver Inhalt nach der Auslegung Chriſti beſtimmt wird, zuſammentreffen in dem einen: liebe Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, was befolgt wird nur mit wirklichem Glauben, wirklicher Liebe zu Gott, thatſächlicher Anrufung ſeines Namens und in der Hingabe an das Werk der Heiligung durch Gott in unſerm Innern. Die andern Gebote, die ſich zuſammenfaſſen in dem einen: liebe deinen

*) Man kann nicht ſagen, daß hier die Exiſtenz des Staates aus der Sünde abgeleitet werde (Kolde 117). Der oberſte Grundſatz, aus dem alles folgt, iſt vielmehr der der wechſelſeitigen Hilfe, die ſoziale Natur des Menſchen. Aus den hier angedeuteten Gedanken hat Mel. ſpäter ſeine philoſophiſche Ethik entwickelt.

**) Daß man nicht ſagen kann, der Handelsverkehr werde hier als eine Folge der Sünde bezeichnet (Kolde 119), erhellt aus der Berufung auf Plato, der in der bezeichneten Stelle u. a. das Vertragsrecht als einen Weg aufzeigt, auf dem der Egoismus ſich der ſchrankenloſen Verfügung über das Eigentum begibt.

Nächſten, beziehen ſich nicht blos auf Thaten, ſondern auch auf die Geſinnung. Sie werden nicht eingehender beſprochen, ſondern nur der ſophiſtiſche Gegenſatz, der bei möglichſter Herabſetzung des Wertes der göttlichen Gebote die evangeliſchen Ratſchläge um ſo höher hebt. Darunter verſteht nämlich die fleiſchliche Klugheit, die hier ihr Spiel treibt, den ſchwereren Teil der wirklichen göttlichen Gebote und ſtellt ſomit den Satz auf, daß eigentlich die öffentlichen Angelegenheiten nicht nach den Grundſätzen des Evangeliums verwaltet werden können, woraus dann wieder als Ergänzung die angebliche Mönchstugend folgt. Und doch muß das Evangelium die allerallgemeinſte Regel des Lebens ſein! Das führt auf die Mönchsgelübde. Gelübde ſind nirgends geboten, aber im moſaiſchen Geſetz zugelaſſen; ſie können auch nach dem Inhalte des Evangeliums freiwillig übernommen und gehalten werden, wie denn der ſpecifiſche Wert des Cölibates anerkannt wird. Aber beſſer wird an die Stelle des Armutsgelübdes die wirkliche evangeliſche Armut geſetzt, die mit allen Dürftigen Gemeinſchaft hält und ſich verantwortlich fühlt für jeden Beſitz.*) Die Klöſter ſollten wieder werden was ſie anfänglich waren, chriſtliche Schulanſtalten.**)

Gerichtliche und cerimoniale Einrichtungen, die blos für das israelitiſche Volk beſtimmt waren und die die Bedeutung einer Art von Weisſagung auf das Evangelium haben ſind für die Chriſten nicht mehr verbindlich. Das Gewicht menſchlicher Geſetze bemißt ſich nach der Autorität ihrer Urheber. Geſetzgebende Gewalt beſitzt die Obrigkeit, die auf göttlicher Stiftung beruht, dagegen nicht die Prieſterſchaft, die nur, wenn ſie zugleich die Stelle von weltlichen Fürſten einnimmt, an Hoheits- und Regierungsrechten teilnehmen darf. Ein Recht Geſetze zu geben über den

*) Eine Tugend die Melanchthon ſowohl wie Luther in ausgedehnteſtem Maße geübt haben.

**) Dieſe Ausführung wurde ſofort nach dem Erſcheinen von Luthers Schrift über die Kloſtergelübde umgeſtaltet, wobei der evangeliſche Begriff von den Klöſtern in dem Vordergrund ſteht: Muſterſchulen. Es folgt das Reſumé aus Luthers Unterſuchung: verwerflich ſind die (ungläubigen) Gelübde, die etwas verdienen wollen, zuläſſig ſind die freiwillig übernommenen, die dann ſo weit verpflichten, als der Zweck reicht, dem ſie dienen, nach dem Spruche: der Menſchenſohn iſt Herr auch des Sabbats.

Glauben haben weder Prieſter noch Konzilien, noch auch die geſamte Kirche. Das Anſehen des Papſtes als höchſten Geſetzgebers iſt unvereinbar mit den Konzilien, aber auch dieſe widerſprechen einander und haben geirrt, ja ketzeriſch gelehrt. Allein die heilige Schrift hat die Stellung eines öffentlichen Lehrers in der Kirche. Ueber die Schrift hinaus auch bezüglich der Sitten und Gebräuche ſteht der Kirche kein Geſetzgebungsrecht zu. Demnach hat man ſich die prieſterlichen und Kirchengeſetze nur gefallen zu laſſen, wie man eine Tyrannei erträgt, aber die Gewiſſen verpflichten ſie nicht. Indem man die einfachen Gebräuche zu Geſetzen machte, die die Gewiſſen binden, iſt ein unerträglicher Druck entſtanden und ſchließlich das Gegenteil herausgekommen von dem, was es ſein ſollte: ein Mord der Gewiſſen, und die Gottesdienſte ſind zum gewinnbringenden Handel geworden, das ganze Kircheninſtitut eine beinahe unerträgliche Laſt.

Zur Hauptſache, von der aus auf alles andere Licht fällt, kommt Mel. mit der Erörterung über das Evangelium. Darunter verſteht er die Summe aller göttlichen Verheißungen, Gnadenanerbietungen durch das alte und neue Teſtament hindurch. Das eigentliche Unterpfand, die geſchichtliche Bürgſchaft dafür, iſt Chriſtus, der der Schlüſſel iſt für alle Weisſagungen.*) Vom Sündenfalle an iſt Gott mit der Verheißung den Menſchen zu Hilfe gekommen, und der Glaube daran hat von je gerechtfertigt auch die Gläubigen des alten Bundes.

So machen Geſetz und Evangelium den eigentlichen göttlichen Inhalt der Schrift aus, und die überlieferten Geſchichten bieten dazu nur die hiſtoriſche Illuſtration — die Illuſtration ſowohl für die Gnade wie für das Gericht. Sie finden ſich verbunden im alten wie im neuen Teſtament. Damit wird der üblichen Anſicht begegnet, als ob das neue Teſtament auf das alte folge, Chriſtus auf Moſe, wie ein neuer Geſetzgeber.

Wir ſtehen hier bei der wichtigſten Konzeption Melanchthons, der die ſchöpferiſchen Gedanken Luthers in durchſichtiger Klarheit zuſammenfaßt.

*) illarum promissionum omnium pignus est Christus, quare in eum referendae sunt omnes scripturae promissiones, qui obscure primum, postea subinde clarius revelatus est.

Sie läßt ſich in unſerer Redeweiſe kurz ſo ausdrücken: Zur Errettung der Menſchheit bedient ſich Gott einer doppelten Methode, von denen jede die andere vorausſetzt, die alſo nur beide zuſammen den Inbegriff der göttlichen Gnadenoffenbarung ausmachen, die von der Schöpfung bis zur Weltvollendung reicht. Die eine, das Geſetz, iſt die ſittliche Erziehung des Menſchengeſchlechtes durch Gott vermittelſt natürlicher und poſitiver Gebote, deren Handhabung auch in der Gemeinſchaft der durch die Gnade Erlöſten notwendig iſt. Sie ſtellt ſich im Weſentlichen dar im Verlauf der ſittlichen Entwickelung des Geſchlechts und wiederholt ſich darum auch in jedem einzelnen Menſchenleben, das der Gnade teilhaftig wird.

Die andere iſt die direkt von Oben ſtammende Darbietung der Gnade in Geſtalt des Evangeliums, der troſtreichen Verſicherung, daß durch die Sünde das Band zwiſchen Gott und Menſchen nicht zerriſſen ſein ſoll. Träger des Evangeliums ſind die Worte Gottes und die perſönlichen Geſandten Gottes an die Menſchheit. Sein vollkommener Inbegriff, in dem darum alles wiederkehrt, was jemals verheißen war, iſt Chriſtus, der Sohn Gottes. Die Gabe des Evangeliums, das den Menſchen über ſeine Zukunft beruhigt, indem es ihm bedingungslos die Gnade Gottes zuſichert, iſt der heilige Geiſt, der Geiſt eines neuen Lebens, in dem der Menſch die Kraft empfängt das zu leiſten, wenn auch noch nicht in Vollkommenheit, was das Geſetz verlangt. Denn das iſt das eigentliche Verhältnis beider Veranſtaltungen: ſie ergänzen ſich, indem eine die andere erfüllt. Das Geſetz verſucht umſonſt den Menſchen über ſeinen Sündenſtand hinaus zu erheben, er ſinkt nach allen Anläufen wieder zurück. Die göttliche Forderung erweiſt ſich dem Menſchen als ebenſo gerecht und unerläßlich wie unerfüllbar, und ſie allein würde den Menſchen in die Verzweiflung eines ewig währenden Trachtens nach einem unerreichbaren Ideal ſtürzen.

Die im Evangelium dargebotene und in Chriſto perſönlich erſchienene Gnade erſt gewährt dem Menſchen den neuen entſcheidenden Antrieb, um der Forderung des Ideals gerecht zu werden, die in dieſem Augenblick keine Forderung mehr iſt, ſondern der eigene tiefſte Wille des durch den heiligen Geiſt umgewandelten Menſchen zu jener Güte, die in Chriſto vorbildlich erſchienen iſt.

Auf dieſe Weiſe bereitet das Geſetz auf das Evangelium vor und beſtätigt das Evangelium das Geſetz. — Und ſo, füge ich erläuternd hinzu, wie Geſetz und Evangelium, ſo verhalten ſich nach Melanchthons Lehre ſittliches Streben und religiöſe Begnadigung, menſchliche Vernunft und göttliche Offenbarung, natürlicher Verlauf des Menſchenlebens und göttliche Beeinfluſſung desſelben, in der ſpeziellen Heilsgeſchichte Geſetzgeber, Könige und Bußpropheten zu Heilspropheten, Pſalmiſten, Chriſtus und den Apoſteln.

Die Theologie und die Philoſophie, die Geſchichtsbetrachtung und die Bekenntniſſe formulierende und erläuternde religiöſe Schriftſtellerei Melanchthons hat hier ihren Ausgang gewonnen.

Geſetz und Evangelium ſind für ihn die Weltformel geworden, unter der allein er ſich Gott und Chriſtus zu verſtehen getraute. In der That eine neue Betrachtungsweiſe iſt hiermit innerhalb der Chriſtenheit aufgetreten, die in Paulus ihren Anfänger, in Auguſtinus einige Vorklänge gefunden hat, und die über den Rationalismus der ſcholaſtiſchen Philoſophie fortſchreitet zu den Anfängen einer geſchichtlichen Betrachtung, die zum erſten Mal Sittlichkeit und Religion ſelbſtändig und doch verbunden neben einander ſtellt. Das Verhältnis Gottes zum Menſchengeſchlecht wird von Luther und Melanchthon gedacht in Geſtalt einer geſchichtlichen Entwicklungsreihe, die gipfelt in einer Antinomie im eigentlichſten Sinne des Wortes. Die Miſſion, die dem Geſetz gegeben, ein Gott gefälliges Volksleben zu erzwingen, erfüllt es nicht, erreicht vielmehr nur die Erweckung des vollen Bewußtſeins der Sünde Nachdem es aber ſo das Evangelium vorbereitet hat, erfüllt nun das Evangelium auch den Zweck des Geſetzes, es ſtellt im Leben die Gerechtigkeit und unter den Menſchen die Liebe her. —

Das Evangelium iſt der Gnadenwille Gottes. Seine Wirkung iſt die Rechtfertigung. Die „Rechtfertigung“ beſteht darin, daß der allein auf Gottes Barmherzigkeit, die in Jeſu Chriſto erſchienen iſt, ſich gründende Glaube von Gott als die vollgiltige Gerechtigkeit angenommen und der Chriſtenmenſch dadurch in das Verhältnis des uneingeſchränkten Verkehrs mit Gott verſetzt wird. Dieſer Glaube iſt nicht die Annahme oder Anerkennung

von Gott berichteter Geſchichten oder die Zuſtimmung zu an ſich unſicheren oder auch ſicheren Meinungen oder Lehren, ſondern ein dem natürlichen Menſchen aus eigenen Kräften unmögliches, nur vom heiligen Geiſte gewirktes Zutrauen zu Gottes gnädigen Verheißungen, er iſt das Einzige, was Gott unbedingt vom Menſchen verlangt, aber das volle Gegenteil einer vor ihm verdienſtlichen Leiſtung. Er iſt zugleich die höchſte Aktivität des ganzen Menſchen und die völlige Hingabe an das Empfangen einer göttlichen Gabe. Der Glaube umfaßt alle göttlichen Verheißungen, ſeien es Schreckniſſe oder Verſprechungen, in ihm ſpricht ſich der rückhaltloſe unbedingte, Gott als Gott in aller ſeiner Güte, Treue und Wahrheit anerkennende Wille des Menſchen, der dieſes Gottes ſicher iſt, aus. An Chriſtus glauben, das heißt alſo ſein Leben, Sterben und Auferſtehen auf uns ſelber beziehen. Erſt eine Folge dieſer Rechtfertigung ſind dann die niemals ganz guten Werke der Chriſten, die aber von Gott über Gebühr aus Gnaden „belohnt“ werden. Gut iſt allein das Werk, das aus einem guten Herzen hervorgeht wie die guten Früchte vom guten Baum — nur ein ganzes Leben mit allen ſeinen Thätigkeiten zeigt, was in dem Menſchen iſt.

In dem Leben der Gegenliebe, der Dankbarkeit gegen Gott, in dem man die ſelbſtiſchen, fleiſchlichen Begierden des alten Menſchen allmählich überwindet, zeigt es ſich, daß der Glaube die Wurzel aller Tugenden iſt, vornehmlich der Gottesliebe und Nächſtenliebe, ebenſo aber auch der Hoffnung. So iſt es richtig, daß der Glaube ohne Werke tot iſt, d. h. ein nicht in der Liebe thätiger Glaube iſt niemals wahrhaftiger Glaube geweſen. Daß man der Gnade gewiß iſt — das iſt der eigentliche Glaube, nur das Unterpfand dieſer Glaubensgewißheit ſind die äußeren Zeichen der göttlichen Gnade — ſchriftlichen Verſprechungen zu vergleichen — Taufe und Tiſch des Herrn.

Daraus erhellt, wie falſch die hergebrachte Anſicht vom alten und neuen Teſtament als zwei einander ergänzender Geſetzgebungen iſt. Vielmehr ſind ſie zwei Stufen der Verheißung: die eine eine Verheißung irdiſcher Güter, geknüpft an Geſetzerfüllung, die andere die Verheißung aller Güter der Barmherzigkeit Gottes ohne Geſetz.

Das altteſtamentliche Geſetz iſt richterlicher, ceremonieller und moraliſcher Art und iſt im neuen Teſtament auch als Moralgeſetz ein überwundener Standpunkt, nicht ſeinem Inhalte nach, den vielmehr der heilige Geiſt, der lebendiger Wille iſt, gerade im neuen Teſtament aus freien Stücken erfüllt, ſondern der Form nach.

Es herrſcht im Chriſtentum Freiheit vom Geſetz, d. h. von der Forderung, an die die Seligkeit geknüpft iſt, denn was es fordern kann, das iſt der Seele als Regel ihres eigenen Handelns eingeſchrieben. Dieſelbe Freiheit aber hatten bereits die Väter, die im alten Bunde auch nur gerechtfertigt wurden durch den Glauben. Die Erneuerung des Ceremonialgeſetzes in der Kirche der Papiſten iſt Rückfall. Natürlich iſt der Chriſt von dem allen frei, er hat ſolche Ordnungen einfach nach ihrer Zweckmäßigkeit zu prüfen und hat mit keiner dieſer Ordnungen erſt noch ſeine Rechtfertigung zu erwerben. Damit ſoll die Giltigkeit des Rechts überhaupt nicht beſtritten werden, wenngleich ſichs für den Chriſten nicht ſchickt, Recht zu ſuchen. Die Zwangsgewalt der Obrigkeit aber iſt von Gott aus unverboten, wenngleich ihre Ausübung nur ein weltliches Geſchäft iſt. Wegen der den Gläubigen anhaftenden Sünde hat das Geſetz immer noch ſeine Bedeutung.*)

Es findet ſich in den durch Gottes Geiſt Geheiligten neben dem neuen Menſchen noch ein alter Menſch, die unüberwundene ſündige Natur, aus der, wenn ſie nicht vom heiligen Geiſte bezwungen wird, keine Tugend hervorgehen kann. Die im Evangelium enthaltenen Verheißungen werden uns zugeeignet in den Zeichen, die die Beſiegelung der uns verliehenen Gnade darſtellen und demnach von höchſtem Werte ſind für den Troſt der Gewiſſen.

*) Der zweite Abdruck hat dieſe Darſtellung kürzer und ſchärfer gefaßt. Altes und neues Teſtament ſind Geſetz und Evangelium. Im neuen Teſtament iſt alles Geſetz als ſolches abgeſchafft, aber es wird erfüllt von denen, die mit der Vergebung der Sünden den heiligen Geiſt empfangen haben. Dieſe Freiheit gilt aber nur für den, der in Chriſto iſt. Die Aufhebung des Geſetzes bedeutet nicht die Aufhebung von Recht und Ceremonien, die unumgänglich ſind, aber nur den Zwecken des irdiſchen Lebens dienen.

Die beiden von Chriſto eingeſetzten Gnadenzeichen ſind Taufe und Abendmahlsgemeinſchaft.

Die Taufe bedeutet die Vergebung der Sünden durch Vater, Sohn und heiligen Geiſt, alſo das Hervorgehen eines neuen Menſchen und den Tod des alten. Sie ſtellt die durch das ganze Chriſtenleben ſich hindurch erſtreckende Abtötung des Fleiſches und Erneuerung des Geiſtes dar, und jede Erinnerung an ſie macht den Gläubigen der göttlichen Sündenvergebung gewiß. Die Taufe des Chriſten ſchließt in ſich die Taufe des Johannes zur Buße, d. h. zur Erkenntnis der Sünde, und die Taufe Chriſti, die ein Unterpfand der geſchenkten Gnade iſt. Eines dritten Sakramentes der Buße bedarf es darum nicht. Darum aber bleibt die Buße ſelbſt als die Ertötung des alten Menſchen durch wahrhafte Reue eine unerläßliche Lebensaufgabe. Aus aufrichtiger Reue fließt von ſelbſt das Bekenntnis der Sünde vor Gott, das auch vor Menſchen abgelegt werden kann und das nach altem Kirchenbrauch öffentliche Beichte war und jetzt Privatbeichte geworden iſt. Dieſe iſt kein göttliches Gebot, ſondern eine heilſame Uebung und unerläßlich für die private Abſolution. Beſondere Werke der Genugthuung ſind ausgeſchloſſen.

Die Abendmahlsgemeinſchaft iſt das Zeichen der Teilnahme an der Gnade, eingeſetzt zum Troſte derer, die an Gottes gnädigem Willen zweifeln. Die anderen Sakramente ſind keine beſonderen Gnadenzeichen. Ein beſonderes Prieſtertum giebt es nicht, da vielmehr alle Chriſten Prieſter ſind, die ihren Leib Gott opfern, und alle Könige ſind, weil durch Chriſtus frei geworden.

So beruht alſo die Rechtfertigung allein auf Gottes Liebe und Barmherzigkeit und ruft hervor die Nächſtenliebe, mit der wir in allen Kreaturen Gott zu dienen wünſchen.

Von beſonderer Wichtigkeit iſt die Betrachtung der Obrigkeiten. Es giebt bürgerliche und kirchliche.

Die bürgerlichen Obrigkeiten ſind von Gott eingeſetzt zur Aufrechterhaltung der Ordnung mit dem Recht des Schwertes. Sie haben Anſpruch auf Gehorſam um der Liebe willen, ſogar im Falle tyranniſcher Herrſchaft, ſoweit dieſe nicht beſeitigt werden kann ohne eine Empörung. Dagegen iſt es dem unſchuldig Ver-

gewaltigten erlaubt, dem Kerker zu entfliehen, wenn er dazu Gelegenheit hat.

Von den kirchlichen Obrigkeiten gilt, daß die sogenannten Bischöfe Diener sind, keine Herren, kein Recht der Gesetzgebung haben, sondern nur das Wort Gottes verkündigen sollen. Soweit sie die Schrift lehren, hat man auf sie zu hören wie auf Christus selbst, wenn sie wider die Schrift lehren, hat ihr Wort nicht die Macht die Gewissen zu binden. So ist es mit den Lehren vom Cölibat, von verbotenen Speisen u. dergl. Was nicht direkt wider die Schrift ist und an sich nicht böse, kann ohne Sünde geübt, aber auch gelassen werden. Jedes Gebot der Bischöfe außer der Schrift ist Tyrannei und ungültig. Man darf sich ihrer Herrschaft entziehen, wenn es ohne öffentliche Bewegung möglich ist. Der Grundsatz, wonach man sich in allen menschlichen Verhältnissen zu richten hat, ist Glaube und Liebe.

Danach regelt sich auch die Behandlung des Aergernisses. Aergernis entsteht, wenn man es gegenüber dem Nächsten an Glauben und Liebe fehlen läßt. Allem, was das göttliche Recht verlangt, ist zu gehorchen ohne Rücksicht auf etwaiges Aergernis, denn da handelt es sich um den Glauben. Da muß Streit und Verweigerung des Gehorsams sein.

Wenn Fürsten das Evangelium verdammen, so hat man ihnen darin nicht zu gehorchen. In allen nicht notwendigen Dingen, die nur durch menschliche Observanz begründet sind, kann man wider die Ordnung verstoßen, wenn die Seele Gefahr läuft.

Pharisäern und Papisten, die für ihre Auflagen, als ob sie zum Heil notwendig wären, Gehorsam verlangen, hat man den Gehorsam zu verweigern. Und man soll auch Unerfahrenen durchs Beispiel zeigen, daß sie ungestraft übertreten werden können, dagegen hat man solchen gegenüber, die noch nichts vom Evangelium gehört haben, Schonung zu üben, indem man sich unter Umständen dem fügt, was wenigsten nicht gegen göttliches Recht ist. Dagegen ist es wider die Religion, da zu gehorchen, wo etwas, was nicht verboten ist, zur Sünde gemacht und so die Gewissen in Gefahr gebracht werden.

Man sieht aus dieser Inhaltsangabe des 146 Seiten umfassenden Büchleins, daß es keine vollständige Darstellung der

theologiſchen Dinge, keine ſogenannte Dogmatik oder ein Syſtem der Theologie iſt, vielmehr eine Summe der chriſtlichen Lehre, d. h. in unſerer Sprache eine Anweiſung zum richtigen chriſtlichen Denken und Handeln. Die Zeit der ſcholaſtiſchen Folianten ſcheint vorbei, im leichtgeſchürzten Stil der Humaniſten werden bibliſche Gedanken, empiriſch-pſychologiſche Beobachtungen und die tiefen Lehren Luthers von der Freiheit des Chriſtenmenſchen verbunden. Die revolutionäre Schriftſtellerei, die zunächſt alles was unhaltbar iſt am Gebäude der alten Kirchenlehre und des Kirchenbrauches, einreißt, iſt zu Ende. Das Programm der Wittenberger Reformation iſt fertig und es beſteht, ſo waren die Freunde überzeugt, in nichts anderem als in der Lehre des Apoſtels Paulus.

Luther war aufs höchſte befriedigt von dieſer Formulierung ſeiner Gedanken. Er nennt (im Eingang der Schrift vom unfreien Willen an Erasmus) die loci communes ein unüberwindliches Buch, wert nicht blos der Unſterblichkeit, ſondern auch der Aufnahme in den kirchlichen Kanon.*)[62] Und noch kurz vor ſeinem Tode hat er auf die allerdings damals völlig umgeſtalteten loci als auf das beſte theologiſche Buch hingewieſen, das ihm auch da noch unmittelbar auf die Bibel folgt.

Was iſt ihr Wert, in einem einzigen Satze ausgedrückt? Das Chriſtentum erſcheint hier wieder als das, was es in apoſtoliſcher Zeit geweſen war, nicht als ein Syſtem von Lehren, Satzungen und Gebräuchen, ſondern als perſönliche Glaubensgewißheit, geſchöpft aus der Schrift und gerichtet auf die Auswirkung dieſes Geiſtes in Kirche, Schule und Volksleben.

Der Erfolg des Buches entſprach ſeiner Bedeutung. Innerhalb 4 Jahren wurde es 17 mal gedruckt, die deutſche Ueberſetzung, die Spalatin ſofort anfertigte, iſt gleichfalls mehrfach aufgelegt worden. Ein „göttliches Buch“ nannte es der Straßburger Nikolaus Gerbel.

*) Eine Unterſuchung der Vorſtellung, die Luther damals vom Kanon hatte, dürfte ergeben, daß er damit nicht nur ſagen will, das Buch ſei heiligen Geiſtes voll, ſondern daß es die richtige Geſtalt einer fertigen Lehre enthalte.

III.

Die Zeit von Luthers Wartburgaufenthalt war vielleicht die am meiſten kritiſche Epoche in der Entwicklung der deutſchen Reformation. Die Geiſter waren lebendig geworden, auch unruhige, ſtürmiſche, wilde Geiſter, und der Meiſter fehlte, der ſie beherrſchen konnte.

War das ſeitherige Regiment der Hierarchie ein Mord der Gewiſſen, Meßopfer und Seelenmeſſen ein Greuel, war jeder Gottesdienſt eine Verunſtaltung urſprünglich heilſamer Ordnung, Gelübde und Enthaltſamkeit wertlos, alles ſeitherige Studium nutzlos ja ſeelengefährlich — ſollte man, durfte man dieſe Dinge länger tragen? Und wie ſollte man ſie ändern, da die ſeitherige geiſtliche Obrigkeit ſich verſagte? Die nächſte Autorität, auf die alles blickte, wenn auch Luther dort fehlte, war die Univerſität und die „Kirche“ zu Wittenberg. Hier aber fehlt der eigentliche Führer. Mel., darin täuſchte Luther ſich völlig, war es nicht. Eben nur Luthers überlegene Perſönlichkeit, in der einzigen Verbindung von ſtürmender Leidenſchaftlichkeit in der Verteidigung einer einmal erkannten Wahrheit und in der großartigen Gelaſſenheit, ja Bedächtigkeit, wenn es äußere Maßnahmen galt und vor allem in der prophetiſchen Sicherheit des Blickes in die Menſchen hinein konnte die aufſtrebenden und auseinanderſtrebenden Geiſter zuſammenhalten.

So geriet zunächſt die Univerſität und die Gemeinde ſtark ins Schwanken. Noch wächſt die Studentenzahl, im Sommer 1521 waren es über 1500,[63]) aber nun ſtrebte der hochbegabte Doppelgänger Luthers, was reiche und tiefe religiöſe Anſchauungen betrifft, Andreas Bodenſtein von Karlſtadt, dem es Bedürfnis war ſeine Theorien auch ſofort ins Werk zu ſetzen, nach der Führung.

Er forderte zunächſt Mönche und Nonnen auf, die Gelübde zu brechen und das Kloſter zu verlaſſen, verlangte, daß die Geiſtlichen in die Ehe träten und gab ſelbſt mit Oſtentation das Beiſpiel, er begann Gottesdienſt und Gemeindeordnung nach evangeliſchen Prinzipien umzugeſtalten. Der ſchließliche Verlauf der Dinge hat ihm Recht gegeben, damals aber erſchien er als eigentlicher Unruhſtifter. Als die Auguſtinermönche die täglichen Meſſen

einſtellten, verlangte der Kurfürſt umſonſt von der Univerſität ein Hintanhalten der Bewegung und ein theologiſches Gutachten. Sie war geſpalten, ein hauptſächlich aus Mitgliedern der theologiſchen Fakultät gebildeter Ausſchuß, deſſen Feder Melanchthon führte, legte ihm nahe, die Mißbräuche der Meſſe abzuſchaffen und den alten Brauch der Abendmahlsfeier wieder herzuſtellen, wovor der Kurfürſt ſcheute.

Es kam in Folge aufreizender Predigten, beſonders des Auguſtinerbruders Gabriel Zwilling, zu einzelnen Angriffen auf Meſſe leſende Prieſter, zu Bilderſtürmen und kurz vor Weihnachten erklärte Karlſtadt, daß er zu Neujahr das Abendmahl nach Chriſti Einſetzung halten werde. Keine kurfürſtliche Mahnung brachte ihn davon ab.

Ein Generalkapitel der Auguſtiner am Anfang des neuen Jahres (Epiphanias 1522) gab den Austritt aus dem Kloſter frei, und Karlſtadt ſetzte bei dem Stadtrat von Wittenberg und der Univerſität die Einführung einer evangeliſchen Gemeindeordnung durch, die Gottesdienſt, Armenpflege, Sittenpolizei und Darlehnskaſſenweſen auf neuen Fuß bringen ſollte. Dabei wurde für ihn verhängnisvoll die Bekanntſchaft mit angeblichen neuen Propheten, Laienpredigern, die aus der Weberſtadt Zwickau kamen und unter Berufung auf göttliche Geſichte und Inſpirationen ein myſtiſches Evangelium predigten. Auch Melanchthon wurde vom Geſpräch mit ihnen erſchüttert, weniger durch ihre Eingebungen, als durch ihre Beſtreitung der Kindertaufe. Aengſtlich ſah er ſich nach dem Beſchützer „der Kirche", dem Kurfürſten, und nach Luther um.[64])

Der weiſe Kurfürſt ließ auch dieſe Bewegung ſich entwickeln, Luther aber, der ſich Mel. dabei als dem an Geiſt und Gelehrſamkeit Höheren unterordnete, lehrte ihn, wie ſolche Prophetengeiſter zu prüfen ſind.[65]) Wenn ſie nur von ſanften, ſeligen Entzückungen wiſſen, dann fehlt das Zeichen des Menſchenſohnes an ihnen. Denn Gottes Majeſtät redet nicht ſo unmittelbar zu den Menſchen, daß der Menſch ihn ſieht. Er tötet den alten Menſchen, er zerbricht wie ein Löwe unſere Gebeine, er macht, daß man ſich verworfen fühlt von ſeinem Angeſicht. Ihr Beruf zum Prophetenamt iſt alſo mindeſtens fraglich. Die Bedenken betreffs der Taufe weiß er zu zerſtreuen.

Karlſtadt aber ging weiter. Er hatte einen Bilderſturm in der Pfarrkirche veranlaßt, die Zulaſſung zum Abendmahl erfolgte ohne Beichte, die Faſten hörten auf, die Seelſorge ſtand ſtill, und nun lehrte er auch im Sinne der Zwickauer Propheten, daß man keiner Gelehrten, keines Studiums an den Univerſitäten, keiner Grade mehr bedürfe. In den Vorleſungen riet er ſeinen Zuhörern nach Hauſe zu gehen und Ackerbau zu treiben, denn im Schweiße ſeines Angeſichts ſolle der Menſch ſein Brod eſſen.

Einer ſeiner entſchloſſenſten Anhänger, Knabenſchullehrer, forderte die Bürger auf, ihre Kinder aus der Schule zu nehmen. Manche Studenten folgten dem Rat und verließen die Univerſität, andere wurden auf die Kunde von dem Durcheinander in Wittenberg von ihren Landesherrn nach Haus gerufen. Auch das Reichsregiment zu Nürnberg erhob Beſchwerde. Unmutige Profeſſoren drohten nun auch wegzuziehen. Melanchthon ſeufzte nach „unſerem Elias“.[66])

Dieſer war im Dezember heimlicherweiſe drei Tage in Wittenberg geweſen, jetzt hielt es ihn nicht mehr auf ſeiner Wartburg. Wider den Willen des Kurfürſten, was er ihm ausdrücklich in einem berühmten Brief beſcheinigte, reiſte er nach Wittenberg und ſtellte mit den vielgenannten achttägigen Predigten vom 9.—16. März 1522 die Ruhe wieder her. Er ſelbſt nahm nun die Ordnung des Gottesdienſtes, die Umgeſtaltung von Taufe und Abendmahl, teilweiſe auch des Armenweſens in die Hand. So hat Luther die Gottesdienſtordnung für das proteſtantiſche Norddeutſchland begründet, während ihm Melanchthon bei der Reviſion des neuen Teſtamentes an die Hand ging, das im Herbſt 1522 erſchien.

Melanchthon konnte ſich nun auf ſeinen akademiſchen Beruf zurückziehen und wollte ſich auf deſſen philologiſche Seite beſchränken. Aber Luther*) meinte, es ſei „unnötig, daß ſich Philipp

*) 1521 und 1522 hatte Melanchthon über den Römerbrief und I. Korintherbrief Vorleſungen gehalten; eine Studentennachſchrift davon ließ Luther ohne Melanchthons Vorwiſſen drucken und überraſchte mit dem fertigen Werk den Freund, weil er meinte, daß niemand beſſer über Paulus geſchrieben habe. Er beſänftigte ſeinen Zorn in der Vorrede: „Wenn du dir ſelber nicht genügſt, magſt du recht haben, uns genügſt du. Du haſt recht zu ſagen, man ſolle die Schrift ohne Kommentar leſen,

für seine 100 Gulden mit der Grammatik plage, während er inzwischen zwei theologische Vorlesungen von unschätzbarem Wert halten könnte." [67])

Sein Plan scheiterte an Melanchthons festem Willen, der erklärte, er habe die theologischen Vorlesungen nur wegen des Baccalaureates übernommen, wie es Sitte sei, und werde sie am liebsten ganz aufgeben. Die Humaniora brauchten viele und fleißige Lehrer, denn sie würden jetzt ebenso vernachlässigt, wie im Zeitalter der Sophisten, unter seinen Kollegen in Wittenberg sei kaum ein einziger, der die „menschlichen Wissenschafte" bona fide vortragen könne. Was würde das für Theologen geben, wenn man die Sprachstudien vernachlässige.[68]) Melanchthon hatte bereits einen Schrecken bekommen vor der heraufziehenden Barbarei. Es beginnen nun seine jahrelang sich fortsetzenden „Klagen über den Verfall der schönen Wissenschaften" [69]) gegenüber seinen humanistischen Vertrauten, denen er unter dem Druck seiner vorwiegend theologischen Umgebung hierüber weiter sein Herz öffnet, während er sich doch den an ihn gestellten kirchlichen Anforderungen nicht entzieht. Der Zug zur stillen akademischen Gelehrtenarbeit wird doch überwogen von der Lust an der Beeinflussung der öffentlichen Dinge.

Luther schrieb schließlich (1524)[70]) an den Kurfürsten, da er umsonst Magister Philippus gebeten habe, statt der griechischen Vorlesung eine theologische zu halten, weil dieser behaupte dafür nicht angestellt zu sein, so bitte er, daß man ihm seinen Sold nunmehr anweise, um die heilige Schrift zu lesen statt der kindischen „gräkischen Lektion".

Als der neue Kurfürst Johann darauf Melanchthons Gehalt verdoppelte mit der Verpflichtung, auch über Theologie zu lesen, weigerte Melanchthon die Annahme. Luther mußte sich wieder ins Mittel schlagen, und Melanchthon erhielt nun den Auftrag,

---

wenn sichs handelt um Hieronymus, Origenes, Thomas; deine Erklärungen aber sind keine Kommentare, sondern eine Anweisung um die Schrift zu lesen und Christum zu erkennen, was bis dahin keiner geleistet." Opera latina var. arg. VII, 491. Melanchthon wollte von dieser auch fehlerhaft gedruckten Ausgabe nichts wissen, gab aber erst 1532 einen Kommentar zum Römerbrief heraus C. R. XV, 444 ff.

ſo viel als möglich, wenn es auch die Woche nur einmal wäre, über Theologie zu leſen.[71]) (1526.)

Wenn Melanchthon ſo feſt an ſeinem humaniſtiſchen Ideal hielt, ſo hat ihn nicht die Ausſicht auf Erfolg beſtimmt. Er, deſſen theologiſche Vorleſungen von Hunderten beſucht wurden, las zu jener Zeit über Demoſthenes vor nur vier Zuhörern[72]) und rückt das den „Theologen“ nicht ohne Bitterkeit vor.[73]) Es war nur natürlich, daß vor dem Sturmwind neuer Gedanken, den die Reformation in Bewegung geſetzt hatte, die bloßen Bildungsintereſſen zurücktraten und das ganze Univerſitätsleben vorübergehend in Verfall geriet.[74]) Melanchthon warf ſich mit Luther vereint dem entgegen. Sicherlich mit durch ihn veranlaßt, wenn auch ganz ſeiner eigenen Ueberzeugung folgend, ſchrieb Luther ſeine Schrift an die Ratsherren aller Städte deutſchen Landes, daß ſie chriſtliche Schulen aufrichten ſollen. Melanchthon verfaßte zu der lateiniſchen Ueberſetzung das Vorwort, kurz, aber in energiſchem Tone gehalten wie Luthers mächtige Rede. „Die Zunge ſollte man denen abſchneiden, die da und dort in der Predigt die unerfahrene Jugend vor dem Studium der klaſſiſchen Litteratur abmahnen. Läßt man erſt einmal die Barbarei aufkommen, dann wird auch die Religion dahinſinken, und ich fürchte es kommt dahin, wenn wir nicht mit Händen und Füßen das köſtliche Geſchenk Gottes, die ſchönen Wiſſenſchaften verteidigen.“[75]) Dabei ſind beim gleichen Ziel, das die beiden Freunde verfolgen, die Motive charakteriſtiſch verſchieden. Für Luther ſind die Sprachen die Scheide, darin das Meſſer des Geiſtes ſteckt. Er erſtrebt vermittelſt des Sprachſtudiums eine Bildung der regierenden Stände, die ſie zur Erfüllung ihrer Aufgaben techniſch befähigt. Melanchthon iſt von dem ſelbſtändigen Wert durchdrungen, den die Schönheit und Eleganz der Rede beſitzt, die man allein in der Schule der Alten lernt. Freilich iſt dieſe Aufgabe wieder untergeordnet der höheren der Aneignung der geoffenbarten Gottesgedanken. Die Verknüpfung der Reformation mit der beſſeren Bildung der höheren Stände iſt bereits vor dem Bauernkrieg eingetreten, mithin keine Folge der Angſt vor dem niederen Volk, ſondern die Folge davon, daß die Wiege der Refor-

mation die Universität gewesen ist, an der Melanchthon lehrte.

Die praktische Verwirklichung der von Melanchthon gehegten Pläne für Schulreform in der Einrichtung der lateinischen Schule zu Eisleben 1525, in der Begründung des Gymnasiums zu Nürnberg 1526, dem Melanchthon die Weiherede hielt, kann hier übergangen werden.

Gleichzeitig fällt auch Melanchthons erste Teilnahme an der Durchführung der Reformation durch fürstliche Gewalt. Als ein Vorspiel davon läßt es sich ansehen, daß Melanchthon der folgenreichen Unterredung zustimmend beiwohnte, die Luther am 29. November 1523 mit dem Hochmeister des deutschen Ordens Albrecht von Brandenburg hatte, worin er ihm riet, die dumme konfuse Regel fahren zu lassen, ein Weib zu nehmen und Preußen zu einem weltlichen Staat, Fürstentum oder Herzogtum zu machen.[76]) Der Rat wurde bekanntlich befolgt. Albrecht von Preußen ist von da an Melanchthons Gönner geblieben.

Im Juni 1524 begegnete Melanchthon auf der Rückreise aus seiner Heimat, wo er die Mutter besucht hatte, dem reisigen Zug des damals noch nicht zwanzigjährigen Landgrafen Philipp von Hessen, der sich bisher der Reformation wenig hold erwiesen hatte. Ihr Gespräch, dessen Zeuge Camerarius war, endete mit dem Versprechen des Melanchthon, Philipp einen schriftlichen Bericht über die Dinge zu schicken, die er klüglich nur obenhin berührt hatte. Es ist der lateinisch geschriebene kurze Bericht über die erneuerte kirchliche Lehre,[77]) wohl geeignet in seiner knappen verständlichen Form, dem raschen Sinn des Fürsten Eindruck zu machen. Dieser machte sich nun an das Studium der Bibel und ist bereits während des Bauernkrieges von der Wahrheit des Evangeliums durchdrungen. Ein anderer Brief Melanchthons, nach den Schrecken des Bauernkrieges im September 1526 geschrieben, fordert den Landgrafen auf[78]), die Kirchenordnung in seine Hand zu nehmen mit möglichster Behutsamkeit in den rituellen Neuerungen. „Das Christsein besteht wahrhaftig nicht in Gebräuchen, sondern in Gottesfurcht, Glaube, Liebe und Gehorsam gegen die Obrigkeit", das sollten die Prediger ebenso laut verkündigen, als sie gegen den Papst eifern.

Bald darauf wurde auf dem heſſiſchen geiſtlichen Landtag zu Homberg die Reformation der heſſiſchen Kirche beſchloſſen und demnächſt, wenn auch nicht nach dem damals hauptſächlich von Franz Lambertt von Avignon ausgearbeiteten Entwurf, durchgeführt, durch eine allgemeine Kirchenviſitation des Landes, Aufſagung der kirchlichen Gerichtsbarkeit des Biſchofs von Mainz, Aufhebung der Klöſter und Gründung der erſten evangeliſchen Landesuniverſität in Marburg 1527. Melanchthon war früh von dieſer Abſicht des Fürſten unterrichtet;[79]) er verſucht Freunden und Schülern daſelbſt Stellen zu verſchaffen und muß auch bei der Organiſation der Hochſchule weſentlich beteiligt geweſen ſein, denn ſie zeigt große Aehnlichkeit mit der Wittenberger Univerſitätsreform von 1536.[80])

Bei dem theologiſchen Streit, den Luther mit dem am meiſten ebenbürtigen Gegner auszufechten hatte, blieb Melanchthon Zuſchauer: Erasmus von Rotterdam, längſt vom Papſt und Fürſten gedrängt gegen Luther zu ſchreiben, ſuchte ihn an ſeiner verwundbarſten Stelle zu treffen und ſchrieb 1524 ſeine Unterſuchung über den freien Willen (de libero arbitrio diatribe). Luther antwortet darauf erſt Ende 1525 mit der Schrift von der Knechtſchaft des Willens (de servo arbitrio), einer glänzenden Leiſtung ſeiner Feder, einem Denkmal ſeiner vor keiner Konſequenz zurückſchreckenden ausſchließlich religiöſen Anſchauungsweiſe. Obwohl Melanchthon noch in der im ſelben Jahre veranſtalteten Ausgabe ſeiner loci im ganzen den Standpunkt Luthers teilt, ſo müſſen ihm doch ſchon Zweifel an der Richtigkeit der unbedingten Prädeſtinationslehre gekommen ſein, darum wünſcht er eine ruhige Unterſuchung der Frage.[81]) Während Luther eine Schlußabrechnung mit Erasmus hielt und auf deſſen gereizte Replik Hyperaspistes diatribae adversus servum arbitrium M. Lutheri (Verteidigende Unterſuchungen), der ihm die Schuld an der mittlerweile in Deutſchland ausgebrochenen Revolution in die Schuhe ſchob, nicht mehr antwortete, blieb Melanchthon mit Erasmus in höflichem Briefwechſel über die gemeinſamen litterariſchen Angelegenheiten bis zu deſſen Tod 1536. Zu dem, was Luther mit Recht von Erasmus ſagte: (Brief an Oekolampadius 1523 bei Enders 4, 164) „Er hat gethan wozu er geſandt war:

er hat die Sprachen eingeführt und von dem gottesläſterlichen Studien weggerufen. Vermutlich wird er mit Moſe in den Gefilden Moabs ſterben, denn zu den eigentlichen guten Studien, die die Frömmigkeit betreffen, kann er nicht anleiten" ließe ſich hinzufügen: Melanchthon iſt des Erasmus Erbe geworden, indem er den geläuterten Humanismus mit der evangeliſchen Frömmigkeit und Kirchlichkeit verband. In der Form, die Melanchthon ihnen gab, haben ſich die pädagogiſchen und didaktiſchen Ideen des Erasmus erhalten.

Gleich Luther ward Melanchthon erſchüttert und mehr noch wie er geängſtigt durch den Bauernkrieg des Jahres 1525. Dies Erlebnis beſtärkte Beide in der Ueberzeugung, daß ohne den Schutz gottesfürchtiger ſtarker Obrigkeiten das Evangelium verloren ſei. Es ward ihm auch, ſicherlich ſehr wider ſeinen Wunſch, bei der Erhebung der ſüddeutſchen und mitteldeutſchen Bauernſchaften eine praktiſche Rolle zugedacht, indem Kurfürſt Ludwig von der Pfalz den geborenen Pfälzer, der vor Andern in der heiligen Schrift erfahren und geübt ſei, auf Vorſchlag der Bauern zu Pfingſten 1525 als Schiedsmann nach Heidelberg einlud um „auf Grund heiliger Schrift ſeinen Rat über die 12 Artikel der Bauern zu geben, was eine weltliche Obrigkeit davon zu halten und zu thun und zu laſſen habe".[52]) Mel. unternahm die Reiſe nicht, ſchickte aber ſeine deutſche Widerlegung der Artikel der Bauernſchaft ein, die viel ſchroffer als Luther es in ſeiner Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernſchaft in Schwaben 1525 gethan hatte ſich auf den Standpunkt des geltenden Rechtes ſtellt, zur unbedingten Unterwerfung unter die Obrigkeit auffordert und auf den Weg chriſtlicher Geduld verweiſt. Während Luther den von ihm ſtets vertretenen Standpunkt des prinzipiellen Unterſchieds religiös-ſittlicher und rechtlicher Fragen einhält und demnach in dem Rechtsſtreit nicht Partei nehmen will, ein ſogenanntes „chriſtliches Recht" nicht gelten läßt, aber auch den Fürſten ins Gewiſſen redet, nimmt Melanchthon direkte Partei gegen die Bauern des Aufruhrs wegen. Er erkennt als berechtigt an die Forderung, daß man das Evangelium predigen laſſe. Die freie Wahl der letzteren durch die „Kirche" iſt zuzugeſtehen, doch unter der Oberaufſicht der Fürſten.

Die Leibeigenschaft ist zu tragen, „ja es wäre vonnöten, daß ein solch wild ungezogen Volk als die Deutschen sind, noch weniger Freiheit hätte, denn es hat“. Die eigentlichen Mißbräuche liegen auf dem kirchlichen Gebiet, die soll man abthun, aber den Aufruhr mit Gewalt niederschlagen. Doch ziemt es sich auch großmütig geschehene Unbill zu vergessen und den Armen zu verzeihen.[83]) Die Schrift ist vollendet erst nach dem Sieg über die Bauern, den der Kurfürst bei Sulzdorf im Juni errang.

Melanchthon hatte so wenig wie Luther in diesem Prinzipienkampf, bei dem das Evangelium auf dem Spiele stand, das die Bauern mit der Verantwortung für ihre hussitisch-sozialistischen Ideen belasten wollten, ein Herz für das Bauernvolk gehabt. Und noch weniger wie dieser konnte er als wohlhabender Bürgerssohn sich in der Bauern Seele hineindenken. Vielleicht heißt das auch zu viel von ihnen verlangt. Beide waren strenge Vertreter jener Theorie, unter deren Schutz allein die Reformation staatsrechtliche Geltung erlangen konnte, von der unbedingten Autorität der von Gott eingesetzten weltlichen Obrigkeit, Aristokraten vom reinsten Wasser und Vertreter der bürgerlichen Interessen. Sie waren es, unbewußt, darum, weil allein die besitzenden und gebildeten Klassen, Adel und Stadtbürger, dem Evangelium den materiellen Rückhalt gewährten, nachdem sich zu zeigen begann, die Bauern wollten das Evangelium als Losung der Emancipation verstehen. Den Untergang Thomas Münzers schildert Melanchthon in einer populären Flugschrift als Strafe für seine Schwärmerei.[84])

Bekanntlich stand in ursächlicher Verbindung mit den Gefahren, die der Bauernkrieg auch Wittenberg drohte, Luthers sozusagen heroisch demonstrative That der Verheiratung mit Katharina von Bora am 13. Juni 1525. Er wollte sich, wenn er sterben sollte, in dem Stand finden lassen, dessen göttliche Stiftung und göttlichen Segen er in so herzandringender Weise den „falschen Geistlichen“ in seinem Volke verkündigt hatte.

Melanchthon war nicht in das Geheimnis dieser sehr plötzlichen Entschließung[85]) gezogen worden, und auch nicht bei der in Gegenwart des Pfarrers Bugenhagen, des Stiftspropstes Jonas, des Professors Apel und des Ehepaars Lukas Kranach in Luthers Hause vollzogenen Eheschließung zugegen.

Dabei hatte Luther die Stimmung des Freundes richtig vorausberechnet, der ſich ohne Verſtändnis für Luthers trotzig kühnen Sinn in einem am 16. Juni geſchriebenen ſtreng vertraulichen, darum griechiſchen giftigen Brief an Camerarius darüber ſo ausließ, daß ihn Camerarius in ſeine Briefſammlung nur unter falſchem Datum und in völlig umgearbeiteter Geſtalt aufgenommen hat. Das vor gut 20 Jahren in der Bibliothek des Fürſten Chigi zu Rom aufgefundene Original zeigt Mel. in unerfreulichem Licht.[87]) Er bekrittelt und verdächtigt, was er nicht verſteht und worum man ihn nicht gefragt, und kann doch nur eine „Fauſt im Sack" machen. Uebrigens muß er ſich bald gefunden haben. Er bringt ſelbſt in Wenzel Link zu Altenburg, zu dem von Luther am 27. Juni veranſtalteten Hochzeitsſchmaus zu kommen, wird ihm alſo auch ſelber beigewohnt haben.[88]) Das Verhältnis der beiden Männer wurde nicht geſtört. Die Frauen ſcheinen ſich weniger verſtanden zu haben, aber Mel. hat ſich ſpäter als treuer Freund von Luthers Weib und Kindern bewährt.

Der Tod Friedrichs des Weiſen am 5. Mai 1525 hat die Reformation ihres mächtigſten anfänglichen Schutzherrn beraubt, deſſen gelaſſenes Abwarten der geiſtigen Bewegung Zeit ließ, um den Beweis zu erbringen, daß ſie kein Aufwallen eines fleiſchlichen Freiheitsdranges ſondern eine Bewegung aus Gott ſei, eine Erregung des in der Tiefe geweckten Gewiſſens und darum unüberwindlich.

Der neue Kurfürſt hegte für Luther noch größere Verehrung und ſo war Hoffnung darauf, daß die notwendig gewordene evangeliſche Umgeſtaltung des Kirchenweſens nun planmäßig in die Hand genommen würde. Denn bis jetzt hatte doch nur ein rieſengroßer innerlicher Abfall des früher gutgläubigen Volkes von ſeinen ſeitherigen Autoritäten Papſt und Biſchöfen, gepaart mit tiefem Mißtrauen gegen alles, was Anſpruch auf Devotion erhob, allgemein Platz gegriffen, ein begeiſtertes Eindringen in den Kern der neuen Heilslehre war nur bei Einzelnen zu finden. Nur wo überzeugte Prediger des Evangeliums wirkten, kam es zu einer wirklich „evangeliſchen Bewegung" im Volk. So in einer Reihe von Reichsſtädten. Die Maſſen konnten erſt auf den Wege langjähriger Volkserziehung evangeliſiert werden. Hieran fehlte es

völlig. Verfall des seitherigen Gottesdienstes und aller kirchlichen Lebensordnungen, rohe Verachtung kirchlicher Sitten, Zerrüttung des kirchlichen Güter- und Einkommenwesens, weitverbreitete Bedürftigkeit der Geistlichen und Lehrer, die alte aus der „katholischen" Zeit stammende Zuchtlosigkeit des Volkes, Habgier und Gewaltthätigkeit des über die unbewachten Kirchengüter herfallenden Adels, in der „neuen Lehre" vielfach gröbste Mißverständnisse, Uebertreibungen, völlige Willkür, das waren die vorherrschenden Wahrnehmungen, die der ersten das kursächsische ganze Land umfassenden Kirchenvisitation sich darboten. Gerade Melanchthons offene Geständnisse hierüber in vertrauten Briefen werden gern als Belastungszeugen gegen die Reformation angeführt.*)

Die Visitation diente, um Lehre und Wandel der Pfarrer, Kaplane, Prediger und Schulmeister zu prüfen, zu bessern, eventuell zu bestrafen, um den Gottesdienst zu ordnen, das kirchliche Einkommen zu sichern, Schulen und Pfarreien neu zu gründen. Die von Melanchthon nach seiner ersten Visitationsreise in Thüringen im Sommer 1527 aufgesetzten Visitationsartikel gaben die Punkte an, worüber die Geistlichen künftig zu befragen sind, und wonach ersichtlicher Weise Melanchthon seither gefragt hatte, nämlich was sie lehren von den zehn Geboten, vom Glauben, von den Sakramenten und der Buße, vom Leib und Blut Christi, von der Frucht des Abendmahlsgenusses, von Taufe der Kinder und Wiedertaufe, von Liebe, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Kreuz, Geduld und anderen Früchten des Geistes, von Ehe, Gottesfurcht, Nachstellungen des Teufels, Beibehaltung oder Verwerfung menschlicher Traditionen, Vermeidung von Aergernissen, Messe, Predigten, Feiertagen, Ehesache, Verwandtschaftsgereden, Einkünften, Zinsen, von Totenbestattung und Gebet, ob man das Symbol wisse, von Gebäuden und Inventar, Meßstiftungen und Strafen der Ehebrecher.

Die möglichst schlichte Erörterung dieser Punkte in diesem lateinischen Privataufsatz, den Melanchthon nicht für den Druck bestimmt hatte — er nennt ihn einen Elementarunterricht in der christlichen Religion (quaedam puerilis *κατήχησις* christianae religionis C. R. I 919) — faßt die Schäden an der Wurzel.

*) Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes Band 3, 64 ff.

Er ist ebensowohl eine scharfe Selbstkritik dessen was die Reformationsbewegung bis jetzt geleistet hat, als eine seelsorgerische und volkserzieherische Leistung ersten Ranges. Er rechtfertigt die Berufung des jungen Pädagogen zu diesem Werk. Darum stehen hier die Hauptgedanken! Die Glaubenspredigt war seither vielfach nur so getrieben worden, daß man, ohne innerlich das Glaubenserlebnis vorzubereiten, fleischliche Zuversicht des Heiles an die Stelle der früheren Zuversicht auf die eigenen Leistungen setzte. Damit beeinträchtigte man die Majestät des göttlichen Gesetzes. Zum Glauben gehört darum als erstes Stück die Bekehrung (die „Buße") zu Gott, die mit der Reue über die durch Gottes Gesetz offenbar gewordene Sünde beginnt. Dies Gesetz droht Strafen allen, die es nicht befolgen, zeitlich und ewig, was das Volk wissen muß. Daß man es gründlich damit schüttle, ist wichtiger, als daß die Leute Fleisch essen am Fasttag und über die Möncherei schimpfen. Erst darauf lasse man die Predigt vom Glauben folgen. Der Glaube begreift nicht blos die Gewißheit einmaliger Sündenvergebung in sich, er macht uns gänzlich zu Schützlingen Gottes von Christi wegen, der nun auch seine Gläubigen beseelen will. Nur in aufrichtiger Reue vernimmt man die wirkliche Stimme Gottes im Evangelium, empfängt dann im heiligen Geiste die Kraft zu einem neuen Leben. Bei der Erklärung des Symbolum sollen darum die Pastoren alles abzielen lassen auf den Artikel ich glaube die Vergebung der Sünden. Aus dem Glauben folgt die Geduld im Kreuz, in allerlei leiblichen und geistigen Leiden, die Gott auferlegt. Sie sind erst Strafen für die Sünde, aber wenn sie zu Buße und Glauben leiten, ein Weg zu Dank und Gebet. Gott will gebeten sein, Gebet ist Glaubensexercitium. Oft giebt Gott besseres als wir gebeten haben. Der Abschnitt, der von den Früchten des Geistes handelt, schärft dem Volk besonders ein die Christentugenden des Almosengebens, der Freigebigkeit gegen die Priester und spricht vom Lohn aller guten Werke, der von der Predigt warnt vor Glauben ohne Buße und verlangt, daß immer ganz bestimmte Tugenden gefordert und gegenwärtig vorhandene Mißstände, Notstände und gemeinsame Schicksale verständlich erörtert werden. Von besonderer Wichtigkeit ist der Gehorsam gegen die Obrigkeit, auch die den Leuten unbequeme.

Dazu gehören auch die Edikte und Entſcheidungen der Gerichtsperſonen. Sie ſind als göttliche Entſcheidungen anzuſehen. Der Wunſch mancher, daß man das moſaiſche Recht an Stelle der heidniſchen kaiſerlichen Rechte ſetzen möge, iſt thöricht. Man kann ſich heidniſcher Rechte bedienen weil Gott allen Menſchen das natürliche Sittengeſetz eingepflanzt hat, das mit dem geoffenbarten übereinſtimmt. Die höchſte Ehre, die man der Obrigkeit zu erweiſen hat, beſteht darin, daß man für ſie betet.

Die Sakramente haben die Bedeutung von Zeichen: die Taufe iſt das Zeichen für die unſer ganzes Leben durchdringende Buße, die Ertötung des alten Menſchen. Beim Abendmahlsgenuß, dem Zeichen des Glaubens, der ſich die Hingabe Chriſti an uns aneignet, iſt mit dem Brote der wahre Leib, mit dem Wein das wahre Blut Chriſti vorhanden. Man ſoll es unter beiderlei Geſtalt feiern, doch mag man das Gewiſſen der Schwachen ſchonen und es ſolchen eine Zeit lang noch unter einerlei Geſtalt reichen. Die Buße iſt kein eigenes Sakrament, ſie beſteht in Reue und Beichte; an Stelle der menſchlichen Genugthuungen iſt das ſtellvertretende Strafleiden Chriſti für uns getreten. Die Ehe iſt göttliche Ordnung, ein Stand den Gott ſegnen will trotz vieler damit verbundener Widrigkeiten. Ehegatten ſind zu ermahnen zu wechſelſeitiger Geduld und zur Maßhaltigkeit in der Wolluſt. Die Geiſtlichen müſſen Beſcheid wiſſen über die Ehehinderniſſe verbotener Verwandtſchaftsgrade und die Eheſcheidungsgründe. Ehebruch iſt Eheſcheidungsgrund, aber die Scheidung muß gerichtlich ausgeſprochen ſein. Ein kirchliches Eherecht iſt notwendig. Böswillige Verlaſſung kann auch zur rechtmäßigen Scheidung führen, dagegen ſind ekelhafte Krankheiten, Alter u. dergl. kein Scheidungsgrund. Ein neues Verlöbnis nach treuloſem Verlaſſen der früheren Verlobten iſt ungiltig. Der Verführer iſt zur Heirat zu bewegen, doch nicht zu zwingen, aber er iſt verpflichtet zur Entſchädigung. Heiraten wider den Willen der Eltern (heimliche Ehen) ſollen nicht aufgelöſt aber beſtraft werden.

Das fortwährende Eifern wider die „Menſchenſatzungen", wobei man Mücken ſeiht und Kameele verſchluckt, wird wiederholt aufs ernſtlichſte und liebreichſte getadelt. Was direkt wider Gottes Gebot läuft, alſo Totenmeſſen, überhaupt gekaufte Meſſen, Zwangs-

cölibat, das ſoll man verwerfen, anderes aber, auch wenn es nicht von Gott geboten iſt und woran nicht unſere Rechtfertigung vor Gott hängt, kann man um der guten Ordnung willen beibehalten, ſo die Feier verſchiedener Feſte, des Sonntags, prieſterliche Tracht u. dergl. Dabei ſind die Schwachen, die noch nicht genügend unterrichtet ſind, möglichſt zu ſchonen. Die chriſtliche Freiheit beſteht im Troſte der Gewiſſen, daß uns die Sünden vergeben ſind, in der Freiheit vom Geſetz des alten Teſtaments in ſeinen ceremoniellen und juriſtiſchen Satzungen, während das moſaiſche Sittengeſetz ſich mit dem uns angeborenen Gewiſſen deckt. Schließlich die „höchſt nötige“ Bemerkung über den „freien Willen“, daß es in äußerlichen Dingen in Sachen der bürgerlichen Gerechtigkeit einen ſolchen gebe, woraus die Aufforderung folgt, die Fleiſchesluſt zu zügeln und Gott zu bitten, daß er die Kraft zu der höchſten Freiheit gebe, nämlich zur Gottesfurcht, Herzenskeuſchheit, Freude im Kreuz. Darnach iſt das Geſetz zu predigen als Zuchtmittel für die rohen unbotmäßigen Leute, als Erkenntnismittel der Sünde. Aus einer Predigt des Glaubens ohne Geſetz folgen nur Aergerniſſe.[89])

Dieſe Aufzeichnung, die man ergänzen kann durch einige andere gleichfalls zum Privatgebrauch beſtimmten Gutachten,[90]) bildet die Grundlage der geſamten kirchenordnenden Thätigkeit, in der wir fortan Melanchthon an erſter Stelle und vor Luther begriffen ſehen. Sie bedeutet nicht ein Einlenken in die Lehre der alten Kirche, ſondern im Gegenſatz zu den von Melanchthon aufs ſchärfſte bekämpften Wiedertäufern[91]) das Feſthalten an der Volkskirche, d. h. an einer um der Erziehung des Volkes zum Chriſtentum notwendigen mit gewiſſen obrigkeitlichen Befugniſſen ausgeſtatteten und von der Obrigkeit geſchützten allgemeinen Religionsſchule für Erwachſene und Kinder.

So ſtellt ſich nämlich die nun an Stelle der beſeitigten Hierarchie erwachſene neue Ordnung dar. Obwohl Luther hierin ganz mit Melanchthon übereinſtimmte,[92]) ſo iſt doch dieſer ihr eigentlicher Vater.

Aus der genannten Vorlage entſtand der gleichfalls von Melanchthon verfaßte, von ihm mit Luther und Bugenhagen in Torgau durchberatene Unterricht der Viſitatoren an die

Pfarrherrn im Kurfürstentum zu Sachsen 1528, das erste Handbuch des evangelisch-kirchlichen Religionsunterrichts.

Luther gab die ihm zur Genehmigung vorgelegte und nur an wenig Stellen geänderte Schrift im Auftrag des Kurfürsten mit einer Vorrede heraus, die seine Auffassung von dem Recht der landesobrigkeitlichen Kirchenvisitation darlegt (22. März 1528). Nachdem die seitherigen kirchlichen Oberen gröblich ihre Pflicht gegen das Christenvolk vernachlässigt haben, haben es die Prediger des Evangeliums, die selber dazu keinen gewissen Befehl erhalten hatten, in Kursachsen durch dringendes Bitten erlangt, daß die weltliche Obrigkeit, obgleich sie dazu nicht verpflichtet ist, nur aus christlicher Liebe das lang versäumte Amt der Visitatoren wieder aufgerichtet hat und damit Hans von der Planitz, Dr. jur. Hieronymus Schurf, Asmus von Haubitz und Magister Philipp Melanchthon betraute, um so die Gemeinden und Pfarrer wieder in Ordnung zu bringen.*) Hauptgrund der Veröffentlichung des Unterrichts ist, daß die Rede umging, Luther habe seine Lehre teilweise widerrufen. Man möge nun selber zusehen. Ohne irgend Jemand binden zu wollen, solle das Buch die Stelle eines Glaubensbekenntnisses vertreten. Luther erwartet die Zustimmung aller Gutwilligen.

Die etwaigen Zwangsmaßregeln sind von der von Gott verordneten Obrigkeit vorzunehmen, obwohl sie selber nicht die Pflicht hat zu lehren und geistlich zu regieren, sondern so wie es auch Constantin gethan, darüber zu wachen hat, daß nicht Zwietracht und Aufruhr über religiöse Fragen unter den Unterthanen entstehe.

Dieser Visitationsunterricht ist die breitere populäre Ausführung und Anwendung der angegebenen Gedanken mit Weg-

*) Auch Melanchthon behauptete damals noch nicht wie später die Pflicht des Fürsten, die Lehre des Evangeliums zu verbreiten und Mißbräuche abzustellen, sondern nur sein Recht dazu, wenn er diese Lehre selber für wahr hält C. R. I 769. Aber Luther zieht doch schärfer die Grenze zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt. Nur subsidiarisch und nicht aus eigener Befugnis hat der Fürst etwas in kirchlichen Dingen zu sagen (wozu er „nach weltlicher Obrigkeit nicht schuldig“ ist).

laſſung beſonders einiger Partieen über Eheſachen, die in das geltende Recht eingriffen. Unter dem Titel von menſchlicher Kirchenordnung wurden die Sonntagsfeier und die Feſttage des Kirchenjahres beſtimmt, der tägliche Gottesdienſt, der Sonntagsgottesdienſt mit ſeinen Predigten, die Katechismuspredigt, der deutſche und lateiniſche Kirchengeſang u. ä. geordnet.

Die wichtigſten Zuſätze ſind der vom Türken, wo auseinandergeſetzt wird, daß der Krieg gegen den Erbfeind der Chriſtenheit von der Obrigkeit geführt (NB. nicht vom Papſt als Kreuzzug inſceniert!) ein Gott wohlgefälliges notwendiges Werk iſt; die Regelung des Kirchenbannes: Ausſchluß der in öffentlichen Laſtern lebenden von der Abendmahlsgemeinſchaft, ſodann die Einführung des Superintendentenamtes, d. h. Beſtellung von Geiſtlichen, die die Pfarrer und Prediger ihres Bezirks beaufſichtigen und darüber nötigenfalls den Amtleuten berichten (die darauf weiter an den Kurfürſten zu referieren haben), ſowie die auf Patronatsſtellen präſentierten Pfarrer prüfen müſſen; endlich die Verordnung über die Einrichtung von 3klaſſigen Lateinſchulen.

Es iſt der erſte Entwurf zu Melanchthons ſpäteren Bekenntnisſchriften, die alſo direkt nicht aus ſeiner theoretiſchen und kritiſchen Arbeit, ſondern aus der praktiſchen die Kirche aufbauenden Thätigkeit erwachſen ſind. Er war aber überzeugt, damit nur aus Luthers Lehre die Summe zu ziehen.[93])

Von damals datiert der erſte diesmal noch beigelegte Streit unter den Anhängern der Wittenberger Reformation, der in Melanchthons Erinnerung den Anfang aller innerkirchlichen Wirren bildete.[94])

Der handſchriftlich verbreitete Aufſatz Melanchthons hatte nämlich nicht blos unter den „Widerwärtigen“ die Meinung verbreitet, man „kröche zurück“ (Luthers Brief an den Kurfürſten 12. Okt. 1527),[95]) auch die Freunde Aquila in Saalfeld und Agricola in Eisleben waren unzufrieden. Agricola behauptete, Melanchthon „renovire alte Ritus“, und wurde nur durch Luther verhindert, mit einer Disputation gegen Melanchthons Lehre von der Buße aufzutreten. Perſönliche Verſtimmung Agricolas gegen den Freund, der ſelber die theologiſche Profeſſur bekleidete, auf die er ihm zuvor Hoffnung gemacht hatte, verſchärfte den Streit.

Ein Geſpräch zu Torgau Ende November 1527 zwiſchen Luther, Melanchthon, Bugenhagen und Agricola, bei dem Luther auf Melanchthons Seite trat, führte zu einer Einigungsformel, die faſt wörtlich in die Viſitationsartikel aufgenommen wurde.

Agricola wollte unter Berufung auf frühere Behauptungen Luthers die „Buße" nicht als die Vorbereitung auf den „Glauben" ſondern als die Wirkung des Glaubens gelten laſſen,[96]) der Unterricht aber meint, wenngleich Buße und Geſetz auch zu dem „gemeinen Glauben" gehören, weil man ja zuvor glauben müſſe, daß Gott dräue, gebiete und ſchrecke, ſo laſſe man doch aus Rückſicht auf „den gemeinen groben Mann" ſolche Stücke des Glaubens bleiben unter dem Namen „Buße", „Geſetz", „Furcht", damit man um ſo beſſer der Unterſchied verſtehe von dem Glauben, den die Apoſtel den rechtfertigenden Glauben nennen.

Der Unterſchied der Auffaſſungen war keineswegs ein vom Zaun gebrochener bloßer Wortſtreit, wie ſchon ſein höchſt lebendiges Wiederauftreten in der neueſten Theologie beweiſt,[97]) er hätte aber damals geſchlichtet werden können, wenn man ſich der verſchiedenen Geſichtspunkte bewußt geworden wäre, unter denen beiderſeits das Chriſtenleben betrachtet wurde. Für Agricola war die „Buße" die Reue, die die Sünde ermißt und die aus einem, durch den Glauben bereits geſchärften ſittlichen Urteil entſpringt, für Luther und Melanchthon war die Buße das Innewerden der Majeſtät der göttlichen Forderung, die den Menſchen zermalmen würde, wenn nicht der Troſt der Vergebung ihr zur Seite träte, ſie iſt das religiöſe Erlebnis des auch bei der Begnadigung ſein Geſetz aufrecht erhaltenden Gottes. In dieſer Geſtalt aber iſt die Lehre die notwendige Folgerung aus der bekannten Anſicht von Geſetz und Evangelium, gehört alſo zu dem Fundamentalen der reformatoriſchen Weltanſchauung.

Der Streit iſt ſpäter in größeren Dimenſionen wieder aufgelebt und Agricola, den es nicht ruhen ließ, eine ähnliche Rolle wie Melanchthon zu ſpielen und der dabei einen viel kürzeren Ruhm erwarb, hat mit heftigem Zorn den einſtigen Freund noch über den Tod hinaus verfolgt.[98])

Auf die Veröffentlichung des Kirchenviſitationsbuches folgte Ende Juli die eigentliche Viſitation des zu dieſem Zweck in

Bezirke geteilten Landes durch mehrere Kommiſſionen gleichzeitig, die ſich in einzelnen Teilen bis 1530 fortſetzte. Melanchthon war thätig in Thüringen. Im Jahre 1527 waren ſeine Dienſte in Wittenberg unnötig geweſen, die Peſt veranlaßte die Auswanderung eines Teiles der Univerſität nach Jena, wohin Melanchthon auch ſeine Penſionäre mitnahm, die „Hausſchule“, deren er ſowohl zu ſeinem Unterhalt, wie zu ſeiner ſtändigen didaktiſchen Uebung bedurfte. Im Jahre 1528 und in den folgenden Jahren war Melanchthon längere Zeit von Wittenberg abweſend als daheim. Die Univerſität, die ſich im März 1528 wieder zuſammenfand, litt unter dem Fehlen ihrer bedeutendſten Lehrer, und Luther wurde deshalb 1529 als Viſitator durch Jonas erſetzt.

Schon der Viſitationsunterricht läßt erkennen, daß Melanchthon die frühere ſtrenge Lehre von der Unfreiheit des Willens aufgegeben hat. Er hat ſich darüber zuerſt ausgeſprochen in den Vorleſungen über den Koloſſerbrief, die 1527 gedruckt wurden.[99]) An Stelle des Determinismus aller Dinge durch den göttlichen Willen iſt die pſychologiſche Wahlfreiheit getreten und die Möglichkeit der Beherrſchung der Affekte durch die Vernunft. Dieſer Umſchwung dürfte zuſammenhängen mit ſeiner erneuten Vertiefung in Ariſtoteles,*) als deren erſte Frucht ſchon 1529 der Kommentar zu den beiden erſten Büchern der Ethik erſchienen iſt. Hier hat er das Prinzip gefunden, an dem er fortan unverbrüchlich feſthielt: Unterſchied und fruchtbare Ergänzung der philoſophiſchen, der natürlich vernünftigen Ethik und der chriſtlichen offenbarten Religion. Die frühere Frontſtellung gegen die alte ſcholaſtiſche Vermiſchung von Philoſophie und Theologie behält er bei, was er aber vorbereitet, iſt dennoch eine neue Scholaſtik, bei der nur Vernunft und Offenbarung räumlich getrennt in verſchiedenen Stockwerken übereinander wohnen.

Dieſe Rückkehr zu Ariſtoteles, den Melanchthon als den Vertreter des moraliſchen und politiſchen common sense behandelt, ſcheint zuſammenzuhängen mit der tieferen Verſtrickung Melanchthons in politiſche und kirchenpolitiſche Händel.[100]) Wie bald ſich

*) Ob die Vorleſung über Ethik des Ariſtoteles 1527 oder 1528 zu Stande gekommen, iſt fraglich. Hartfelder, Mel. als Praec. Germ. S. 558.

infolge der Kirchenvisitation die Zustände im Volk wirklich einer christlichen Reformation genähert haben, das beweist jener bekannte aufmunternde Zuruf Luthers an seinen Kurfürsten genau zwei Jahre später (20. Mai 1530): „Euer kurfürstlicher Gnaden Lande haben die allerbesten und meisten guten Pfarrer und Prediger als sonst kein Land in aller Welt, die so treulich und rein lehren und so schönen Frieden helfen halten. Es wächset jetzt daher die zarte Jugend von Knäblein und Mägdlein mit dem Katechismus und Schrift so wohl zugericht, daß mirs im Herzen sanft thut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Mägdlein mehr beten, glauben und reden können von Gott, von Christo, denn vorhin und noch alle Stifte, Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können.“[101])

Der Grund für das, was man jetzt eine „Landeskirche“ nennt, ist gelegt. Aber in der Folgezeit wird diese Schöpfung noch oft in Frage gestellt und zwar gerade durch Melanchthon, mit dessen Idee sie sich durchaus nicht deckt.

IV.

Während als die dauerhafteste Frucht der „Visitation“ Luthers beide Katechismen reiften im Jahre 1529, wurde Melanchthon als kurfürstlicher geistlicher Berater zum ersten mal mit auf den Reichstag zu Speier genommen. Seine kirchlich diplomatische Arbeit, die ihm die meisten Sorgen und Vorwürfe gebracht hat und in der er nun an Luthers Stelle der direkte Führer der deutschen Reformation geworden ist, beginnt.

Auf dem Weg zum Reichstag besuchte er noch einmal seine Mutter, die zum drittenmal mit Melchior Hechel verheiratet war und im Juni 1529 starb. Der Reichstag dieses Jahres zeigte eine völlig andere Physiognomie als der von 1526, aus dessen Abschied einzelne Stände das Reformationsrecht für sich abgeleitet hatten. Die Altgläubigen waren in imposanter Mehrheit erschienen, die Geduld des Kaisers, der sich eben anschickte in Frankreich und Italien freie Hand zu bekommen, mit den fortgesetzten Weigerungen das „Wormser Edikt“ durchzuführen war zu Ende; seine Rückkunft ins Reich stand bevor, das Konzil hoffte er zu

Stande zu bringen. Die kaiſerliche Propoſition, mit der der Reichstag von König Ferdinand von Ungarn und Böhmen, Karls Bruder, eröffnet wurde, hob den vorigen Reichstagsabſchied auf und wollte auch alle kirchlichen Neuerungen der letzten drei Jahre rückgängig machen.

In den Ausſchuß, der zur Beratung dieſer Propoſition gewählt wurde, kamen gegenüber drei erklärt Evangeliſchen fünfzehn Altgläubige. „Chriſtus iſt wieder in den Händen von Kaiphas und Pilatus", ſchrieb der Straßburger Geſandte Jakob Sturm, die Seele des evangeliſchen Widerſtandes nach Haus.[102]) Der Mehrheitsbeſchluß des Reichstages am 19. April ließ zwar das Verbot der Neuerungen fallen, verlangte aber, daß bis zum Konzil überall, wo die neue Lehre eingeführt ſei, auch wieder die Meſſe nach alter Weiſe zugelaſſen werden ſolle. Jeder Eingriff eines Standes in die Obrigkeit und Güter eines andern wurde unterſagt (woraus man mit Leichtigkeit die Wiederherſtellung der biſchöflichen Jurisdiktion folgern konnte, die nur in Heſſen in legaler Weiſe aufgehoben worden war —), und dabei ſolle jede Lehre, die dem Sakrament zuwider iſt, nämlich die Wiedertäuferiſche und die Zwingliſche, verworfen werden. Die Verkündigung dieſes Beſchluſſes beantworteten Sachſen, Heſſen, Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach, Wolfgang von Anhalt, die Bevollmächtigten des Herzogs Ernſt und Franz von Lüneburg und dazu 14 Städte mit der berühmten Proteſtation. Sie erkennen die Umſtoßung eines giltigen Reichstagsabſchiedes nur an, wenn es mit Stimmeneinhelligkeit geſchieht, und weigern ſich, in Sachen, die Gottes Ehre und das Seelenheil des Einzelnen angehen, darin man gewiſſenshalber allein Gott verpflichtet iſt, ſich einer Mehrheitsentſcheidung zu fügen. Darum werden ſie bis zum allgemeinen Konzil bei dem Abſchied von 1526 bleiben. Damit iſt der „Proteſtantismus" eine politiſche Partei im Reiche geworden.

Melanchthon ſah darin nichts wie Unglück. Das heftige und herriſche Auftreten der Gegner ſchreckte ihn, beſondes das des königlichen Hofpredigers, nachmaligen Wiener Erzbiſchofs, Johann Faber. Er muß gehofft haben, durch Preisgeben der Zwinglianer, dem ſich Sturm und Philipp von Heſſen widerſetzten, einen Separatfrieden für die Lutheriſchen zu erlangen, und war

geradezu untröſtlich darüber, daß er durch ſeine Zögerung bei Verdammung der Zwinglianer dieſe Kombination verſcherzt hatte[103]) und nun ein Bündnis mit jenen drohe.

Er machte auf eigne Hand einen Verſuch, König Ferdinand umzuſtimmen durch Widmung eines eben fertig gewordenen Kommentars zu dem Propheten Daniel. Darin wird die Pflicht der Fürſten anerkannt Vorkämpfer der Religion zu ſein. An Ferdinand weiß er zu rühmen ſeine zeitweiſe Beſchäftigung mit der Litteratur nach dem unerreichten Vorbild ſeines Großvaters Maximilian. Nützlicher als aller Philoſophen Bücher iſt der Prophet Daniel, aus dem man lernen kann, daß von Gottes Willen alle Reiche der Welt abhangen. Er zeichnet nämlich die Reihenfolge der Weltmonarchien, deren letzte offenbar die das Reich bedrängende Türkenmacht iſt, die der Wiederkunft Chriſti vorangeht. Damit fordert der Prophet auf zur Gerechtigkeit und Gutthat gegen die Armen, d. h. zum Glauben und chriſtlicher Berufserfüllung vor allem der Könige. Der Hauptgrund der Widmung iſt aber der, daß Ferdinand ſich überzeugen ſoll, wie ſehr die evangeliſchen Fürſten verleumdet werden, die nichts anderes als die echte chriſtliche Religion bekennen. Auch aus dieſem Buch kann der König die evangeliſche Lehre kennen lernen. Melanchthon rät ihm, eine Kommiſſion von gelehrten Leuten zu berufen, die aus fürſtlichem Auftrag die chriſtliche Wahrheit dieſer Lehre zu prüfen haben. Es iſt Fürſtenaufgabe, die geſtörte Einheit wiederherzuſtellen. Nicht für ſeine Partei will Melanchthon ihn gewinnen, er verwahrt ſich auch gegen ſolche, die unterm Vorwand des Evangeliums Aufruhr ſtiften, ſondern nur dazu mahnen, daß der Kirche der Frieden wiedergegeben werde. Ein Gedicht in 51 Diſtichen „Germania an König Ferdinand“ beſchließt die Widmung. Der wichtigſte Satz daraus lautet:

> Eh du den äußeren Feind anſtürmenden Mutes beſiegeſt
> Sorg, daß im eigenen Haus ſicherer Friede dir herrſcht,
> Sänftige den um die Religion ſich erhebenden Aufruhr.[104])

Dann wird ihm Gott auch den Sieg über die Türken geben. Wir lernen hier zum erſtenmal Melanchthons verhängnisvolles Zutrauen zu dem Habsburgiſchen Kaiſerhauſe kennen, das berufen ſein ſoll, den Religionsfrieden herbeizuführen, und ihn doch niemals

anders erſtrebt hat als in Geſtalt einer mehr oder weniger modifizierten Unterwerfung unter die Hierarchie. Mit der Politik der proteſtierenden Stände dagegegen war er ganz unzufrieden.[105]) Er mißbilligte das am 22. April zu Speier geſchloſſene vorläufige Schutzbündnis zwiſchen Sachſen, Heſſen, Straßburg, Ulm und Nürnberg, weil es zur Verteidigung der in den beiden erſtgenannten Städten herrſchenden irrigen Abendmahlslehre verpflichtete. Dafür hatte man die Strafe des Himmels zu befürchten.

In welche Beſorgnis aber wäre er geſtürzt, hätte er auch nur ahnen können, daß am Tage jener Proteſtation, durch die das kühne Häuflein der evangeliſchen Stände eine neue Periode der Weltgeſchichte heraufgeführt hat, der Landgraf Philipp einen Brief an Zwingli richtete, um dieſen zu Vergleichsverhandlungen mit ſeinen Gegnern im Abendmahlsſtreit einzuladen?[106])

Im Abendmahlsſtreit war Melanchthon von Anfang an unbedingt auf Luthers Seite, wenn er auch ſeine Abſicht, in gleichem Sinne zu ſchreiben, nicht ausgeführt hat.[107]) Mit ſeinem Basler Freund Oekolampadius war er ſehr unzufrieden, daß der ſich Zwingli angeſchloſſen. Während ihm Zwinglis Lehre in allen Punkten als der Abfall vom wahren Chriſtentum erſchien, beklagte er, daß man ſo ausſchließlich dieſes Dogma in den Vordergrund rücke.[108]) Der Streit ſchien ihm auf der Gegenſeite mehr ein Spiel des Scharfſinnes zu ſein als im Intereſſe der religiöſen Gewißheit unternommen, und er ſo wenig wie Luther konnte ſich der Konſequenzen entſchlagen, die nach *ihren* Begriffen aus dem neuen Dogma ſich ergaben: eine der Chriſtenheit fremde Theologie, Chriſtologie, Anthropologie, verbunden mit republikaniſchen Aſpirationen auf eine Gewaltpolitik. Es berief ſich dem Oekolampadius gegenüber auf die Zeugniſſe der alten Kirche für die wittenbergiſche Auffaſſung, er erkannte auch eine gewiſſe dialektiſche Ueberlegenheit der Gegner an[109]) und hielt eine mündliche Verhandlung darüber zwiſchen zuverläſſigen Männern für beſſer als den Schriftenkampf.

Aber dieſe ſicherlich auch gegenüber Philipp von Heſſen geäußerte Bereitwilligkeit muß ihm wieder leid geworden ſein, da er, noch ehe er in Wittenberg angelangt war, dem Kurprinzen Johann Friedrich ein Geſpräch widerriet[110]) und darin durch Luthers Widerwillen beſtärkt wurde.[111]) Es war bis jetzt nur

von einem Geſpräch zwiſchen den beiden Wittenbergern und Oekolampadius die Rede geweſen. Doch fürchtete Melanchthon auch durch eine runde Abſage dem Landgrafen noch „mehr Willens zu dem Zwinglio“ zu machen. Er rät darum, der Kurfürſt ſolle ſeinen Wittenbergern den erforderlichen Reiſeurlaub verweigern.*) In einem zweiten Bedenken macht er neue Schwierigkeiten und kommt auf ſeinen Speirer Gedanken zurück, Papiſten als Unparteiiſche zu dem Geſpräch zu ziehen.[112]) Das läßt ſich nur verſtehen als eine Falle für die Zwinglianer, die dadurch zu Gunſten der Wittenberger in das helle Licht eines Abfalls von der geſamten katholiſchen Kirchenlehre gerückt werden ſollten. Melanchthon war damals wie Luther, was man bei dieſen liſtigen Ratſchlägen nicht überſehen darf, jeder kriegeriſchen Aktion zu Gunſten des Evangeliums unbedingt abgeneigt. Er hielt es nicht für erlaubt, mit anderen als geiſtigen und chriſtlichen Waffen dafür einzutreten. Durchaus profan erſchien ihm aber die Sinnesart des Landgrafen, der ſoeben bei dem Pack'ſchen Handel ſeine Kriegsluſt bewieſen hatte und nicht beſſer ſondern ſchlimmer noch die Eroberungspolitik des Züricher Reformers. Sie war gottlos, ungläubig und völlig gleichgültig gegen das, woran Melanchthons ganzes Herz hing, gegen die Wiederherſtellung der Einheit der Kirche.

Darauf wollte der Kurfürſt auch das Geſpräch zunächſt nach Nürnberg verlegen, weil das dem Landgrafen „ungelegen“ ſein würde, unter Teilnahme der Katholiſchen.[113]) Dann aber gelang es dem Landgrafen doch, dieſe Intriguen zu durchkreuzen, und der Kurfürſt willigte in ein Geſpräch ſeiner Theologen zu Marburg, zu dem Philipp Luther und Melanchthon eigenhändig einlud. Melanchthon war über dieſe weitere Folge ſeiner Unterhandlungen tief bekümmert;[114]) zu den Sorgen, die ihm das drohende Bündnis mit den Gottloſen, die Gefahr einer Umwälzung des Reiches ſchufen und die ihn nach Luthers Zeugnis ganz krank machten, kamen ſchlimme Vorzeichen auf Erden und am Himmel, die ihn bei ſeiner abergläubiſchen Sinnesart aufs äußerſte peinigten. Auch Luther, obwohl getroſten Mutes, erblickte in der Ausſicht auf

*) Ein gefährlicher Rat, den bei einer ſpätern Gelegenheit der damalige Kurprinz zu Mel. größtem Aerger befolgt hat, da er Mel.'s Feſtigkeit als Unterhändler nicht traute. Als Mel. 1535 nach Frankreich gehen wollte.

einen politiſchen Bund nur die Fallſtricke des Satans. Von der Unterredung erwartete er keinen Erfolg, da die Gegner doch nicht nachgeben würden. Nur auf des Kurfürſten dringende Zurede fand er ſich zu der Reiſe bereit. Eingeladen wurden außerdem Sturm und die Straßburger Theologen, Oſiander in Nürnberg, Brenz in ſchwäbiſch Hall u. a. Die Oberländer ohne Ausnahme waren in Ausſicht auf eine Verſtändigung hocherfreut.

So trat denn am 11. Oktober die erſte deutſche proteſtantiſche Synode im Schloß zu Marburg zuſammen: von Luthers Seite mit ihm und Melanchthon Juſtus Jonas, Kaspar Cruciger aus Wittenberg, Friedrich Mykonius aus Gotha, Juſtus Menius aus Eiſenach, Johann Brenz aus Hall, Andreas Oſiander aus Nürnberg, Stefan Agricola aus Augsburg, auf der andern Seite Zwingli, Oekolampadius, Bucer, Hedio aus Straßburg, mit dieſen Jakob Sturm. Zuhörer waren bei den öffentlichen Verhandlungen von den Vielen, die zuſammengeſtrömt waren, etwa 50 Perſonen, darunter der Herzog Ulrich von Würtemberg, Graf Wilhelm von Fürſtenberg, die Marburger Theologieprofeſſoren und einige andere. Bei den erſten perſönlichen Begrüßungen ſoll ſich Luther harmlos und freundlich, Melanchthon „kalt und geſpreizt“ benommen haben.[115]) Die erſten Verhandlungen waren Einzelbeſprechungen zwiſchen Luther und Oekolampadius, Melanchthon und Zwingli. Offenbar wollte der Landgraf ſogleich die gefährlichſten Gegner ſich mit einander meſſen laſſen. Daran, daß nach dem Urteil der Zeitgenoſſen unter den vieren Melanchthon als der ſcharfſinnigſte galt und darum ſofort mit Zwingli fechten mußte, iſt kein Zweifel.[116]) Sie führten nur zur Klarlegung der Differenz, übrigens ſtellte ſich heraus, daß man in den Fragen von der Trinität und Gottheit Chriſti die Schweizer in falſchem Verdacht der Irrlehre gehabt hatte. In der öffentlichen Verhandlung wollte Luther den auf allen Punkten beſtehenden Lehrgegenſatz zur Sprache bringen, was Zwingli nicht zuließ. Hauptredner waren die beiden und Oekolampadius. Melanchthon griff wenig ein, ſteuerte nur eine Sammlung von Stellen der Kirchenväter bei. Man vertrug ſich nicht.

Am 4. Oktober forderte der Landgraf die Streitenden auf, ſich wenigſtens als chriſtliche Brüder zu erkennen, wozu Schweizer

und Straßburger ſofort bereit waren. Melanchthon berichtet darüber ganz verwundert: „Sie begehrten, daß wir ſie als Brüder annehmen möchten, ſolches aber haben wir in keinem Wege willigen wollen, haben ſie auch hart darum angeredet, daß uns Wunder nahm, mit welchem Gewiſſen ſie uns für Brüder halten wollten, wenn ſie meinten, daß wir irrten“.[117]) Nach Bucers Bericht iſt es Melanchthon geweſen, der Luther, wenn er drauf und dran war einzuwilligen, abwendig machte. „Philippus iſt gar gut auf Kaiſer und Ferdinand zu ſprechen und auf ihrer Seite.“ [118])

Der Grund, warum Melanchthon keinen Vergleich wollte, war alſo politiſcher Art, während für Luther nur eine religiöſe Differenz vorlag.

Dennoch bewog nun der Landgraf die beiden Parteien zu dem Verſprechen, keine Streitſchriften mehr zu wechſeln, und zur Aufſtellung von 14 Artikeln übereinſtimmender Lehre, die Luther ſofort entwarf; er wunderte ſich, wie ſchnell nach geringen redaktionellen Aenderungen die Gegner ſie annahmen. Der 15. dieſer „Marburger Artikel“ ſpricht die unverglichen gebliebene Differenz in der Abendmahlslehre aus. Trotzdem „ſoll doch ein Teil gegen den anderen chriſtliche Liebe, ſofern jedes Gewiſſen leiden kann, erzeigen und beide Teile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er durch ſeinen Geiſt den rechten Verſtand befeſtigen wolle“. Der Gewinn dieſer Tage iſt *nicht* die angebliche Anbahnung einer Union geweſen, zu der es thatſächlich niemals gekommen iſt, ſondern die *völlige Vereitelung der Melanchthoniſchen Religionspolitik*, die wir ſofort noch genauer werden kennen lernen, die durch Konzeſſionen dem Reich das Evangelium auch auf die Gefahr hin, daß man es etwas verſchleierte, annehmlich zu machen verſucht, indem man der alten Kirche möglichſt entgegenkommt und jede weitere Abweichung nach der andereu Seite oſtenſibel abſtößt.

Der Ruhm, mit dem Melanchthon in der allgemeinen Ueberlieferung geſchmückt erſcheint, daß er ein „Mann der Union“ geweſen, gebührt ihm nicht, und *er* würde ſich ſo gut wie Luther dagegen verwahrt haben.

Falls es nämlich richtig iſt, daß ein *Unionsmann* ein ſolcher iſt, der um *religiös praktiſch gemeinſamer* Ange-

legenheiten willen Lehrdifferenzen überſieht. Das vermochte Melanchthon nicht, der vielmehr jede doktrinäre, theoretiſche Ueberzeugung mit der äußerſten Hartnäckigkeit verfocht, dagegen im praktiſchen kirchlichen Leben, wo es ſich nicht um Lehren handelte, zu Kompromiſſen und Konzeſſionen bereit war, die bis an die Grenze der Ehrlichkeit gingen, da doch Lehre und Gebräuche zuſammenhängen. Dabei aber war er allerdings ſo beweglichen Geiſtes und ſo umſichtig, daß er dieſer Lehre nun die äußerſte zuläſſige Weite gab, innerhalb deren ſich verſchiedene Nuancen ausbilden konnten. Die Lehre ſelbſt aber, und zwar die formulierte Lehre des Evangeliums, ſo wie er ſie nach allen Richtungen hin durchdacht hatte, und nicht etwa eine erſt hinter dieſer Lehre liegende mit dem Glauben allein wahrnehmbare Thatſache war ihm das Fundamentale.[119]) Daß er durch die „Aufſtellung ſolcher weitſchichtigen Lehrformeln die Einheit der Lehre für die Kirche erhalten“ (Landerer bei Herrlinger Realencyklopädie 9², 501) zu können glaubte, beweiſt, wie ſehr er ein Doktrinär war, der über die eigne Faſſung der Wahrheit nicht hinausſehen konnte. Aber dieſe Faſſung kontrolierte er aufs ſorgfältigſte am Zeugnis der „ganzen Kirche“.[120])

Der Abendmahlsſtreit iſt der Haltpunkt in der Entwickelung der Gedanken Luthers und Melanchthons geworden.

Von da an tritt an die Stelle des ſeitherigen kühnen Vorſchreitens der Negation und der Ausbreitung der evangeliſchen Poſition ein Stillſtand ein, keine Rückbildung in das frühere, wohl aber eine Konſolidierung. Und dieſe führte zur Abwehr aller weitergehenden Lehren, zur Verdammung teilweiſe ſolcher, die durchaus in der Konſequenz des prinzipiellen Standpunktes liegen, den die Reformatoren einnahmen.

Die Poſition der Beiden iſt dabei verſchieden. Luther unterwirft ſich in der Abendmahlslehre blindlings ohne weiter nach Gründen zu fragen, dem buchſtäblichen Sinn eines Chriſtuswortes, weil er ohne dieſe Unterwerfung ſich wie einer erſchienen wäre, der Gott meiſtert. Im Abendmahlsmyſterium erfaßt er die Uebervernünftigkeit des Glaubens. Er macht aber dennoch nicht die Abendmahlslehre zum Mittelpunkt ſeines Syſtems, denn im Grunde hat er gar kein Syſtem. Er lebt völlig in der religiöſen An-

ſchauung. Sein religiöſes Pathos das zuvor geſchwelgt hatte im Gefühl der Freiheit durch Chriſtus, befriedigt ſich nun in dem Gefühl der Unterwerfung unter Chriſtus. Das ſind keine Gegenſätze. Im Abendmahlsſtreit giebt er nun die Tendenz, die ganze antipäpſtliche Chriſtenheit zu reformieren auf und wird excluſiv. Er ſchließt die irrenden Lehrer aus, weil ſie ſich Chriſto nicht unterordnen wollen. Melanchthon, der ſich ſeiner Auffaſſung anſchließt, findet deren Begründung hauptſächlich in der Uebereinſtimmung der alten Kirche in dieſer Lehre. Er verabſcheut den Verſuch „ein neues Dogma“ aufzurichten. Die Kirche kann immer nur ein Dogma gehabt haben, das alte. Sobald er ſpäter einen viel größeren Conſenſus der alten Kirche für die ſymboliſche Auffaſſung der Abendmahlswort erkennt, tritt er dieſer aus Ueberzeugung bei. So erhebt ſich ihm am Kreuzungspunkt dieſes Streites das Bild der Kirche, dem fortan ſein Herz gehört, der Kirche die durch alle Jahrhunderte die Lehre rein bewahrt hat, die man mit allen Mitteln der Schriftforſchung und Dialektik nur immer reiner darſtellen kann. Für dieſe Kirche ſtreitet er, nicht um den Gegner zu überwinden, woran ihm wenig liegt, denn er iſt nicht rechthaberiſch, ſondern um ihn zu überzeugen. Sein katholiſch geſtimmtes Gemüt, d. h. ſein auf Herſtellung der Eintracht unter den Chriſten gerichteter Sinn faßt dies als höchſtes Ziel ins Auge.*) Unüberwindliche Hinderniſſe hiefür ſind falſche Lehren. Darum kommt er mit Luther im gleichen Ziel überein: Ausſchließung der Gegner, die in der Lehre irren.

Bei dieſem parallelen Gang ihrer Entwickelung konnte beiden verbundenen Männern verborgen bleiben, daß die gleiche Tendenz doch verſchiedenen Vorausſetzungen entſprang und daß das gleiche Evangelium ihnen doch etwas verſchiedenes war: für Luther die Gewißheit, die ihn einpflanzte in Gott und die ihn trotzig und und kühn machte gegen jeden menſchlichen Angriff, für Melanchthon die Gewißheit, die ihn befähigte eine richtige Lehrformel aufzuſtellen, auf deren Grund das Gebäude von Kirche, Schule und Bildung ſicher zu ruhen vermag. Die Verſchiedenheit der Vor-

*) „So haben wir uns nicht von des Reiches und der heiligen Chriſtenheit Einigkeit gewendet“ (Aug. 1530) C. R. II 272.

ausſetzung zeigte ſich erſt bei der ſo völlig verſchiedenen Religionspolitik.

Luther, dem nur noch an der Behauptung der Wahrheit des Evangeliums liegt, weiſt alle Kompromiſſe von der Hand und will von keinem Frieden wiſſen, worin man ſich über die Ceremonien verträgt, weil er weiß, daß mit den alten Ceremonien auch der alte Aberglaube zurückkehrt, Melanchthon iſt, um die Lehreinheit und die Einheit der Verfaſſung herzuſtellen, zu den weiteſten Zugeſtändniſſen in den Ceremonien bereit und darum mehrfach in die Gefahr geraten, das evangeliſche Volk bona fide wieder an das Papſttum auszuliefern.

Für Luther iſt das Evangelium Religion, für Melanchthon iſt das Evangelium Kirche.

V.

Während des Marburger Geſprächs hatte der Kurfürſt Johann von Sachſen zu Schleiz mit dem Markgrafen Georg von Brandenburg eine Zuſammenkunft, um über die Zuläſſigkeit des Bündniſſes mit den Oberländiſchen zu ratſchlagen. Dahin begab ſich auch Luther. Man ward eins, daß wenn man ſich gegenſeitig verteidigen ſolle, dazu Einheit des Glaubens gehöre. Luther überarbeitete zu dieſem Zweck die Marburger Artikel mit ſchärferer Hervorhebung ſeiner Anſicht. Sie wurden darum von den Geſandten von Ulm und Straßburg auf dem Konvent zu Schwabach am 16. Oktober 1529 auch nicht unterſchrieben. Als ſie auf dem weiteren Konvent zu Schmalkalden dabei verharrten, wurde ihnen trotz dringender Verwendung des Landgrafen die Aufnahme in das Bündnis verſagt. Und doch drohte, wie man wußte, allen Bekennern des Evangeliums die größte Gefahr und mußte man unausgeſetzt die Frage erwägen, ob und wie weit ein bewaffneter Widerſtand der Reichsſtände gegen den Kaiſer erlaubt ſei. Die verſchiedenen Gutachten der Reformatoren gehen aus von dem Gedanken, man dürfe nichts wider das Gewiſſen thun. Das Gewiſſen iſt gebunden an Gottes Wort. Geſtattet Gottes Wort nun den Krieg und geſtattet es den Krieg gegen den Kaiſer? Zurückgewieſen wird die asketiſche (wiedertäuferiſche) Anſicht, daß die chriſtliche Vollkommenheit Enthaltung vom Kriegsdienſt und

von weltlichen Geſchäften verlange.[121]) Der Obrigkeit ſteht zweifellos mit dem Schwert jede Art von Zwangsgewalt zu, auch das Recht des Krieges zum Schutze ihrer Untertanen. Nun gilt aber auch für die Reichsfürſten das Wort, daß man der Obrigkeit — nämlich dem Kaiſer — nicht widerſtehen ſoll, und die Drohung, daß wer das Schwert ergreift auch durch das Schwert umkommen ſolle.[122]) Danach iſt es, abgeſehen von allen ſonſtigen üblen Folgen eines bewaffneten Widerſtandes gegen den Kaiſer, der das Reich zerreißt, für das Gewiſſen der ſichrere Weg, unrechte Gewalt vom Kaiſer zu leiden, als ſich ihrer zu wehren. Die ganz andere Anſicht Zwinglis und ſeiner Anhänger, auch Bucers und der Straßburger, die alle zu Gewaltthätigkeiten neigen (ſie ſuchen einen Antiochus, d. h. einen kriegsluſternen Fürſten[123]) um Reich und Kirche zu verwirren), wird als dem Recht und dem Evangelium zuwiderlaufend verworfen. Luther war derſelben Meinung*), ebenſo Brenz und die Nürnberger Theologen.

Wenn der Kaiſer Gewalt brauche wider das Evangelium, dürfe ihn zwar kein Fürſt dabei unterſtützen, weil er dann ſelbſt wider den Glauben ſündigte, aber er dürfe ſich nicht weigern, ihm das Land zu öffnen und ihn nach ſeinem Willen verfahren zu laſſen. Wenn der Kaiſer ihn fordere, ſagte Luther, ſo werde er erſcheinen. Ein Jeder muß auf ſeine Gefahr glauben. Und Melanchthon: Wer das Evangelium bekennen will, hat es für ſich zu bekennen und dafür zu leiden.[124]) Man hat hiernach kein Recht ihm perſönliche „Feigheit“ vorzuwerfen. Ohne den Hintergrund dieſer heroiſchen Auffaſſung zu würdigen, beurteilt man beſonders Melanchthons Verhalten in den kirchlichen Verwickelungen unrichtig.

Am 21. Januar 1530 hatte, wenige Tage vor der Krönung durch Papſt Clemens VII., Kaiſer Karl V. zu Bologna einen Reichstag nach Augsburg im April ausgeſchrieben zur Beratung über die „Türkenhilfe“ des Reichs und über den Religionszwieſpalt. Es ſollte nämlich ein Weg gefunden werden, wie dieſem ein Ende zu machen ſei, unter wechſelſeitiger Ausſprache, und zu

*) Gegenüber Bugenhagen, der mit dem ſächſiſchen Kanzler Brück den Gedanken vertrat, den man erſt ſpäter ſich gefallen ließ, daß wenn eine von Gott ſtammende Gewalt ſich wider Gott auflehne, man ſie nicht als rechtmäßige Obrigkeit anſehen dürfe.

dieſem Zweck forderte der Kaiſer die verſchiedenen Parteien auf, behufs Herſtellung der Einheit ihre abweichenden Meinungen vorzutragen.

Dieſes, nach allem vorangegangenen ungewöhnliche Anerbieten, thatſächlich nur ein Scheinmanöver um den Entſchluß des Kaiſers, der Ketzerei auf irgend einem Weg ein Ende zu machen,[125]) wurde natürlich evangeliſcherſeits mit Eifer und im beſten Glauben angenommen.

Der Kurfürſt von Sachſen berief ſofort ſeine Wittenberger Theologen nach Torgau, um dort über die Hauptſtreitpunkte in Lehre und Ceremonien ſchriftlich Bericht zu erſtatten. Dieſer Bericht, das „Bedenken" ſeiner Wittenberger Gelehrten, was kaiſerliche Majeſtät von den Ceremonien halten und was dem anhängig anzuzeigen ſein ſollte, iſt ſeinem Inhalte nach jedenfalls noch vorhanden in Aufzeichnungen über die kultiſchen und Verfaſſungsänderungen, die auf Grund des Evangeliums vorgenommen wurden, die man ungenau Torgauer Artikel genannt hat.[126]) Einen weiter gehenden Vorſchlag hatte ſofort nach Eingang des kaiſerlichen Dekrets der Kanzler Gregor Brück gemacht, der gute Geiſt unter den Juriſten am ſächſiſchen Hof, nämlich eine Darlegung der geſamten evangeliſchen Anſicht (der Glaubensartikel alſo) mit Begründung aus göttlicher Schrift, die ſchriftlich zu übergeben ſei für den Fall, daß man die evangeliſchen Prediger nicht werde anhören wollen.[127])

Melanchthon erhielt den Auftrag, dieſe, ſowohl die Glaubensartikel wie die zwieſpältigen Lehren und Gebräuche umfaſſende Rechtfertigungsſchrift (Apologie) zu redigieren und iſt während der Reiſe nach Augsburg damit beſchäftigt.[128]) Die dafür noch vorhandenen Vorarbeiten ſind nicht alle verwendet worden.[129])

Melanchthon reiſte in Begleitung des Kurfürſten mit Luther, Spalatin, Jonas und Agricola, dem Reichstagshofprediger (was er auch 1526 und 1529 geweſen war) von Torgau am 3. April ab. Luther wurde nur bis Koburg mitgenommen, weil für den Geächteten kein freies Geleit im Durchgangsgebiet zu erlangen war und man es wohl auch für ſicherer hielt, ihn jeder kaiſerlichen Fahndung zu entziehen. Er erhielt Wohnung auf der Feſte zu Koburg, dieſem geographiſchen Mittelpunkte der deutſchen Lande,

und zum Genoſſen den vertrauten Gefährten Veit Dietrich vom 22. April bis 4. Oktober 1530. Dieſe zweite „Verbannung“ Luthers in das „Reich der Luft“ zeigt ihn nicht minder groß und kühn im Beten, Denken und Schreiben, wie die auf die Wartburg. Niemals iſt der Kontraſt ſeines Weſens und Charakters mit dem Melanchthons deutlicher zum Vorſchein gekommen.

In Koburg hatte Melanchthon die „Apologie“ begonnen, am 2. Mai reiſte der Kurfürſt mit den Andern weiter und ſchon am 11. Mai kann Melanchthon die fertige Schrift mit kurfürſtlichem Begleitſchreiben an Luther abgehen laſſen. Es iſt die Augsburgiſche Konfeſſion, die aber Luther in der ſchriftlichen Geſtalt, wie ſie dem Kaiſer übergeben wurde, vorher nicht zu leſen bekam, da Melanchthon bis zum letzten Augenblick an ihr beſſerte und änderte.

Der Name, den dieſes zunächſt politiſche Aktenſtück trägt, rückt es unter den weltgeſchichtlichen Geſichtspunkt. Urſprünglich war der „ſächſiſche Ratſchlag“ nur der Beitrag des Kurfürſten von Sachſen zu den Vergleichsverhandlungen über die Religion, nämlich eine von ſeinen Theologen und Predigern möglichſt ins Kurze gezogene Predigt über alle Hauptpunkte des Glaubens und Lebens, zur Rechtfertigung der aus den angeführten Gründen vorgenommenen Aenderungen in Gottesdienſt und Kirchenverfaſſung. Auch andere Stände unternahmen ſolche Zuſammenſtellungen, wie denn die Nürnberger Geſandten einen von ihren Predigern geſtellten „Ratſchlag“ vorlegten, der Melanchthons Billigung fand.[130]) Er iſt verſchwunden.

Schon am 15. Mai ſchickte Luther Melanchthons Schrift dem Kurfürſten unkorrigiert zurück. „Ich habe M. Philippſen Apologie überleſen, die gefällt mir faſt wohl und weiß nichts daran zu beſſern noch ändern, würde ſich auch nicht ſchicken, (d. h. Aenderungen würden nicht hineinpaſſen,) denn ich ſo ſanft und leiſe nicht treten kann.“[131]) Luther ſeinerſeits unterließ es auch nicht, wenigſtens ſchriftlich in Augsburg zu erſcheinen, mit einer bereits am 7. Juni dort verbreiteten Schrift, dem Namen nach an die geiſtlichen Stände des Reiches gerichtet: „Vermahnung an die Geiſtlichen verſammelt auf dem Reichstage zu Augsburg.“[132])

Er ſpricht darin wie ein deutſcher Kirchenvater, der ſich weiß als den Urheber einer religiöſen Erneuerung Deutſchlands. Auf kaiſerlichen Befehl wurde ihr Vertrieb bald verboten.

Der Kurfürſt von Sachſen hatte bereits dem auf der Reiſe befindlichen Kaiſer in Innsbruck durch einen Spezialgeſandten ein kurzes Bekenntnis überreichen laſſen, das mit den Schwabacher Artikeln übereinſtimmte.[133])

Melanchthon, deſſen hauptſächlichſter Vertrauter Brenz war, verfolgte während der Zeit, die ausgefüllt war mit Verhandlungen der proteſtierenden Stände, hauptſächlich über die Frage, ob man dem Befehl des Kaiſers gehorchen ſolle, der die ſeither mit großem Zulauf in Augsburger Kirchen gehaltenen Predigten evangeliſcher Prädikanten verbot,[134]) unter unausgeſetztem Feilen an der Konfeſſion,[135]) in die er den noch rückſtändigen Artikel von Glauben und guten Werken einfügte,[136]) mit Argwohn das Benehmen des Landgrafen Philipp. Weil er ihm ſtark zu den Zwinglianern zu neigen ſchien, befürchtete er von ſeinen „Praktiken“ die größte Gefahr.[137]) Nicht minder mißtrauiſch war er gegen die Straßburger.[138]) Der Zwinglianismus war für ihn eine „Verſchwörung“,[139]) eine Partei, mit der man ſich um ihres falſchen Glaubens willen nicht verbinden dürfe,[140]) die unnötigerweiſe die Sächſiſchen „verhaßt“ mache.[141]) Von dem Kaiſer dagegen war er geneigt, das Beſte zu hoffen und erklärte ſich offen dahin, daß, wenn der Kaiſer unſere gewiſſe Lehre dulden wolle, man das nicht hindern ſolle durch Verteidigung der Zwingliſchen Lehre.[142]) Er verſuchte alſo den Fehler wieder gut zu machen, deſſen er ſich nach Speier geziehen.

Sofort nachdem der Kaiſer mit großem Pomp in Augsburg eingeholt worden war (15. Juni), hatte Melanchthon ein Geſpräch mit den kaiſerlichen Räten Alfonſo Valdes und Cornelius Schepper (17. Juni). Er bemühte ſich, ihnen klar zu machen, daß die „Lutheriſchen gar nichts wider die Kirchen glaubten“.[143]) Schepper meinte lachend, wenn ſie ſichs ein ordentlich Stück Geld wollten koſten laſſen, ſo könnten ſie ſich in Italien eine Religion kaufen, welche ſie wollten, ohne Geld aber ſei es eine öde und triſte Sache mit dieſem Religionsverlangen.[144])

In wiederholten Verhandlungen ſuchte nun Melanchthon zu beweiſen, die Hauptſchwierigkeit ſei, daß die Proteſtanten unmöglich

willigen könnten in die Verweigerung von beiderlei Geſtalt des Abendmahles, das Verbot der Prieſterehe und Mönchsehe und in das Feſthalten an den (bezahlten) Privatmeſſen. Werde das aufgegeben, ſo könne man ſich über die andern Punkte vergleichen. Seine Meinung war dabei, was er in den Unterhandlungen zunächſt ſtillſchweigend vorausſetzte, daß es unmöglich ſei, die Glaubensartikel der Proteſtierenden, die völlig in Schrift und Kirchenlehre gegründet ſeien, als unchriſtlich zu verwerfen.

Er muß auch vorübergehend Erfolg beim Kaiſer gehabt haben, wenn es wahr iſt, was Agricola berichtet, daß der Kaiſer bei einem Bankett im Geſpräch mit ſeiner Schweſter, der verwitweten Königin von Ungarn, geſagt habe, der Streit betreffe nicht die 12 Glaubensartikel ſondern äußerliche Dinge, darum habe er es den Gelehrten übergeben.[145]) Auch mit dem päpſtlichen Legaten Campeggi verhandelte der kaiſerliche Sekretär und fand dieſen unzugänglich nur bei der Frage von den Privatmeſſen. Der Kaiſer wollte durch dieſe Verhandlungen ein „öffentliches Verhör und Disputation“ umgehen, und Melanchthon, der von ſeiner Leutſeligkeit ganz hingenommen war und ſeinen Fürſten vorwarf, daß ſie ihm nicht entſprechend dienſtbefliſſen genug entgegenkämen,[146]) wäre ihm gern zu Willen geweſen. Andererſeits machte Brenz und wohl auch ihn die Feſtigkeit, mit der die Fürſten darauf beſtanden, ihren Glauben zu bekennen, ſchamrot.[147])

Nach feierlicher Eröffnung des Reichstages mit Hochamt und und einer Rede des Legaten Pimpinelli, dem auch die Proteſtierenden anwohnten, wurde beſchloſſen, zuerſt in die Beratung der Religionsſtreitigkeiten einzutreten, und der Kaiſer, der trotz der Zuſage, die er dem Papſt gemacht hatte, die Ketzerei auszurotten, die angenommene Rolle des geduldigen Schiedsrichters, der die Parteien zum Worte kommen läßt, bis zum Schluſſe ſpielen wollte, mußte nun die feierliche Vorleſung und Uebergabe der ſchließlich in höchſter Eile unter wiederholter Beratung endgültig feſtgeſtellten und am 23. Juni unterſchriebenen „Augsburgiſchen Konfeſſion“ am 24. Juni genehmigen. Noch einmal wurde ſie dann um einen Tag verſchoben.

Am 25. Juni (Samstag) Nachmittags 3 Uhr waren in dem biſchöflichen Palaſt etwa 200 Perſonen, Kaiſer, Fürſten und Stände

des Reiches mit ihren Räten verſammelt und hörten der lauten Vorleſung des deutſchen Bekenntniſſes des ſächſiſchen Vicekanzlers Beyer zu, die ſo deutlich war, daß man es unten im Hof hören konnte.[148]) Das lateiniſche Exemplar wurde in Melanchthons Reinſchrift, ohne daß man noch Zeit gehabt hätte es abzuſchreiben, das deutſche nach gleichfalls nicht vollſtändig genommener Abſchrift vom Kanzler Brück dem kaiſerlichen Sekretär Alexander Schweiß überreicht, der es dem Erzbiſchof von Mainz geben wollte, als der Kaiſer ſelber zugriff und dann durch den Pfalzgraf Friedrich erklären ließ, er werde der Sache ferner nachdenken. Vertraulich erhielt er das Verſprechen, daß die Schrift nicht durch den Druck veröffentlicht werden ſolle. Unterſchrieben hatten den „Unterricht des Glaubens halb", „die Bekenntnis" Kurfürſt Johann von Sachſen mit dem Kurprinzen Johann Friedrich, Landgraf Philipp von Heſſen, Herzog Ernſt und Franz von Braunſchweig-Lüneburg, Fürſt Wolfgang von Anhalt und die Städte Nürnberg und Reutlingen. Die Straßburger hätten gerne unterſchrieben, wenn man ihnen geſtattet hätte, den Artikel vom Abendmahl auszunehmen.[149]) Noch während des Reichstages traten dem Bekenntniſſe bei die Städte Weißenburg in Franken, Heilbronn, Kempten, Windsheim. Die vier Städte, Straßburg, Konſtanz, Memmingen und Lindau übergaben ihr dem Inhalte nach wenig abweichendes Bekenntnis am 11. Juli, Zwinglis Glaubensbekenntnis traf am 8. Juli ein.

Während ſein Kürfürſt am Tag der Uebergabe von dem was bevorſtand, mit gehobenen Mute Luther Mitteilung machte, klingt Melanchthons gleichzeitiger Brief ſo gedrückt wie möglich und der neben ihm ſitzende Brenz zerfließt in Thränen. Melanchthon hatte ſich auch in der Schlußredaktion nicht genügt und würde noch mehr verändert haben, wenn man es ihm nicht verboten hätte. Er hatte die Schrift zuvor dem kaiſerlichen Sekretär zur Einſicht vorgelegt, der manches zu bitter fand.[150])

Melanchthon war für dieſes Geſchäft der Formulierung der neuen Gedanken, die zunächſt Luther gedacht hatte, der gegebene Mann und mit dieſer Formulierung hat er die Bahn des Luthertums in der Geſchichte beſtimmt.[151]) Er hat mit einem Scharfblick und Feingefühl ſonder Gleichen die Luthers Prophetenauge

vorſchwebenden Intuitionen zu feſter Geſtalt und zu einem konſequenten Ganzen zu ordnen gewußt, in dem man von ſelbſt von Einem aufs Andere kommt. Während es Luther nie über Gelegenheitsſchriften bringen konnte, die regelmäßig ſein ganzes Innere darſtellen, aber immer nur unter einem Geſichtspunkt und er demnach immer etwas anderes ſagt, ſo läuft die ganze theologiſche Gedankenarbeit Melanchthons darauf hinaus, einen ſtets präciſeren Ausdruck für die gleiche Summe innerlich zuſammenhängender Sätze zu finden, in denen ſeine Religioſität als in der Wurzel beſchloſſen iſt und aus denen er ſich getraut, alle religiöſen Lehren und Pflichten zu entwickeln.

Das „Bekenntnis“ iſt und bleibt doch „Apologie“, Verteidigungsſchrift, mit der direkten Abſicht, zu zeigen, daß die ganze Lehre der evangeliſchen Kirchen weder mit der heiligen Schrift, noch mit der katholiſchen Kirche ja mit der römiſchen Kirche im Widerſpruch ſich befindet.[152]) Damit war aber auch der Vorwurf der Ketzerei, der nach geltenden Reichsgeſetzen ein Kriminalverbrechen involvierte, hinfällig, und der Kaiſer verlor das Recht die innerhalb der Kirche ſtehenden zu ſtrafen.

Es handelt in zwei Teilen von den Artikeln des Glaubens und der Lehre (21) und von den innerhalb der Kirchen der Proteſtierenden abgeſtellten Mißbräuchen (7). Während die Summa doctrinae des erſten Teiles die Uebereinſtimmung der Lehre der Bekennenden mit der ganzen in Schrift und Vätern repräſentirten Kirche zeigt, wird verlangt, daß man die Abänderung der Mißbräuche, die um des Gewiſſens willen unternommen iſt, dulde. Das Recht zur Reformation wird alſo baſiert auf die Zugehörigkeit zur allgemeinen Kirche. Der katholiſche Begriff der heilsnotwendigen Kirche iſt feſtgehalten, daß um des richtigen Dienſtes Gottes willen eine Kirche ſein müſſe mit von Anfang feſtſtehender Lehre und unerläßlichen Gottesdienſtformen. Dieſer Standpunkt zeigt ſich beſonders in der Anwendung des Begriffes der Häreſie, der wenn auch nicht in voller Schärfe auf die Zwinglianer ausgedehnt wird.*)

Demnach beginnt die Konfeſſion mit dem Grundbekenntnis der Kirche des römiſchen Kaiſerreichs zur Trinität (Art. 1). Mit

*) Artikel 10: improbant secus docentes.

dem zweiten Artikel ſchon ſetzt die eigentümliche Lehre der Reformation ein. Es wird gezeigt, wie dem Elend der Sünde durch Menſchwerdung und Opfertod des Sohnes Gottes ein Ziel geſetzt iſt für alle diejenigen, ſo die umſonſt dargebotene Sündenvergebung wegen Chriſtus im Glauben ergreifen, wie dieſe Wohlthat Chriſti immer aufs Neue durch das Amt der Predigt des Wortes und der Sakramente, der einzigen von Chriſtus eingeſetzten Inſtitution, fortgepflanzt wird, wie allein hierin das Einheitsband der Kirche beſteht, die demnach eigentlich nur die Geſamtheit aller Gläubigen iſt, wenn auch innerhalb der getauften Chriſtenheit ſehr viele Ungläubige und Heuchler ſich finden. Als die zur Vermittelung des Heiles notwendigen kirchlichen Handlungen erſcheinen Taufe, Abendmahlsgemeinſchaft und Buße. Die erſte iſt an den Kindern zu vollziehen, der Tiſch des Herrn gewährt den genießenden den wahrhaftiglich gegenwärtigen Leib und das Blut Chriſti. Das wichtigſte Stück der Beichte, die als Privatbeichte zuläſſig und heilſam, aber nicht Pflicht iſt, iſt die Abſolution, der Weg, um zum Glauben zu gelangen, iſt die rechtſchaffene Reue und die ſelbſtverſtändlich notwendige Folge des Glaubens ſind die guten Werke (Art. 2—12). Verworfen ſind bisher die pelagianiſche Ketzerei wider die Erbſünde, die donatiſtiſche wider die Abhängigkeit der Wirkſamkeit der Sakramente von der Beſchaffenheit des Darreichenden, die Wiedertäufer und Novatianer, mißbilligt ohne ſie zu nennen die Zwingliſche Abendmahlslehre. Die nun mehr ins Einzelne gehenden Artikel handeln von der Bedeutung der Sakramente als den Zeichen, die den Willen Gottes gegenüber den Einzelnen erklären,*) von der Wort- und Sakramentsverwaltuug nur durch ordentlich berufene Perſonen, von den möglichen Verſchiedenheiten äußerer Kircheneinrichtungen, Feſte und Gebräuche, deren Uebung nur nicht die Bedeutung haben darf, Gott verſöhnen zu wollen, ſodann davon, daß die im Auftrage der gottverordneten Obrigkeit vollzogene Verwaltung öffentlicher Aemter, Rechtſprechung und Todesſtrafe, Kriegsdienſt, Vertrag, Eid und Ehe den Chriſten erlaubt ſind, wobei wieder

*) Die Verdammung der mittelalterlichen Lehre von der Wirkſamkeit der Sakramente ex opere operato fehlte in dem übergebenen deutſchen und lateiniſchen Text.

die wiedertäuferiſche und mönchiſche Anſicht verworfen wird, als beſtände die wahre chriſtliche Vollkommenheit in der Abkehr von dem Allen, während ſie doch allein darin beſteht, daß man im bürgerlichen Leben und Verband Gottesfurcht und Glauben bewahrt, Liebe übet.

Die Zuverſicht auf die Wiederkunft Chriſti zur Errettung der Frommen ſchließt den wiedertäuferiſchen Glauben an eine endliche Erlöſung aller Böſen und den Glauben an ein irdiſches Reich der Heiligen*) vor dem Weltende aus.

Im Punkt der Lehre vom freien Willen wird in Uebereinſtimmung mit Auguſtin die pſychologiſche Freiheit des eigenen Entſchluſſes und die Verantwortlichkeit in allen äußeren Handlungen feſtgehalten, die Verurſachung der Sünde von Gott abgewehrt, alſo zwei Konſequenzen der Prädeſtinationslehre ſind abgewieſen ohne dieſe zu nennen. Eine ausführliche Darlegung begegnet in der Erörterung von Glauben und Werken dem Vorurteil, als ſchlöſſe die Predigt des Evangeliums die guten Werke aus, während ſie grade erſt die wahre chriſtliche Sittlichkeit ans Licht gebracht hat, indem ſie alle Stände lehrt, die Werke ihres Berufes als Erfüllung von Gottes Wort zu thun. Mit den Vätern der lateiniſchen Kirche wird bekannt, daß der Glaube, durch den der heilige Geiſt die Herzen erneuert, der Werkmeiſter guter Werke iſt. Der Dienſt der Heiligen hat ſeine Bedeutung wenn man ſich ihrer erinnert um ihr gutes Beiſpiel nachzuahmen, nicht wenn man meint, ſich ihrer als Mittelsperſonen bei Gott bedienen zu können, welche Stellung allein Chriſto zukommt. (Art. 13—21).

Dieſer Lehrbegriff, gut altkirchlich wie er iſt, ſoll ein günſtiges Vorurteil begründen für die im folgenden Teil nachgewieſenen Reformen, die man ſeitens der Biſchöfe geduldet wünſcht.

Aus dringenden Gewiſſensgründen ſind folgende Mißbräuche abgeſtellt worden: die Abendmahlsfeier nur unter einer Geſtalt, wogegen der Gebrauch der ganzen alten Kirche ſpricht, wofür kein Kirchengeſetz anzuführen iſt; das Verbot der Prieſterehe, das wider die Schrift und den Brauch der Kirche iſt, dazu der menſchlichen Natur zuwiderläuft und andere ſchlimme Sünden zur Folge

*) Die ſoziale Republik, wie Münzer ſie gedacht hatte.

hat; die Feier der Meſſe als verdienſtliche Darbringung eines Opfers für Lebendige und Tote, was wider den Glauben an das eine Opfer Chriſti und die ganze alte Kirche iſt; die Beichte als obligatoriſche Ohrenbeichte, die zur Erlangung der vollen Abſolution nicht nötig, oft auch nicht möglich iſt, auch in der alten Kirche nicht gelehrt wurde; die Faſtengebote und ſonſtigen überlieferten Kirchenordnungen, deren Befolgung man zur Gewiſſensſache gemacht hat, während andere notwendige Werke verſäumt wurden. Dabei aber ſollen alle möglichen guten Ordnungen, auch die der Faſten und Enthaltſamkeit als ſittlich berechtigt und heilſam nicht ausgeſchloſſen ſein.

Die Kloſtergelübde ſind als bindende Gelübde zu verwerfen und ſind außer Stande mit Gott zu verſöhnen, ſie verdunkeln die wahre Lehre von der chriſtlichen Vollkommenheit, d. h. den individuellen Lebensberuf der Chriſten, der im Gottvertrauen, Geduld in Trübſal und Liebe zu üben iſt. (Art. 22(1)—27(6).

Der letzte Artikel (28), der aus dem Rahmen des Ganzen inſofern heraustritt, als er einen formulierten Vergleichsvorſchlag ſchon enthält, will den Streit um die Gewalt der Biſchöfe dadurch ſchlichten, daß in ihrer ſeitherigen Machtübung unterſchieden wird dasjenige was eigentliche kirchliche Gewalt und dasjenige was weltliche obrigkeitliche Gewalt, politiſche Admimſtration iſt. Beides iſt im ſeitherigen Biſchoftum verbunden, muß aber geſchieden werden nach dem Prinzip des Unterſchiedes der geiſtlichen und weltlichen Gewalt. Die Gewalt der Biſchöfe nach dem Evangelium iſt allein die (pfarramtliche) der Darbietung des göttlichen Wortes und der Sakramente. Dieſe Gewalt, die göttlichen Rechtes iſt, ſchließt eine Jurisdiktion ein, nämlich die der Sündenvergebung, des Urteils über die Lehre, des Ausſchluſſes irrig lehrender aus der Kirche, das Alles mit der alleinigen Gewalt des Wortes. Hierin haben ſie Gehorſam zu beanſpruchen. Würden ſie etwas gegen das Evangelium beſtimmen, ſo müßte die Gemeinde ihnen widerſtreben.

Jede andere mit dieſem eigentlichen Biſchofsamt verbundene Gewalt und Jurisdiktion, Gerichtsbarkeit in Eheſachen iſt menſchlichen Rechts und zeitweiſe von weltlichen Fürſten ausgeübt worden.

Eine geſetzgeberiſche Gewalt alſo über Faſten, Feiertage und ſonſtige kirchliche Gebräuche, womit ſie die Gewiſſen binden könnten, als ob es göttliche Gebote wären, haben die Biſchöfe nicht. Wohl aber können lediglich um der guten Ordnung willen ſolche Einrichtungen eingeführt werden. So iſt es zur Einführung des Sonntags und der chriſtlichen Feſte gekommen, nachdem die Schrift doch den Sabbat mit allen moſaiſchen Ceremonien abgeſchafft hat. Ein Kultus wie der levitiſche iſt für die Kirche nicht erforderlich.

Die Biſchöfe könnten, da man ihnen nicht zumuten will, mit Verluſt ihrer Ehre die Eintracht der Kirche zu erkaufen, die menſchlich geſetzliche Unterwerfung unter ihre Gewalt wieder erlangen, wenn ſie darauf verzichten wollten aus dieſen neuen Traditionen ein mit göttlicher Gewalt bindendes Geſetz zu machen.

Es ſoll den Biſchöfen ihre Herrſchaft als weltliche Herrſchaft nicht genommen werden, man erbittet von ihnen vielmehr nur, daß ſie das Evangelium zu lehren und einige Gebräuche zu ändern geſtatten.[153])

Damit ſind, ſagt der Epilog, nicht alle ſtreitig gewordenen Artikel und abgeſchloſſenen Mißbräuche aufgezählt, ſondern nur die weſentlichſten; ſie lieferten den Beweis, daß man ſich ſorgfältig gehütet hat, eine neue, der allgemeinen Kirche widerſtrebende Lehre einzuführen. Wohl nur der eigentliche Schlußſatz rührt von Brück her.

In der That waren doch ſehr weſentliche Punkte übergangen: vom Papſttum und ſeinen Anſprüchen (dem Antichriſt, wie ihn doch auch Melanchthon zu Zeiten nannte), vom Fegfeuer, vom Ablaß, von den anderen Sakramenten hatte man vorſichtig geſchwiegen und damit wirklich nicht alles bekannt, was man ſeither aus heiliger Ueberzeugung vertreten und verworfen hatte. Und im letzten Artikel waren Zuſicherungen gemacht, die ſchwerlich noch in Erfüllung gehen konnten, deren Tragweite den Unterzeichnern nicht bewußt war. Luther hatte durch ſeine während des Reichstags ausgegebenen Schriften dieſe Lücke einigermaßen ausgefüllt. Durch ein vollſtändigeres Bekenntnis ohne Zugeſtändniſſe wären die folgenden Vergleichs-Verhandlungen großen Teils abgeſchnitten worden — darum gab die Konfeſſion kein

ganz richtiges Bild der deutschen Reformation, sondern ein in usum Caesaris abgetöntes. Daran ist ohne Zweifel Melanchthon schuld.

Aber das Verhältnis von Fundament und Aufbau im evangelisch kirchlichen Christentum ist in unübertrefflicher Klarheit nachgewiesen und alles in schlichter Schönheit der Sprache dargestellt. Das gilt hauptsächlich von dem wunderbar durchsichtigen lateinischen Text, auf den man zur Feststellung der Tragweite der Gedanken stets zurückgehen muß. Aber auch der deutsche Text hebt sich unter den sonstigen Reichstagsaktenstücken durch seine Präzision merklich hervor.

Luther hatte Recht mit seinem Jubelruf: „Christus ist in öffentlichem glänzendem Bekenntnis so verkündigt und ihnen allen ins Angesicht bezeugt worden, daß niemand mehr sagen kann, wir hätten uns davor gedrückt unseren Glauben zu bekennen. O daß ich bei dem schönen Bekenntnis dabei gewesen wäre!“ *) [154])

Die Konfession war in Melanchthons Augen, und wir müssen hier mit denen die Ereignisse zu betrachten versuchen, die Eröffnung von Vergleichsverhandlungen, wobei es auf handfeste Konzessionen ankam, die man den Altgläubigen machen kann.

Er erbittet sich Luthers Meinung darüber, dessen Urteil er sich völlig unterwirft. [155])

Er nennt die Punkte, wo der Widerstand am stärksten sein wird, wo also eine Nachgiebigkeit eventuell einsetzen müßte: bei der protestantischen Forderung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, der Priesterehe und der Abstellung der privaten Messen. Auch genügt ihm bald nicht mehr die Behandlung der Traditionen in der Konfession, d. h. nach seinem Sprachgebrauch der kultischen und disziplinaren Ordnungen, d. h. der Artikel 26 und 27.

Die sächsischen Theologen und Brenz hatte er unbedingt auf seiner Seite und er trat in allen Unterhandlungen immer mehr als der eigentliche führende Kopf, als der Konzipient aller wichtigen Aktenstücke hervor. Es ist nicht möglich sie hier alle aufzuzählen.

Jonas berichtet Luther über seine vorsichtige Weise, gesteht auch, daß er mit ihm über die Gewalt und Jurisdiktion der

*) Briefe von de Wette IV, 83.

Biſchöfe geſtritten habe, will aber gern in allem nachgeben, was nicht Chriſtus direkt angeht.[156]) Er hofft dabei, daß Chriſtus durch Luthers Mund ihnen offenbaren werde, was zu thun ſei.

Der Kaiſer hatte die Konfeſſion ins Franzöſiſche und Italieniſche überſetzen laſſen. Einen kurzen Auszug daraus, der gleichfalls ins Franzöſiſche überſetzt wurde, lieferte gleichfalls Melanchthon.[157]) Der erſte Eindruck des Augsburgiſchen Bekenntniſſes war verblüffend. Geiſtliche und weltliche Fürſten, Theologen, darunter ein Hofprediger und Beichtvater des Kaiſers Egidius, erkannten ihren chriſtlichen Gehalt an.[158])

In einer ſpäteren Notiz Melanchthons ſind die damaligen Eindrücke fixiert: „Die Lehre billigten im Anfang alle, ja die Biſchöfe waren ihr geneigt.“[159])

Um ſo beängſtigender war für Melanchthon die Behandlung der Angelegenheit durch den Kaiſer. Dieſer hatte nach längerer Beratung mit den altgläubigen Fürſten und Ständen die Konfeſſion einer Kommiſſion von 20 Theologen zur Prüfung und Widerlegung übergeben, darunter Eck, Faber, Cochläus, lauter erbitterte Gegner Luthers und Melanchthons, und lange Zeit hörte man nichts von den Ergebniſſen ihrer Beratung. Die evangeliſchen Fürſten aber ließ er einzeln bearbeiten, daß ſie von dem Bekenntnis abträten. Melanchthon drang mit Brück bei dem Kurfürſten darauf, daß dieſer perſönlich beim Kaiſer ſich für Zugeſtändniſſe an die Evangeliſchen verwende.[160]) Er ſelbſt war unermüdlich in entgegenkommendem Eifer zu Unterhandlungen, von denen allein er ſich noch einen Erfolg verſprach, da er die feindſelige Stimmung der meiſten anweſenden Theologen und beſonders des Kardinallegaten Campeggi kannte. Luther, der ihm vorher wegen langen Schweigens ernſthaft gezürnt hatte, war nun unerſchöpflich in mächtigen Troſtbriefen, deren er einmal ſieben in vier Tagen an ſeine Augsburger ſendete. Er weiſt darin auf den pſychologiſchen Gegenſatz hin, der es Melanchthon ſo viel ſchwerer machte wie ihm, in öffentlichen Gefahren dann, wenn ſich dem ſcharfſichtigen Auge kein Ausweg mehr zeigt, den Mut aufrecht zu halten. „In perſönlichen Kämpfen bin ich ſchwächer, Du ſtärker, in öffentlichen dagegen iſt's mit uns umgekehrt.“[161])

„Ich beſchwöre Dich, der Du ſonſt in allem ſo kampfbereit biſt, kämpfe gegen Dich ſelbſt.“ [162])

Der Feind in ſich, den er zu bekämpfen hat, iſt „Philoſophie“. Sie plagt ihn wie den Joachim (Camerarius). Wir würden das Melanchthons Ueberlegſamkeit nennen, die aber Luther in ſolchen Zeitläuften als barer Mangel an Glauben erſchien. Daher die großen öfter angeführten Worte an Melanchthon:

„Dich ängſtigt, daß Du nicht begreifen kannſt, wie die Sache ein End' und Ausgang nehmen werde. Aber wenn Du es begreifen könnteſt, wollte ich nicht gern dieſer Sache teilhaftig oder verwandt, viel weniger ein Hauptſacher ſein. Gott hat den Ausgang dieſer Sache unter eine Rubrik geſtellt, deren man weder in Deiner Rhetorica noch Philoſophie etwas findet, und heißt Glaube. Unter dieſer Rubrik ſtehen alle Dinge, ſo unſichtbar ſind und nicht ſcheinen; und wenn ſich jemand unterſtehen wollte (wie Du thuſt) ſolche Dinge ſichtbar und begreiflich zu machen, ſo würde er keinen andern Lohn davon bringen, denn Sorge und Angſt, wie Dir denn auch geſchieht, deß wir Dich doch (wiewohl vergebens) gemahnt und widerraten haben. Gott hat verheißen, er wolle in einem Nebel wohnen, und Finſternis ſoll ſein Behältnis ſein; wer da will, mach's anders. Hätte ſich Moſes unterſtanden, das Ende, wie er dem Heere Pharaos entrinnen würde, zu begreifen, ſo wäre vielleicht Israel noch auf den heutigen Tag in Aegypten. Der Herr mehre Dir und uns allen den Glauben, ſo wir den haben, was kann uns der Satan mit der ganzen Welt thun? Und ſo wir ſelber keinen Glauben haben, warum tröſten wir uns nicht aufs Wenigſte mit fremdem Glauben? Denn es müſſen Not halber ſolche da ſein, die da glauben an unſerer Statt, ſonſt wäre keine chriſtliche Kirche mehr in der Welt, und hätte uns Chriſtus vor dem Ende der Welt verlaſſen; denn ſo er mit uns nicht iſt, Lieber, wo iſt er in der ganzen Welt? Sind wir nicht die Kirche oder ein Teil der Kirche, wer iſt dann die Kirche? Oder ſind die Fürſten von Bayern, Ferdinandus, der Papſt, Türk oder andere dergleichen die Kirche? Haben wir Gottes Wort nicht, wer ſind ſie dann, die es haben? Dieweil nun Gott mit uns iſt, wer will wider uns ſein?“ (29. Juni 1530).[163])

Man ſoll weiter durch Brück oder ſonſt einen dem Philippus verbieten, der Herr der Welt ſein zu wollen, d. h. ſich ſelber ans Kreuz zu ſchlagen.[164])

Dieſer Rat fruchtete wenig.

Melanchthon hielt ſich vermöge ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit und ſeiner Schmiegſamkeit und Anpaſſungsfähigkeit für berufen, alles aufzubieten, um die Einheit von Reich und Kirche, die ſich aufzulöſen drohten, wenn man auf dem Standpunkte wechſelsweiſen Proteſtierens verharrte, zu retten, und er hatte dafür einen durchdachten Plan. Er unternahm alſo, da er unerſchütterlich überzeugt war von dem guten Willen des Kaiſers, der ſeiner Meinung nach nur mißleitet wurde, den kühnen Schritt in das eigentliche Zentrum des Widerſtandes, er knüpfte mit dem Legaten Campeggi an, dem er ſchon einmal in früheren Jahren ein Gutachten ausgeſtellt hatte.

Man hat dieſen Brief vom 6. Juli 1530[165]) Melanchthon beinahe am meiſten verdacht. Der Zweck iſt, dem Legaten klar zu machen, daß es im wohlverſtandenen Intereſſe des Papſtes ſelber läge, die Proteſtanten nicht aus der Kirche auszuſchließen und wie leicht der „Friede“ zu erreichen ſei, ſo daß dieſe auch die Autorität des Papſtes wieder anerkannten. Melanchthon glaubte damit zweifellos nur ein Meiſterſtück von diplomatiſcher Schlauheit zu liefern, eine Verleugnung ſeines Standpunktes war es nicht. Die Schmeicheleien, mit denen er Eingangs den zum „Glücke Deutſchlands“ geſchickten „Schiedsrichter der Religionsſtreitigkeiten“ begrüßt, waren wohl ſeiner Meinung nach eine bloße captatio benevolentiae. Er macht dann ſeinen Friedensvorſchlag. Und hierbei hält er ſich genau im Kreiſe ſeiner eigenen Gedanken, in denen das einzige, worauf es in der Kirche unbedingt ankommt iſt: die Reinheit der Lehre. „Wir haben keinerlei von der römiſchen Kirche verſchiedenes Dogma.“ Wir haben vielmehr „Viele, die verderbliche Dogmen aufbringen wollten, zurückgehalten.“ „Wir ſind bereit, der römiſchen Kirche Gehorſam zu leiſten, wenn ſie nur in der Milde, die ſie gegen alle Völker bewieſen hat, einiges wenige ſtillſchweigend ſich gefallen laſſen oder nachlaſſen will, was wir ſelbſt wenn wir es wollten, nun nicht mehr in den früheren Zuſtand herſtellen könnte.“ Man ſoll ſich nur nicht durch die

übelwollenden Gegner einnehmen lassen. „Auch der Autorität des römischen Pontifex und der gesamten äußeren Kirchenverfassung bringen wir respektvolle Verehrung entgegen, wenn uns nur der römische Pontifex nicht wegstößt.“ Da bei einiger Billigkeit Eurerseits die Einigung möglich und der Gehorsam bona fide angeboten wird, warum die Sache mit Gewalt betreiben wollen? Es kommt nur darauf an, daß der Legat den Streit genau kennen lerne. Was die Protestanten in Deutschland unter so lebhaftem Hasse behauptet haben, das sind gerade die Dogmen der römischen Kirche. „Diese Treue werden wir Christo und der römischen Kirche leisten bis zum letzten Atemzug (selbst wenn Ihr uns nicht zur Gnade annehmet).“ Es handle sich nur um einige Verschiedenheit in den Riten. Daß eine solche zulässig sei, wisse der erfahrene Kirchenpolitiker. — Bloß auf den Inhalt gesehen, entspricht diese Darstellung, abgesehen davon, daß hier auch dem Papst der Gehorsam angeboten wird, genau dem, was die Augsburgische Konfession den Bischöfen in Aussicht gestellt hatte. Im Dogma *stimmt* man mit der gesamten Kirche, als welche hier die römische Kirche bezeichnet wird, *überein*, (Art. 21) in den Riten *verlangt* man einige Erleichterungen. Das einzige *Angebot* ist der Gehorsam gegen die päpstliche Autorität und das politische Kircheninstitut politia ecclesiastica, der in sorgfältig gewählten Ausdrücken *nicht* als eine religiöse Pflichtübung, sondern wie ein Akt einer menschlichen Unterwerfung bezeichnet wird. Aber freilich dieser Ton und diese Beleuchtung des weltbewegenden Kampfes, der auf einmal zu einem Streit um Kleinigkeiten einschrumpft, und diese ganz anders als *religiös* gemeinte Anerkennung der römischen Kirche läuft hinaus auf eine absichtliche Vertuschung. Glaubte Melanchthon wirklich, die geriebenste Diplomatie durch eine derartige Verschleierung gleichsam überlisten zu können? Man wirft ihm meines Erachtens mit Unrecht Unterwürfigkeit oder gar Verrat vor, mit Recht nur Doppelzüngigkeit. Das that auch später der Legat, wenn er von den listigen und doppelsinnigen Reden, wie sie die Ketzer gewöhnlich führen, sprach.*)

---

*) .. respondevano come sogliono li heretici con parole subdole e dubbie. Laemmer Monumenta Vaticana S. 51.

Bei der Audienz am 8. Juli ſagte ihm Campeggi in verbindlicher Form, daß er nur im Einverſtändniſſe mit den Fürſten Zugeſtändniſſe machen könne. Und dieſe, das wußte Melanchthon, wollten bis zum Konzil die Wiederherſtellung des früheren Zuſtandes verlangen, ſo wie in Speier.[166])

Man verſteht Melanchthons Stellung nur, wenn man den aus ſeinen zahlreichen Aufzeichnungen[167]) und beſonders aus der Korreſpondenz mit Luther erhellenden Plan der Wiederherſtellung der kirchlichen Einheit ſich deutlich macht. Ausgangspunkt ſeiner Gedanken wie der Luthers iſt, daß die Proteſtanten durch die reine Predigt des Evangeliums und der Sakramente beweiſen, daß ſie wirkliche Mitglieder der Kirche ſind. Sie haben Papſt und Biſchöfen den Gehorſam aufgeſagt, weil und ſoweit dieſe das Evangelium verbieten oder verfolgen. Für den Fall, daß ſie es geſtatten wollen, alſo auch ſich ſeinem Urteil unterwerfen, fällt zwar die Herrſchaft, die ſie ſeither über die Kirche ausgeübt haben angeblich nach göttlichem Rechte weg, aber es wäre vorerſt wohl möglich, daß man ihnen einen rein menſchlichen Gehorſam leiſtete und ihnen eine Art von oberer Gewalt zugeſtünde, wobei ſie ihren ſeitherigen Beſitz behielten. Melanchthon nennt dieſe Seite des kirchlichen Lebens neben der Lehre und dem Predigtamt und den ſich aus der evangeliſchen Lehre ergebenden notwendigen Kultusformen die politia ecclesiastica — die Kirchenverfaſſung.[168]) Dieſe iſt mit dem Wegfall der biſchöflichen Jurisdiktion in den proteſtantiſchen Gebieten auch weggefallen. Er hält es für nützlich, wenn ſie wieder aufgerichtet wird, und in dieſem Zuſammenhange ſchlägt er vor, den Biſchöfen wieder eine gewiſſe Herrſchaft zuzugeſtehen, aber nur iure humano, nach menſchlichem Recht.[169]) Dieſe biſchöfliche Gewalt hätte ihre feſten Grenzen an dem Evangelium. Nur dieſes bindet die Gewiſſen und heiſcht religiöſen Gehorſam. Außerhalb desſelben aber könnten ſie dennoch Verordnungen treffen, denen ihre Untergebenen gleichfalls Gehorſam ſchuldeten, wenn auch nur einen um menſchlicher Unterordnung willen zu leiſtenden. Dies denkt er ſich dann des weiteren ſo, daß die Biſchöfe nach dem Evangelium Wort und Sakrament verwalten, die Kognition über die Lehre üben und die Excommunikation handhaben[170]) (welche Funktion ſie mit den Dienern teilen),

und daß sie nach menschlichem Recht (als Superintendenten) die Aufsicht über die Pfarrer führen, sie ordinieren und aus dem ihnen zustehenden Kirchengut sie bezahlen, sowie die Ehegerichtsbarkeit und das Gericht in nicht weltlichen Sachen üben.[171])

Die Hauptschwierigkeit, die sich für Melanchthon ergab, und die er Luther vorlegte,[172]) war die: wiefern ist man den nur um kultischer, pädagogischer und sonstiger Ordnung willen gegebenen Gesetzen der kirchlichen Oberen, die doch nicht göttlichen Ursprungs sind, Gehorsam schuldig?

Luther, der gleichfalls bereit war, den Bischöfen ihre Autorität, soweit es möglich war, zurückzugeben, falls sie das Evangelium frei lassen wollten, verstand das ganz anders: er war bereit, ihnen die seither mit ihrer geistlichen Würde verbundene weltliche Macht zu lassen, bestand aber dabei auf der strengen begrifflichen Scheidung beider Gewalten. Irgend eine Gewalt, etwas über die Kirche zu bestimmen aus eigenem Recht, ohne die Zustimmung der Kirche hat kein Bischof. Er wollte nicht bestreiten, daß jemand in einer und derselben Person ein wirklicher geistlicher Bischof, den auch er sich als einen Superintendenten dachte, sei und zugleich ein weltlicher Herr, aber die Unterscheidung Melanchthons ließ er als unpraktisch nicht gelten. Er bezweifelte, daß die Bischöfe Lust tragen würden, nur nach weltlichem Rechte zu herrschen und befürchtete von einem solchen System, wie Melanchthon es dachte, die ganze alte „tyrannische Konfusion" beider Gewalten, aus der er die evangelische Christenheit befreit hatte.[173]) — Luther würde sicherlich Recht behalten haben, wenn es nach Melanchthons Wünschen gegangen wäre und man den seitherigen Bischöfen unter Fortdauer der seitherigen Verhältnisse eine prinzipiell ganz anders motivierte Befugnis mit gleichem Namen wie seither übertragen hätte. Die alte Gewohnheit hätte gesiegt. Aber Melanchthon hat auch Recht behalten, insofern er, seiner Zeit weit voraus, mit voller Klarheit einen Begriff vom Kirchenrecht aufgestellt hat, das auf Grund der im Evangelium vorliegenden göttlichen Gesetzgebung eine dem staatlichen Rechte parallel laufende, nicht um des religiösen Gewissens willen, sondern um des Rechtsgehorsams willen, verbindliche kirchliche Gesetzgebung entwickelt. Er ist der geistige Urheber des protestantischen Kirchenrechtes. Was er erstrebt hat und was

damals nicht zu Stande kam, ist die selbständige Verfassung der Kirche in späterem Sinne des protestantischen Rechtes, nicht als gottverordneter Hierarchie, sondern als Einrichtung um der guten Ordnung willen.[174]) Unter diesem Gesichtspunkt hat er später die Konsistorialverfassung gefördert, die doch nur ein Surrogat für seinen Gedanken einer selbständigen Kirche war.

Sein Gedanke mußte nicht nur bei denen, die die Bischöfe für Tyrannen und Baalspfaffen hielten, aber in keinem Weg für rechte Bischöfe,[175]) auf Widerstand stoßen, sondern auch überall, wo man, wie in einzelnen Städten, die „Bistümer" verteilte.[176])

Mit dieser Konzession der Rückgabe der bischöflichen Jurisdiktion und Würde an ihre seitherigen Inhaber, auch in evangelischen Gebieten, glaubte er nun die völlige Freigabe des Evangeliums und des damit verbundenen Gottesdienstes, die allgemeine Gestattung der Abendmahlsfeier unter beiderlei Gestalt, der Priester- und Mönchsehe, die Beseitigung der Privatmessen zu erreichen und war dann weiter, unter Luthers Zustimmung, erbötig, in äußeren Gebräuchen möglichst zur alten Ordnung zurück zu kehren.[177])

Wie aber dachte sich Melanchthon die Durchführung dieses Planes? Niemand anders als der Kaiser konnte die Bischöfe und eventuell den Papst dazu bewegen, daß sie um den Preis, von den Protestanten wieder anerkannt zu werden, das Evangelium frei predigen ließen. Von dieser Predigt aber erwartete Melanchthon mit Bestimmtheit, daß sie die seitherige scholastische Lehre verdrängen und dergestalt die Reformation die ganze Kirche ergreifen werde.

Daß ein solcher Vergleich jetzt noch möglich sei, das konnte nur ein ganz und gar von seinen Gedanken eingenommener Theoretiker meinen. Luther, der ihn sich würde haben gefallen lassen, sprach ihm das Urteil mit den Worten: „Hofft nicht auf die Wiederherstellung der Eintracht und auf eine Erlaubnis (von jener Seite), denn ich habe darum niemals Gott gebeten, weil ich weiß, daß es unmöglich ist"[178]) und später: „ich höre, ihr habt, freilich ungern, ein wundersames Ding unternommen, nämlich den Papst mit dem Luther zu vereinigen. Aber der Papst will nicht und der Luther bedankt sich schönstens".[179])

Darum rät er in keinem der Punkte, worüber Melanchthon ihn befragt hatte, zum Nachgeben.[180])

Er wollte auch nicht in die Lage kommen, den Kaiſer als Richter anzuerkennen[181]) und riet zur Heimkehr.[182] Das einzig richtige weil Erreichbare ſchien ihm zu ſein, was er bereits am 6. Juli dem Erzbiſchof von Mainz ſchrieb, die politica concordia, daß man ſich bis zum Konzil gegenſeitig toleriere[183])

Zur Vorbereitung auf die demnächſtige Entſcheidung hatte der Kaiſer an die Evangeliſchen die Frage gerichtet, ob ſie neben den in dem Bekenntnis enthaltenen Artikeln noch andere Abweichungen vorzubringen hätten. Die meiſterhafte ausweichende Antwort, wieder von Melanchthon verfaßt, gab dies zu, nannte die Artikel aber nicht, ſondern wollte nur alles das prinzipiell widerfochten haben, was den im Bekenntnis enthaltenen Grundſätzen oder ihren Urſachen zuwider ſei.[184]) — Die erſte Ausarbeitung einer Widerlegungsſchrift der Konfeſſion wurde vom Kaiſer als zu heftig und gehäſſig zurückgewieſen, erſt eine mehrfach überarbeitete dritte Redaktion genügte und wurde am 3. Auguſt in derſelben Weiſe vor verſammeltem Reichstage deutſch vorgeleſen.[185])

Sie war in des Kaiſers Namen geſtellt und ſomit erklärte der Kaiſer die Proteſtanten für widerlegt und forderte ſie auf, zur Kirche zurückzukehren. Als man aber unter keiner anderen Bedingung, als daß ſie ſich für beſiegt erklärten, den Evangeliſchen die Schrift übergeben wollte, proteſtierten ſie. Mittlerweile hatten Melanchthon und Brenz wieder mit Campeggi verhandelt, ſowie mit deſſen Sekretär. Melanchthon kam dabei dem Gegner noch weiter entgegen, indem er die für die Proteſtanten unerläßlichen Bedingungen, Geſtattung der Prieſter- und Mönchsehe und des Abendmahles unter beiderlei Geſtalt, nun nur noch als unerläßlich aus praktiſchen Gründen forderte, alſo den Gewiſſensſtandpunkt völlig aufgab.[186]) Wie wenig er mit ſeiner Unterwürfigkeit gegen den Papſt erreichte, zeigen die Berichte Campeggis nach Rom.[187]) In Rom waren die erſten Forderungen Melanchthons in einem Konſiſtorium verworfen worden.[188]) Dagegen ſuchte Campeggi Melanchthons Friedensverlangen und ſcheinbare Nachgiebigkeit auszunutzen und ſtellte ihm dafür von ſeiten des Papſtes und des

Kaiſers Belohnung in Ausſicht.[189]) Und Melanchthon erfuhr nun zu ſeiner Beſchämung, welch unangenehmen tiefen Eindruck ſein von Campeggi ſofort in Italien abſchriftlich verbreiteter Brief unter den dortigen Freunden der Reformation gemacht habe.[190])

Nach der Konfutation, die Melanchthon nur mit äußerſter Geringſchätzung erwähnte*) und aus der er vielmehr die Unmöglichkeit der Widerlegung der proteſtantiſchen Poſition heraushörte,**) änderte er ſeinen Plan. Fortan handelte es ſich nur noch darum, einen modus vivendi zu finden, d. h. vom Kaiſer bis zum nächſten Konzil für das evangeliſche Bekenntnis Toleranz zu erlangen unter ſolchen Bedingungen, die das proteſtantiſche Gewiſſen nicht verletzten. Die ſeither angebotene Konzeſſion blieb natürlich, es fragte ſich nur noch, an welchen Punkten man ſeine Forderungen etwa einſchränken könne.

Darüber wurde nun in einem Sechzehnerausſchuß von Fürſten und Theologen, zu dem von beiden Parteien gleichviele entſendet waren, dann in einem Sechſerausſchuß eifrig verhandelt. Melanchthon und Eck waren beidemal die Wortführer. Als Melanchthon ſich gegen Luther rühmte, er habe Eck dazu gebracht, die Rechtfertigung durch den Glauben zuzugeſtehen, antwortete Luther: „Hätteſt du ihn doch dazu gezwungen, daß er nicht lügt. Ihr ſucht umſonſt mit ihnen conditiones concordiae, während ſie auf die Gelegenheit warten, euch zu ſtürzen.“

Den Verhandlungen wurde die Konfeſſion zu Grunde gelegt und eine beträchtliche Uebereinſtimmung wirklich konſtatiert, nur nicht an den Punkten, um die von Anfang an geſtritten wurde.[191]) Evangeliſcherſeits hielt man nach kurzem Schwanken Melanchthons betreffend die Einzelmeſſen an allen ſeitherigen Forderungen feſt, altgläubigerſeits wollte man nur das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt mit päpſtlicher Genehmigung in Ausſicht ſtellen. Dagegen wurde nun auf evangeliſcher Seite, von Heſſen, Lüneburg und Nürnberg, die Zulaſſung der „biſchöflichen Jurisdiktion“ lebhaft bekämpft[192]) und ſchließlich auch etwas weitergehende Zu-

*) Einige Sykophanten haben ſich in eine [kaiſerliche] Löwenhaut gehüllt C. R. II, 252.

**) So ſind unſere Artikel an ihnen ſelbſt alle koncediert in der confutatio, allein ſind etliche viele calumniae daran gehängt.

geſtändniſſe des katholiſchen Teiles*) (denen aber auch weitgehende Beſchränkungen des evangeliſchen gegenüberſtanden**), nachdem man Luthers Rat eingeholt hatte, nicht angenommen.

Am 7. September verlangte der Kaiſer, nachdem der Papſt in die Berufung des Konziles gewilligt, daß die Proteſtanten bis zum Konzil die alte Lehre annehmen und die kirchliche Ordnung wieder herſtellen ſollten. Das wurde erwidert mit einer Erneuerung der Proteſtation[193]) auf Grund von Gottes Wort und Ordnung und unter Berufung auf die früheren Reichstagsabſchiede.

Auch ein letzter Unterhandlungsverſuch zwiſchen dem kaiſerlichen Rat Georg Truchſeß von Waldburg und dem badiſchen Kanzler Vehus einerſeits, Melanchthon und Brück andererſeits, blieb ohne Ergebnis. Nunmehr zog Melanchthon auch das frühere Zugeſtändnis der Jurisdiktion zurück, ſo lange die Biſchöfe nicht die evangeliſche Lehre gelten laſſen wollten. Dabei betonte er den Charakter derſelben als rein weltlichen Rechtes.[194]) Das war nötig, weil ja die „verglichenen Artikel“ immerfort als Baſis weiterer Verhandlungen benutzt wurden.

Am 22. September ließ der Kaiſer den Reichstagsbeſchluß verkündigen, daß bis zum 15. April 1531 den Proteſtierenden Bedenkzeit gewährt ſein ſolle über die verglichenen Artikel. In dieſer Zwiſchenzeit ſolle keine Neuerung vorgenommen, Niemand durch die Proteſtanten ſeinem alten Glauben entfremdet werden, auch ſollten die Unterzeichner der Konfeſſion mit den anderen Ständen wider die, ſo das heilige Sakrament nicht halten (die Zwinglianer ſind gemeint) und wider die Wiedertäufer gemeinſame Sache machen. Das Konzil will der Kaiſer in einem halben Jahre zu Stande zu bringen verſuchen.[195])

War alſo alle Liebesmühe Melanchthons verloren, der nichts unverſucht gelaſſen hatte, um durch Anbahnung einer Verſtändigung die drohende Reichsexekution gegen die evangeliſchen Gebiete hintanzuhalten? Thatſächlich hat ſie doch etwas gefruchtet, wenn auch

*) Abendmahl unter 1 und 2 Geſtalten bis zum Konzil, Zulaſſung verheirateter Prieſter durch den Kaiſer.

**) Privatmeſſen mit dem „Meßkanon“, d. h. dem Opferbegriff, kein Geiſtlicher ſoll ſich mehr verehelichen, die vorhandenen Klöſter ſollen erhalten werden.

anders, als er gewollt. Die Vermutung ist berechtigt, daß die bei den Verhandlungen von den Evangelischen bewiesene unbeugsame Zähigkeit dem Kaiser die Lust zur Gewalt benommen habe und jedenfalls die Verzögerung der Entscheidung herbeigeführt hat. Davon aber hing, wie der Fortgang zeigte, die Zukunft der Reformation ab. Ein Abbruch der Verhandlungen, wie Luther ihn riet, wie der Landgraf Philipp ihn verteidigte, konnte kein günstigeres Ergebnis bringen.

Die Unterzeichner der Konfession gaben darauf am 23. September schriftlich die Erwiderung ab, daß ihr Bekenntnis aus heiliger Schrift unwiderlegt sei, daß sie sich nicht von der heiligen christlichen Kirche getrennt hätten, Niemand zum Glauben nötigten, daß sie mit den Wiedertäufern und Sakramentierern nicht gemeinsame Sache gemacht hätten. Sie erbitten vom Kaiser Zustellung der Widerlegung ihres Glaubensbekenntnisses, damit sie darauf schriftlich antworten könnten. — Melanchthons Politik war definitiv gescheitert.

Während dieser ganzen Zeit, vom Tage der Uebergabe des Bekenntnisses an, hatte Melanchthon bei stark angegriffener Gesundheit unter einer Last von Mißtrauen auf beiden Seiten zu leiden, und die enorme Schreibseligkeit des Mannes, den seine Geistesklarheit dazu verführte, jede Stimmung des Augenblicks dem Papier anzuvertrauen, hat uns heute noch einen Teil der Denkmäler seiner Sorgen aufbewahrt. Nur Einer hat keinen Augenblick an ihm gezweifelt; Luther, der mit ihm prinzipiell nicht einverstanden war, der die Taktik Melanchthons verwarf, hat wohl Tadel genug über seinen Kleinmut, aber niemals hat er ihn des Verrates an der evangelischen Sache bezichtigt, wie er das von anderer Seite her hören mußte. Vielmehr tröstete er ihn: Zermartere Dich nicht über das Urteil derer, die sagen und schreiben, Du habest den Papisten zu viel nachgegeben.[196]) Er bezeugt ihm: ich weiß, daß ihr bei jenen Vertragsverhandlungen stets das Evangelium ausgenommen habt, aber ich fürchte [wenn sie nämlich zum Ziele kommen], daß sie uns hintennach der Perfidie nnd Unbeständigkeit bezichtigen, wenn wir nicht das halten was sie wollen. Sie werden nämlich unsere Konzessionen im weiten und weitesten Sinn verstehen, die ihrigen aber im

engen und engſten handhaben.[197]) Er macht nur entſchuldigend darauf aufmerkſam, daß die „Unſrigen“ die nähern Umſtände und Bedingungen, unter welchen den Biſchöfen die Jurisdiktion zurückgegeben werden ſollte, nicht richtig verſtanden hätten.[198])

Während man auf kaiſerlicher und päpſtlicher Seite ſeine Schlauheit, Verſchlagenheit, Hartnäckigkeit, Zähigkeit tadelte, nennen ſeine Glaubensgenoſſen das gleiche Verfahren Feigheit und Schwäche. So hebt ein Tadel den andern auf. Auf katholiſcher Seite hielt man ihn wegen ſeiner Ruhe, Gelaſſenheit, ſeiner verbindlichen Formen und ſiegreichen Dialektik für den gefährlichſten Gegner.[199])

Wenn die eigenen Glaubensgenoſſen und perſönlichen Freunde wie Baumgärtner aus Nürnberg[200]) ſchließlich behaupteten, daß auf dieſem Reichstag kein Menſch dem Evangelium mehr Schaden gethan habe wie Philippus, ſo kommt das daher, daß Baumgärtner den Zuſammenhang von Melanchthons kirchenpolitiſchen Ideen nicht verſtand. Derſelbe Baumgärtner bezeugt aber mit ſeiner Behauptung, Melanchthon ſei in ſolche Vermeſſenheit geraten und habe niemand hören wollen, ſondern mit Fluchen und Schelten jedermann erſchreckt und mit ſeiner Autorität gedämpft, unwillkürlich wie ernſt es Melanchthon mit der Verteidiung ſeiner wohlerwogenen Ueberzeugung war. Mit Bekümmernis ſah Camerarius, der, ſo ſcheint es, damals noch nicht in des Freundes Pläne eingeweiht war, wie noch mehr als lauter Tadel ſich verhaltener Zorn gegen ihn richtete.[201]) Während Melanchthon mit voller Wahrheit Luther gegenüber ſich darauf berufen konnte, daß er in keinem Punkte der evangeliſchen Wahrheit etwas vergeben habe, thut er allerdings ſeinen proteſtantiſchen Gegnern genau ebenſo Unrecht, wenn er von ihnen behauptet, es käme ihnen nur auf weltliche Dinge an, ſie wollten den Biſchöfen ihre Gewalt nicht mehr zurückgeben.[202]) Für Philipp von Heſſen, der ſeinen Geſandten die Inſtruktion gab, „greift dem vernünftigen, weltweiſen, verjagten*) (ich darf nicht mehr ſagen) Philippo in die Würfel“ (29. Auguſt), und für die Nürnberger war ebenſo wie für Luther

*) Ich weiß nicht mit welchem Recht man ſeit Schmidt, Melanchthon S. 232 hier conjiciert hat „verzagten“. Verzagtheit pflegt doch nicht die Eigenſchaft eines verwegenen Spielers zu ſein! Das iſt hier gemeint. Philipp, ein paſſionierter Jäger, denkt an einen zu weit gelaufenen Hund.

die ſeitherige Herrſchaft der Biſchöfe nur ein Teil des papiſtiſchen Syſtems, das man nur ganz oder gar nicht abſchaffen konnte.

Sie vermochten ſich nicht in die ſcharfſinnigen und ideal motivierten Gedanken Melanchthons, die ihrer Zeit weit voraus waren und darum unpraktiſch, hinein zu denken, was Luther fertig brachte ohne ſie zu teilen. Der nächſte Verlauf der Dinge hat darum ihnen Recht gegeben, der fernere Melanchthon. Die Kirche als Lehr- und Kultusanſtalt mit einem immer genauer formulierten Bekenntnis und einem regierenden Klerus an der Spitze, der eine möglichſte Unabhängigkeit vom Staat erſtrebt und ökumeniſche Aſpirationen hat, das iſt doch zweifellos das lutheriſche Ideal geworden. Es ſtammt von Melanchthon. Die in aller Kürze doch erſchöpfende Darſtellung der einzelnen Gedanken Melanchthons bei dieſer ganzen Verhandlung enthält ein Brief an den Johann Silberborner,[203]) der noch im Jahre 1530 veröffentlicht worden iſt: Wir überreichten das Glaubensbekenntnis aufs maßvollſte gehalten, um nicht den Anſchein zu wecken, als wollten wir nichts von Friedensverhandlungen wiſſen. Nur eins verlangten wir, daß man nicht gegen unſere Kirchen mit Gewalt vorginge wegen der von uns vorgetragenen Lehre, da es ſelbſtredend ſchien (res loquatur ipsa), daß wir kein Dogma, das dem Evangelium oder der katholiſchen Kirche zuwider war, verteidigten, vielmehr in vielen Punkten die zuvor durch heidniſche Meinungen verdunkelte chriſtliche Lehre erſt ins Licht gebracht hatten, ſo in der Lehre von der Glaubensgerechtigkeit, der Buße, dem Brauch der Sakramente, dem Anſehen menſchlicher Traditionen. Wenn wir das von den Gegnern erlangen konnten, waren wir bereit, ihnen in ausgiebiger Weiſe alles zuzugeſtehen, was zur Wiederbefeſtigung der biſchöflichen Würde erforderlich ſei. Denn niemals ging unſere Abſicht darauf, daß die Kirchenverfaſſung (politia ecclesiastica) aufgelöſt würde, wenn nur die Päpſte das Evangelium nicht verdammten. Wir zeigten uns auch bereit, von den kirchlichen Riten alle diejenigen, die als ἀδιάφορα gelten können (erlaubte Gebräuche), mit ihnen gemeinſam beizubehalten. Ja wir weigerten uns keiner Beſchwerung, die wir ohne Gewiſſensvorwurf hätten auf uns nehmen können. Aber auch durch dieſe gewiß billigen Bedingungen konnten wir die Gegner nicht verſöhnen,

die ganz nach ihrer Weiſe immer nur verlangten, wir ſollten unſer Bekenntnis aufgeben. Das haben wir verweigert.

Der eigentliche Gegner, den Melanchthon damals bekämpfte, war der Bucerismus[204]), d. h. die Vermiſchung von Politik und Religion einſchließlich der Bereitſchaft, für das Evangelium das Schwert zu ziehen, den er bei Heſſen und Straßburg fand. Er widerſtrebte ihm wahrlich nicht aus Furcht, ſondern aus rein religiöſen Gründen. Für das Evangelium ſoll man leiden, nicht fechten.[205]) Als Hauptrepräſentanten dieſer Richtung fürchtete er den „Macedonier" Philipp von Heſſen.*) Bucer ſelbſt konnte in den erſten Monaten ſeiner Anweſenheit eine perſönliche Zuſammenkunft mit Melanchthon nicht erreichen. Dieſer, überzeugt, daß die abweichende Abendmahlslehre ein wirklicher Abfall von der alten Kirche ſei und andere falſche Lehre nach ſich ziehe, glaubte darum ſeine ſächſiſche Sache von der der Oberländer geſchieden. Er wollte nicht den Ausgleich durch Bündnis mit dieſen notoriſchen Abendmahlsketzern (Sakramentierern) gefährden.[206b]) Darum ſcheute er jede Berührung mit ihm und würde auch nur vor Zeugen mit ihm verkehrt haben. Das ließ er ihm durch Brenz ſagen. Dazu kam perſönliches Mißtrauen gegen den gewandten Plauderer, den man in Verdacht hatte, er rede jedem nach dem Munde und behaupte hintennach, man ſei ſeiner Meinung beigetreten. Erſt gegen Ende Auguſt geſtattete er Bucer ihm ſeine Abendmahlsanſicht vorzutragen, die er zu ſeinem und zu Luthers Gebrauch unter Bucers Billigung formulierte.[206]) Derweil erlangte Bucer von den ſächſiſchen Räten Empfehlungen an Luther, zu dem nach Koburg er von Augsburg aus ohne Melanchthons Vorwiſſen ritt, wo er für ſeine Anſicht vom Abendmahl zwar nicht Luthers Zuſtimmung, aber doch ein freundliches Vorurteil erweckte. Melanchthon blieb bei ſeiner Ablehnung aller Vermiſchung der Religionsſache mit der Politik. Erſt von dem Proteſt der Augsburgiſchen Bekenner am 23. September datiert eine Wendung. In der Antwort, die Kanzler Brück auf

*) Der Name hat wie alles bei Melanchthon ſeine beſtimmte Bedeutung. Es iſt Philipp von Macedonien, der die Gelegenheit des heiligen Krieges in Griechenland benutzt, um ſeine Macht zu vergrößern. Chronicon Carionis C. R. XII, 825 ff.

die kaiſerliche Propoſition gab, wurde bezüglich der Sakramentierer bemerkt, es ſei zu erhoffen, daß ſie ſich mit gemeiner chriſtlicher Kirche in der Abendmahlslehre vergleichen würden. Es ſcheint, daß die politiſche Gefahr, die alle Proteſtierenden zuſammenführen mußte, der von Bucer ſeit ſeinem Beſuch bei Luther unermüdlich in Süddeutſchland und der Schweiz betriebenen Einigung in der Abendmahlslehre günſtig war.[207]) Melanchthon gab ſeine ablehnende Haltung auf, aber erſt die Entwickelung ſeiner eigenen theologiſchen Anſicht, die ihn mit Bucer zuſammenführte, machte ihn ſpäter zum Vertreter der vermittelnden Abendmahlslehre, die mit Luthers Annahme der leiblichen Gegenwart Chriſti doch die ſymboliſche Auffaſſung der Einſetzungsworte verband. Die ſo viel größere Sprödigkeit gegen Bucer wie bei Luther erklärt ſich nicht aus einer Unſicherheit in ſeiner Ueberzeugung, ſondern aus dogmatiſcher Ueberzeugung und politiſcher Taktik. So iſt der ſchmalkaldiſche Bund, der nur auf Grund der Lehrübereinſtimmung geſchloſſen werden konnte, jedenfalls nicht ſeiner Mitwirkung irgendwie zu danken. Und nur dies „buceriſche“ Bündnis hat die deutſche Reformation erhalten.

Melanchthons unleugbaren Fehler bei den Augsburger Unterhandlungen dürfte man am richtigſten darin finden, daß er, der erklärte, wenn auch niemals allein bevollmächtigte und an die Zuſtimmung ſeines Fürſten und Kanzlers gebundene Wortführer der Proteſtanten, von einem kirchenpolitiſchen Syſtem ausging, das man eine Art von Altkatholicismus nennen könnte, wenn es nicht die göttliche Einſetzung der Hierarchie verneinte und das von ſeinen Bekenntnisgenoſſen nicht geteilt, das außer von Luther auch von keinem begriffen wurde. Daß er gar nicht heraus konnte aus ſeiner geiſtigen Organiſation, daß es ihm unmöglich war, auf die Künſte ſeines unermüdlichen Scharfſinnes in der ſtets feineren Formulierung der Differenzen zu verzichten, auf ſeine „Ulyſſeiſche Philoſophie“,[207b] darin beſtand für ihn das Verhängnis einer Lage, die, man geſtatte den Ausdruck, als Unterhändler keinen Niebuhr, ſondern einen Bismarck verlangte. Luther hat höchſt treffend einmal Melanchthons Diplomatenſchlauheit (calliditas) kraftlos, mattherzig (insulsa) genannt. Melanchthon hatte die pſychologiſche Feinheit eines guten Pädagogen, nicht die durch-

dringende Menſchenkenntnis eines Staatsmannes. Er wollte ein ſolcher ſein und war doch nur ein kirchlicher Staatsanwalt. Dazu aber kam noch ſeine von ihm ſelber notierte allzugroße Neigung, den Mächtigen der Erde zu Gefallen zu ſein, ſein ingenium servile, d. h. ſeine Untertanennatur, die ihn, der niemals um Fürſtengunſt ſich bewarb, doch ſtets bereit fand, ihnen bis an die Grenze ſeiner Fähigkeiten zu dienen, und ſeine kindliche Verehrung vor der Majeſtät des römiſchen Kaiſers. Beides machte ihm den ſchweizeriſchen Republikanismus, den er ſich in Deutſchland ausbreiten ſah, tief zuwider.[208]) Es ließ ihn immer wieder die größte Hoffnung auf Karl V. ſetzen. Man möchte meinen, er habe gedacht, wenn er nur einmal einen Tag mit dem Kaiſer zuſammen die Welt regieren könnte, ſo würde der religiöſe Friede hergeſtellt ſein. Dabei verkannte er den tiefſten Grund des ganzen religiöſen Streites. Und doch ſollte er nun der Bewegung, die er nicht geſchaffen, aber die er in konſervativen Bahnen gehalten hatte, den klaſſiſchen weltgeſchichtlichen Ausdruck verleihen, in der Apologie des augsburgiſchen Bekenntniſſes.

Die Antwort, die der Kanzler Brück am 22. September auf den kaiſerlichen Reichstagsabſchiedsvorſchlag im Auftrag der proteſtierenden Stände mündlich gab, ſchloß mit dem Erſuchen an den Kaiſer, eine lateiniſche Apologie des Bekenntniſſes, die zur Entkräftung der Konfutation von Melanchthon (nach dem was man beim mündlichen Vortrage derſelben aufgefaßt hatte) verfaßt worden war, anzunehmen. Es wurde abgeſchlagen, und ſo erhielt Melanchthon Zeit, dieſen Entwurf weiter auszuarbeiten.[209])

Sie iſt das größte und bleibendſte von Melanchthons religiöſen Werken. Was ſie zu dem Bekenntniſſe hinzubringt, iſt die religiöſe Rechtfertigung der in der Konfeſſion im Umriſſe gezeichneten evangeliſchen Weltanſchauung. So reiht ſie ſich den größten religiöſen Quellenſchriften der Geſchichte unſeres Geſchlechtes an.

Nur eine Würdigung dieſes Werkes, nicht eine Beſchreibung deſſelben iſt hier am Platze.[210])

Seine Anlage iſt vorgezeichnet durch die Reihenfolge der Artikel des Bekenntniſſes. Von dieſen 28 ſind hier aber nur aufs Neue behandelt 22 in ſehr verſchiedener Ausführlichkeit.

Darum geht der Schrift die ſyſtematiſche Ordnung ab, zu welcher es auch Melanchthon durchaus an der eigentlichen ſchöpferiſchen Begabung fehlte. Er war ebenſo wenig wie Luther ein ſyſtematiſcher Denker, wenn auch in viel höherem Grade wie dieſer ein reflektierender. Um ſo friſcher treten in der Darſtellung die eigentlichen religiöſen Motive hervor. Die Schrift iſt eben ein Glaubensbekenntnis, ihr Stil oft rhetoriſch gehoben, ſchwungvoll, immer klar und beſtimmt, ſehr wortreich in der Wiederholung ſtets der gleichen Gedanken, in der Polemik nur hier und da von verletzender Schärfe.

Als Ergebnis der gründlichen mehrmonatlichen Auseinanderſetzung Melanchthons mit den Vertretern des mittelalterlichen Kirchentums iſt die Apologie die Verteidigung der religiöſen Weltanſchauung des deutſchen Proteſtantismus gegen die religiöſe Praxis der mittelalterlichen Kirche. Auch nur den Entwurf einer Dogmatik dürfte man ſie nicht nennen. Die mittelalterliche Kirche beſaß ja noch gar kein Dogma, das vielmehr erſt infolge der Reformation mit den Beſchlüſſen des Koncils von Trient gegeben iſt. Der Kampf dreht ſich vielmehr um das religiöſe, kirchliche und ſittliche Leben in allen Beziehungen und auf allen Gebieten. Aber wie es im Kampfe zu gehen pflegt: das gegneriſche Syſtem wird nicht in ſeinem eigentlichen Prinzip erfaßt. Dieſes Syſtem iſt, wie geſagt, die geſamte kirchliche Praxis des Mittelalters, während Melanchthon von der alten Kirche, mit der er ſich eins weiß, mit dem größten Reſpekt redet. Dieſe Praxis gipfelt in der Meſſe und im Mönchtum. In der Meſſe d. h. der Verwandlung des Sakraments, in dem man Vergebung der Sünden empfängt, in ein Verſöhnungsopfer, mit dem man dieſe Vergebung erwirbt, zeigt ſich die falſche Religion der mittelalterlichen Kirche, das Phariſäertum, das durch Werke das Heil verdienen will und darum keinen gnädigen Gott hat, keine wirkliche Heilsgewißheit, keinen Troſt des Gewiſſens, alſo auch keine rechte Vorſtellung von Gott und Chriſto, ſondern nur einen unklaren Nebel von einander aufhebenden Begriffen: Gnade neben Verdienſt, natürliche Fähigkeit zum Guten und übernatürlich eingegoſſener Zuſtand, Chriſtus der Verſöhner von Gottes Zorn und doch keine Verſöhnung, die den Menſchen ohne weiteres zuteil würde.

In der Meſſe iſt Chriſti Vermächtnis verwandelt in einen gewinnbringenden Handel mit der Opferung Chriſti. Im Mönchtum tritt die mit dieſer religiöſen Anſicht zuſammenhängende falſche ſittliche Tendenz auf. Entgegen ſeinem urſprünglichen Sinn (Ausübung beſonderer Tugendgaben des asketiſchen Lebens zur Schulung Anderer in der Frömmigkeit) iſt es nun unter der Maske der chriſtlichen Vollkommenheit nichts wie ein faules Wohlleben und Selbſtbetrug geworden. Das Mönchtum iſt ſo der Weg, um ſich aller bürgerlichen und menſchlichen Verpflichtungen zu entſchlagen. Die Erörterungen hierüber umfaſſen etwa $^1/_6$ des Ganzen. Dabei fällt es aber dem Verteidiger, der nun zum Angreifer geworden, nicht ein, dieſe Inſtitute in ihrer geſchichtlich reineren Form und relativen Berechtigung zu betrachten. Er benutzt ihre gegenwärtige ausgeartete Geſtalt, um dagegen die Lauterkeit und den Adel der bereits im Bekenntniſſe als eigentlich kirchlich erwieſenen Lehre zu zeigen. Um die eigentlichen Zuſammenhänge der katholiſchen Weltanſchauung bekümmert er ſich nicht, liefert vielmehr nur eine Theorie der neuen evangeliſchen Religionsübung auf Grund ihrer Prinzipien, die ihm durchaus als die urchriſtlichen erſcheinen. Der Schriftbeweis hierfür wird vorwiegend dem Paulinismus entnommen. So erhalten wir den Entwurf einer religiös praktiſchen Weltanſicht (nicht einer dogmatiſch philoſophiſchen, die erſt die ſpätere lutheriſche Theologie auf dieſe Vorausſetzungen gründete). Dabei hat er nicht die Aufgabe, die objektiven Vorausſetzungen der chriſtlichen Religion, Gott und Gottes Offenbarung, den Gang der Heilsgeſchichte u. dergl. zu erörtern. Auch eine ausführliche Lehre vom Leben und Werk Chriſti finden wir ſo wenig wie in den loci, die Apologie ſchweigt auch beinahe gänzlich über die chriſtliche Zukunftshoffnung, die in dem mittelalterlichen Syſtem einen ſo weiten Raum einnimmt. Den Mittelpunkt der Darſtellung nimmt, ganz andres wie in der Konfeſſion, der Artikel von der Rechtfertigung durch den Glauben ein. Er war dort möglichſt kurz behandelt worden zu Gunſten der ausführlicheren Bekämpfung der Mißbräuche. Hier mußte er als der eigentliche Inbegriff der Religion im Chriſtentum erſcheinen. Das was der evangeliſche Chriſt der katholiſchen Berufung auf die ſeligmachende Kirche entgegenhält, iſt die im

Glauben ergriffene tröſtliche Gewißheit der Sündenvergebung um Chriſti willen, darin der Friede mit Gott und ein neues Leben in guten Werken der Liebe begründet iſt. Der Glaube iſt dergeſtalt das Prinzip eines neuen Lebens, das in Furcht und Vertrauen zu Gott, in liebevoller Berufserfüllung an den Menſchen verläuft. Damit aber ſollte die mittelalterliche ſittliche Lebensanſchauung aus den Angeln gehoben werden (mit ihrer Trennung von Kirche und Welt, Heiligem und Profanem, diesſeitigem und jenſeitigem Leben). Die evangeliſche Lehre ſoll ſich erweiſen als die Quelle einer beſſeren Sittlichkeit, die im Einklang iſt mit der ewigen Weltordnung Gottes.

Der ſeitherigen Auffaſſung von der göttlichen Offenbarung, die darin beſtand, daß Gott ſucceſſiv eine Reihenfolge von Lehren und Geſetzen emanieren ließ, die für die Menſchen verpflichtend waren, bis Chriſtus als der höchſte Geſetzgeber alles zuſammenfaßte, die Auslegung aber der Kirche überließ, nachdem er in ſeinem Heilandsleben ſich das Recht zu dieſer Führerſchaft der Menſchheit erworben hatte, ſtellte Melanchthon nun die bereits bekannte Lehre von Geſetz und Evangelium gegenüber. Es ſind das die zwei Wege, auf denen Gott die Menſchheit geführt hat, um zugleich das eigentliche Ideal, das unerreichbar iſt aus eigner Kraft, und die Gnade zu zeigen, die in dem verheißenen und in dem gekommenen Erlöſer beſteht, kraft deren dann auch im heiligen Geiſt ein heiliges Leben im Sinne des Ideals begonnen wird.

Das Alles trifft zuſammen in der Anſchauung vom rechtfertigenden Glauben. Er iſt (um es im Sinne der Apologie, aber nicht in ihren Worten auszudrücken, die eben damit erläutert werden ſollen) die Herſtellung einer neuen religiöſen Verbindung mit Gott auf Grund der Wohlthat Chriſti durch das perſönliche Zutrauen zu Gottes Verheißung, daß mir meine Sünden vergeben ſind, in welcher religiöſen Verbindung nun auch der Grund gelegt iſt zu einem neuen ſittlichen Verhalten. Mit dieſer Auffaſſung vom Glauben als der Wurzel des neuen Lebens berichtigt Melanchthon die Fehler der mittelalterlichen Kirche: Scholaſtik, Phariſäismus und Antichriſtentum. Die Scholaſtik hat die Religion verraten an die Philoſophie. Sie weiſt den Menſchen an ſeine eignen Kräfte, ſeine natürliche Güte und an die Vernunft.

Vernunft, Eigenwille und ſelbſtherrliche Sittlichkeit traten an die Stelle der von Gott verlangten religiös ſittlichen Gerechtigkeit, die nur aus dem Glauben kommt. Der Glaube hat ſeine Geſchichte ſchon vor Chriſto gehabt, denn alle Väter ſind ſelig geworden nur durch den Glauben an die Verheißung. Auch die Vernunft hat ihr Recht, aber nur in natürlichen Dingen. Sie folgt einem von Gott eingepflanzten Triebe, aber ſie iſt außer Stand Göttliches zu erfaſſen. Der Phäriſäismus beſteht in der heuchleriſchen Meinung man könne Gottes Gnade verdienen mit Werken, und das Antichriſtentum ſetzt an die Stelle der ausdrücklich von Gott gewollten und eingeſetzten Kulte die falſche Gottesverehrung. Sein Gipfel iſt der Mahometismus, zum Teil wenigſtens iſt auch das Papſttum Antichriſtentum.

Damit iſt die religiöſe Vorausſetzung der mittelalterlichen Kirche, daß ihr Gottesdienſt und ihre Hierarchie göttlicher Einſetzung ſeien, entwurzelt. Sie ſtammen vielmehr aus Erfindung ſpäterer Jahrhunderte. (Die von der Aufklärung ſpäter bis zum äußerſten Peſſimismus getriebene Anſchauung von der Einführung des Prieſtertums durch Lug und Trug hat hier ihr Vorſpiel.) Damit aber iſt keineswegs die Kirche geleugnet. Die Kirche iſt vielmehr die wichtigſte Größe innerhalb der irdiſchen Welt, an die der Chriſt glaubt.

Aber ſie wird nicht in einer einfachen Anſchauung begriffen, ſondern nur durch einen Schluß von Sichtbarem auf Unſichtbares. Wo die ſichtbaren und lautbaren „Zeichen", Wort Gottes und Sakramente, nach Chriſti Einſetzung verwaltet werden, da kann man ſchließen, daß die Kirche vorhanden iſt, die eigentlich dieſen Namen verdient. Sie iſt etwas anderes wie das Reich des Papſtes, ſie iſt keine Gemeinſchaft äußerer Riten und Ordnungen, keine Beamtenſchaft. Zwar nennt man Kirche auch die äußere Geſellſchaft aller derer, die eine Lehre führen, aber das iſt doch nur ſo zu ſagen die Kirche, es iſt in Wahrheit nur die äußere Hülle, hinter der ſich „die Kirche" verbirgt, die eigentlich das Reich Chriſti iſt. Mit dieſem Wort bezeichnet Melanchthon ebenſo wie Luther die ihm deutlich aufgegangene neue Erkenntnis einer ebenſo wirklichen wie dem irdiſchen Auge unſichtbaren Geiſteswelt, einer Welt von nur geiſtigen und ſittlichen Gütern und Werten,

die Gemeinſchaft an den wahrhaft überirdiſchen Dingen, in der der wahrhaft geiſtliche Menſch ſeinen Stand hat. Melanchthon hat dieſen Gedanken vom Reich Chriſti feſtgehalten und damit regelmäßig den eigentlichen Sinn des Begriffes Kirche erklärt. Im übrigen aber iſt für den gewöhnlichen Sprachgebrauch ihm Kirche die Gemeinſchaft der reinen Lehre und der Sakramente, die einer amtlichen Ordnung, einer Verfaſſung (politia) nicht entraten kann.

Die abendländiſche Kirche wird hiermit zurückgeführt auf die einzige Aufgabe, die Völker zu lehren und geiſtig zu leiten mit Wort und Sakrament, an Stelle der äußeren Weltherrſchaft, die ſie beanſprucht haben. Dabei wird die mittelalterliche Auffaſſung von den beiden Gewalten, geiſtlicher und weltlicher, feſtgehalten, nur vollkommen anders interpretiert. Die geiſtliche Gewalt, die eigentlich die Gewalt Gottes iſt, wirkt nur durch Wort und Sakrament, durch die allein der heilige Geiſt kommt. Die irdiſche Geſchichte dieſes „Reiches Chriſti“ iſt keineswegs eine Siegesgeſchichte. Die Chriſten, die ihm angehören, haben dafür viel Trübſal, Aengſte und Anfechtungen des Teufels zu beſtehen. Sie führen die Kriege Gottes und Chriſti gegen den Teufel. Aber in dieſem Kampf liegt die Verheißung der Herrlichkeit. Das Kreuz, mit dem alle Chriſten beladen werden, als heilſame Prüfung getragen, bereitet auf das Jenſeits vor.

Eine andere Ordnung als die äußere Verfaſſung der Kirche wird nicht angetaſtet. Papſttum und Biſchoftum müſſen ſich allerdings reformieren laſſen bis auf den Grund, dagegen bleibt das abendländiſche römiſche Reich beſtehen. Zwar reichen die Gedanken Melanchthons darüber hinaus zu den griechiſchen Chriſten (an anderer Stelle denen in Indien), aber es iſt kein Bedürfnis mit ihnen in Verbindung zu treten. Sie alle gehören zur Kirche, ſofern ſie Wort und Sakrament bewahren.

Die wichtigſte Konſequenz dieſes Glaubens iſt die völlig veränderte Stellung des Chriſten zu den Dingen dieſes irdiſchen Lebens, zu dem bürgerlichen, ſtaatlichen und häuslichen Berufs- und Pflichtenkreis.

Während die mittelalterliche Ethik dem Leben in der „Welt“, gegenüber, die das geſamte nichtkirchliche Weſen umfaßt, als das

höhere Leben das der Andacht aufstellte und der Contemplation und als die heiligen Stände den Priesterstand und das allein vollkommene christliche Leben, das Mönchtum, wurde nun gezeigt, daß beides, natürlich sittliches und christliches Leben in gar keinem Widerspruch mit einander stehen, sondern daß vielmehr der einzige Ort, an dem der Glaube sich sittlich bewähren kann, das irdische Berufsleben ist, und daß diese Bewährung einfach darin besteht, daß man, was man irdischer Weise zu thun hat, als aus Gottes Auftrag, in Gottes Dienst*) und an Gottes Statt thut. Diese Pflicht haben besonders alle Obrigkeiten. Also ist man nur dann ein Christ, wenn man seinen Beruf in Gottes Namen erfüllt. Der Sozialismus der Wiedertäufer, der die bestehende staatliche und monarchische Ordnung aufhebt, wird als Irrlehre abgelehnt. Das ganze Staatsleben wird hiermit auf religiösen Grund gestellt und die (konservative) Doktrin, die eine göttliche Einsetzung bestimmter Staatsformen annimmt, findet hier ihre Rechtfertigung.

Damit ist in die Kulturarbeit überhaupt, wie hier am Schlusse gesagt werden darf, ein neues Motiv hineingebracht. Während seither die ganze vita activa nur eine Beziehung auf das Diesseits hatte, erhält sie nun eine religiöse Weihe. Der Himmel, für den man zu wirken hat, rückt zum Teil auf die Erde herab: er ist das Reich Christi. Diese Konsequenz ist noch nicht ausgesprochen, aber sie macht sich sichtbar in dem Hochgefühl des Apologeten darüber, daß bei den Evangelischen der wahre Gottesdienst ist, die am besten besuchten Kirchen, die vernünftigen Kultusordnungen, und im Hochgefühl des Patrioten, der es bezeugt, daß der Kaiser keine treueren Unterthanen als die evangelischen Prediger hat.

Als Stilprobe stehe hier der Schluß der Vorrede,[211]) die die Tendenz des Ganzen zusammenfaßt. „Ich habe die höchsten Gründe der Gegner zusammengefaßt, daß bei allen Nationen ein klares Zeugnis vor Augen sei und ewig stehen bleibe, daß wir göttlich und recht vom Evangelio Christi gelehrt haben; wir haben wahrlich nicht Lust oder Freude an Uneinigkeit, auch sind wir nicht so gleichgiltig, daß wir unsre eigene Gefahr nicht bedächten.

*) In Gottes Dienst d. h. in Erfüllung von Gottes Gebot. Der einzige cultus (Gottesdienst) ist nach Mel. der Glaube und seine Uebung.

Denn wir ſehen und merken, wie groß und bitter der Haß iſt, in dem unſere Gegner alle wieder uns entbrannt ſind. Aber wir können nicht laſſen von der hellichten Wahrheit und dem was der Kirche Not thut. Darum ſind wir entſchloſſen auch Not und Gefahr um der Ehre Chriſti und des wahren Wohles der Kirche willen zu tragen und glauben feſt, daß Gott dabei auf unſrer Seite ſein wird, hoffen auch, daß die Nachwelt ein günſtiges Urteil über uns fällen wird. Denn das kann Niemand leugnen, daß viele Hauptpunkte der chriſtlichen Lehre, auf die es in der Kirche vornehmlich ankommt, erſt von den Unſeren ans Licht gebracht und dargeſtellt worden ſind, die vordem bei Mönchen, Kanoniſten und Sophiſten unter ganz gefährlichen Lehrmeinungen begraben lagen; wovon hier nicht weiter zu reden. Wir haben dagegen öffentliche Zeugniſſe vieler angeſehener Leute, die Gott lauten Dank ſagen für die große Wohlthat, nun über viele der für die Seligkeit wichtigſten Lehren beſſeren Bericht zu haben, als ſie jemals bei unſern Gegnern finden konnten.

Drum befehlen wir unſere Sache Chriſto, der kommen wird um dieſen Streit zu ſchlichten und bitten ihn, daß er im Blick auf den traurigen Zuſtand der zertrennten Kirche eine größere Wiedervereinigung gebe, die Gott gemäß und von großer Dauer iſt."

In dieſer Zuſammenfaſſung hat der beſte Stiliſt der Zeit nächſt Erasmus die Summe der Gedanken, die vor zehn Jahren Luther zuerſt ausſprach, ihrer weltgeſchichtlichen Wirkſamkeit entgegengeführt, die nun erſt beginnt. Auch Luther iſt davon beeinflußt worden. Die Apologie iſt das ſchönſte Denkmal der eigentlichen Frühlingszeit der deutſchen Reformation, und darum durch eine gerechte geſchichtliche Fügung mit der Konfeſſion unter die Bekenntniſſe der evangeliſchen Kirchen gekommen.

Die Abfaſſung der Apologie beſchäftigte Melanchthon von ſeiner Abreiſe aus Augsburg am 20. Oktober ununterbrochen. „Sie wuchs ihm dabei unter den Händen." Zunächſt veranlaßte er im November eine durch das Umlaufen unechter Drucke notwendige Ausgabe der Augsburgiſchen Konfeſſion, die verloren iſt. Der Druck der Apologie wurde auch dadurch verzögert, daß er ſchon gedruckte Bogen umdrucken ließ. Ende April 1531 erſt iſt ſie

erſchienen zuſammen mit einer zweiten Ausgabe der Konfeſſion, in lateiniſcher und deutſcher Sprache.

Während der erſte für den Reichstag beſtimmte Entwurf der Apologie lateiniſch und deutſch von Melanchthon geſchrieben wurde, hat er das jetzt ſo genannte Werk nur lateiniſch abgefaßt. Die deutſche Ueberſetzung, die teilweiſe ſehr frei iſt, aber wertvoll, weil ſie gewiſſermaßen eine Abſpiegelung der Gedanken Melanchthons in einem volkstümlicher empfindenden Geiſte iſt, rührt von Juſtus Jonas her. Schon im Juli war eine neue Auflage nötig.

Der von der Majorität der Stände gebilligte Reichstagsabſchied wurde am 19. November in der letzten Reichstagsſitzung verkündigt. Das Kammergericht wurde verpflichtet, wenn Klage gegen Zuwiderhandelnde einlief, einzuſchreiten; Luther ließ ſich jetzt vom Rechte der Notwehr auch gegen den Kaiſer überzeugen.[212]) Ende Dezember 1530 wurde zu Schmalkalden auf 6 Jahr der Schutz- und Trutzbund zunächſt zwiſchen Kurſachſen, Heſſen, Lüneburg, Anhalt, Mansfeld, Magdeburg, Bremen geſchloſſen, dem im Februar 1531 auch Straßburg, Ulm, Conſtanz und andere oberländiſche Städte ſowie Lübeck beitraten: der Schmalkaldiſche Bund, deſſen immer wachſende Macht in den nächſten anderthalb Jahrzehnten den Kaiſer zwang, Frieden zu halten. Er hat den deutſchen Proteſtantismus gerettet.

VI.

Die Apologie erſcheint uns, wenn wir aus der geſchichtlichen Vogelperſpektive Melanchthons Schickſal überblicken, als der Höhepunkt ſeines Lebens. Der Begründer der neuen proteſtantiſchen Univerſitätsbildung iſt der Wortführer der lutheriſchen Reformation, ihr diplomatiſcher Anwalt geworden, in erſter Eigenſchaft von allen unbedingt anerkannt. Das iſt er geblieben und mehr iſt er auch in den nun folgenden unſäglich mühevollen und arbeitsreichen dreißig Jahren nicht geworden, in denen der frühreiſe Mann zum lebensmüden Greis herabwelkte, ohne aber im Geringſten an der Kraft und Feinheit des Geiſtes einzubüßen.

Aber auch das Schickſal hat ſich an ihm immer wiederholt, daß er Recht behält, wo es ſich um Fragen der Lehre und ſchließlich

auch der Verfassung handelt, und daß er Unrecht behält und dafür leiden muß auf dem Gebiet der kirchlichen Diplomatie.

Die anderthalb Jahrzehnte von der Apologie bis zum letzten Regensburger Religionsgespräch 1546 sind die des unausgesetzten Fortschreitens der deutschen Reformation, die religiös und dogmatisch bedingt ist durch die Einigung des gesamten deutschen Protestantismus nach Zwinglis Tod um die Augsburgische Konfession, politisch durch die Machterweiterung des Schmalkaldischen Bundes.

Die von Bucer betriebene, von Melanchthon formulierte Wittenberger Konkordie bedeutet das Uebergewicht des Melanchthonischen Geistes innerhalb der lutherischen Reformation. Die Erweiterung seines Lehrbegriffes an diesem Punkt wie an den beiden anderen der Anerkennung der Willensfreiheit und der Notwendigkeit guter Werke wie der Beseitigung der Prädestiation beruht nicht auf einer Erweichung desselben, sondern nur auf der schärferen Formulierung der einzelnen Begriffe, die immer weniger Raum für Gebilde einer mystischen Anschauung ließ, und sie geht Hand in Hand mit einer um so härteren Abschließung gegen andere „Ketzereien": Antitrinitarier, Wiedertäufer, Schwenkfelder, die er unbedenklich teilweise auch mit dem Schwert bekämpfte. Denn keine andere Aufgabe hat die gereinigte Wittenberger „Kirche" als den Konsensus mit der alten echten Lehre der gesamten katholischen Kirche zu behaupten. So bezeugen es mit Hochgefühl die von ihm geschriebenen Statuten der theologischen Fakultät zu Wittenberg. Aus seiner persönlichen Stellung zu der Augsburgischen Konfession als der sächsischen, deren berufener Wächter er und seine Kollegen waren, folgerte Melanchthon, der unermüdlich in neuen Auflagen alle seine Schriften feilende Stilist, das Recht, den Text dieses Buches, als ob es noch sein eigenes wäre, nun entsprechend der Klärung seiner Begriffe zu ändern. Niemand nahm daran Anstoß.

So wie früher in Preußen und Hessen ist Melanchthon Ratgeber bei der Einführung der Reformation auch in Würtemberg, im Herzoglichen Sachsen, im Kurfürstentum Brandenburg gewesen. Am deutlichsten zeigt sich sein Einfluß bei der der Reformation folgenden Universitätsreform nach Wittenberger Muster (1536) in Tübingen, Frankfurt a. O., Leipzig, Rostock, Heidelberg.

Recht eigentlich eine Schöpfung bucerisch-melanchthonischen Geistes sollte die gescheiterte Reformation des Erzstiftes Köln werden (1543), an die sich die Hoffnung der Protestantisierung des ganzen Niederrheins knüpfte.

Der Wunsch, die Einführung der Reformation in Frankreich und in England diplomatisch einzuleiten, wurde ihm zu seinem großen Leidwesen versagt. Dagegen durfte er auf keinem der protestantischen Konvente von Theologen und Staatsmännern fehlen, in Frankfurt, Torgau, Schmalkalden (1536), in Braunschweig, Berlin (1538, 1539), in Frankfurt, Arnstadt (1539), Schmalkalden (1540), Speier (1544) u. ö., bei keiner sächsischen Verhandlung mit päpstlichen, französischen und englischen Gesandten, der unter der Hand erfolgenden Beteiligung an sächsischen Kirchenvisitationen, Beilegung von kirchlichen Streitigkeiten in den Nachbargebieten zu geschweigen.

Den Höhepunkt erreicht seine kirchliche Diplomatenthätigkeit auf den Religionsgesprächen zu Worms (1540) und Regensburg, die den Faden da anknüpften, wo er zu Augsburg fallen gelassen war, aber unter völlig veränderten Verhältnissen. Noch einmal winkte ihm die Aussicht auf eine durch gewisse Konzessionen zu erreichende evangelische Reformation der gesamten Kirche, aber er sah die Vereitelung des Erfolges dieser Verhandlungen als eine göttliche Fügung an. Sein letzter Entwurf einer Kirchenordnung vor der Katastrophe von 1547, die die völlige Territorialisierung der kirchlichen Dinge herbeiführte, ist die Wittenberger Reformation von 1545, die das bischöfliche Amt für Ordination, Visitation und Disziplinargerichtsbarkeit festhält, dagegen die sonstige kirchliche und Ehegerichtsbarkeit den Konsistorien überläßt.[213])

Noch in diese Glanzzeit melanchthonischer Wirksamkeit fällt die doppelte Redaktion seines theologischen Hauptwerkes der „loci theologici“ 1535 und 1543. Sie hatten von der früheren Arbeit nur den Titel und die lose Gruppierung der Kapitel behalten. Erst damit hat er die lutherische „Dogmatik“ begründet, wenngleich sein Werk nichts anderes sein will als der Inbegriff der geoffenbarten Gedanken der Schrift. Von nicht geringerer Bedeutung war der gleichzeitige Ausbau seiner Philosophie. Auch diese bildete kein System. Wie seine Theologie ursprünglich Schrift-

erklärung sein wollte, so lehnt sich seine Philosophie an Aristoteles an, vornehmlich an seine Ethik, Politik, Psychologie und Physik.

Darin erblickt er die notwendige Ergänzung der geoffenbarten Wahrheit, nämlich die mit den Mitteln der natürlichen Vernunft erkennbaren Grundlinien des individuellen und gemeinschaftlichen Menschenlebens. Diese Verbindung zwischen Offenbarungslehre und Vernunftwissenschaft hat auf Jahrhunderte hinaus die wissenschaftliche Theologie bestimmt und erst in Kant ein Ende gefunden.

So bildet doch trotz aller aufreibenden praktischen Thätigkeit die Studierstube und die Lehrkanzel den Mittelpunkt von Melanchthons europäischer Wirksamkeit. Studenten aller europäischen Nationen studierten ja in Wittenberg.

Ein Ende schien der friedlichen Konsolidierung der Augsburgischen Konfessionskirchen zu drohen in dem letzten Abendmahlsstreit, den Luther kurz vor seinem Tode anhob, als er gewahr wurde, daß das neue Geschlecht unterm Schutz der Konkordie Bucer folgte. Melanchthon erwartete damals einen Bruch. Er wurde durch Luthers Rücksicht auf den Freund, den er bis zuletzt für den ersten theologischen Schriftsteller hielt, vermieden und mit aufrichtiger Herzenstrauer hielt Melanchthon dem gewaltigen Elias der deutschen Nation die Gedächtnisrede.

Sein Verhängnis beginnt gerade mit diesem Todesfall, der ihn von einer oft unziemlichen Knechtschaft, wie er sich später ausdrückte, befreite und ihm wie damals im Jahr 1521 in Wittenberg die Führerrolle der lutherischen Kirchen zuwies.

Er wurde statt dessen der Märtyrer der lutherischen Reformation, der alle die bitteren Folgen der unvermeidlichen Situation durchkosten mußte, daß von Anfang an das neue Kirchenwesen sich auf den Arm der weltlichen Obrigkeit hatte verlassen müssen.

Der schmalkaldische Krieg ist die läuternde Katastrophe der deutschen Reformation. In ihm bewährt sich ihre Echtheit, ihre Unverdrängbarkeit wenigstens aus dem Gewissen der norddeutschen Protestanten ist erhärtet. Sie hat damals auch die später wenig veränderte definitive kirchliche Gestalt gewonnen: eine Reihe von Landesherren regiert unter Beirat von Professoren und Pastoren kirchlich und nach kirchlichen Prinzipien die Kirchen ihrer Fürstentümer innerhalb des Reichsganzen, in dem die Glieder einer Nation,

geſchieden durch eine gegenſeitig für irrig und verdammlich gehaltene Religion, doch friedlich mit einander auskommen müſſen. Der Lehrer und Führer, ja der perſönliche Typus dieſes Luthertums, des in der Lehre ſtrengen, in der Sitte heiteren, in der Kunſt freien, in der Politik konſervativen, im Verkehr mit Andersdenkenden toleranten Luthertums, das in den ſchwierigſten Verhältniſſen Gottesfurcht, Ehrfurcht vor der Obrigkeit und heiteren Lebensmut bewahrt, jene Eigenſchaften, die allein unſer Volk auch im dreißigjährigen Krieg erhalten haben, iſt Melanchthon, der ſeiner Sache gewiſſe Gelehrte, der ſich beſcheidet und auf den Sieg der Wahrheit in der Zukunft hofft.

Mit dem Uebergang der Kurwürde an das ſeitherige Herzogtum Sachſen hat er ſich nach kurzem Beſinnen dieſem emporſtrebenden Herrſcherhaus zu Dienſt geſtellt, weil er von ihm die Wiederherſtellung der Univerſität Wittenberg und damit die Behauptung ſeines Lebenswerkes erwartete. Welche perſönliche Motive dabei noch mitſpielen mochten — man lieſt ſie zwiſchen den Zeilen ſeiner Korreſpondenz —, durchſchlagend war jedenfalls dieſes ſachliche. Melanchthon zeigt ſich dabei als echter Humaniſt, deſſen Vaterland da iſt, wo die Studien blühen. Er dachte in ſeiner Beſcheidenheit nicht: wo Melanchthon iſt, da iſt Wittenberg, ſondern wo Wittenberg iſt, da muß Melanchthon ſein. An anderen Zufluchtsſtätten fehlte es ihm nicht, glänzende Rufe nach Preußen, Kurpfalz, Dänemark, England hatte er abgelehnt, daß er unter dieſen Umſtänden nicht nach Jena ging um eine neue Univerſität zu gründen, wenn die alte Schöpfung, die mehr als zur Hälfte ſein Werk war, wieder aufblühen konnte, iſt ihm nicht zu verdenken. Aber mit dieſem Entſchluſſe beraubte er ſeinen ſeitherigen ebenſo frommen und treuen, wie eigenſinnigen Herrn und deſſen Söhne des größten Kleinodes, das ſie zu beſitzen glaubten, und zog ſich tiefen Unwillen, teilweiſe tötlichen Haß aller Anhänger der alten Herrſchaft, und den Vorwurf der Untreue zu. Der Kampf um das echte Luthertum, der nun zwiſchen Jena und Wittenberg entbrannte und der ſich hauptſächlich gegen ihn richtete, iſt die Folge dieſes Schrittes. Die kurſächſiſche Diplomatie andererſeits nutzte dieſe koſtbare Erwerbung des Kirchenhauptes aus. Sie zwang ihn — ganz im Sinne deſſen, was er

früher in Augsburg für möglich gehalten hatte, aber unter wesentlich veränderten Verhältnissen — zu dem sächsischen Interim seinen Segen zu geben, das zwar die evangelische Lehre rein bewahrte, aber dem Volke viele abgethane Kirchengebräuche wieder zumutete, so daß es sich wieder halb katholisch vorkam. Melanchthons ausgeklügelte Theorie von den Adiaphora, den gleichgiltigen Mitteldingen, die man halten und lassen könne mit gleich gutem Gewissen, zersplitterte an dem geraden Sinn des Volkes, das unmöglich wieder plötzlich verehren konnte, was es als obsolet verworfen hatte.

Während dieser Zeit, da Melanchthon sich der neuen sächsischen Herrschaft auf Gnade und Ungnade ergab, schrieb er den berüchtigten Brief an den kurfürstlichen Rat Christof von Karlowitz, der ihm von allen Werken seiner Feder am meisten verdacht wird.[214]) Ich kann darin nur das am meisten bezeichnende Denkmal seiner diplomatischen Fähigkeit finden, sich dem Sinn Anderer anzupassen, ihnen, ohne dabei ganz unwahr zu werden, die Seite zu zeigen, die ihnen angenehm sein muß, verbunden mit der Unterwürfigkeit des Entwaffneten unter den Gegner, um das einzige zu retten: das gute Gewissen des Glaubens. Man hat Melanchthon des Verrates an Luther und an seinem früheren Herrn bezichtigt, das ist falsch. Er hat sich selber, hat seine Ehre preisgegeben, um das größere zu retten: das Evangelium für Kursachsen. Dabei vergaß er, daß er keine Privatperson war, sondern daß seine persönliche Erniedrigung auch ein Verrat an seiner Sache war.

Der furchtbare Zorn der Gegner des Interim, richtete sich nun gegen den Mann, der ihrer aller ehedem geliebter Lehrer war. Auch nachdem das Interim verschwunden war und Melanchthon seinen Fehler offen eingestanden hatte,[215]) vergiftete dieser Zorn alle weiteren Lehrkämpfe. Wer gegen Melanchthon stritt, glaubte damit schon für Luther einzutreten. So erwuchs am Studium der Persönlichkeit Luthers, wie sie sich in seinen Streitschriften am schärfsten ausprägte und der „unveränderten" Augsburgischen Konfession das Gnesioluthertum (echte Luthertum), das mit demselben Rechte nach der Alleinherrschaft in den Kirchen strebte wie der sogenannte Philippismus es that — ein Kampf, der schließlich nur durch die weltliche Gewalt geschlichtet werden konnte, die Melanchthon immer für berechtigt dazu gehalten hatte.

Seine Theorie von der Pflicht der Obrigkeit, die reine Lehre zu ſchützen, hat das kurfürſtliche Richtſchwert gegen die „Philippiſten“ gezückt.

So lange er lebte, hat ſeine Lehre den Platz behauptet, ſie erhielt durch die Zuſammenſtellung ſeiner Hauptwerke zu offiziellen landesherrlich eingeführten Lehrbüchern der Kirchen (corpora doctrinae) geradezu eine ſymboliſche Geltung. Er ſelbſt hat das Bekenntnis als Entſcheidungsgrund für theologiſche Streitigkeiten gehandhabt,[216]) ſeine Epigonen ſind ihm darin nachgefolgt und haben an wichtigen Punkten gegen ihn entſchieden.

Die Konkordienformel hat die Prinzipien Melanchthons gegen den Philippismus angewendet.

Es ziemt ſich nicht, den trüben Lebensausgang Melanchthons zu verſchleiern, in dem ſich doch nur die Konſequenz ſeiner eigenen Gedanken vollzogen hat, denn auch das gehört zu ſeiner Stellung inmitten der deutſchen Reformation. Die Nachwelt iſt ſowohl ihm wie ſeinen Gegnern gerecht geworden. Ohne den zähen Widerſtand dieſer letzteren gegen alles, was wie Nachgiebigkeit gegen das Papſttum ausſah, wäre vielleicht der deutſche Proteſtantismus verloren gegangen. In ihnen lebte etwas, zwar nicht von Luthers Geiſt, aber von Luthers Charakter fort, und deſſen bedurfte die Welt damals mehr, als der feinen geiſtigen Unterſcheidungsgabe Melanchthons. Aber in den langen kirchlichen Friedenszeiten, die auf das Jahrhundert der Religionskriege folgten, hat ſeine Schöpfung, das Landeskirchentum, die lutheriſche Theologie und das proteſtantiſche höhere Schulweſen und Hochſchulweſen Zeit gehabt, alle die Früchte zu bringen, deren es fähig war.

Als die lutheriſche Dogmatik als zureichende wiſſenſchaftliche Weltanſchauung in der Aufklärung ſich aufzulöſen begann, das Landeskirchentum ſich anſchickte ſeine territorialen Formen abzuſtreifen, hat die humaniſtiſche Verbindung klaſſiſcher Studien mit dem Geiſte eines auf ethiſche Ziele gerichteten Chriſtentums, wie Melanchthon es gedacht, noch einmal ihren vollendeten Ausdruck gefunden in unſerer klaſſiſchen Litteratur, die geſchichtlich unmöglich geweſen wäre ohne Melanchthon.

Luthers Perſönlichkeit iſt größer wie ſein Werk. Sie hat ſeit 1883 eine Auferſtehung gefeiert in unſerem Volk. Das wird

Melanchthon nicht beſchieden ſein. Er lebt nur fort in ſeinem Werk. Darum kann dieſe Skizze einer Schilderung der liebenswürdigen Züge ſeiner feingeiſtigen, ſittlich ſchönen, gemütlich reichen und weichen Gelehrtenperſönlichkeit entraten. Sie nimmt ſich unter den kampfluſtigen trotzigen Menſchen des ſechzehnten Jahrhunderts mit ihren theologiſchen Landknechtsmanieren aus, wie die Erſcheinung eines feingebildeten römiſchen Apologeten aus dem zweiten Jahrhundert, oder wie das verfrühte Auftreten eines Polyhiſtors gleich Herder, dazu eines Schwärmers für die äußere Einheit der Kirche gleich Döllinger. Mit ihnen hat er auch das Los gemein, ganz verſtanden zu werden nur von wenigen, die mit ihm die Weite der Intereſſen und die Milde des humanen Sinnes teilten.

Dieſes Werk aber iſt das Lehrgebäude des bibliſchen Proteſtantismus, die lutheriſche Kirche als „Kirche“, die deutſche höhere Bildung als Verbindung des Chriſtentums mit der antiken Litteratur.

Anmerkungen.

1) Wrampelmeyer, Tagebuch über Dr. M. Luther, geführt von Dr. Cordatus S. 18.

2) Brief Melanchthons an seinen Neffen Sigismund 29. Okt. 1557, C. R. IX, 356. Diese Angabe in tieftrauriger Stimmung gemacht, die das Gedächtnis schärft, dürfte der C. R. VIII, 367 enthaltenen 1507 vorzuziehen sein, vgl. auch C. R. X, 258. Eine Bibliographie der Arbeiten über Melanchthon, die das wichtigste enthält, findet sich bei Hartfelder, Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae (Monumenta Germaniae paedagogica VII) Berlin 1889; daselbst auch S. 569 eine Inhaltsangabe des Corpus Reformatorum von Bretschneider und Bindseil (C. R.), worin Philipp Melanchthons Opera quae supersunt omnia. — Die neueste und wichtigste Arbeit über Melanchthons Theologie nach 1888 E. Tröltsch: Vernunft und Offenbarung bei Johann Gerhard und Melanchthon, Göttingen 1891.

3) Ueber Philipp von der Pfalz spricht Melanchthon in der Widmung zu Chronicon Carionis 1558, C. R. IX, 532 f.

4) Camerarius Vita Melanchthon, Kap. 1. Die Gedächtnisreden auf Melanchthon von Jakob Heerbrand in Tübingen, 15. Mai 1560, C. R. X, 296 und von Veit Oertel (aus Windsheim) in Wittenberg, C. R. X, 190.

5) Hungarus Camerarius Vita Melanchthon, Kap. 2, C. R. IV, 715. Vorrede Melanchthons zu seinen Werken B. I 1541 wo er über seine Entwicklung berichtet.

6) Gedächtnisrede auf Reuchlin 1552, C. R. XI, 999 ff.

7) C. R. III, 673. 8) C. R. IV, 715.

9) C. R. XIX, 59.

10) Vergl. den Brief vom 1. Januar 1560 nach Seifen, Geschichte der Reformation in Heidelberg 1846, abgedruckt in Kolde, Die loci communes Philipp Melanchthons 1890, S. 5.

11) C. R. XI, 442. Rede auf Agricola und Brief an Prof. Alard in Löwen 1539, III 679.

12) C. R. X, 260. 13) C. R. I, 321 (aus dem Jahr 1520).

14) Näheres über Melanchthons Tübinger Lern- und Lehrjahre bei Hartfelder a. a. O. 35—61.

15) ſ. Schmidt, Philipp Melanchthon, S. 29 nach Erasmus Annotationes ad Novum testamentum 1516.

16) C. R. I, 27 ff. 17) C. R. I, 34.

18) C. R. I, 32.

19) Burſian, Geſchichte der klaſſiſchen Philologie in Deutſchland 173.

20) C. R. XI, 15 ff und Philippus Melanchthon Declamationes ausgewählt und herausgegeben von K. Hartfelder in Lateiniſche Literaturdenkmäler des XV. und XVI. Jahrhunderts N. 4.

21) C. R. VII, 827.

22) vergl. z. B. den Brief an Spalatin über ſeine Arbeiten im Jahr 1518, C. R. I, 43.

23) Luthers W W. E. A. 55, 328.

24) Luthers Briefe von Enders 1, 227.

25) Luthers Briefe von Enders 1, 221.

26) Ep. ad Gal. (E. A.), frühere Ausgabe 1519, III 438.

28) Luthers Briefe 1, 411. 28a) C. R. X, 480.

29) C. R. I, 64.

30) Wrampelmeyer, Tagebuch d. Cordatus S. 92, vergl. Luthers WW. E. A. 61, 94; 62, 346.

31) C. R. I, 87. 32) C. R. I, 128.

33) Nach der erſten Veröffentlichung in K. u. W. Krafft, Briefe und Dokumente aus der Zeit der Reformation jetzt in Kolde-Plitt, Melanchthons loci S. 260, vgl. über die Theſen Luthers Briefe 2, 183 f.

34) Ep. ad Gal. (Erl. A.), III, 438.

35) Abgedruckt in Kolde, Die loci communes von Philipp Melanchthon, S. 262.

36) C. R. I, 136.

37) C. R. I, 150 (18. März 1520).

38) C. R. I, 363. 39) C. R. I, 646.

40) C. R. I, 256. 41) C. R. I, 288.

42) C. R. I, 290.

43) physica *ἀκροάματα* mit ihren verborum portenta: hyle, materia, forma, idea, privatio etc., C. R. I, 301. 302.

44) C. R. I, 302. 304. 45) C. R. I, 305.

46) C. R. I, 809.

47) judicium penes ecclesiam, aequatum est ius docendi, C. R. I, 336.

48) C. R. I, 350.

49) Erasmus an Aloiſius Marlianus 15. April 1521, opp. III, 1, S. 637.

50) Mai 1521, C. R. I, 389. 51) C. R. I, 399 ff.

52) Luthers Werke E. A. 27, 23. A. 8.

53) Luthers Briefe v. Enders 3, 148. 189. 3, 163, vgl. mit 3, 237; 3, 231.

54) C. R. XXI, Separatausgabe der Urgeſtalt mit Erläuterungen und Zugaben von Th. Kolde² (Plitt) 1890.

55) vgl. hierzu Kolde, Die loci communes des Philipp Melanchthon, S. 33 ff. E. Tröltsch, Vernunft und Offenbarung bei Johann Gerhard und Melanchthon, S. 59 f.

56) methodus wird in der Korrespondenz das Werk öfter genannt, C. R. I, 487. Luthers Briefe von Enders 3, 163.

57) Kolde, S. 109. 58) Kolde, S. 64.

59) vgl. die Titel der deutschen Uebersetzungen von Spalatin, 1521 „die Hauptartikel und vornehmsten Punkte der heiligen Schrift", 1522 „Anweisung in die wahrhaftige heilige Schrift Gottes".

60) vgl. die Vorarbeiten zu den locl, C. R. XXI, 13—60.

61) Kolde, S. 69 ff.

62) Luther E. A., opera latina varii argumenti VII, 117.

63) Hartfelder, Melanchthon als Praeceptor Germaniae 512.

64) C. R. I, 534. 65) Briefe von Enders 3, 273 f.

66) C. R. I, 563.

67) An Spalatin 4. Juli 1522, Briefe von Enders 3, 426, Hartfelder, Melanchthon, S. 69.

68) C. R. I, 575 f.

69) Paulsen, Geschichte des gel. Unterrichts I², 187 ff.

70) E. A. 53, 235.

71) E. A. 53, 367, Luthers Briefe von Enders 5, 320.

72) C. R. X, 193, Veit Oertel Windsheim als Zeuge.

73) C. R. I, 695.

74) Paulsen, Geschichte des gel. Unterrichts I, 190 ff.

75) C. R. I, 666.

76) Luthers Briefe von Enders 4, 359 an J. Brismann. Tschackert, Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen I, 25.

77) C. R. I, 703. 78) C. R. I, 818.

79) C. R. I, 817.

80) Hartfelder, Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae 532,

81) C. R. I, 674 (an Spalatin 1524).

82) C. R. I, 743. 83) C. R. XX, 42 ff.

84) In Luthers Werken von Walch XVI, 144.

85) Für Luthers Motive vgl. den Brief an Amsdorf vom 21. Juni 1525. Enders 5, 204, hier wird für die Eheschließung das Wort copulare gebraucht: „Trauung" durch den die Braut übergebenden Vormund.

86) C. R. I, 753 (21. Juli 1525).

87) Die wegen der Unleserlichkeit der Schrift und den Auslassungen an manchen Stellen philologisch schwierige Uebersetzung des Briefes steht hier nach Lutherophilus, Das sechste Gebot und Luthers Leben, S. 95—99. Die erste Veröffentlichung des Originales erfolgte in den Sitzungsberichten der bayerischen Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse vom 4. November 1876.

Gruß! Weil vielleicht euch das Gerücht Widersprechendes über die

Heirat Luthers melden wird, möchte ich dir schreiben, wie ich darüber denke. Am 13. Juni heiratete Luther unerwartet die Bora, ohne einem seiner Freunde die Sache vorher vorzulegen; sondern am Abend, nachdem er nur Pommeranus, den Maler Lukas und Apel zum Essen eingeladen hatte, vollzog er die herkömmlichen Ceremonien. Vielleicht könntest du dich nun wundern, daß in dieser unseligen Zeit, wo alle braven Männer in stetem Kummer stehen, dieser nicht das Gleiche fühle, sondern wie es scheint, eher lustig lebe und sein Ansehen schmälere, während Deutschland seines Verstandes und seiner Zeit [oder: Kraft] am meisten bedarf. Ich glaube aber, daß dies etwa so zugegangen ist. Der Mann ist im höchsten Grade gutmütig und die Nonnen, denen mit allen Ränken nachgestellt wurde, zogen ihn an sich [oder: nahmen ihn stark in Anspruch]. Vielleicht hat dieser viele Verkehr mit den Nonnen ihn, ob er gleich edel und hochgesinnt ist, verweichlicht oder auch entzündet. So scheint er mir in diese unzeitgemäße Veränderung seines Standes hineingerathen zu sein. Das Geschwätz aber, daß er sie auch vorher schon . . . . habe, ist eine offenkundige Lüge. Nun aber darf man über das Geschehene nicht ungehalten sein oder es tadeln. Ich glaube vielmehr, daß wir von unsrer Naturanlage zum Heiraten gezwungen werden. Diese Lebensweise ist zwar unansehnlich, aber heilig und gefällt Gott besser als der Coelibat. Und weil ich etwa Luther selbst traurig oder verwirrt sehe wegen der Veränderung in seinem Leben, so suche ich ihm mit allem Eifer und allen Gründen zuzureden, da er keineswegs etwas gethan hat, das nach meiner Meinung einen Vorwurf begründete oder mir nicht zu vertheidigen erschiene. Zudem habe ich anderweitige Zeugnisse seiner Gottesfurcht, so daß es nicht erlaubt ist, ihn zu verurtheilen. Denn auch sehe ich lieber, daß er kleinmüthig gemacht, als daß er erhöht und erhoben wird, da dies gefährlich ist, nicht allein für die im Priesterthum, sondern auch für alle Menschen. Denn viel Glück wird eine Gelegenheit zu bösen Gedanken, nicht allein, wie der Redner sagt, für die Thoren, sondern auch für die Weisen. Außerdem hoffe ich auch, daß diese Lebensweise ihn würdevoller machen wird, sodaß er auch ablege die [Unschamhaftigkeit (oder) Possenreißerei —] — — (das Wort ist nur aus einigen Buchstaben zu erraten), die wir oft tadelten. Denn ein neuer Stand bringt neue Art, wie das Sprichwort sagt.

Dies schreibe ich dir so ausführlich, damit du nicht von dem unerwarteten Vorfall zu sehr verwirrt werdest. Denn ich weiß, daß dir an Luthers Ansehen gelegen ist und daß es dir Schmerz bereiten würde, dasselbe jetzt verringert zu sehen. Ich ermahne dich aber, die Sache sanftmütig [gelassen] zu tragen, weil ja in der heiligen Schrift gesagt wird, daß die Ehe ein in hohen Ehren zu haltender Stand ist. Wahrscheinlich ist das Heiraten wirklich etwas, wozu wir genötigt sind.

Von den alten Heiligen hat uns Gott viele Versehen gezeigt, weil er will, daß wir bei der Erforschung seines Wortes nicht das Ansehen oder den Anblick eines Menschen zum Ratgeber machen, sondern sein Wort

allein. So auch handelt derjenige im höchſten Grade frevelhaft, welcher wegen eines Lehrers Fehltritt die Lehre verurtheilt.

88) C. R. I, 750.

89) Der erſte Entwurf d. Viſitationsartikel Articuli de quibus egerunt per visitatores in regione Saxoniae Wittenbergae 1527, C. R. XXVI, 8 ff.

90) Von Aufhebung chriſtlicher Stiftungen, C. R. I, 714, über die Cerimonien I, 717, de jure reformandi I, 763.

91) vgl. Iudicium contra Anabaptistas (1528), C. R. I, 955 ff.

92) vgl. die deutſche Meſſe Luthers E. A. 22.

93) C. R. VII, 479 (1549).

94) Sleidans Briefwechſel, herausgegeben von Baumgarten: Brief Melanchthons an Sleidan, 31. Auguſt 1536, S. 324.

95) E. A. 53, 409.

96) Kawerau, Johann Agricola, S. 140 ff.

97) vgl. die Kontroverſe von Ritſchl, Hermann einerſeits, Lipſius andrerſeits in Lipſius, Luthers Lehre von der Buße (Jahrbücher für prot. Theologie XVIII 1892).

98) Kawerau, Agricola, S. 99.

99) Galle, Verſuch einer Charakteriſtik Melanchthons als Theologen, S. 275 ff.

100) vgl. enarrationes aliquot librorum ethicorum Aristotelis und beſonders die Stellen aus der editio 1530, S. 280, C. R. XVI, 279.

101) E. A. 54, 148.

102) Politiſche Korreſpondenz der Stadt Straßburg I, S. 321.

103) C. R. I, 1068. 104) C. R. I, 1052 ff.

105) C. R. I, 1059. 1060. 1062.

106) Zwingli, Werke VIII, 288 nach der richtigen Datierung von Lenz.

107) C. R. I, 1006. 108) C. R. I, 865.

109) C. R. I, 1050. 110) C. R. I, 1064.

111) C. R. I, 1065. 112) C. R. I, 1066.

113) C. R. I, 1071. 114) C. R. I, 1075.

115) Baum, Bucer und Capito, S. 459.

116) vgl. das Urteil des Sleidanus über Melanchthon als Disputator in einem Brief an Neſſen in Löwen. Baumgarten, Sleidons Briefw., S. 2.

117) C. R. I, 1101.

118) Baum, Bucer und Capito, S. 463.

119) C. R. XXIII, 37; XXIV, 502.

120) vgl. das Selbſtbekenntnis, C. R. VI, 105.

121) Iudicium de quaestione: an liceat Christianis litigare, C. R. I, 1024.

122) Iudicium an liceat resistere Caesari vim iniustam inferenti, C. R. II, 20.

123) Zu Antiochus, nämlich A. Epiphanes, was Melanchthon mit Polybius verwandelt in ἐπιμανης „furiosus", vrgl. In Danielem commentarius, C. R. XIII, 940 ff. Chronicon Carionis, C. R. XII, 849 ff.

124) Die Stelle ſtehe hier, weil ſie C. R. II, 22 durch falſche Interpunktion unverſtändlich gemacht iſt. Interea qui volunt confiteri evangellum, tanquam privati confiteantur et patiantur, si opus erit.

125) Laemmer, Monumenta Vaticana, S. 47 (Brief von Campegi). Maurenbrecher, Karl V. und die deutſchen Proteſtanten u. ſ. w., S. 21. Ranke, Päpſte I, 72. Baumgarten, Karl V., II, 692 ff.

126) Zuerſt veröffentlicht in Förſtemann, Urkundenbuch zur Geſchichte des Reichstages zu Augsburg, 1530, I, 68 ff., C. R. XXVI, 171 ff. vgl. Kolde, die Augsburgiſche Konfeſſion, S. 128 ff.

127) Förſtemann, Urkundenbuch I, 39.

128) C. R. II, 48. 129) C. R. IV, 999 ff.

130) C. R. II, 56. 131) E. A. 54, 145.

132) E. A. 24, 356.

133) Brieger, in Kirchengeſchichtliche Studien Hermann Reuter gewidmet, S. 312.

134) C. R. II, 54 f. 135) C. R. II, 60.

136) C. R. II, 1005.

137) Briefe an Philipp, C. R. II, 93 ff.

138) Politiſche Correſpondenz der Stadt Straßburg I, 456.

139) C. R. II, 83. 140) C. R. II, 382.

141) C. R. II, 104.' 142) C. R. II, 101.

143) Schirrmacher, Briefe und Akten zu der Geſchichte des Religionsgeſpräches zu Marburg und des Reichstages zu Augsburg, S. 72.

144) C. R. II, 156. 145) Kawerau, Agricola S. 100.

146) C. R. II, 125 unten. 147) C. R. II, 125 oben.

148) Schirrmacher, S. 90, C. R. II, 142 ff.

149) C. R. II, 155. 150) C. R. II, 140.

151) Luther nennt ſie ein Deo sacrificium electum confessionis, quae perrumpet in omnes aulas regum et principum, dominatura in medio inimicorum suorum. Briefe von de Wette IV, 96.

152) vgl. Art. XXI, Schluß und Epilog des Ganzen. Luther über den Charakter der Apologie als einer möglichſt weit entgegenkommenden Schrift: Briefe von de Wette IV, 52. 68.

153) Daß das der Sinn des Artikels iſt, ergiebt C. R. II, 119, wo Melanchthon ausdrücklich Camerarius ſchreibt: Iurisdictionem totam καὶ τὸ ἀξίωμα (die Würde) reddo episcopis.

154) Die geſchichtliche Bedeutung der Konfeſſion giebt Camerarius Kap. 38 richtig an: ut ab hoc tempore certa et explicata ratio doctrinae coelestis veritatis uno scripto exposita coeperit extare.

155) C. R. II, 141 (26. Juni). Daß unter dieſen Verhandlungsobjekten (beiderlei Geſtalt, Prieſterehe, Abthuung der Privatmeſſe) die biſchöfliche Jurisdiktion nicht mehr genannt iſt, beweiſt, daß er dieſe als bereits zugeſtanden anſah.

156) C. R. II, 194. 157) C. R. II, 153.

158) vgl. hierüber den Brief an Jonas C. R. II, 154, Luthers Briefe von de Wette IV, 70. Ueber Egidius auch C. R. XXV, 11, wo Melanchthon berichtet, daß der Genannte ihm in Spanien geschriebene lateinische Bücher gleichen Inhalts gezeigt habe.

159) C. R. II, 176. 160) C. R. II, 162.

161) Luthers Briefe von de Wette IV, 62.

162) de Wette IV, 59. 163) de Wette IV, 53.

164) de Wette IV, 55. 165) C. R. II, 169 ff.

166) C. R. II, 174.

167) vgl. die Bedenken und Gutachten von 1530, besonders C. R. II, 79 ff. 176 f. 177. 182 f. 193 ff. 246 ff. 268 f. 273 f. 281 ff. de Wette IV, 85 ff. 92 ff. 102. 105—109. 122—124.

168) C. R. II, 284.

169) C. R. XXVI, 406. 407. C. R. II, 196.

170) C. R. XXVI, 406. 407. 171) C. R. II, 284.

172) C. R. II, 194 ff.

173) de Wette IV, 105 ff. Das Verständnis dieses Briefes ist erschwert durch den Gebrauch, den Luther von dem Wort „Person" macht. Es bedeutet hier so viel wie „Rolle".

174) C. R. XXI, 555 ff. 175) C. R. II, 331. 324.

176) C. R. II, 95.

177) C. R. II, 283. Luthers Briefe von de Wette IV, 95. 103.

178) de Wette IV, 96. 179) de Wette IV, 244.

180) de Wette IV, 88. 113 (betrifft die Privatmessen, denen Melanchthon einen mit der alten Kirche vereinbaren Sinn abzugewinnen versuchte).

181) de Wette IV, 88. 182) de Wette IV, 96.

183) de Wette IV, 73. 89. 184) C. R. II, 184.

185) Schirrmacher S. 168. Der Text der ersten Gestalt der Confutatio bei J. Ficker, Die Confutation des augsburgischen Bekenntnisses.

186) Hierher gehören C. R. II, 171. 172. 254.

187) Laemmer, Monumenta Vaticana S. 48. 52.

188) Maurenbrecher, Geschichte der katholischen Reformation S. 410. Anmerkung zu S. 288.

189) Laemmer S. 53.

190) Briefe des Venetianers L. P. Rosselli C. R. II, 226.

191) „Die unverglichenen Punkte" C. R. II, 298.

192) Schirrmacher S. 243.

193) Förstemann, Urkundenbuch II, 410 ff.

194) C. R. II, 376.

195) Förstemann, Urkundenbuch II, 477.

196) Luthers Briefe von de Wette IV, 163.

197) de Wette IV, 146. 198) de Wette IV, 163.

199) Laemmer, Monumenta Vaticana S. 112.

200) C. R. II, 327 372. 201) C. R. II, 332.

202) C. R. II, 336. 341. 203) C. R. II, 431.

204) C. R. II, 340. 389 das ἐλβετίζειν, βουχρανίζειν.

205) C. R. II, 102. 206) C. R. II, 498.

205b) vgl. Briefwechſel zwiſchen Philipp von Heſſen, Melanchthon und Brenz C. R. II, 92 ff. und II, 221.

206b) C. R. II, 314 f. 207) C. R. III, 340.

208) C. R. II, 221. 209) C. R. XXVII, 275 ff.

210) Für die Einzelheiten der hier vorgetragenen Geſamtauffaſſung von der Apologie auf die betreffenden Stellen hinzuweiſen, das hätte zu mehr als hundert Citaten gezwungen. C. R. XXVII, 419 ff.

211) C. R. XXVII, 421.

212) Warnung an ſeine lieben Deutſchen. E. A. 25, 23 ff.

213) Richter, Die evangeliſchen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts II, 81 ff. reformatio Wittebergensis.

214) C. R. VI, 879.

215) vgl. u. a. C. R. XXIII, S. CVIII über das Interim.

216) C. R. XXIII, 100.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
I. Der Humaniſt	3
II. Die Entwickelung zum Theologen	14
III. Der Schul- und Kirchenordner	48
IV. Der Kirchendiplomat	66
V. Der Bekenntnistheologe und Kirchenpolitiker	75
VI. Blick über die weiteren Schickſale	111
Anmerkungen	119

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a S.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Nr. 57. Preis: Mk. 1,20.

Schriften
des
Vereins für Reformationsgeschichte.

Vierzehnter Jahrgang. Viertes Stück.

Hartmuth von Kronberg.

Eine Charakterstudie aus der Reformationszeit

von

Wilhelm Vogler.

Mit Bildnis.

Halle 1897.
In Commissionsverlag von Max Niemeyer.

Kiel,
H. Eckardt,
Pfleger für Schleswig-Holstein.

Quakenbrück,
Nackhorst'sche Buchhandlung,
Pfleger für Hannover u. Oldenburg.

Stuttgart,
G. Pregizer,
Pfleger für Württemberg.

Printed in Germany

Digitized by Google

Wir bitten unsere Mitglieder alle noch rückständigen Bei-
träge an die betreffenden Pfleger, beziehungsweise an unsern
Schatzmeister, Herrn Dr. Max Niemeyer in Halle a. S
einzahlen zu wollen.

Der Vorstand.

Verzeichnis der noch vorhandenen Vereinsschriften

1. Kolde, Th., Luther und der Reichstag zu Worms 1521.
2. Koldewey, Friedr., Heinz von Wolfenbüttel. Ein Zeitbild aus dem Jahrhundert der Reformation.
3. Stähelin, Rudolf, Huldreich Zwingli und sein Reformationswerk. Zum vierhundertjährigen Geburtstage Zwinglis dargestellt.
4. Luther, Martin, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. Bearbeitet sowie mit Einleitung und Erläuterungen versehen von K. Benrath.

5/6. Bossert, Gust., Württemberg und Janssen. 2 Teile.

7. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. I.

12. Iken, J. F., Heinrich von Zütphen.

13. Walther, W., Luther im neuesten römischen Gericht. II.

19. Erdmann, D., Luther und seine Beziehungen zu Schlesien, insbesondere zu Breslau.

20. Vogt, W., Die Vorgeschichte des Bauernkrieges.

21. Roth, F., W. Pirkheimer. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation.

22. Hering, H., Doktor Pomeranus, Johannes Bugenhagen. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.

23. von Schubert, H., Roms Kampf um die Weltherrschaft. Eine kirchengeschichtliche Studie.

24. Ziegler, H., Die Gegenreformation in Schlesien.

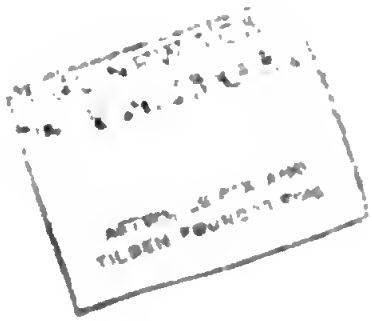
25. Wrede, Ad., Ernst der Bekenner, Herzog von Braunschweig u. Lüneburg

26. Kawerau, Waldemar, Hans Sachs und die Reformation.

27. Baumgarten, Hermann, Karl V. und die deutsche Reformation.

28. Lechler, D. Gotth. Viktor, Johannes Hus. Ein Lebensbild aus der Vorgeschichte der Reformation.

29. Gurlitt, Cornelius, Kunst und Künstler am Vorabend der Reformation. Ein Bild aus dem Erzgebirge.



Hartmuth von Kronberg.

Eine Charakterſtudie aus der Reformationszeit

von

Wilhelm Vogler.

Mit Bildnis.

Halle 1897.
Verein für Reformationsgeſchichte.

Einleitung.

„Den ersten, im Sinne einer späteren Zeit frommen, vollkommen überzeugten Lutheraner", so charakterisiert Ranke den ritterlichen Reformator Hartmuth von Kronberg. Dieser eifervolle Bekenner und Verfechter der lutherischen Reformation, der gesippte Helfer und treue Freund Franz von Sickingens, ist keine weltgeschichtliche Erscheinung wie dieser; aber auch er hat in seinem Kreise und nach seiner Kraft mitgearbeitet an dem großen Werke, das aus der gährenden Zeit der Kirchentrennung hervorgegangen. Darum gebührt auch Hartmuth von Kronberg ein Platz im Kreise der Männer, welche die Geschichte der Reformation als Bahnbrecher und Pfadfinder für den „neuen Glauben" verzeichnet; und gerade in unserer Zeit, in welcher die römische Kirche zur Rückgewinnung ihrer weltumspannenden Macht ihre Streitkräfte so eifrig und rücksichtslos mobil macht — in dieser Zeit mag die Erinnerung an die Männer doppelt am Platze sein, welche unter den schwierigsten Verhältnissen zuerst den Kampf gegen die geistige und weltliche Uebermacht des Papsttums aufgenommen und siegreich durchgeführt haben. Unter ihnen darf aber auch Hartmuth von Kronberg nicht fehlen, der seine beste Kraft in den Dienst der lutherischen Sache einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern gestellt hat mit schwärmerischer Begeisterung und kühnem, opferfreudigem Wagemut. „Seine eifervolle Ueberzeugungstreue hat fast etwas Puritanisches an sich", sagt Ulmann. „Mit einer Rücksichtslosigkeit, wie sie nur der übt, der von der Wahrheit seiner Sache aufs Tiefste durchdrungen ist, trat er überall für Luther in die Schranken. Der Wahrheit und dem Wort Gottes Ehre und Platz zu geben, war der stets sich wiederholende Endreim seiner Auseinandersetzungen. Es war ihm heiliger Ernst. Einen gläubigeren Vertreter des der Reformation zu Grunde liegenden Prinzips, des Zurückgehens auf die Bibel, hat es nicht gegeben. Eine interessante Persönlichkeit von unerschütterlicher charaktervoller Einseitigkeit." Und Steitz

charakteriſiert Hartmuths Schriften dahin: „Sie atmen ſämtlich den friſchen, urſprünglichen, durch theologiſche Streitigkeiten noch nicht verbitterten Geiſt der erſten Reformation, die kindlich reine Freude an dem aus trüben Nebeln ſiegend emporgeſtiegenen Licht des lauteren, einfältigen Gotteswortes.“ Nebe ſchließt ſeine biographiſchen Mitteilungen über Hartmuth, die er an die Spitze ſeiner Geſchichte der evangeliſchen Kirche in Naſſau ſtellt, mit folgenden Worten: „Hartmuth war nach dem Zeugnis ſeiner Zeitgenoſſen, mit welchem ſein ſchriftſtelleriſches Wirken wie ſein Handeln und Leiden auf das Schönſte übereinſtimmt, eine offene, ehrliche, lautere Natur; Verſtellung war ihm durchaus fremd, ein Zurückhalten, ein Verläugnen ſeiner Ueberzeugung ganz unmöglich. Er war leicht erregbar und entzündlich, raſch im Entſchluß, rührig in der Ausführung, feurig in der Hoffnung. Was er einmal ergriff, ergriff er mit ganzer Seele; die Begeiſterung ließ ihn nicht Rückſichten nehmen, Berechnungen anſtellen; ſie riß ihn fort zu kühnen Erwartungen; er konnte in der Glut der Begeiſterung wohl bisweilen ſelbſt ſchwärmen. Mit dieſer Empfänglichkeit vereinte er aber eine höchſt ſeltene Beharrlichkeit und Standhaftigkeit; er konnte in ſeinen Hoffnungen betrogen werden, aber das konnte ihn nicht verzagt machen; er hielt feſt, wenn auch Alles auf dem Spiele ſtand, und war bereit, Gut und Blut für ſeinen Herrn und Heiland zu opfern. Sein Glaube war auf das Wort der heiligen Schrift gegründet, er hatte aus dieſem Born wirklich das Waſſer des Lebens getrunken und die Güter der zukünftigen Welt geſchmeckt. Dieſen Glauben mußte er mit den eindringlichſten, feurigſten Worten predigen, den Hohen und Niederen, zur Zeit und zur Unzeit. Er liebte ſeine Mitmenſchen als ſeine Brüder, hing mit der innigſten Liebe an ſeinem deutſchen Vaterlande und ſah das Heil ſeines Volkes nur in der Annahme des Evangeliums. Daher war er alle Zeit fertig, nach Kräften mit männlichem, wahrhaft ritterlichem Mute als Schirmherr und Verteidiger der evangeliſchen Kirche, vor Kaiſer und Reich, vor Papſt und Orden, vor Rittern und Bürgern aufzutreten. Hartmuth von Kronberg iſt einer der edelſten Ritter; er iſt, wenn nicht die Blüte, ſo doch eine von den ſchönſten Blüten des evangeliſchen Adels deutſcher Nation im Zeitalter der Reformation.“

Litteraturvermerke.

Die Litteratur für die Biographie Hartmuths von Cronberg umfaßt hauptsächlich folgende Publikationen:

A. Biographieen.

Spangenberg, Cyr. Adelsspiegel; Schmalkalden, 1591—94.

Seyberth, H. v. C. (Nass. Intell. Bl. von 1854).

Nebe, H. v. C. (Gesch. der Ref. in Nassau; Denkschrift des Seminars in Herborn).

Thelemann, H. v. C. (Füllners deutsche Bl., 1875).

Baße, W. Das Rittergeschlecht und die Stadt Cronberg im Taunus. Frankfurt a. M. 1886.

B. Quellenwerke.

Münch, E. Sickingen, II u. III. Stuttgart und Aachen 1827—29.

Böcking, E. Ulrici Hutteni Opera. 5. voll. Lips. 1859—62.

Enders, L. Luthers Briefwechsel, III. Calw u. Stuttgart 1889.

de Wette, Luthers Briefe. 5 Teile. Berlin 1825—28.

Walch, Luthers Schriften, Band XV.

Corpus Reformatorum, ed. Brettschneider.

Schlegel, Chr. Vita Spalatini. Jena 1693.

Mende, A. Sickingen (Programm der Annen-Realschule in Dresden, 1863).

Lenz, M. Briefwechsel Philipps mit Bucer (Publikationen aus d. k. preuß. Staatsarch.). Leipzig 1880 ff.

Ritter, J. B. Ev. Denkmahl der Stadt Frankfurt. Frankf. 1726.

Krafft, K. Briefe u. Dokumente aus der Ref.-Zeit. Elberfeld 1875.

Weyrich Wettermann, Wetteravia illustrata, 1731.

Tendel, P. Belagerung von Cronberg (Annal. f. Nass. Altertumskunde, IV).

Archiv für Frankfurts Gesch. Neue Folge, Bd. IV. Frankfurt.

C. Andere Werke.

Seckendorf, V. L. v. Commentarius histor. de Lutheranismo. Francof. 1692.

Ulmann, H. Fr. v. Sickingen. Leipzig 1872.

Strauß, D. F. U. v. Hutten. 2. Aufl. Leipzig 1871.

Szamatolski, S. Huttens deutsche Schriften. Straßburg 1891.

Baum, J. M. Capito u. Butzer. Elberfeld 1860. Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der ref. Kirchen. Elberfeld 1857—61.

Hagenbach, Oekolampad u. Myconius. Elberfeld 1859.

Heyd, L. F. Ulrich von Württemberg. 3 Bde. Tübingen 1841—44.

Kolde, Th. M. Luther. Gotha 1884—89.

Köstlin, J. M. Luther. 2 Bde. 2. Aufl. Elberfeld 1883.

Flersheimer Chronik, ed. O. Waltz. Leipzig 1874.

Chronicon Spalatini, J. B. Mencken. Scriptores rerum Germanicarum. II. Lips. 1728.

Buchholtz, F. B. v. Gesch. Ferdinands I. 8 Bde. Wien 1831—38.

Winckelmann, Gründl. u. wahrh. Beschreibung der Fürstenthümer Hessen u. Hersfeld. Bremen 1694.

Rommel, Ch. v. Hess. Gesch. 8 Bde.

Lauze, W. Leben u. Thaten Philippi Magnanimi in Ztschr. des Vereins für hess. Gesch. u. Landeskunde. Supplem. Kassel 1841 u. 47.

Keller, E. F. Gesch. Nassaus v. d. Reformation bis zur Neuzeit. (Nur I. Bd. b. z. 30jähr. Krieg). Wiesbaden 1864.

Jörg, J. E. Deutschland von 1522—26. Freiburg 1851.

Stälin, Ch. F. Württemb. Geschichte. Bd. IV. Stuttg. 1873.

Roesler, R. Die Kaiserwahl Karls V. Wien 1868.

Smend, J. Die ev. deutschen Messen. Göttingen 1896.

Virck, H. Polit. Corresp. der Stadt Straßburg. Straßburg 1879.

Quellen zur Frankfurter Geschichte, Bd. II. Frankfurt.

Roßel, Grabmal Hartmuths. (Period. Blätter der Gesch. u. Alterthums-Vereine, 1861).

Das archivalische Material entstammt zum größten Teile dem Marburger Archiv, ferner dem Wiesbadener Archiv; Einzelnes ist Dokumenten der Archive zu Birkenfeld (der Grafen zu Ortenburg), München (Staatsarchiv), Wien (Staatsarchiv), Weimar, Königsberg ꝛc. entnommen.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Einleitung III

Verzeichnis der wichtigeren Litteratur V

1. Hartmuths Leben 1

2. Hartmuths Stellung innerhalb der Reformation 6

3. Hartmuths Schriften 19

4. Hartmuth und die Reformatoren 44

5. Schlußwort 73

Beilage 77

Anmerkungen 88

Verzeichnis der Schriften H. v. Kronbergs 92

Hartmuths Bild 94

Zu den sympathischsten Erscheinungen aus dem Jugendalter der Reformation gehört Hartmuth von Kronberg.[1]) Einem alten, angesehenen Rittergeschlechte der Wetterau entsprossen, hat er sich schon kurz nach dem entscheidenden Bruche zwischen Luther und der Papstkirche dem kühnen Reformator angeschlossen, und zwar mit einer Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit, wie sie selbst in jenen begeisterungsvollen Zeiten nicht allzuhäufig waren. Er ist dann der Gedankenwelt, die ihn mit so unwiderstehlicher Gewalt gefesselt, in Sturm und Drang, in Not und Elend unerschütterlich treu geblieben bis an sein Lebensende.

Hartmuth von Kronberg ist 1488 geboren. Er erhielt seine Erziehung am Hofe des Pfalzgrafen Ludwig und wurde nach dem Tode seines Vaters, der pfälzischer Amtmann zu Oppenheim, später kurmainzischer Vizedom zu Aschaffenburg gewesen war, 1506 Senior der Hauptlinie seines Geschlechtes, des Kronenstammes. Durch seine Vermählung mit einer Erbtochter aus der Seitenlinie, dem Flügelstamme, war Hartmuth in der Lage, über die hauptsächlichsten Machtmittel der Familie gebieten zu können. Die Kronberger verfügten über einen stattlichen Besitz und befanden sich namentlich auch in wohlgeordneten Geldverhältnissen. So waren sie befähigt, in der ritterschaftlichen Bewegung zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine gar nicht unbedeutende Rolle zu spielen. Das hat denn auch sowohl Hartmuth wie sein Vetter und Schwager Caspar, der Senior des Flügelstammes, nach Kräften gethan; allerdings nicht auf eigne Faust, wohl aber im engen Anschluß an ihren nahen Verwandten Franz von Sickingen. An fast allen Fehden und Kriegszügen, die dieser kühne Abenteurer unternahm, finden wir die Kronberger ebenfalls beteiligt. Und zwar, wie es scheint, in durchaus uneigennütziger Weise. Mehrfach wird berichtet, daß die Herren von Kronberg dem Vetter ansehnliche

Reiterſcharen „ohne Entgelt“ geworben und geſendet haben, z. B. gleich zur erſten, der Wormſer Fehde, 300 Reiſige. Nur an einem der Kämpfe Sickingens hatten die Kronberger ein direktes Intereſſe: an dem Zuge gegen den jungen Landgrafen Philipp von Heſſen, deſſen Vater im pfalzbayriſchen Kriege den Kronbergern einige Beſitzungen im Ried weggenommen hatte. Die raſche und glückliche Durchführung dieſes Zuges (1518) brachte den Kronbergern zwar die verlorenen Beſitzungen zurück, verſchaffte ihnen aber zugleich einen Todfeind, der die im Jugendalter erlittene Niederlage nicht vergaß und ſie ſpäter Hartmuth wie den unmündigen Kindern Caſpars, überhaupt dem ganzen Geſchlechte der Kronberger in härteſter Weiſe heimzahlte.

Speziell Hartmuth von Kronberg — ſein Vetter Caſpar war ſchon 1520 geſtorben — nahm aber nicht nur an den Fehdezügen Sickingens teil, ſondern gehörte auch zu den Allerintimſten des Sickingenſchen Kreiſes, zu den vertrauten Beratern, die in die politiſchen Pläne und Beſtrebungen des „letzten Ritters“ ſehr genau eingeweiht waren. So wirkte Hartmuth auch mit bei der Rolle, die Sickingen bei der Kaiſerwahl Karls V. ſpielte, und erhielt dafür von den Oeſterreichern ein Jahrgehalt von 200 Goldgulden ausgeſetzt. Nicht minder eifrig beteiligte ſich Hartmuth an den Beſtrebungen, die einen Zuſammenſchluß der Reichsritterſchaft gegen die wachſende Fürſtenmacht bezweckten und deren Seele ja Franz von Sickingen war; ſowohl an dem Landauer Rittertag wie an der Friedberger Ritter-Einung (1522) nahm Hartmuth von Kronberg aktiven Anteil. Und als Sickingen ſeinen Feldzug gegen Trier unternahm, um in dem Erzbiſchof Richard ſowohl den Reichs- wie den Kirchenfürſten zu treffen, ſich ſelbſt zugleich dadurch in die Reihe der Reichsfürſten zu drängen, da ſtand Hartmuth mit ſeiner ganzen Sympathie auf Sickingens Seite, wenn er den Feldzug auch nicht perſönlich mitmachte, ſondern in dieſer Zeit die Ebernburg behütete. Aber was er außerdem zur Förderung des Unternehmens thun konnte, das hat er gethan — mit Geld und Truppen, mit Rat und That hat er den Freund unterſtützt, nachdem er dem Erzbiſchof die Lehenspflicht aufgeſagt.[2]) Hartmuth kam es dabei allerdings hauptſächlich darauf an, daß in dem Trierer Kirchenfürſten ein

Hauptgegner der Reformation beseitigt, dem „Evangelium eine Gasse“ gemacht werden sollte. Denn Hartmuth hatte sich inzwischen der neuen Lehre mit vollster Hingebung zugewendet.

Es war wohl ebenfalls der Sickingensche Kreis gewesen, in dem Hartmuth Fühlung mit der Lutherischen Reformation gewonnen. Aber rascher und rückhaltsloser schloß er sich den religiösen Reformbestrebungen an, als sein weltlicher und bedächtiger Freund, und schon im Jahre 1520 finden wir ihn im Verein mit Hutten auf der Ebernburg damit beschäftigt, auf Sickingen zu Gunsten Luthers einzuwirken. Am Wormser Reichstag nahm Hartmuth dann so leidenschaftlichen Anteil, daß er, nachdem er vergeblich bei dem Erzbischof von Trier und selbst beim Kaiser für Luther eingetreten war, nach der Entscheidung gegen Luthers Lehre dem Kaiser sein Jahrgehalt aufsagte und sogar eine Zeitlang mit Sickingen zerfallen zu sein scheint, weil dieser seine politischen Pläne über die kirchlichen stellte und nicht zu einem bewaffneten Vorgehen zu bewegen war. — Im Herbste des Jahres 1521 begann Hartmuth seine literarische Thätigkeit, die er fast zwei Jahre lang fortsetzte. Die kühne Rücksichtslosigkeit, der ehrliche Freimut seiner Schriften zogen ihm dabei viele Gegner zu und haben zweifellos dazu beigetragen, das Strafgericht zu verschärfen, das nach dem unglücklichen Ausgang der Trierer Fehde sich über den Häuptern Sickingens und seiner Freunde entlud.

Als Sickingen nach der erfolglosen Berennung der Stadt Trier vor den herannahenden Truppen des Landgrafen von Hessen und des Kurfürsten von der Pfalz den Rückzug angetreten, schließlich sein Heer entlassen und sich selbst auf seine feste Ebernburg zurückgezogen hatte, da war auch Hartmuth von Kronberg auf seine Burg zurückgekehrt. Trier, Pfalz und Hessen aber hatten sich vereinigt, um in raschem Ansturm zunächst die hauptsächlichsten Anhänger Sickingens, soweit sie an dem Zug gegen Trier direkt oder indirekt beteiligt waren, zu strafen und zu vernichten, um dadurch Sickingens Machtquellen zu verstopfen. Der erste, der dieser Vereinigung zum Opfer fiel, war Hartmuth von Kronberg. Persönlich zogen die drei Fürsten heran und lagerten sich mit großer Macht vor Burg und Stadt Kronberg. Hartmuth, obgleich auf keine Verteidigung vorbereitet, hielt sich ein paar Tage wacker

gegen den Feind, konnte aber natürlich der Uebermacht auf die Dauer nicht widerstehen; er verließ deshalb Kronberg durch einen geheimen Gang und entkam glücklich. Sein Vetter Quirin von Kronberg, der einzige aus dem Geschlechte, der zur kritischen Zeit bei Hartmuth geweilt, übergab Stadt und Burg am 15. Oktober 1522 den drei Fürsten. Dieselben ergriffen sofort Besitz von der Herrschaft, und zwar Anfangs gemeinsam; erst bei der Verteilung der Beute nach dem Tode Sickingens wurden die Kronbergischen Besitzungen gänzlich dem Landgrafen Philipp überwiesen und von diesem auch nicht etwa Hartmuth allein, sondern der ganzen Familie Kronberg lange Jahre hindurch vorenthalten, trotz aller Eingaben, Beschwerden, Klagen vor Reichsregiment, Reichstag, Kammergericht und Kaiser, und trotz aller möglichen Beschlüsse, Befehle und Erlasse aller dieser Instanzen. — Am schlimmsten war natürlich Hartmuth selbst weggekommen, der aus der Katastrophe gerade nur die Freiheit gerettet hatte. Aber er verzagte nicht im Unglück. Vor allem vertraute er fest auf Gott und fand, wie aus allen den Schriften hervorgeht, die er noch in der Verbannung herausgegeben, Trost und eine geradezu bewunderungswürdige Fassung in seinem unerschütterlichen Glauben. Aber er legte trotz dieser Ergebung in den Willen Gottes keineswegs die Hände thatenlos in den Schoß, sondern entfaltetete eine eifrige Thätigkeit, um wieder zu dem Seinigen zu kommen. Er hatte das volle Bewußtsein, daß ihm bitteres Unrecht geschehen war; denn er hielt einmal seine Teilnahme an den Trierer Ereignissen für durchaus berechtigt[3]) und die von den Fürsten bethätigte „Nacheile auf frischer That" für ganz ungesetzlich, weil er an dem eigentlichen Kriegszuge nicht teilgenommen hatte; dann aber hatte er sich vor und während der Belagerung von Kronberg wiederholt zu rechtlichem Verhör erboten, vor Schiedsrichtern mannigfacher Art, ja vor den drei Fürsten selbst. Zudem war Kronberg Reichslehen, das der ganzen Familie gemeinsam, nicht einem Mitgliede allein gehörte, und das ohne Zustimmung des Kaisers nicht in andere Hände übergehen durfte. Hartmuth wußte indes gut genug, daß er vorläufig von dem Rechtswege nicht viel zu erwarten habe; wenn er deshalb auch das Reichsregiment und den Statthalter Erzherzog Ferdinand anrief, so

legte er doch größeres Gewicht auf die Selbſthilfe, zuerſt natürlich im Anſchluß an die durch die drei Kriegsfürſten noch bedrohten Urheber des Zuges gegen Trier; um Sickingens Macht zu ſtärken, begab er ſich deshalb nach Böhmen und, als er dort wenig Erfolg hatte, nach der Schweiz. Auch hier gelang es ihm aber nicht, Hilfe zu finden; er kehrte deshalb Anfang 1523 wieder nach Deutſchland zurück, um perſönlich auf dem Rittertage zu Schweinfurt die ritterſchaftliche Unterſtützung gegen die drei Kriegsfürſten zu erlangen und auf dem Nürnberger Reichstag Beſchwerde zu führen. Beides war umſonſt — die Ritterſchaft leiſtete nur auf dem Papier Hilfe und um die Reichsinſtanzen kümmerten ſich die drei Fürſten nicht. Auch ein Verſuch, dem jetzt von ſeinen Gegnern hartbedrängten Sickingen zu Hilfe zu kommen, ſchlug fehl, und Hartmuth mußte, nachdem die Hoffnungen auf die Städte zerronnen waren, in die Verbannung nach Baſel zurückkehren, diesmal in Begleitung ſeiner Familie; Sickingens Schickſal war beſiegelt und damit zugleich dasjenige Hartmuths. Zwar gab dieſer auch nach dem Tode des Freundes nicht alle Hoffnung auf; unermüdlich wurden von ihm und dem gleichfalls in Baſel weilenden Schweickart von Sickingen Pläne geſchmiedet, einflußreiche Freunde in Deutſchland in Bewegung geſetzt — doch Alles war umſonſt. Ebenſo blieb die Verbindung, welche Hartmuth und ſeine Genoſſen mit dem Herzog Ulrich von Württemberg anknüpften, ohne Reſultat. Jeder Appell an die Gewalt war geſcheitert.

Nicht minder aber mißlangen jetzt auch die Verſuche, dem Landgrafen von Heſſen auf dem Rechtswege beizukommen — Philipp hielt eiſern feſt, was er hatte. Hartmuth wandte ſich direkt an den Kaiſer; es erging ein kaiſerliches Mandat nach dem andern zu ſeinen Gunſten — vergeblich. Eben ſo vergeblich waren die Ausſöhnungsverſuche, die von dritter Seite wiederholt unternommen wurden. Erſt als Hartmuth perſönlich mit dem Landgrafen anknüpfte, zeigte ſich einige Ausſicht für ihn — aber auch dann dauerte es noch jahrelang, bis wirklich ein Vertrag zu Stande kam. Erſt Bucers Fürſprache brachte es zuwege, daß der Landgraf nach und nach milderen Sinnes wurde und ſchließlich 19 Jahre nach der Eroberung von Kronberg, am 2. November 1541,

ſich mit Hartmuth und den Kronbergern überhaupt vertrug. Hartmuth wurde in alle ſeine Beſitzungen wieder eingeſetzt, mußte aber ewige Erböffnung von Kronberg gegen Heſſen geloben; von irgend einer Entſchädigung für ihn oder die anderen Mitglieder der Familie war nicht die Rede; und doch wird der pekuniäre Verluſt, den allein Hartmuth in den Jahren der Verbannung gehabt, von Bucer ſelbſt auf 30000 Goldgulden veranſchlagt. — Die letzten Lebensjahre Hartmuths verliefen in verhältnismäßiger Ruhe. An den kirchenpolitiſchen Streitigkeiten nahm er keinen aktiven Anteil; wenn er auch nach wie vor unerſchüttert auf ſeinem proteſtantiſchen Standpunkte verharrte, ſo war er doch dem Kaiſer perſönlich zu allzugroßem Danke verpflichtet und hatte zu große Unbill von dem Landgrafen erduldet, als daß er im ſchmalkaldiſchen Kriege Partei für den letzteren ergriffen hätte. Er blieb neutral, wurde aber nach der Niederlage Philipps vom Kaiſer ſelbſt des Vertrages mit Heſſen entbunden und wieder in den unbeſchränkten Beſitz ſeiner Güter als Reichslehen eingeſetzt. Am 7. Auguſt 1549 beſchloß Hartmuth ſein Leben und wurde mit ſeiner Gattin Anna, die 40 Jahre lang getreulich Freud und Leid mit ihm geteilt und ihm ſchon am 14. April 1551 ins Grab folgte, in der Schloßkirche zu Kronberg beigeſetzt.

„Den unſchuldigſten und frömmſten in unſerem Orden“ nennt Hutten einmal den Freund in ſeiner flammenden Philippika gegen den Pfalzgrafen (im Herbſt 1522). Und in der That — das Wort trifft voll und ganz auf Hartmuth von Kronberg zu; auch in der großen Zahl bedeutender und eigenartiger Charaktere, opferfreudiger und begeiſterungsvoller Glaubenszeugen, die in der Reformationszeit hervorgetreten ſind, nimmt er durch ſeine Charakterfeſtigkeit und Uneigennützigkeit, ſeine Frömmigkeit und Ueberzeugungstreue, ſeine Ehrlichkeit und Unerſchrockenheit und nicht zum Wenigſten durch ſeine unantaſtbare ſittliche Reinheit eine ehrenvolle Stellung ein. Unter den Zeitgenoſſen iſt denn auch das Urteil über Hartmuth beinahe ebenſo einſtimmig, wie unter den ſpäteren Geſchichtsſchreibern, das günſtigſte. Faſt nur Wigand Lauze, der Hofhiſtoriograph des Landgrafen Philipp, macht aus leicht begreiflichen Gründen eine Ausnahme — es mochte dem Landgrafen in evangeliſchen Kreiſen vielfach verübelt

werden, daß er sich so hartherzig gegen den verdienten Glaubensgenossen verhielt. So macht denn Lauze den Versuch, Hartmuths Ueberzeugungstreue zu verdächtigen, indem er behauptet, der Landgraf habe sich erst dann zu einer Versöhnung herbeigelassen, als Hartmuth sich so gestellt habe, als ob er „dem Evangelium heftig geneigt sei". Und auch der Landgraf, der doch durch Bucer ganz genau wußte, wie die Sachen standen, hat indirekt eine ganz ähnliche Beschuldigung gegen Hartmuth erhoben, indem er diesen noch am Tage vor Abschluß des Restitutionsvertrages einen Revers unterschreiben ließ mit der Verpflichtung, die evangelische Religion in Kronberg aufrecht zu erhalten. Wenn eine solche äußerliche Bindung bei irgend Jemand überflüssig war, so war sie es sicherlich bei Hartmuth, der sich laut Bucers Zeugnis noch im Jahre 1540 auf dem Reichstag in Hagenau durch eifriges Eintreten für das Evangelium „mancherlei Ungnade" zugezogen hatte! Daß Hartmuth es nicht nötig hatte, Eifer für die Reformation zu heucheln, dafür legen ebensowohl seine Schriften wie sein ganzes Leben unwiderlegliches Zeugnis ab. Allerdings drängt sich die aktive Wirksamkeit Hartmuths für die Reformation in eine relativ kurze Zeit zusammen. Aber lehrte ihn denn auch die „schwer Not der Zeit" auf die öffentliche Vertretung seiner Ideale verzichten, im Herzen blieb er ihnen nicht minder getreu wie früher.

Wie schon kurz erwähnt, ist Hartmuth wahrscheinlich durch den Sickingenschen Kreis der Reformation zugeführt worden. Auf dem Feldzuge gegen Herzog Ulrich von Württemberg, der den engen Freundschaftsbund zwischen Sickingen und Hutten knüpfte (1519), und dann später im Feldlager bei Höchst, wo sich der rheinische Adel und die ritterlichen Herren aus der Umgebung von Frankfurt in hoher patriotischer Begeisterung für die Kaiserwahl von Maximilians Enkel Karl zusammengefunden, wurde jedenfalls auch die nähere Bekanntschaft zwischen Hartmuth und Hutten geschlossen. Als der letztere dann später auf Landstuhl den Schloßherrn für wissenschaftliche, religiöse und patriotische Fragen zu gewinnen verstand, mag auch Hartmuth von Kronberg häufig an ihren Gesprächen teilgenommen haben. Allerdings war damals Hutten noch in der Umwandlung vom reinen Humanisten

zum religiös-nationalen Reformator begriffen und sein Einfluß auf Sickingen kam in erster Linie Reuchlin, nicht Luther zu gute. Aber daß schon damals auch das Interesse für Luthers Bestrebungen sich bei Sickingen und seinen Freunden regte, bezeugen die wiederholten Einladungen, die zuerst von Landstuhl und später von der Ebernburg aus an den kühnen Wittenberger Mönch ergingen. Die Anteilnahme Hartmuths an den Reformbestrebungen Luthers hat also wohl ebenfalls hier ihren Ursprung; für die humanistischen Fragen dagegen, die Hutten in den neuen Freundeskreis hineingetragen, hat sich Hartmuth offenbar nicht sonderlich zu erwärmen vermocht, soweit sie nicht in die religiös-politischen Streitpunkte direkt eingriffen.

Man würde nämlich durchaus fehlgehen, wollte man den Anschluß Hartmuths an den Ideenkreis der Reformation auf eine humanistische Vorbildung desselben zurückführen.[1]) Von einer solchen findet sich keine Spur. Es ist von vornherein unwahrscheinlich, daß Hartmuths ritterliche Erziehung am pfalzgräflichen Hofe von der allgemein üblichen abgewichen wäre. Daß bei dieser aber kein Raum für gelehrte Studien zu bleiben pflegte, ist bekannt. Aber auch Hartmuths Leben und Schriften geben keinerlei Anhaltspunkte dafür, daß er eine Ausnahme von der allgemeinen Regel gemacht habe. Wohl versteht sich Hartmuth recht gewandt mit der Feder auszudrücken und er zeigt ein lebhafteres Interesse an allgemein wichtigen Fragen verschiedener Art, als dies bei den meisten Standesgenossen der Fall war; ebenso darf wohl angenommen werden, daß er sich auch früher schon mit religiösen Dingen, namentlich dem Studium der Bibel, beschäftigt habe. Darüber hinaus aber fehlt es an Anhaltspunkten für eine umfassendere Vorbildung Hartmuths durchaus. In den Listen der Anhänger Reuchlins suchen wir seinen Namen vergeblich. Die historischen Kenntnisse, die Hartmuth ab und zu zeigt, sind nicht sehr tiefgründiger Natur und lassen sich durchaus zwanglos auf den Verkehr mit der humanistisch gebildeten Umgebung Sickingens oder auf die Lektüre der gleichzeitigen Litteratur zurückführen. Die Schulung strenger Logik, gedrungener Ausdrucksweise, übersichtlicher Gliederung seiner Sendschreiben, kurz alle litterarischen Qualitäten muß sich Hartmuth erst nach und nach erwerben;

durch Uebung gelingt ihm dies auch im Laufe seiner öffentlichen Thätigkeit so ziemlich; wäre er aber humanistisch gebildet gewesen, so hätte er diese Eigenschaften wohl schon von Anfang an gezeigt. Es ist sogar sehr unwahrscheinlich, daß Hartmuth lateinisch verstanden hat. In seinen Schriften finden sich keinerlei Anhaltspunkte dafür; alle an Hartmuth gerichteten Briefe gelehrter Männer sind in deutscher Sprache abgefaßt. Hartmuth schreibt ferner einmal an Luther, daß er sich eine seiner lateinischen Schriften von seinem Prediger in Kronberg verdeutschen lasse; er freut sich in einem Briefe an Spalatin darüber, daß er auf der Frankfurter Messe deutsche Ausgaben von einigen Schriften Luthers gefunden habe. Auch die Bibelkenntnis Hartmuths beruht auf deutschen Uebersetzungen der heiligen Schrift — das erwähnt er in seiner Antwort auf Luthers Missive ausdrücklich. Es ist ferner bemerkenswert, daß Hartmuths litterarische Thätigkeit in gelehrten Kreisen zum Teil recht abfällig beurteilt wurde. Luther muß sich einmal an Spalatin wenden, um von diesem eine Empfehlung für eine Schrift Hartmuths zu erlangen; ohne ein solches Fürwort kann Luther die Schrift nicht drucken lassen, „denn die Unseren haben sie allzusehr verachtet". Daß er von dogmatischen Streitigkeiten und Spitzfindigkeiten absolut nichts wissen will, gehört wohl zum Teil ebenfalls hierher, wie auch sein strenges und unerschütterliches Festhalten an den Grundlagen der lutherischen Reformation in ihrer ursprünglichen Reinheit: der Rechtfertigung durch den Glauben allein, dem Zurückgehen auf die Bibel als der alleinigen Quelle des reinen Gotteswortes, der Rückkehr zur frühchristlichen Organisation des Klerus mit ihren nächstliegenden Konsequenzen. Auch die Naivetät, mit der Hartmuth bei seinen Schlußfolgerungen manchmal zu Werke geht, wäre schwer zu vereinigen mit einem durch humanistische Studien erworbenen Bildungsschatze. Hartmuths Denkweise in dieser Beziehung wird boshaft, aber treffend charakterisiert durch die Bemerkung, die irgend ein Spötter der Unterschrift Hartmuths in einem Briefe[5]) beigefügt hat: „der fromme und christliche Bischof des ganzen Rheinstromes." Der Spott mag derselben Quelle entstammen, aus der die Verhöhnung Sickingens als „Gernkönig am Rhein", „Münsterscher König", oder die Bezeichnung Luthers als „Pseudo-

papſt“ gefloſſen ſind; aber ſie trifft, wie geſagt, Hartmuths Anſchauungen nicht übel.

Hartmuths Hinneigung zur Reformation beruht alſo vollſtändig auf religiöſen Gründen. Dem entſpricht denn auch die Tendenz und der Inhalt ſeiner Schriften durchaus, wie die treibende Kraft bei ſeiner litterariſchen Thätigkeit überhaupt einzig und allein im Glaubenseifer geſucht werden muß. Man darf dabei nicht überſehen, welch' gewaltige Macht in reformatoriſchen Kreiſen dem Worte zugeſchrieben wurde. Wenn ſelbſt ein Realpolitiker, wie Franz von Sickingen, einmal erklären konnte, er gäbe gern 2000 Gulden ſeines kaiſerlichen Jahrgehaltes darum, wenn er Karl V. dazu brächte, Luthers Schriften zu leſen — um wie viel näher lag es der innigen Gläubigkeit Hartmuths, feſt auf die Kraft des Wortes zu bauen? Aus dieſer Denkweiſe heraus erklärt ſich zwanglos die Adreſſierung von Hartmuths Sendſchreiben an Kaiſer und Papſt, an Statthalter und Regiment, an Reichstag und ganz Deutſchland. Sein Wort war ihm das göttliche Wort, deſſen unwiderſtehliche Wirkung ihm über allen Zweifel feſt ſtand; das gab ihm die Zuverſicht, die Ausdauer, die Energie bei ſeiner litterariſchen Thätigkeit. Den unmittelbaren Anſtoß zu dem Entſchluß Hartmuths, öffentlich für das Evangelium zu wirken, ſcheint der Wormſer Reichstag gegeben zu haben. Wir haben ſchon erwähnt, das Hartmuth während desſelben dem Kaiſer eine Schutzſchrift für Luther übergeben haben ſoll. Das erſte Sendſchreiben nun, das Hartmuth im Herbſt 1521 ausgehen ließ, iſt ein Brief an Kaiſer Karl V. In demſelben findet ſich ebenfalls eine warme Verteidigung Luthers, wenn auch im Ganzen die Schrift natürlich auf allgemeinere Geſichtspunkte geſtellt iſt. Es iſt keineswegs unwahrſcheinlich, daß wir es in dieſem Briefe mit einer Umarbeitung und Erweiterung der Hartmuthſchen Schutzſchrift zu thun haben. — Das zweite Sendſchreiben Hartmuths iſt an Franz von Sickingen gerichtet und gleichzeitig mit dem Kaiſerbriefe vollendet worden. Die Adreſſe dieſes Sendſchreibens iſt ziemlich auffallend. Franz von Sickingen ſtand doch feſt genug im Glauben, um einer „Nachhilfe“ durch Hartmuth nicht zu bedürfen! Aber auch hier können wir wohl an die Vorgänge anknüpfen, die mit dem Wormſer Reichstage in Verbindung ſtehen.

Sickingen hatte den Radikalen unter der Reformpartei — und zu diesen muß man Hartmuth von Kronberg unbedingt zählen — eine schwere Enttäuschung bereitet, als er nach der Entscheidung des Reichstages gegen Luther sich nicht zum Losschlagen drängen ließ, sondern vorsichtige Zurückhaltung beobachtete, ja sogar den feurigsten und ungestümsten unter den „Männern der That", Ulrich von Hutten, ziemlich deutlich von sich abzuschütteln versuchte. Nicht ohne gegenseitige Verstimmung löste sich damals der Kreis der „rheinischen Akademiker" auf der Ebernburg, und auch Hartmuth, der so eifrig auf die Bekehrung Sickingens zur „Lautterey" hingearbeitet und durch den Verzicht auf die kaiserliche Pension so unzweideutig Stellung gegen die „gottlosen" Widersacher Luthers genommen hatte, trennte sich vorübergehend von seinem Freund und Vetter, der ihm doch in allen profanen Dingen Führer und Leitstern gewesen! Bei den Radikalen stand deshalb das Vertrauen auf Sickingen keineswegs mehr so fest wie früher, und wenn sie sich auch im Herbste 1521 mit der Vorsicht Sickingens einigermaßen ausgesöhnt haben mochten und durch die Berufung Sickingens unter die Fahnen des Kaisers im Feldzug an der Maaß auch auf „das jungadelig Blut" Karls V. neue Hoffnungen zu setzen begannen, so mochte doch gerade damals ein „Scharfmachen" Sickingens im Glauben nicht eben überflüssig erscheinen. „Lieber Vetter", so schließt der Brief, „diese Erinnerung, die ich in mir stecken gehabt, habe ich dir zu thun nicht erlassen wollen, in der Hoffnung, du werdest Solchem weiter und Gott gefälliger und fruchtbarer nachdenken, denn ich in meinem einfältigen Verstande zu bringen vermag." So vorsichtig diese Worte auch gefaßt sein mögen, so widersprechen sie der erwähnten Annahme keineswegs. Man wird also, wie gesagt, die unmittelbaren Wurzeln von Hartmuths Eingreifen in die litterarische Bewegung zu Gunsten der Reformation in den Nachwirkungen der Wormser Vorgänge zu suchen haben.

Von jetzt an aber geht Hartmuth auch ohne speziellere Veranlassung stetig auf dem einmal betretenen Wege weiter. In rascher Folge erscheinen seine Sendschreiben zur Verteidigung der lutherischen Lehre. Dem Jahre 1521 gehören noch an der Brief an Walter von Kronberg und der an Papst Leo; aus dem

Anfange des nächſten Jahres ſtammen die Sendſchreiben an die Einwohner von Kronberg und an den Oppenheimer Stadtſchreiber Jakob Kobel, ferner der Brief an die 4 Bettelorden; etwas ſpäter datieren die Antwort auf Luthers Miſſive und die „Beſtallung“. Auch die Polemik gegen den Frankfurter Stadtpfarrer Dr. Peter Meyer beginnt im Frühjahr 1522 und zieht ſich bis in den Juni hinein. Dann tritt eine mehrmonatliche Pauſe ein — Hartmuth hatte mit der ritterſchaftlichen Bewegung und den Vorbereitungen zur Trierer Fehde ſo viel zu thun, daß ihm wohl für eine andere Beſchäftigung keine Zeit blieb. Kaum aber hatte er im September wieder als Schützer der Ebernburg ein ſeßhafteres Leben begonnen, als er auch ſeine litterariſche Thätigkeit wieder aufnahm. Es folgen raſch auf einander ſeine Briefe an Erzherzog Ferdinand und das Reichsregiment in Nürnberg ſowie ſein Abſagebrief an Erzbiſchof Richard von Trier, der, wenn auch nicht als „Sendſchreiben“ gedacht und auch nicht veröffentlicht, doch ganz im Sinne von Hartmuths Bekehrungseifer geſchrieben iſt. Und daß auch die im Oktober über Hartmuth hereinbrechende Kataſtrophe ihn nicht abhalten konnte, im gleichen Sinne wie bisher weiter zu wirken, zeigt ſein Brief an alle Stände des Reichstags in Nürnberg vom 25. November 1522; dem gleichen Jahre entſtammen dann noch die Briefe an die Böhmen und an die Eidgenoſſen. Dem Jahre 1523 gehören ſchließlich an die Briefe an den Straßburger Rat, an Papſt Hadrian und an alle Stände des deutſchen Reiches, der letztere vom 24. Juli 1523 datiert. Von da an verſtummt Hartmuth wenigſtens vor der Oeffentlichkeit — nur ſein Troſtbrief an Spalatin vom Jahre 1525, in dem er noch einmal ſeine auf dem Glauben beruhende Ergebung in den Willen Gottes betont, macht eine Ausnahme — und widmet ſeine Feder fortan ausſchließlich der Vertretung ſeines Rechts den drei Kriegsfürſten gegenüber oder dem privaten Gedankenaustauſch mit Gleichgeſinnten.[6])

Es mag auffallend erſcheinen, daß Hartmuth von Kronberg ſeine eifrige und, wie wir ſehen werden, auch erfolgreiche Laufbahn als reformatoriſcher Schriftſteller ſo plötzlich unterbrach und ſie auch ſpäter, als er wieder in den Beſitz ſeiner Güter gelangt

war, nicht wieder aufnahm. Von einer Erkaltung seines Eifers für die evangelische Sache kann keine Rede sein — das bezeugt sein fortgesetzter Verkehr mit vielen hervorragenden Reformatoren, das bezeugen seine erhaltenen Briefe, das bezeugt vor allem noch Bucer in seinem Briefwechsel mit Landgraf Philipp unwiderleglich. Es fehlt aber auch nicht an anderen äußeren nnd inneren Gründen für das Verstummen Hartmuths. Er befand sich nach der Katastrophe in sehr mißlichen Vermögensumständen, zeitweise in Not und Elend, und zwar mit seiner Mutter, seiner Frau und drei Kindern. Schreibt doch im Jahre 1526 Walter von Kronberg an den Landgrafen, Hartmuth sei nun von all dem Seinigen verjagt, damit zugleich seine Hausfrau und seine unmündigen Kinder (die Mutter war 1525 zu Basel gestorben) ohne ständige Wohnung, weshalb sie im Elend herumziehen und, wenn sie nicht „bessere Gnade" erlangten, zu gründlichem Verderben kommen müßten. Und auch Bucer hebt wiederholt die harte Buße und die schweren Leiden des Verbannten hervor — er sei ein gebrochener Mann, der sich wohl nicht lange mehr der Gnade des Landgrafen erfreuen könne. Daß in solcher Lage Hartmuth keine Mittel für eine litterarische Propaganda übrig hatte, ist begreiflich. Aber Hartmuth wußte auch sehr wohl, wie viele Feinde er sich schon durch seine Schriften zugezogen hatte, namentlich unter den einflußreichen geistlichen Reichsständen, auf deren guten Willen er doch in dem Rechtsstreite mit dem Landgrafen Philipp angewiesen war; und auch seine Verwandten und Freunde mögen ihn in seinem eigenen Interesse auf die Gefahren seines öffentlichen Auftretens hingewiesen haben. Hedio bemerkt in einem Briefe an Nesen vom September 1523 ausdrücklich, es würde besser um Hartmuths Sache stehen, wenn dieser sich der Schriftstellerei enthielte; das sei auch die Meinung seiner Verwandten, denen überdies Hartmuths Thätigkeit nicht allzu fruchtbringend erschiene und die deshalb wünschten, daß Melanchthon oder sogar Luther Hartmuths hitzigen Sinn in dieser Beziehung beschwichtigten. Ob thatsächlich ein Einfluß von dieser Seite geltend gemacht wurde, ist nicht bekannt, jedoch nicht unwahrscheinlich — erregte doch Hartmuths Schicksal gerade bei den sächsischen Reformatoren das innigste Mitgefühl. Später mochte

denn noch hinzukommen, daß ſich der Hauptgegner Hartmuths, Landgraf Philipp, im proteſtantiſchen, ſeine Gönner dagegen großenteils im katholiſchen Lager befanden, vor Allem der Kaiſer ſelbſt, der Hartmuth zu Beginn der dreißiger Jahre von der Acht gelöſt und ſich ſeiner warm angenommen hatte, ihn ſogar zu mancherlei Miſſionen verwendete, z. B. zur Ueberbringung des goldenen Vließes an den Grafen Wilhelm von Naſſau.

Zu den äußeren Gründen für Hartmuths Verſtummen vor der Oeffentlichkeit kamen dann noch gewichtige innere. Mit ſeiner ganzen Ueberzeugung ſtand Hartmuth von Kronberg feſt auf dem Boden der Grundgedanken der lutheriſchen Reformation. Insbeſondere war ihm die Bibel und nichts als die Bibel die Grundlage für den Glauben wie für die äußere Organiſation der Kirche. Das göttliche Wort in der heiligen Schrift erſchien ihm aber zugleich ſo unausſprechlich klar und unwiderleglich, daß es für ihn gar nichts Einfacheres geben konnte, als aus demſelben auch die Konſequenzen für das praktiſche Leben zu ziehen. Darum fehlte ihm das Verſtändnis für den ſcharfen dogmatiſchen Zwiſt, der ſich nach den erſten Jahren jugendfroher Begeiſterung im Lager der Reformatoren ſelbſt erhob und ſo manche verheißungsvolle Hoffnungsblüte verdorren machte. Im Wiener Staatsarchiv iſt ein Brief Hartmuths „an Meiſter Caſpar Glaſern“ (vgl. Corp. Ref. I 446) vom 3. September 1528 erhalten, der Hartmuths Anſichten in dieſer Beziehung aufs Klarſte wiederſpiegelt. „Ich habe der Zweiung halber“, ſo heißt es darin, „die unſere Gelehrten im Nachtmahle des Herrn haben, aller Teile gelehrte Meinung viel geleſen und gehört. Aber ich bekenne frei, daß mir die Meinung von allen Parteien nicht verſtändlich iſt; es ‘vermags mein verſtant in mainungen nit erraichen’. Aber daneben dünkt mich, der Text im Neuen Teſtament in allen vier Evangelien und bei Paulus ſei nicht ſchwer zu verſtehen, aber allein den rechten Gläubigen. Ich kann darin nicht ſündigen, wenn ich glaube, daß Chriſti Leib und Blut den Gläubigen wirklich da ſei zu eſſen und zu trinken; wie aber Chriſtus da iſt, das zu ergründen iſt nicht notwendig. ‘allein ſo ich das wort hab durch das, ſo ich ime glaub, ſo habe ich unzweiffl im brod vnd wein den leib vnd das plut warhaftiklich gaiſtlich vnd durch deß

glaubens gaiſt verſichert.' (Nur wenn ich das Wort habe dadurch, daß ich daran glaube, ſo habe ich unzweifelhaft im Brod und Wein den Leib und das Blut warhaftig geiſtlich und durch den Geiſt des Glaubens verſichert.) Was liegt mir daran, daß ich äußerlich nichts Anderes ſehe und fühle, denn Brod und Wein, ſo doch Chriſtus, das ewige Wort, von mir gegeſſen würde durch den Glauben in Chriſto." Auch in der Abendmahlsfrage iſt für Hartmuth alſo der Glaube die Hauptſache, das eigentliche Medium, durch welches die Vereinigung des Menſchen mit Gott vollbracht wird — einerlei, ob man die Anweſenheit Chriſti beim Abendmahl leiblich oder ſymboliſch faßt. Der Streit um dieſe Nebenfrage iſt Hartmuth unbegreiflich, denn ihm in ſeiner ſchlichten Gläubigkeit iſt das Gotteswort durchaus klar. — Um ſo begreiflicher erſcheint es, daß Hartmuth bei dieſer Anſchauungsweiſe ſich in den erhitzten Streit der Meinungen und dogmatiſchen Gegenſätze nicht mehr öffentlich einmiſchte — doppelt begreiflich, da er zugleich fühlen mochte, daß ihm für einen ſolchen Verſuch das ſchwere Rüſtzeug der Gelehrſamkeit fehlte. Die Zeit war eben vorbei, in der das einfache gläubige Laienwort Eindruck machen konnte — im Geiſteskampfe der „Hochgelehrten" war für Hartmuth von Kronberg kein Raum mehr!

Aber mochte ſeine Stimme auch fortan verhallen — die Saat, die er in der Jugendzeit der Reformation ausgeſtreut, hatte hundertfältige Frucht getragen. Die unmittelbare Wirkung ſeiner Schriften iſt natürlich mit mathematiſcher Sicherheit ſo wenig zu berechnen, wie die Erfolge der zahlloſen anderen Flugſchriften jener Zeit — und doch finden ſich für den nachhaltigen Eindruck von Hartmuths Sendſchreiben greifbare Anhaltspunkte. Darauf, daß die Reformation in Hartmuths eigenem Herrſchaftsgebiete eine feſte Stätte fand, mag weniger Wert zu legen ſein. Aber zur Ausbreitung der Reformation in Frankfurt und Straßburg haben Hartmuths Schriften erheblich beigetragen. In Frankfurt hat Hartmuth mit Hutten zuſammengewirkt. Es handelte ſich dabei um einen Feldzug gegen den Führer der Reaktion, den Stadtpfarrer Peter Meyer. In ihm hatte Hutten einen alten Gegner noch vom Reuchlinſchen Handel her — Meyer war es geweſen, der den „Augenſpiegel" zuerſt verdammt und den Kölner

Dunkelmännern denunziert hatte — Hartmuth dagegen war „dem händelſüchtigen Pfaffen“ gram, weil Meyer ſich abſällig und ſpöttiſch über des „ehrenveſten Junckers“ [7]) Schriften geäußert hatte. Meyer widerſetzte ſich allen Verſuchen, reformatoriſche Beſtrebungen in Frankfurt zum Worte kommen zu laſſen, aufs Aeußerſte. Er war der Hauptgegner Neſens, hatte deſſen und Huttens Schützling Otto Brunſels zu ſchleuniger Flucht aus Frankfurt getrieben und griff auch perſönlich ein, als es im Frühjahr 1522 Neſen gelungen war, einem anderen reformatoriſchen Prediger, Hartmann Ibach, vom Frankfurter Rate die Erlaubnis zu einigen Predigten in der Katharinenkirche zu verſchaffen. Die erſte Predigt fand am 9. März ſtatt; ſie war gegen das Cölibat gerichtet. Sofort proteſtierte die altgläubige Geiſtlichkeit beim Rate von Frankfurt und beim Mainzer Domkapitel. Der Rat war geneigt, dem Proteſt ſtattzugeben, da er die Aufreizung des Volkes durch Ibach fürchtete, und ſuchte den letzteren auf gütlichem Wege zum Verzicht auf weitere Predigten zu bewegen, lehnte jedoch weitere, von Mainz aus geforderte Schritte gegen Ibach ab. Die zweite Predigt unterblieb zunächſt. Nun griffen aber Ibachs Freunde ein, unter ihnen Hartmuth von Kronberg. Zunächſt gingen die Ritter Max Löſch von Mölnheim, Georg von Stockheim und Emmerich von Reiffenſtein vor, indem ſie von Kronberg aus ein geharniſchtes Schreiben an den Rat von Frankfurt ſandten. Das Schreiben, mit Hartmuths Siegel verſehen und ganz in ſeinem Geiſte und Stile gehalten, verlangte, daß man Ibach gewähren laſſen ſolle. Der Brief blieb erfolglos. Nun trat Hartmuth ſelbſt hervor. Er überſandte dem Rat am 16. März ſeinen „Warnungsbrief vor den falſchen Propheten und Wölfen“, und verlangte, daß dieſes Sendſchreiben am Römer öffentlich angeſchlagen werde. Der Rat lehnte ab, und nun ſchlug ein Diener Hartmuths die Flugſchrift am Fahrthore an. Sie war von großer Wirkung; ſie wurde auf allen Zunftſtuben vorgeleſen (und lange als ein Heiligtum verwahrt), und erregte einen ſolchen Sturm in dem an ſich ſchon durch das Verbot der zweiten Predigt Ibachs erregten Menge, daß es am 23. März zu Unruhen kam. Die Prieſterſchaft ließ Sturm läuten — was ſich der Rat hinterher energiſch verbat —, konnte es aber nicht verhindern, daß nunmehr Ibachs Predigten wieder geſtattet wurden. Als daraufhin

Stadtpfarrer Meyer persönlich nach Mainz fuhr, um gegen Ibach zu wirken, erschien Hutten auf dem Kampfplatz und erließ seine scharfen Absagebriefe an Meyer. Auch die drei Taunusritter sowie Hartmuth von Kronberg griffen Meyer noch persönlich an. Und wenn auch Ibach durch den Rat veranlaßt wurde, nach der 3. Predigt freiwillig das Feld zu räumen, so war doch der Sieg der Reformation in Frankfurt entschieden — zwei Jahre später mußte Meyer selbst nächtlicherweise auf einem Fischerkahne die Stadt verlassen, um nicht wieder zurückzukehren.[8])

In Straßburg wirkte hauptsächlich Hartmuths Antwort auf Luthers Missive; beide Schriften hatte Hartmuth in der Straßburger Druckerei „zum Steinböck" erscheinen lassen: „Diese Büchlein haben zur allgemeinen Kräftigung des Geistes in Straßburg neben der klassischen Schrift Luthers 'An den Adel deutscher Nation' in dieser Zeit am meisten beigetragen, und die Bürgerschaft verschlang sie zu Tausenden von Exemplaren in allen Städten Deutschlands." Aber auch Hartmuths Brief an „Meister und Rat in Straßburg" machte dort tiefen Eindruck — der Brief ging lange Zeit hindurch von Hand zu Hand in zahlreichen Abschriften und schürte den Reformationseifer kräftig an.[9])

In zwei großen Kommunen hat also Hartmuths litterarische Thätigkeit nachweisbar gute Früchte getragen für die Ausbreitung der Reformation; man darf aus diesen beiden urkundlich belegten Beispielen aber sicherlich den Schluß ziehen, daß damit die Wirkung der Hartmuth'schen Schriften keineswegs erschöpft ist, sondern daß diese überhaupt viel gelesen wurden im Volke und der Reformation nachdrücklicher Vorschub geleistet haben, als gar manche anspruchsvollere und gelehrtere Streitschrift. Unläugbar hat Hartmuth von Kronberg ein gar nicht unbedeutendes Talent für populäre Darstellungsweise besessen. Gerade weil er mit schlichten, einfachen Worten nur das niederschrieb, was ihm Herz und Sinn bewegte, gerade weil er kein Gelehrter war, traf er den Ton, wie ihn das Volk verlangte; und weil in seinen Schriften der Kern seines eigenen Wesens, seine ehrliche Frömmigkeit, sich vereinigte mit einer kräftigen Entschlossenheit in der Geißelung der Schäden der Zeit und mit Vorschlägen zur Besserung, die zwar oft mehr gut gemeint als ernsthaft durchführbar waren, aber in

ihrem energiſchen Radikalismus die derbe und rückſichtsloſe Volksmeinung wiedergaben, — mit einem Worte, weil Hartmuth das ausſprach, was mehr oder minder unbewußt die weiteſten Volkskreiſe Deutſchlands bewegte, darum waren ſeine Schriften von ſo unmittelbarer Wirkung.

Es ſei übrigens hier gleich angefügt, daß Hartmuth ſich noch andere poſitive Verdienſte um die Ausbreitung der Reformation erworben hat durch die perſönliche Propaganda von Mund zu Mund. Daß er auf Sickingen direkt eingewirkt hat, wurde ſchon erwähnt. Vielleicht noch bedeutſamer aber war der Einfluß, den Hartmuth auf Herzog Ulrich von Württemberg übte. Urſprünglich gehörte Hartmuth zu den Gegnern Ulrichs; er ſoll im Jahre 1519, als Sickingen im Auftrage des Kaiſers dem ſchwäbiſchen Bunde eine Reiterſchaar zuführte, 300 von dieſen Reiſigen dem Freunde geworben haben. Aber gemeinſames Leid führt zuſammen. Hartmuth war, nach ſeiner Vertreibung aus Kronberg und den ſchon kurz erwähnten mannigfachen Irrfahrten nach dem Tode Sickingens, mit deſſen älteſtem Sohne Schweickart nach Baſel zurückgekehrt, und dort hatte ſich um die Beiden eine ganze Schaar vertriebener fränkiſcher Ritter geſammelt. Natürlich knüpften ſich zwiſchen den letzteren und den Anhängern des vertriebenen Herzogs von Württemberg, der in Mömpelgard reſidierte, aber von dort aus oft nach Baſel kam, raſch Verbindungen an; und dieſe führten dann wieder zu einer Verſöhnung zwiſchen Schweickart von Sickingen und Hartmuth einerſeits und dem Herzog Ulrich andererſeits. Die vertriebenen fränkiſchen Ritter zogen im Herbſt 1523 nach Mömpelgard, um am herzoglichen Hofe Aufnahme zu finden. Hartmuth blieb allerdings nicht lange dort, ſondern kehrte ſchon ſehr bald nach Baſel zurück — doch die kurze Zeit hatte genügt, um den Herzog der Sache der Reformation zu gewinnen. Schon im Januar 1524 ſchreibt Ulrich an Luther und bezeugt gleichzeitig in einer Eingabe an den Nürnberger Reichstag — zu der ihn ebenfalls Hartmuth bewogen hatte — daß er „den Dr. Martinus Luther für einen wahrhaften chriſtlichen Lehrer des heiligen Evangeliums habe rühmen hören und auch ſelbſt dafür halte“. Was Hartmuth angefangen, vollendete dann Oekolampad, deſſen Predigten in Baſel Herzog Ulrich häufig

beſuchte; und noch im Laufe des Jahres 1524 wurde Farel, ein Edelmann aus dem Dauphiné und ausgezeichneter Lehrer des Evangeliums, nach Mömpelgard berufen. — Hartmuth blieb übrigens mit Herzog Ulrich noch längere Zeit in Verbindung; er unterrichtete ihn von Baſel aus über alle intereſſanten Vorgänge, die ihm zu Ohren kamen,[10]) und als im Jahre 1525 Ulrich von Württemberg den Ausbruch der Bauernunruhen benutzen wollte, um wieder zu ſeinem Lande zu kommen, da finden wir auch Hartmuth in ſeinem Intereſſe thätig: er ſuchte dem Herzog in Böhmen Hilfe und Bundesgenoſſen zu werben -- freilich ohne Erfolg, denn das Unternehmen Ulrichs ſcheiterte zu früh an dem Mangel an Geld und der durch die Schlacht von Pavia bedingten Heimberufung der Schweizer Hilfstruppen. — Daß ſich der Württemberger ſpäter, als er beim Landgrafen von Heſſen weilte und ſchließlich mit deſſen Hilfe ſein Land zurückgewann, des alten Genoſſen der Verbannung erinnert und etwas für ihn gethan hätte, davon erfahren wir Nichts. Einen perſönlichen Vorteil hat Hartmuth alſo von ſeiner Verbindung mit Herzog Ulrich von Württemberg nicht gehabt — wohl aber konnte er ſich damit getröſten, daß ſein Einfluß der Reformation einen Fürſten zugeführt hatte, der den guten Willen und ſpäter auch die Macht beſaß, ſeiner eigenen Ueberzeugung nachhaltige Verbreitung zu ſichern.

Durch Schrift und Wort hat alſo Hartmuth von Kronberg nachweisbar der Reformation neue Anhänger zugeführt — und die Summe deſſen, was ſeiner unermüdlichen Agitation gutzuſchreiben iſt, erſcheint bedeutend genug, um ihm einen ehrenvollen Platz unter den Vorkämpfern des „neuen Glaubens“ auch bezüglich des praktiſchen Erfolges zu ſichern. Hartmuths perſönliches Verdienſt für die Reformation iſt aber um ſo größer, als er ſich erſt ziemlich mühſam nach und nach in die litterariſche Thätigkeit hatte einarbeiten müſſen; das zeigt die ſtoffliche und formelle Unſicherheit und Schwerfälligkeit in ſeinen erſten Schriften im Vergleich zu ſeinen ſpäteren Arbeiten zur Genüge. Typiſch dafür iſt der Brief an den Deutſchordenskomthur Walter von Kronberg; es iſt der Zeitfolge der Entſtehung nach allerdings erſt der dritte, vom 6. November 1521 datiert und am 20. November an Dolzig

geſendet. Aber während die beiden erſten Sendſchreiben Hartmuths an den Kaiſer und an Sickingen vor der Drucklegung durch viele Hände gingen und dabei wohl weſentliche Kürzungen und Verbeſſerungen erfuhren, fehlt dem Briefe an Walter jede Spur einer beſſernden Hand. Es iſt auch weitaus die größte und weitſchweifigſte von Hartmuths Arbeiten (der Brief umfaßt in dem Originaldruck der Dresdener Bibliothek 17 Quartſeiten) und giebt wohl zweifellos die Summe der litterariſchen Befähigung, mit der Hartmuth urſprünglich an ſeine neue Aufgabe herangetreten iſt. Breit und immer wieder zum Ausgangspunkt von Hartmuths Gedankengang zurückkehrend, fließt der Strom ſeiner frommen Beredtſamkeit dahin. Der feſte Glaube an Gott, das feſte Vertrauen auf deſſen Güte und Gnade; das Zurücktreten alles menſchlichen Wiſſens, aller Weisheit der Welt gegen die göttliche Weisheit; die Nichtigkeit aller irdiſchen Güter im Verhältnis zur Unendlichkeit und Koſtbarkeit der ewigen Güter, wie ſie beim feſten Glauben an Gott und dem Vertrauen auf ſeine Gnade dem Menſchen gewiß ſind, mag er auch noch ſo oft ſtraucheln und fallen — das iſt der Inhalt der reinen Lehre, wie ſie Luther gepredigt, der nicht auf Menſchenſatzung, ſondern auf dem reinen Gotteswort in der heiligen Schrift fußt und demgemäß der rechte Führer durch die Irrſale des Lebens iſt. Was wider Luther iſt, voran der Papſt und die Seinen mit ihrer Habſucht und ihrem Geiz, das iſt vom Teufel. Aber man muß Erbarmen mit ihrer blinden Verſtocktheit haben und ihnen deshalb in Barmherzigkeit und Milde den richtigen Weg zeigen, nicht Rache und Grimm gegen ſie walten laſſen. Denn der wahre Glaube an Gott und das Vertrauen auf die göttliche Weisheit giebt auch die richtige brüderliche Nächſtenliebe, die dazu führt, daß die Menſchen einander nicht mißtrauen und ſchädigen, ſondern ſich helfen und für den Nächſten ſorgen, wie für ſich ſelbſt. Deshalb iſt Luthers Lehre vom wahren Glauben das einzige Mittel, das alle Schäden dieſer Welt zu heilen vermag.

Das iſt das Glaubensbekenntnis Hartmuths. Es ſitzt ihm ſo feſt im Blute, daß er es immer und immer in dieſem Briefe wiederholt — es iſt ihm ſelbſt ſo unwiderleglich klar und über jeden Zweifel erhaben, daß ihm die Notwendigkeit einer logiſchen Beweisführung gar nicht in den Sinn kommt. Er trägt ſein

Glaubensbekenntnis zugleich mit so inniger Ueberzeugung vor, so warm, ja begeistert, daß kein Zweifel daran walten kann, wie sehr ihm das Bekenntnis seines Glaubens Herzensbedürfnis ist. Es ist übrigens bemerkenswert, daß in dem Briefe an Walter die zornige Entschiedenheit in kirchenpolitischer Beziehung, die neben dem Glaubenseifer das hervorragenste Charakteristikum in den meisten von Hartmuths Sendschreiben bildet, stark zurücktritt. Die Ursache dafür ist wohl in der Adresse des Briefes zu suchen: Walter von Kronberg, der nachmalige Deutschordensmeister, eine „Säule der Sittlichkeit im Orden", war eine milde, versöhnliche Natur, auf den Hartmuth schwerlich durch grimmiges Dreinfahren hätte wirken können. — In dem Briefe tritt übrigens auch schon ein anderes Moment hervor, das für viele Sendschreiben Hartmuths typisch ist: ein kräftiger sozialer Zug, wie er ja in dem Grundgedanken der Lehre Christi von der Nächstenliebe, welche den Eigennutz ausschließt, eine Art freiwilliger sozialer Gleichheit fordert und in jedem Mitmenschen nur den Bruder erkennen läßt, unzweifelhaft enthalten ist. Daß diese „süße brüderliche Liebe", wenn sie auf Erden überhaupt möglich wäre, die reinste und lauterste Frucht des christlichen Glaubens sein und alle Schäden der Zeit — oder vielmehr jeder Zeit — heilen würde, ist ja unbestreitbar; daß aber Hartmuth sie in seiner Zeit für möglich hält und allen Ernstes mit heiligem Eifer vertritt, das giebt dem Worte Bucers über Hartmuth: „Er ist wahrlich frommer und redlicher, denn weltgescheit und gewarsam", eine zutreffende Bestätigung. Uebrigens ist Hartmuth in seinen sozialen Anforderungen nicht allzu konsequent. Er verlangt zwar von der Geistlichkeit die Herausgabe allen weltlichen Besitzes und dessen Verwendung zu allgemein christlichen Zwecken; aber lange nicht so entschieden tritt er für die Entäußerung der weltlichen Güter ein. Zwar bekämpft er den Geiz und die Habsucht auch in weltlichen Kreisen scharf genug und hält u. A. der Habgier des zeitgenössischen Adels das Beispiel der genügsamen alten Römer vom Schlage der Fabius und Cato entgegen; aber er ist weit davon entfernt, weltliche Herrschaft und weltliches Eigentum zu verwerfen. Ein weiteres, für alle Briefe Hartmuths giltiges und sehr sympathisch berührendes Merkmal weist der Brief an Walter von Kronberg ebenfalls schon

auf — die absolute sittliche Reinheit. Kein rohes, nur sehr selten und nur da, wo es unumgänglich notwendig ist, ein derbes Wort, kein verfänglicher Ausdruck irgend welcher Art, keine noch so entfernte Anspielung auf Schmutz und Unsittlichkeit bei aller sachlichen Schärfe und Entschiedenheit — das ist viel in einer Zeit, da dergleichen keineswegs so schlimm aufgefaßt wurde, wie heutzutage, sondern sogar als allgemein üblich, im besten Falle als notwendiges Uebel aufgenommen wurde.

Die Vorzüge allgemeiner und typischer Natur, wie sie in Hartmuths Brief an Walter von Kronberg zu Tage treten, und die zum Teil in den späteren Schriften noch eine Steigerung und Vervollkommnung erfahren, werden nun wieder nicht unerheblich beeinträchtigt durch mancherlei stilistische und andere Mängel. Die zahlreichen Wiederholungen und Weitschweifigkeiten thun der Wirkung des Gedankeninhaltes Abbruch. Fast stets, wenn Harmuth einen neuen Gedanken anschlagen will, stört ihn die übermächtig beherrschende Grundidee seines Glaubens im konsequenten Ausdenken und drängt sich mit Gewalt in den Vordergrund. Hartmuths Ausdrucksweise ist, wie gesagt, warm und eindringlich; aber sie wirkt daneben durch die häufigen Wiederholungen derselben Phrasen und durch den Mangel an originellen und anschaulichen Bildern etwas eintönig und trocken — auch in dieser Beziehung macht Hartmuth späterhin wesentliche Fortschritte, wenn eine gewisse Trockenheit auch bis zuletzt vorhanden bleibt. Der Satzbau ist nicht eben musterhaft; namentlich macht sich eine allzu ausgedehnte Periodenbildung, die der Autor schließlich selbst nicht mehr zu übersehen vermag und die deshalb nicht selten unvollendet stecken bleibt, mitunter unliebsam bemerkbar — Fehler, die Hartmuth bald zu überwinden lernt. — Alles in Allem giebt der Brief an Walter von Kronberg den Beweis dafür, daß Hartmuth noch sehr viel zu lernen hatte, als er zur Feder griff — daß ursprünglich sein Wollen noch keineswegs im richtigen Einklang stand mit dem Vollbringen. Die Art und Weise, wie er durch Eifer und Uebung dann Beides einander genähert und es schließlich zu einer achtungswerten Stufe auch des schriftstellerischen Könnens gebracht hat, ist jedenfalls hoher Anerkennung wert. Freilich sind seiner litterarischen Begabung und seinem geistigen Auffassungs-

vermögen natürliche Grenzen gezogen, die zu überschreiten auch seinem heißesten Bemühen versagt bleiben mußte, und dem Ideengehalt seiner Zeit hat Hartmuth neue Impulse nicht zu geben vermocht. Aber interessante und wertvolle Dokumente für die Individualität ihres Schöpfers wie für die Intensität der geistigen Bewegung im Jugendalter der Reformation bleiben Hartmuths Schriften immer.

Es wurde schon erwähnt, daß Hartmuth seine beiden ersten Briefe (an den Kaiser und an Sickingen) am 2. Nov. 1521 an den ihm befreundeten kurfürstlich-sächsischen Marschall und Rat Johann von Dolzig gesendet hatte. Diesem gefielen die beiden Sendschreiben so gut, daß er sie eifrig weiter verbreitete. Unter anderem sendet er sie am 1. Dez. in Gemeinschaft mit Bernhard von Hirschfeldt von Lochau aus in Kopie an Joachim von Pappenheim, einen Vetter des Marschalls Ulrich von Pappenheim, der in Worms mit Luther zusammengewohnt und diesen auch vor die Reichsversammlung geleitet hatte. Dolzig und Hirschfeldt scheinen den Druck der beiden Sendschreiben veranlaßt zu haben, denn ihr Brief an Pappenheim ist mitabgedruckt — und dieser Umstand dürfte der Redaktion der beiden Sendschreiben wesentlich zu Gute gekommen sein. Es fehlt freilich auch in ihnen nicht an Weitschweifigkeiten und Wiederholungen; im Allgemeinen sind sie aber viel übersichtlicher gegliedert, konsequenter, konzentrierter und klarer gehalten als der Walter-Brief. Noch in einem anderem Punkte weichen die beiden Sendschreiben von dem letzteren ab: sie bringen die scharfe Kampfesstimmung Hartmuths gegen Papst und Reaktion in ungeschminkter Deutlichkeit zum Ausdruck; die beiden Briefe enthalten dadurch gewissermaßen die kirchenpolitische Ergänzung zu dem religiösen Glaubensbekenntnis im Brief an Walter von Kronberg; alle drei zusammen ergeben dann die hauptsächlichsten Grundzüge von Hartmuths ganzem Gedankenkreis, die wohl späterhin noch mancherlei Klärungen erfahren, im wesentlichen Inhalt aber unverändert bleiben. Mit aller denkbaren Schärfe werden in dem Sickingen-Brief der Papst als der Vicarius des Teufels, als Antichrist, die Bischöfe, Pfaffen und Mönche als seine Jünger bezeichnet, der Geiz, mit welchem sie „geistliche Waare um Geld verkaufen", als die Wurzel allen Uebels bezeichnet; die

„große Menge der Stiftungen von Kirchen, Klöstern, Sekten, Wallfahrten und ähnlichen Zulassungen“ sind die Stützen des Antichrists und zwar sind das „unsere eignen erdachten Werke gegen Gottes Gebot“. Der Kaiser oder ein wahrhaft christliches und freies Konzil sollen einschreiten; der Kaiser soll den Papst entweder „mit höchster Gütigkeit überzeugen, daß dieser ein Statthalter des Teufels und selbst Antichristus ist, so lange er sich nicht ändert“; er soll die Mißbräuche abstellen und die übrig bleibenden geistlichen Güter Gott zu Ehren und Nutzen und zu allgemeinen Zwecken verwenden — oder er soll, wenn der Papst nicht nachgeben will, mit Gewalt und seiner ganzen Macht gegen diesen handeln wie gegen einen Abtrünnigen und Ketzer und ihm wie den geistlichen Fürsten, den Klöstern und Pfaffen den weltlichen Besitz abnehmen. — Aehnlich ist der Gedankengang in dem Sendschreiben an Kaiser Karl, nur werden hier natürlich einzelne Punkte etwas breiter ausgeführt, u. a. dem Kaiser dringend ans Herz gelegt, ein wahrhaftiger Diener Gottes zu werden, und sein Heer im Sinne Luthers zu dem wahren Brunnen des Heils zu führen; dann würde dieses Heer, das jetzt „durch die Menge des Goldes und Silbers nicht wohl zu erfüllen ist, des verfluchten Geizes wegen, der alle Welt regiert“, erfüllt und ersättigt mit allen Gnaden und Tugenden des seligen Brunnens, der Geiz würde verwandelt in ein gebürliches Genügen und die Truppen würden sich sättigen lassen „mit leidlichen Besoldungen“, der Eigennutz würde sich wandeln „in die süße brüderliche Liebe“; „dein großmütiges Kriegsvolk würde einen unüberwindlichen Mut fassen, Leib und Gut werden sie willig für dich mit fröhlichem Gemüt einsetzen und den Tod nicht fürchten. Größerer Thaten werden sie sich unterstehen gegen deine Feinde und sie auch zu Ende führen, wenn du in Wahrheit ein Diener Gottes bist. Alle Feinde Christi würden in Schrecken geraten und viele tapfere und fromme Männer aus dem Volke würden erweckt und sich waffnen zum Streite gegen die Widersacher Gottes“. Es sind etwas schwierige Aufgaben, die Hartmuth dem Kaiser in den beiden Briefen stellt: den Papst und die wilden ungezügelten Söldnerhaufen des 16. Jahrhunderts „mit höchster Gütigkeit“ nnd mit gutem Beispiel vom Geiz und der Habsucht zur „süßen brüderlichen Liebe“ und zur

Genügsamkeit hinüberzuführen! Aber sie legen beredtes Zeugnis ab für die hohe ideale Auffassung, die Hartmuth von der alles durchdringenden Macht des göttlichen Wortes hegte. Das empfinden auch Dolzig und Hirschfeldt, die in ihrem Begleitschreiben an Pappenheim folgendermaßen urteilen: „dieweil die beiden Schriften bei vielen Gelahrten und Layen annemlich und des Ansehens sind, daß sie ein christliches, treumeinendes Herz und edles Genüt anzeigen und daß es Hartmuth mit allen Ständen der Christenheit gut meine, daß sie allenthalben in göttlichem Gesetz und Ordnung durch Seine Gnade erhalten würden ꝛc." — Daß Hartmuth beim Kaiser selbst irgend einen Erfolg erzielte, ist natürlich ausgeschlossen. Karl V. mag den Brief vielleicht durch Sickingens Vermittlung, der ja damals in der Nähe des Kaisers in den Niederlanden weilte, wohl erhalten haben; der einzige Effekt war aber höchstens der, daß der Monarch dem kühnen Supplikanten zürnte — bezeugt es doch Hedio ausdrücklich, daß sich Hartmuth den Kaiser durch seine Schriften entfremdet hatte.

Zeitlich, stilistisch und inhaltlich gehört zu der bisher besprochenen Gruppe von Hartmuths Schriften auch der Sendbrief an Papst Leo X. Die Ausdrucksweise ist vielfach dieselbe, auch das Vertrauen auf den Kaiser und die scharfe Sprache gegen den Papst finden sich hier, ja noch in erhöhtem Maße. Man kann diesen Papstbrief sogar als den Höhepunkt der eigentlich polemischen Schriften Hartmuths bezeichnen — gleich scharfe Worte findet er kaum jemals wieder, wie er sie hier dem Papste direkt ins Gesicht sagt. Schon die Einleitung ist bezeichnend: der Brief fängt ohne jede höfische oder auch nur höfliche Einleitung einfach an: „Papst Leo, genannt der zehnte". Leo soll ablassen „von seinem Vatter, dem Teufel", und sich wieder zu Gott wenden; das Papsttum ist das weltliche Reich des Teufels, die Anhänger des Papstes sind die Wölfe im Schafskleide; wir erkennen sie an ihrem Gesang und Geheule. Leo soll bei Zeiten abstehen von seiner weltlichen Herrschaft und teuflichen Gewalt und sie dem tugendhaften Kaiser Karl übergeben, und soll sich selbst nebst seinen Bischöfen der Bekehrung der Türken widmen. Wenn man die Türken recht berichte, daß der Papst nicht ihr Geld und ihren Reichtum suche, sondern einzig ihre ewige Seligkeit, so würde das lebendige Wort

und die Verheißung Chriſti auch bei den Türken ſicherlich wirken. Auf alle Fälle aber ſoll der Papſt dem Kaiſer ſeine Herrſchaft und ſeinen zeitlichen Reichtum übergeben, damit dieſer der Türkengewalt wehre. — Die Aufgaben, die Hartmuth dem Papſte hier ſtellt, ſind wohl nicht minder ideal und undurchführbar, wie diejenigen, die er dem Kaiſer auferlegt hatte. Hartmuth ſieht das auch ſelbſt mit der Zeit ein, und in ſeinem zweiten Papſtbriefe, dem etwa anderthalb Jahre ſpäter entſtandenen Sendſchreiben an Papſt Hadrian, ſchlägt er ganz andere Saiten an. Hartmuth glaubt wohl auch jetzt noch an die Möglichkeit, die Türken zu bekehren, aber im Uebrigen iſt er bedeutend mehr Realpolitiker geworden — kein Wunder; iſt doch das überſchwängliche Vertrauen auf Kaiſer Karl in der Zwiſchenzeit gründlich geſchwunden! Noch einmal wird dem Papſte ernſtlich ans Herz gelegt, ſich des weltlichen Reichtums zu entſchlagen und ſeine Güter zu einem allgemeinen Kriege gegen die Türken zu verwenden. Aber Hartmuth verkennt jetzt nicht mehr die Schwierigkeit dieſes Schrittes und ſieht wohl ein, daß der Papſt ſelbſt dabei große Gefahr für ſein Leben liefe. Auf der andern Seite aber drohe dem Papſttum, wenn es auf dem bisherigen Wege verharre, der Abfall der wahrhaft Gläubigen, deren es namentlich in Deutſchland ſchon Unzählige gebe, und die Vernichtung durch den Zorn Gottes. Dem Allem nach ſoll der Papſt von ſeiner Irrung abtreten und das Papſttum zerbrechen. „Die Zeit iſt gekommen: wenn Ihr Euch nicht bekehren wollt, ſo möchtet Ihr zu Tode geſchlagen werden mit dem Schwert — das iſt der Befehl Gottes und die Vollſtreckung ſeines göttlichen Wortes!“ — Abgeſehen von der Klärung in Hartmuths Anſichten zeigt die Vergleichung der beiden Papſtbriefe aber namentlich auch die großen Fortſchritte, die Hartmuth in der zwiſchen beiden liegenden Zeit in der äußeren Beherrſchung des Wortes gemacht hat; ſtiliſtiſch wie der logiſchen Gliederung nach ſteht der zweite Brief ſehr viel höher als der erſte; er iſt knapp und präzis in Form und Ausdruck, die Weitſchweifigkeiten und ſteten Wiederholungen ſind faſt ganz ausgemerzt. Feſt und ſicher geht Hartmuth auf ſein Ziel, die Entwicklung ſeines kirchenpolitiſchen Programmes, los: die Expropriation aller Güter der „todten Hand“ — auf eine

freiwillige Entſagung der Kirche hat er ſo gut wie gar keine Hoffnung mehr.

Die erſten Schriften Hartmuths aus dem Jahre 1522 ſind das Sendſchreiben an die Einwohner von Kronberg und der Brief an Jakob Kobel. Bemerkenswert iſt in dem erſteren die Entſchiedenheit, mit der Hartmuth noch an dem „Kirchengepränge, ſofern es nicht zu groß iſt", feſthalten will — kurze Zeit darauf iſt Hartmuth wohl durch Oekolampads Einfluß weſentlich anderen Sinnes geworden —; ferner iſt gerade in dieſem Briefe das beſondere Hervortreten des ſchon erwähnten ſozialen Zuges intereſſant. Nicht als Herr, ſondern als mahnender Rater, als „Bruder", tritt Hartmuth ſeinen Unterthanen entgegen. Wo er befehlen könnte, da läßt er das Wort Gottes ſprechen, da wendet er, der Herr, ſich an „ſeine lieben Brüder und Schweſtern". — Hartmuth hat kurze Zeit darauf auch für einen evangeliſchen Prediger in Kronberg geſorgt; er nahm den aus Eßlingen vertriebenen Auguſtinermönch Michael Stiefel (ſpäter Prediger beim Grafen von Mansfeld) bei ſich auf; auch ſorgte er dann durch den Erlaß einer Kirchenordnung — die er vorher Luthers Urteil unterzogen hatte — für die Durchführung der reformierten Meſſe, wie ſie inzwiſchen auf der Ebernburg zur Durchführung gekommen war. — Hartmuths Brief an Jakob Kobel, den Stadtſchreiber zu Oppenheim (wo die Kronberger Ritter nur die Burgmannſchaft beſaßen) iſt eigentlich kaum mehr als ein Begleitſchreiben, mit dem Hartmuth „ſeinem ſondern guten Freund" den Brief an die Kronberger übermittelt.

Durch ſeinen Brief an die 4 Bettelorden kam nunmehr Hartmuth von Kronberg in direkte Beziehungen zu Martin Luther; zuſammen mit dem Kaiſerbriefe ſandte er dem Reformator die neue Arbeit zur Begutachtung zu. Luther kürzte und korrigierte den Brief und erwiderte mit ſeinem bekannten „Miſſive" darauf. Hartmuths Schrift, die im weſentlichen ſich im Gedankengang von den früheren nicht ſonderlich unterſcheidet, zeichnet ſich durch gemäßigten Ton aus; ſie iſt eine eindringliche Ermahnung an die Orden, ſich der neuen Lehre nicht zu entziehen, ein dringender Hinweis zum Glauben und Vertrauen auf Gottes Güte und Barmherzigkeit, eine warme Verteidigung von Luthers Lehre, welche

die wahre Lehre Chriſti iſt. „Wer dieſer Lehre folgt, der folgt nicht Luther, ſondern Chriſto. Wir glauben Doktor Luthern nicht ferner und nicht weiter, als ſo viel wir in dem heiligen Evangelium begründet finden.“ — Das Miſſive Luthers beginnt mit einem Urteil über Hartmuth, auf welches dieſer ſtolz ſein konnte. „Ich danke meinem Gott“, ſo ſchreibt Luther, „für die Gunſt und Gnade, ſo Euch gegeben iſt an der Erkenntnis der chriſtlichen Wahrheit, dazu auch die Luſt und thätige Liebe zu derſelben. Denn man ſpürt wohl, daß Eure Worte aus Herzens Grund und Brunſt quellen und beweiſen, daß nicht, wie in vielen, das Wort Gottes allein auf der Zunge und in den Ohren ſchwebe, ſondern ernſtlich und gründlich im Herzen wohne, alſo, daß es freudig und ungeſcheuter macht, dasſelbe zu preiſen und zu bekennen, nicht allein mit dem Munde, ſondern auch mit der That und der Schrift, vor und gegen alle Welt.“ Luther ſpricht dann die bekannten Worte von der „Waſſerblaſe N. N., trotzt dem Himmel mit ihrem hohen Bauch und hat dem Evangelio entſagt; hats auch im Sinn, er wolle Chriſtum freſſen, wie der Wolf eine Mücken; läßt ſich auch dünken, er habe ihm ſchon eine kleine Schramme in den linken Sporen gebißen, und tobet einher vor allen andern“ — gemeint iſt Herzog Georg von Sachſen — Worte, die Luther in eine heftige Polemik mit dem Fürſten verwickelten. Weiter legt er das merkwürdige Selbſtbekenntnis ab, daß er mit ſeiner eigenen Haltung auf dem Reichstag zu Worms nicht zufrieden ſei, weil er dort „nicht härter und ſtrenger ſein Bekenntnis vor den Tyrannen gethan“, und ſtimmt dem Ausſpruch Hartmuths zu, daß man nicht ihm, ſondern Chriſto folgen müſſe. „Doch ſollen wir Gott danken aus ganzem Herzen, daß er ſich noch merken läßt, als wollte er das heilige Wort noch nicht aufheben, damit, daß er Euch und andern vielmehr einen unärgerlichen Geiſt und Liebe dazu gegeben hat. Denn das iſt ein Zeugnis, daß ſie nicht um der Menſchen willen, ſondern um des Wortes ſelbſt willen glauben. Viele ſind ihrer, die um meinetwillen glauben; aber jene ſind allein die rechtſchaffenen, die darinne bleiben, ob ſie auch hörten, daß ich es ſelbſt (da Gott für ſei) verleugnete und abträte. Das ſind ſie, die nichts darnach fragen, wie Böſes, Greuliches, Schändliches ſie hören von mir oder von den Unſern. Denn ſie

glauben nicht an den Luther, ſondern an Chriſtum ſelbſt. Das Wort hat ſie, und ſie haben das Wort; den Luther laſſen ſie fahren, er ſei ein Bube oder heilig. Gott kann ſowohl durch Balaam wie durch Jeſaiam, durch Caipham wie durch Petrum, ja durch einen Eſel reden. Mit denen halte ichs auch. Denn ich kenne ſelbſt auch nicht den Luther, will ihn auch nicht kennen; ich predige auch nichts von ihm, ſondern von Chriſto. Der Teufel mag ihn haben, wenn er kann: er laſſe aber Chriſtum mit Frieden bleiben, ſo bleiben auch wir wohl.“ Zum Schluß teilt Luther mit, daß er die Bibel überſetzen will; „das iſt mir not geweſen, ich hätte ſonſt wohl ſollen in dem Irrtum geſtorben ſein, daß ich wäre gelehrt geweſen.“

Das Miſſive Luthers ſtammt von Ende März oder Anfang April 1522, denn Luther weilt ſchon wieder in Wittenberg; bereits am 14. April antwortet Hartmuth, und zwar in ähnlich beſcheidener, ja demütiger Weiſe, wie dies Luther in dem Bekenntnis über ſein eigenes Wirken gethan hat: Hartmuth weiß ſich „noch weit entfernt von wahrer, vollkommener Frömmigkeit“; er dankt Luther für ſeine Schrift, die er als eine Vermahnung Gottes betrachte, in den er ſein gründliches Vertrauen ſetzen will. Obwohl er ſich voll Gebrechlichkeit und Sünde wiſſe, ſo habe er deshalb doch keine Furcht, ſondern laſſe es ſich genügen, daß ihm ſeine Gebrechen von Herzen leid ſeien; aber er will Gott täglich bitten und ihm vertrauen, er werde in ſeiner Barmherzigkeit Hartmuths Gebrechlichkeit und den Mangel ſeines Glaubens von ihm nehmen. „Gott helfe bald, damit ich in vollkommener Liebe gegen Gott und den Nächſten wachſen möge, in welchem Stück ich noch großen Mangel in mir befinde. Solches will ich gegen Euch, als gegen meinen Bruder, in freier Beichtweiſe bekennen. Hierauf begehre ich von Euch, meinem Bruder, den ich für einen beſonderen Diener Gottes halte, Abſolution über alle meine begangenen Sünden, ſie ſeien tötlich oder täglich, wie die Gott an mir ſchuldig weiß, denn meine Sünden ſind mir leid von Herzen.“ Beſonders freut ſich Hartmuth über Luthers Abſicht, die Bibel zu überſetzen. — Daß auch dieſem Sendſchreiben ein eingehendes Glaubensbekenntnis nicht fehlt, verſteht ſich von ſelbſt. — Hartmuths Antwort auf Luthers Miſſive gilt meiſt als der Höhepunkt ſeiner litterariſchen

Thätigkeit — in vieler Beziehung mit Recht. In keinem seiner anderen Briefe hat der Kronberger wärmere, innigere Worte gefunden, um seinen starken Glauben, sein festes Gottvertrauen, seine demütige Ergebung in den Willen Gottes zum Ausdruck zu bringen. Es macht fast den Eindruck, als ob Hartmuth, von der Kraft und dem Feuer Luthers mit fortgerissen, „seines Geistes einen Hauch verspürt habe". Farbenreicher, lebendiger wie sonst ist auch die Ausdrucksweise, dabei sinngemäßer und durchsichtiger. In keiner einzigen der anderen Flugschriften Hartmuths tritt zugleich das nationale Empfinden — obgleich diese Saite öfters angeschlagen wird — so kräftig und rein hervor wie hier, in dem herzlichen Wunsch, daß gerade Deutschland der Segnungen der Reformations-Bewegung teilhaftig werde — dem Stolz, daß gerade in Deutschland wie bei keiner anderen Nation die Vorbedingungen dafür gegeben sind durch die deutsche Erfindung der Buchdruckerkunst, durch das Auftreten der deutschen Reformatoren, durch das Bestehen guter deutscher Uebersetzungen der heiligen Schrift. — Bemerkenswert erscheint übrigens die hohe Wertung der „Kunst des Druckens" durch Hartmuth — ein Beweis für sein klares Urteil, der ihm alle Ehre macht.

Mit Luthers Missive und seiner Antwort darauf ließ Hartmuth noch seine sogenannte „Bestallung" drucken: „Eine Aufzeichnung etlicher Hauptartikel, aus der Bestallung gezogen des allmächtigen Königs, allen Kaisern, Königen, Fürsten, Herrn, der ganzen Welt und allem Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß tröstlich und annehmlich, und allen verstockten Feinden des göttlichen Wortes Gottes erschrecklich." Es ist eine etwas mystisch angehauchte, in mancher Beziehung ein wenig an die moderne „Heilsarmee" gemahnende Zusammenfassung der ganzen Menschheit als einer „Armee Gottes", in der Form eines Dienstvertrages nach Paragraphen eingeteilt. Der Dienst in dieser Armee dauert ewig, die Besoldung ist das ewige Leben, auch der Kriegsleute Weiber und Kinder sollen den vollen Sold haben. Die Besoldung und die Verteilung der Kriegsbeute ist gleichmäßig für Alle, mögen sie Herren oder Knechte sein. Auch die Juden, Heiden, Türken, Ketzer werden in den Dienst des himmlischen Königs erfordert, dessen Kriegsschatz unermeßlich ist ꝛc. Die Schrift dürfte, trotz oder vielleicht gerade

wegen der Beimiſchung von Myſtizismus, durch ihre knappe und leichtverſtändliche Durchführung zu den im Volke wirkſamſten Schriften Hartmuths gehört haben.

Der einzige Brief Hartmuths, der gänzlich verloren ſcheint, ſcheint derjenige an Erzherzog Ferdinand zu ſein — abgeſehen vielleicht von einem Sendſchreiben an Herzog Georg von Sachſen. In ſeinem Miſſive fordert Luther nämlich Hartmuth auf, auch dieſen Herrn mit einem Sendſchreiben zu bedenken, und es wäre eigentlich auffallend, wenn Hartmuth eine ſolche Aufforderung nicht befolgt hätte. Trotzdem fehlt jede Spur eines Briefes an den Herzog. Hartmuth ſchreibt allerdings im Auguſt 1522 an Luther von einer Schrift, die er mit der Verdeutſchung von des letzteren Schrift „De abroganda missa“ zuſammen drucken laſſen will; doch iſt keine Ausgabe bekannt, die Luthers Schrift mit einer Hartmuthiſchen vereinigte. — Hartmuths Sendſchreiben an das Reichsregiment in Nürnberg iſt mir nur in kurzem Auszuge bekannt geworden; in demſelben findet ſich der Ausſpruch: Hartmuth wolle ſich gern lebendig vierteilen laſſen, wenn er durch ſeinen Tod bewirken könne, daß Deutſchland zu ſeinem Heile das Evangelium annehme. — Ein intereſſantes Aktenſtück in mehr wie einer Beziehung iſt Hartmuths „Sendbrief an alle Stände und Vertreter auf dem Reichstag zu Nürnberg“. Dieſer Brief iſt vom 25. November 1522 datiert, alſo einige Wochen nach Hartmuths Vertreibung entſtanden. Trotzdem findet ſich in dem ganzen Sendſchreiben nur eine einzige direkte Erwähnung — abgeſehen von der Ueberſchrift, die als Autor einen „armen Verjagten von Adel“ nennt — von Hartmuths Geſchick. Hartmuth tritt als Anwalt der „Edelknechte, wie ſich unſere Voreltern genannt“, d. h. der Reichsritterſchaft auf, die keinen „Stand“ auf dem Reichstag haben. Aber man dürfe ſie deshalb nicht geringſchätzen. Zwar giebt er zu, daß in weltlichen Dingen die Obrigkeit, die Fürſten und Oberen mit ihren Räten Gewalt und Vorzug haben; aber in der höchſten Sache, „die Gottes Weisheit und aller Menſchen ewige Seligkeit anlangt“, ſteht es doch anders. In ſolchen Dingen ſollen zuerſt gefragt werden die Geringen und Kleinen, welchen kraft des Evangeliums der heilige Geiſt und die Offenbarung der Weisheit Gottes verſprochen iſt. „Das Evangelium

drückt deutlich aus, daß ſolche Weisheit Gottes verborgen iſt vor den Großen und Witzigen dieſer Welt, und das Wort Gottes mag in keinem Menſchen gute Frucht bringen, es ſei denn zuvor durch wahre Demütigkeit (dieſe kommt aus rechtem Glauben) alle Hoffahrt gründlich von ihm ausgereutet. Warum kehren wir das denn ſo ganz um, die Weisheit und den Weg Gottes von denen zu lernen, denen ſie von Gott nicht gegeben iſt?" Noch einmal betont Hartmuth, daß man in weltlichen Dingen der Obrigkeit Gehorſam ſchuldig ſei ſelbſt dann, ob ſie uns auch „mit hoher großer Beſchwerung belade"; denn Hartmuth iſt gewiß, daß, wo tyranniſche und ungerechte Obrigkeiten ſind, die Sünden der Unterthanen ſchuld ſind; und wo ſich das Volk recht zu Gott wendet, da wird Gott auch den Obrigkeiten den rechten Weg zeigen oder das Volk befreien von ſolchen Tyrannen. Aber im Evangelium ſoll ein Jeder, der Gnade vor Gott hat, die Wahrheit reden; die Herren und Oberen ſollen die Kleinen, die den Geiſt Gottes haben, nicht verſchmähen, ſondern von ihnen den Befehl und Weg Gottes in Demut hören und ihm nachkommen; dann würde auf dem Reichstag der Nutzen von ganz Deutſchland wohl bedacht und behandelt werden. Darum will Hartmuth als ein armer Verjagter aus dem Stand der Edelknechte, die keine Vertretung auf dem Reichstage haben, an alle Stände und Geſandten zu Nürnberg dieſe Gottes-Ermahnung und Warnung richten. — Hartmuth entwickelt dann noch einmal ſeine religiöſen Anſchauungen, und erbietet ſich ſchließlich, dieſelben aus dem Evangelium zu beweiſen, „welches man darlegen ſoll in gutem Deutſch"; ſonſt will er ſich lebendig ſchinden und vierteilen laſſen. — Das Sendſchreiben gehört inhaltlich und formell zu den abgerundetſten Schriften Hartmuths, knapp und logiſch in der Durcharbeitung, eindrucksvoll und würdig in der Sprache. Vor Allem iſt aber hervorzuheben, wie vollſtändig Hartmuth ſich in dieſem Briefe von ſeinem perſönlichen Geſchick emanzipiert, das ihm doch wahrlich Anlaß genug gegeben hätte zu bitteren Beſchwerden und Klagen. Aber nichts von alledem. Trotz der Unbill, die ihm widerfahren, kein Wort des Zorns, der Entrüſtung, der Anklage; der Obrigkeit muß man gehorchen, ob ſie auch ungerecht handelt — nur nicht im Glauben. Frei von jedem Egoismus, in treuer demütiger

Ergebung in den Willen Gottes, der das dem Einzelnen widerfahrene Unrecht ſchon wieder gut machen wird, atmet auch dieſe Schrift die ganze religiöſe Begeiſterung und wahre Frömmigkeit Hartmuths — ſie iſt ein ſchönes Zeugnis für ſeinen Charakter. Es war nicht gerade „weltgeſcheit“, den „Oberen“ ſo den Text zu leſen, wie Hartmuth es hier thut, in einem Augenblicke, in dem er die Hilfe jener Oberen in ſeiner Klageſache gegen Pfalz, Trier und Heſſen auf dem Reichstag ſo gut hätte brauchen können — um ſo höher iſt es zu ſchätzen, daß er die moraliſche Pflicht über den perſönlichen Vorteil ſtellte — lag doch irgend ein äußerer Zwang zu dem Sendſchreiben in keiner Weiſe vor.

Die „Obrigkeit“, von der Hartmuth ſpricht, faßt er übrigens keineswegs ſo allgemein und weit, wie es dem Wortlaut ſeiner Schrift nach den Anſchein hätte — die drei Kriegsfürſten ſind ihm gegenüber keine weltliche Obrigkeit; wohl hatte er gegen alle drei Lehensverpflichtungen, aber unbedeutender Art; ſein eigentlicher Herr war der Kaiſer, außerdem galt ihm noch Reichsregiment und Reichstag als Obrigkeit. Immerhin trägt er auch weiterhin zunächſt Scheu, die Kurfürſten von der Pfalz und Trier ſowie den Landgrafen direkt anzugreifen. Selbſt in ſeinem Aufruf an die Böhmen, der doch für die Sache der vertriebenen und bedrohten Ritter werben ſollte, macht Hartmuth nicht direkt Front gegen die drei Kriegsfürſten, ſondern ſchiebt die Schuld für ſeine Vertreibung auf die kirchliche Reaktion, die aus religiöſem Haß ihn bei den drei Fürſten verleumdet hätte. Hartmuth beklagt ſich zunächſt bitter über die Art und Weiſe, wie er mit Weib und Kind von Land und Leuten verjagt worden ſei. Große Gewalt und großes Unrecht ſei ihm damit widerfahren und nur darum, weil er der göttlichen Wahrheit und Gerechtigkeit angehangen habe. Und wenn man wohl wegen vieler ſeiner Schriften unzufrieden geweſen ſei, hauptſächlich, weil er den Papſt ſo heftig angegriffen, ſo habe er ſich doch allezeit erboten, auch ohne Geleit willig nach Nürnberg zu kommen und vor dem Regiment oder allen Ständen des Reiches öffentlich zu beweiſen, daß das Papſttum zu Rom ſamt ſeinem vermeintlichen geiſtlichen Recht und ſeinem ganzen Haufen gänzlich falſch und lauter Betrug des Teufels ſei; und er habe ſich weiter erboten, falls er dieſe ſeine Behauptungen nicht genügend aus

der Bibel beweiſen und darthun werde, ſich lebendig ſchinden oder vierteilen zu laſſen. Aber die Päpſtlichen hätten nicht mit ihm dran gewollt, ſondern ihm vielmehr für die große Wohlthat, die er ihnen durch ſeine Ermahnungen bewieſen, ſchlecht gedankt und ihm den Lohn gegeben, daß ſie die drei Fürſten gegen ihn aufgereizt und ihm dadurch dieſes Bad bereitet hätten. Hartmuth ſucht darauf des längeren ſeine Unſchuld zu beweiſen, indem er eine ausführliche Darſtellung ſeines Falles giebt. Er habe gegen keinen der Fürſten irgend etwas Thätliches verbrochen, ſondern nur ſeinem Vetter Franz von Sickingen als einem wahrhaften Diener Gottes und der göttlichen Gerechtigkeit Dienſte geleiſtet. Er erzählt weiter, wie er ſich deswegen zum Verhör erboten habe vor allen möglichen Leuten, wie auch ſeine Verwandten für ihn gebeten hätten und noch andere Perſonen für ihn eingetreten ſeien, Alles vergeblich. Hartmuth ermahnt und bittet deshalb die Böhmen als chriſtliche Leute, die von Gott zur Handhabung und Beſchirmung ſeiner göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit erwählt ſeien, dem Evangelium Beiſtand zu leiſten wider alle Feinde Gottes und der Gerechtigkeit, vor Allem wider den Papſt und ſeinen Haufen; man ſolle ſie zuerſt nochmals ernſtlich und unabläſſig ermahnen, von ihrem gottloſen und teufliſchen Weſen abzuſtehen und dem Evangelium zu gehorchen, oder den Grund ihres Glaubens und ihrer Haltung aus der bibliſchen Schrift darzuthun. Da ſie aber weder das eine noch das andere thun können oder wollen, ſo ſoll man ſie mit den Waffen angreifen und wider ſie, als gegen die ärgſten Feinde Gottes, handeln. — Auf ſtarken Umwegen ſucht Hartmuth alſo ſeinen Zweck bei den Böhmen zu erreichen: er will der Böhmen Hilfe nicht gegen die drei Kriegsfürſten direkt, ſondern gegen ihre „Hintermänner“, die ihm identiſch ſind mit Papſt und Biſchöfen und anderen „Feinden Gottes“ und gegen die er den altbewährten Glaubenseifer der Böhmen wachzurufen ſucht. Hartmuths Ueberzeugung, daß ſein evangeliſches Wirken allein ihm die Feindſchaft der Kriegsfürſten zugezogen, ſeinen Fall verurſacht habe, ſtimmte bekanntlich mit der Wirklichkeit nicht überein, die Urſachen waren vielmehr hauptſächlich politiſcher Natur geweſen. Freilich, Hartmuth hatte ja auch den Zug gegen Trier ausſchließlich vom religiöſen Standpunkt aus aufgefaßt

und die bekannten Worte an Spalatin darüber geschrieben: Sickingen wolle dem Evangelium, das von Niemand ärger unterdrückt werde, als von dem Trierer Erzbischof und den Seinen, eine Oeffnung machen. Ihm war deshalb auch die Unterstützung der im Trierer Zuge unterlegenen Partei vorzugsweise eine religiöse Frage. Mehr noch wie in dem Aufruf an die Böhmen tritt dies in dem Brief an die Schweizer Eidgenossen hervor; fast durchaus religiösen Inhalts, enthält diese Schrift überhaupt keine direkte Aufforderung zur Unterstützung, sondern im Wesentlichen einen Versuch, die Schweizer für das Evangelium zu gewinnen; da es im Sickingenschen Kreise in jener Zeit mit dem Gelde recht knapp stand, durch Werbungen also schweizerische Hilfe nicht wohl erzielt werden konnte, so erscheint der Schritt Hartmuths, der an die Gleichartigkeit der religiösen Interessen anzuknüpfen suchte, allerdings ganz rationell. In dem Briefe wird an der Hand von Hartmuths eigenen Schicksalen die Vergänglichkeit der irdischen Macht und Größe besonders betont. Bei dieser Gelegenheit findet Hartmuth auch zum ersten Male kräftige Worte gegen die Kriegsfürsten, wenigstens gegen zwei derselben, Pfalz und Trier. „Viele wissen es und auch ich habe es erfahren, wie der Dienst der großen und kleinen Fürsten der Welt ist, daß die wahrhaftigen treuen Diener der großen Fürsten nicht allein keine Belohnung, sondern nicht einmal Dank für ihre treuen Dienste finden. Und welcher Diener die Wahrheit nicht verschweigt, der mag bei seinem Fürsten keine Gnade behalten; darum ist es auch unmöglich, daß ich, als ein wahrhaftiger einfältiger Christ Gnade und Dank für meine treuen Dienste von den Fürsten dieser Welt holen könnte. Aber einen richtigen Lohn dieser Welt habe ich empfangen von etlichen Fürsten, von denen ich beweisen kann, daß ich ihnen wahrhaftige, treue Dienste geleistet habe, treuere, als irgend einer ihrer gewaltigen Räte. Darüber haben diese Fürsten, nämlich Pfalz und Trier, ohne jede redliche Ursache ganz unversehen mich überzogen und verjagen helfen, über und wider den von ihnen selbst aufgerichteten und beschworenen Landfrieden, wider die bestehende Ordnung des Reiches, und trotzdem ich mich zum Recht erboten habe vor Kaiser, Reichsregiment und Kammergericht, zum hohen Ueberfluß auch vor ihren eigenen Räten, ihrer Ritterschaft

und ihrer Landſchaft, die ſie im Felde verſammelt hatten, mit dem Erbieten, daß ich deren Rechtſpruch unverwandt nachkommen würde. Aber mich hat meine Unſchuld nicht zu ſchirmen vermocht, nicht meine treuen Dienſte und nicht mein Erbieten — trotz Allem iſt mir der Welt Lohn geworden. Deshalb lobe ich Gott; denn wenn mir der Welt Lohn als eine Verfolgung um der Gerechtigkeit willen geworden iſt, wie viel mehr bin ich ſicher und gewiß der Belohnung der hohen Gnaden Gottes! Denn bei dem himmliſchen Herrn iſt allein ſichere Güte und Belohnung ſeiner Diener. Aber der unbilligen That wegen, ſo die gottloſen Fürſten an mir begangen, habe ich nicht großes Trauern; denn weil ſie und ihre weiſen Räte Gottes und ſeines Wortes nicht ſchonen und achten, und alſo offen und unverſchämt gegen den allmächtigen Richter handeln, warum ſollte, da ſolches von Gott zugelaſſen wird, ich als ein geringerer Diener Gottes davon befreit ſein? Darum vermag ihr ungerechtes Handeln mich nicht traurig zu machen, denn ich bin ſicher durch den Mund Gottes. Je ungnädiger mir dieſe Gottloſen ſind, um ſo mehr Gnade vor Gott wächſt mir zu, und ſo mußten ſie mich zu ſolcher höchſten Gnade durch ihren Undank fördern. Deshalb erbarmt mich die Verſtockung und Verblendung der Gottloſen viel mehr, als ich nach Rache gegen ſie verlange, und ich bitte Gott, daß er ſich über ihr Elend erbarmen möge. Ich begehre und will keine Gnade von dieſen ungerechten Fürſten; ſie können mir meine zeitlichen Güter nicht länger fern halten, als es Gott will. Wäre die Wahrheit Gottes im Evangelium nicht offenbar geworden, wer wollte wohl mich, einen armen Adligen, ſo beherzt machen, daß ich die Ungerechtigkeit und Gottloſigkeit ſo offen und klar ſchreiben dürfte? Jetzt aber habe ich nicht allein keine Scheu, das von ihnen zu ſchreiben, ſondern ich bin auch bereit, es genugſam und offenbar gegen ſie zu beweiſen, wie einem Biedermann zuſteht.“ Darum will Hartmuth die Eidgenoſſen brüderlich mahnen, daß ſie die Gnade der Erkenntnis Gottes dankbar und demütig annehmen, dem Evangelium folgen und damit die zeitliche und ewige Seligkeit gewinnen.

Auch in der dritten der Schriften, mit denen Hartmuth weltliche Unterſtützungen gegen ſeine Feinde zu erlangen hoffte,

herrſcht die religiöſe Seite vor. Es iſt dies der Sendbrief an Meiſter und Rat von Straßburg. Auch hier fordert Hartmuth eine Unterſtützung nicht direkt, ſondern ſpielt nur durch Darlegung ſeines Streites mit den drei Fürſten und bittere Klagen über ſeine Vergewaltigung indirekt darauf an. Daß er gerade in Straßburg auf Hilfe rechnen mochte, iſt ſehr begreiflich. Die Stadt war der Reformation günſtig geſinnt und Hartmuth war, wie wir geſehen haben, ſchon durch ſeine früheren Schriften in Straßburg bekannt und angeſehen. Zudem konnte er ſein Sendſchreiben an einen Sieg der Reformfreundlichen bei den ſtädtiſchen Wahlen anknüpfen. Hartmuth widerlegt zunächſt einige auf den Aberglauben ſpekulierende Drohungen der Reaktion — bei dem Läuten zu Weihnachten 1522 war die große Münſterglocke zerſprungen, was von den Mönchen als ein Himmelszeichen gegen die „Neuerer“ weidlich ausgenutzt wurde — und tritt eifrig für den Leutepriester der Münſtergemeinde zu St. Lorenz, Matthaeus Zell, den beim Volke ſehr beliebten Vorkämpfer der Reformation, ein. Außerdem ſagt er u. a. von ſeinen eignen Dingen: „Mein Verjagen iſt mir nicht wunderbarlich; denn ich habe zuvor mich auch deſſen kraft des Evangeliums zu verſehen gewußt. Aber obgleich mir viel Arges widerfahren iſt oder künftig noch zuſteht, ſo werde ich doch keine Handbreit von Gott und der göttlichen Wahrheit und Gerechtigkeit abweichen. Ich habe hierdurch empfunden, was ich vorher nur glaubte, daß die Bürde und das Joch Chriſti allen Rechtgläubigen leicht iſt. Und meine Vertreibung giebt mir mehr Freude und wahren Frieden, denn Schmerzen. Und das billiger Weiſe, ſo ich weiß, daß es unſeres himmliſchen Vaters Wille und Gefallen iſt. Dazu tröſtet es mich, daß ich ganz unverſchuldet von den drei Fürſten verjagt worden bin. Und die Urſache dafür iſt, daß ich ein öffentlicher Diener bin des Evangeliums Chriſti, meines Erlöſers. Derſelbe kann und wird mich ſchadlos halten und irret nicht, ob das der Welt und dem Teufel leid ſei.“ Das führt Hartmuth noch des Weiteren aus und fügt hinzu: wenn der Papſt und die Seinen auch die Urſache ſeiner Verjagung ſeien, ſo wolle er Hartmuth, doch keine Feindſchaft gegen ſie tragen, ſofern ſie ſich zu Gott kehren und nicht weiter gegen das Wort Gottes handeln; denn er überlaſſe

Gott die Rache. Wenn er aber, als ein Werkzeug Gottes, thätlich gegen ſie handeln würde nach dem Befehl Gottes, ſo wiſſe er, daß dies Gott ſchafft um ihrer Verſtocktheit wegen; eine etwas fataliſtiſche Redewendung, die trotz des großen Gottvertrauens und des feſten Glaubens an die Allmacht Gottes doch über den Rahmen ſeiner Auffaſſung vom freien Willen, wie er ſie theoretiſch und praktiſch bewährt hat, erheblich hinausgeht. — Daß in den Kreiſen der Sickingenſchen Ritterſchaft übrigens auf die Städte im Allgemeinen und auf Straßburg im Beſonderen große Hoffnungen geſetzt wurden, beweiſt u. a. der Umſtand, daß Sickingen ſchon am 27. Oktober 1522 ſich mit einer Verteidigungsſchrift für den verjagten Hartmuth nach Straßburg gewendet hatte; dieſe Hoffnungen erfüllten ſich ſpäter allerdings nicht im Geringſten, und auch Hartmuths Brief blieb für ihn und ſeine Freunde erfolglos, wenn auch nicht für die weitere Ausbreitung der Religion in Straßburg. Daß Hartmuth in ſeinem Briefe aber auch einen auf weitere Kreiſe ſehr wirkſamen, volkstümlichen Ton anzuſchlagen verſtanden hatte, dafür mag folgendes Beiſpiel als Beweis dienen: Hartmuth will den Straßburgern „einen guten treuen Rat“ geben in Sachen der zerſprungenen Glocke, „nämlich, daß Ihr dieſelbe zu Geld macht und bauet dem allmächtigen Gott lebendige Tempel: Teilets unter die Armen!“ Dadurch würden ſie ſich einen unausſprechlichen Schatz im Himmel erwerben und dabei auch „einen lebendigen Ton machen“, wodurch die Toten lebendig würden. „Denn wenn Ihr beſtellt, daß alle Tage ein Stück von dem Wort Gottes gepredigt werde, ſo würdet Ihr und Euer Volk geſpeiſet werden mit dem lebendigen Brot, durch das Ihr von Gott erlangen würdet Quellen des ewigen Waſſers, die aus Euren Leibern fließen werden in das ewige Leben. Denn ſelig iſt das Volk der Städte, in welchen die Oberen Gott erkennen. Ihr habt Totenklangs genug an den übrigen Glocken zu Straßburg.“ Im Großen und Ganzen iſt der Straßburger Brief Hartmuths ein typiſches Beiſpiel für das Schickſal vieler ſeiner Sendſchreiben im Allgemeinen: bei den Adreſſen, an die ſie gerichtet ſind, bleiben ſie wirkungslos, aber beim Volke üben ſie eine kräftige Wirkung aus.

Den Abſchluß von Hartmuths litterariſcher Thätigkeit bildet

ſeine „Vermahnung an alle Stände des römiſchen Reiches“. Sie iſt vom 24. Juli 1523 datiert, und auch in ihr will ihr Autor wieder, wie er es für ſeine Pflicht hält, „eine Anzeige thun des Schadens eines ganzen gemeinſamen Nutzens und unſer Aller“, und zugleich „einen gewiſſen, ſicheren Weg anzeigen, dadurch wir ohne Zweifel den gemeinſamen Nutzen aufrichten mögen zu zeitlichem und ewigem Heil der hohen und niederen Stände“. Daran ſoll ihn nicht hindern die „Geringigkeit“ ſeines Verſtandes noch das Anſehen der Welt, ſondern er will als einer, der von Herzen begehrt im Licht zu wandeln, auch das Licht nicht ſcheuen; ein Jeglicher, der da glaubt an Chriſtum, der mag auch nicht in Finſternis wandeln. Er begehrt Gehör um der Wahrheit willen, die Gott ſelbſt iſt — nicht um ſeinetwillen. Dann führt er aus: „Das göttliche und natürliche Geſetz, daraus alle kaiſerlichen und ‘geſatzten’ Rechte herſtammen und das Chriſtus ſelbſt aufgeſtellt, iſt, daß wir das, was uns die Menſchen thun ſollen, auch ihnen thun. Darauf baſieren alle Geſetze und Bündniſſe — ſuchen wir aber dieſen Grundſatz nicht mit der rechten Gottesfurcht, ſo iſt die rechte Grundlage verfehlt, wir haben auf Sand gebaut und der Bau ſtürzt ſchließlich „zum höchſten Schrecken der Bauleute“ zuſammen, wenn wir nicht den höchſten Baumeiſter um Hilfe anrufen.“ Hartmuth greift zum Beweiſe dieſes Grundſatzes zu einem für ihn ſehr charakteriſtiſchen Beiſpiel aus ſeinem Leben: „Ich glaube, daß der Schwäbiſche Bund nach menſchlicher Schätzung hoch und groß iſt; aber was ſoll es den Bundesverwandten helfen, ſo ſie gleich gegen ihre Widerſacher und gegen wen ſie wollen mit Gewalt ihren Willen durchſetzen, dadurch aber die Ungerechtigkeit unter ſich ſelbſt mehren und ſtärken!“ Hartmuth ſpielt hier darauf an, daß der ſchwäbiſche Bund ſich den drei Fürſten, die Hartmuth vertrieben und Sickingen getötet hatten, im Frühjahr 1523 anſchloß, um einige Beſchwerden gegen fränkiſche Ritter zum Austrag zu bringen. Das gewählte Beiſpiel iſt auch, abgeſehen von ſeiner rein perſönlichen Bedeutung, noch dadurch intereſſant, weil es zeigt, wir kräftig Hartmuths Solidaritätsgefühl mit der Ritterſchaft auch jetzt noch entwickelt war. — Hartmuth führt den Gedankengang ſeines Sendſchreibens folgendermaßen weiter: Alle Gewalt der Welt vermag einem rechten Chriſten nicht ſo viel

Schaden zuzufügen wie er ſelbſt durch Abweichung von der Furcht Gottes; deshalb iſt jedem wirklichen Biedermann viel leichter, Unrecht zu leiden, denn Unrecht zu thun; alle Chriſten ſollten aber billiger Weiſe ein einziges Bündnis haben, den Bund der Taufe, in der wir die Verheißung der ewigen Belohnung haben. Alle, die dieſen Bund mit wahrem Glauben annehmen, ſind der ewigen Seligkeit ſicher, alle anderen der ewigen Höllenſtrafe. Das wahre Zeichen, an dem ſich alle Gläubigen erkennen, iſt die rechte unverfälſchte Liebe zu Gott und allen Menſchen. „Alle anderen Werke, die nicht den Nutzen des Nächſten bezwecken, alſo der falſche Gottesdienſt, die verkehrten römiſch-päpſtlichen Meſſen, die Klöſter und hohen Stifte, Wallfahrten und Ablaßſtiftungen und was damit zuſammenhängt, das iſt Alles teufliſche Verführung und Betrug.“ Chriſtus hat ausdrücklich ausgeſprochen, daß die Biſchöfe keineswegs Herren ſein ſollen über das chriſtliche Volk, ſondern nur Knechte und Diener; ſie ſollen das Volk allein mit dem Worte Gottes weiden und nicht herrſchen. Aber der Papſt und die Biſchöfe gebieten, daß wir ſie für die höchſten Herren halten ſollen, den Papſt noch über dem Kaiſer; ihr ganzer Lebenswandel und ihr Weſen iſt nach teufliſchem Betrug eingerichtet und ihre Pracht haben ſie beſtritten aus den Almoſen und dem Schweiß der Armen, der Witwen und Waiſen. Papſt und Biſchöfe müßten von ihren Herrſchaften und ihrem Reichtum abſtehen und nebſt den anderen Geiſtlichen ihr Eigentum der chriſtlichen Gemeinde übergeben. Will Jemand aus dem geiſtlichen Stand Fürſt oder Herr bleiben, ſo mag er es thun von ſeinem väterlichen Erbteil, aber nicht von den Almoſen der Armen. Der weltlichen Obrigkeit würde durch das Evangelium kein Abbruch geſchehen, denn die Unterthanen müßten laut dem göttlichen Wort der Obrigkeit unterthänig und gehorſam ſein, auch den ungerechten Herrn, „ſofern ihr Gebot nicht wider Gottes Gebot rechtet“ — alſo eine gar nicht unerhebliche Einſchränkung des früher ausgeſprochenen unbedingten Gehorſams gegen die Obrigkeit. Weiter weiſt Hartmuth darauf hin, daß die Adligen ſich nicht beſchweren dürften, wenn durch den Abgang vom geiſtlichen Stande ihre Lebensführung geſchmälert würde, indem alle ihre Angehörigen, die jetzt von Stiften und Klöſtern erhalten würden, ihr väterliches

Erbteil in Anſpruch nähmen; Hartmuth verweiſt ſie auf das Beiſpiel der „ehrlichſten höchſten Heiden“ der römiſchen Republik, welche Geld und Gut mißachtet und weltliche Tugend am höchſten geſchätzt hätten. Aber man braucht nicht einmal auf ſie zurückzugreifen — hat nicht auch Chriſtus allen Reichtum dieſer Welt verachtet? Darum ſollen wir den Reichtum der Welt unter den Reichtum der Tugend ſetzen; jedenfalls wäre es beſſer, das Beiſpiel der alten edlen Römer nachzuahmen und hinter dem Pfluge herzugehen, als in ſteter Völlerei des Eſſens und Trinkens zu bleiben, die doch Wurzel und Urſprung der Untugend des Adels iſt. Ein Biedermann ſoll ſich nur der Laſter und Untugenden ſchämen, die Gott verboten hat — aber wir machen es umgekehrt, weil wir von der Furcht Gottes abgewichen ſind. Das merkt Hartmuth an ſich ſelbſt — ſeine Natur ſchämt und fürchtet ſich in ſolchen Dingen, die chriſtlich und recht ſind; aber in den Dingen, die wahrhaft böſe und gleißneriſch ſind, giebt es keine Schande der Welt. Gott hat aber gerade jetzt der Menſchheit ihre Mängel und Gebrechen gnädig zu erkennen gegeben und ihr Zeit gelaſſen zur Umkehr, wenn wir nur den Willen dazu haben. — Die Laien ſollen die Geſundung des geiſtlichen Standes ebenſo anſtreben, wie die ihres eignen. Beharren die Geiſtlichen aber in ihrem unchriſtlichen Geiz, dann ſoll man brüderliches Mitleid mit ihnen haben und vorſichtig mit ihnen handeln, wie man „pflegt gegen andere vom Teufel Beſeſſene zu handeln“, und nicht dem Geiz und der Begierde nach den geiſtlichen Gütern nachgeben. Es ſoll auch Niemand, er ſei hoch oder niedrig, geſtattet ſein, nach Gutdünken mit den Gütern zu verfahren, ſondern man ſoll die geiſtlichen Güter den chriſtlichen Gemeinden überweiſen, und wenn die Geiſtlichen nicht freiwillig zurücktreten, ſo ſoll man Rats pflegen, wie man ſich am beſten ihrer ungerechten Tyrannei entledigt, „doch Alles mit brüderlicher Verſchonung, ſo viel die Notdurft und Billigkeit erleiden mag“. Wiſſen aber die Geiſtlichen ſelbſt einen beſſeren Weg anzugeben, ſo ſollen wir es gern hören und die Sache nicht übereilen. Doch leidet die Sache keinen langen Aufſchub — „denn wir wiſſen nicht, ob Gott noch länger warten will mit ſeiner grauſamen Strafe, die er nur in ſeiner Güte einſtweilen verſchoben hat.“ Hartmuth ermahnt darum Jeden,

der die Gnade hat die Wahrheit an den Tag zu bringen, darin nicht säumig zu sein, nicht zu erlahmen und nachzulassen im Kampfe gegen den Teufel, dem wir doch in der Taufe widersagt haben.

Dieses letzte Sendschreiben Hartmuths zeigt wider eine wesentliche Schwenkung, nicht in Religion und Glauben, wohl aber in seinen kirchenpolitischen Ansichten. Hartmuth ist milder geworden in seinen früheren Forderungen einer radikalen Konfiskation der geistlichen Güter — und er ist demokratischer geworden in seinen Vorschlägen über die Verwendung derselben. Das erstere mag zusammenhängen mit den Erfahrungen, die Hartmuth inzwischen am eigenen Leibe gemacht hatte — das letztere mit dem völligen Schwinden des Vertrauens auf Kaiser Karl, in dessen Händen er doch früher die expropriierten geistlichen Güter vereinigt sehen wollte. Auch in seiner loyalen Gesinnung gegenüber der „Obrigkeit" hat Hartmuth eine Schwenkung im demokratischen Sinne gemacht. Unverändert dagegen, in gleicher freudiger Ueberzeugung und Bekenntnistreue, steht Hartmuths Glaube, steht sein Bekehrungseifer; er hat sich nach und nach ein wenig in die Rolle des „getreuen Eckart" hineingelebt, der die Menschen warnt und mahnt, sich zu Gott zu wenden, um der bevorstehenden Strafe zu entgehen und zur Gnade Gottes und der Seligkeit zu gelangen, und fühlt sich offenbar in dieser Rolle trotz der Leiden der Verbannung so zufrieden und glücklich, daß er jener Leiden fast völlig vergißt — und um so leichter, als ihm diese Thätigkeit als Pflicht erscheint, deren Ausübung ihm wie jedem anderen wahren Diener Gottes obliegt. Und er scheint noch keineswegs geneigt, in der Zukunft diese seine Pflicht preiszugeben — irgend eine Andeutung dafür, daß er fortan schweigen will, findet sich in dem Sendschreiben nicht; wie es gekommen sein mag, daß er trotzdem fortan die Feder bei Seite legte, haben wir oben gesehen. Aber vielleicht giebt auch der vorliegende Brief selbst weniger durch seinen Inhalt, als durch seine Adresse noch einen weiteren Anhaltspunkt für Hartmuths Verstummen. In regelmäßiger Steigerung hat er sich mit seinen treu und ernst gemeinten Ermahnungen und Warnungen an die politischen Faktoren des Reiches gewandt: zuerst an den Kaiser, dann an dessen Statthalter und Vertreter, den Erzherzog Ferdinand, an

das Reichsregiment, den Reichstag und schließlich an alle Stände des römischen Reiches, das Volk in seiner Allgemeinheit. Die Aufgabe, die er sich selbst gestellt haben mochte, war damit zum Abschluß gekommen — er hatte seine Pflicht gegen Deutschland erfüllt; fortan gab es keine politische Instanz mehr im Reiche, an die er sich hätte wenden können; er hatte kein Mittel unversucht gelassen, durch seine Stimme für die Sache seiner Ueberzeugung, für seinen Glauben zu kämpfen und zu wirken. In diesem Bewußtsein konnte er schweigen und darauf verzichten, der eignen Sache zu schaden durch öffentliches Wirken für die Reformation.

Ueberhaupt ist Hartmuths religiöse litterarische Thätigkeit, wenn man sie im Zusammenhange übersieht, keineswegs so planlos und zufällig, wie man gewöhnlich annimmt. Daß neben den Mahnungen an die politischen Faktoren des Reiches die Sendbriefe an Hartmuths nähere Freunde, an Sickingen, Walter von Kronberg, Jakob Kobel herliefen — noch manch' anderen Brief mag er geschrieben haben, der nicht gleich diesen veröffentlicht wurde, auf unfruchtbaren Boden fiel und deshalb verloren gegangen ist — daß er überhaupt im engeren Kreise nach Kräften zu wirken suchte, ist bei seiner ganzen Geistesrichtung selbstverständlich, ebenso daß er im politischen Kampfe mit seinen Gegnern beim Werben um Bundesgenossen und Helfer — in seinen Briefen an die Böhmen, die Schweizer, den Straßburger Rat — die religiöse Propaganda nicht vernachlässigte. Aber auch der größte Teil von Hartmuths anderen Schriften zeigt einen gemeinsamen Gesichtspunkt, ein planmäßiges Vorgehen, das vielleicht in naher Beziehung steht — in einem Falle ganz sicher — zu dem gleichzeitigen Wirken eines anderen, weit berühmteren Glaubens- und Standesgenossen, zu dem Wirken Huttens: dem „Pfaffenkrieg". Hatte doch Hutten, nachdem sein rastlos und feurig vorwärtsdrängendes Streben auf der Ebernburg eine so herbe Enttäuschung erlitten durch Sickingens zauderndes Diplomatisieren, sich auf eigne Faust dem Kampfe gegen pfäffischen Uebermuth, gegen Hoffahrt und Weltlichkeit der Geistlichen gewidmet.[11]) Der Ruf zur Sammlung und Kampfbereitschaft gegen Papst und Kurtisanen, den Hutten erhoben, der Geist eines erbitterten Pfaffenkrieges durchzieht auch Hartmuths Schriften an die beiden Päpste, an Peter Meyer, an den Erzbischof von Trier

und ſo manches Andere. Seiner ganzen Individualität entſprechend führt Hartmuth zwar dieſen Krieg größtenteils weniger perſönlich, mehr von allgemeinen Geſichtspunkten aus wie Hutten, aber nicht minder energiſch und nicht minder radikal. So tritt Hartmuth mit kräftiger Entſchiedenheit neben Hutten auf den Kampfplatz, kein ebenbürtiger Streitgenoſſe vielleicht dem Geiſte, ſicherlich aber dem Wollen nach. Daß Hutten aber zweifellos Einfluß, und zwar großen Einfluß auf Hartmuth geübt haben muß, das iſt ſchon beim Wormſer Reichstage hervorgetreten, während welchem, wie ſchon erwähnt, die beiden Ritter dem Kaiſer Ehrenſold und Dienſt aufſagten. Vielleicht läßt ſich dieſer Einfluß auch noch aus der letzten Lebenszeit Huttens nachweiſen. Als Hartmuth zum erſten Male, im November 1522, nach Baſel kam, traf er Hutten dort ſchon an, der noch vor dem unglücklichen Ausgang der Trierer Fehde von Sickingens Burgen gewichen war. Von Baſel aus erließ Hutten dann ſeinen heftigen Brief gegen den Pfalzgrafen — und in Baſel findet auch Hartmuth, der in ſeinem Briefe an die Böhmen noch die drei Fürſten zu entſchuldigen geſucht hatte, in ſeinem Sendſchreiben an die Eidgenoſſen zum erſten Male heftige Worte gegen den Pfalzgrafen und den Erzbiſchof von Trier. Es iſt wohl kaum Zufall, daß zwiſchen den beiden Briefen Hartmuths ſein abermaliges perſönliches Zuſammentreffen mit Hutten liegt.

Daß Hartmuth von Kronberg durch ſeinen reformatoriſchen Eifer und ſeine litterariſche Thätigkeit trotz des Mangels an Gelehrſamkeit mit vielen Vorkämpfern der Reformation in freundliche Berührung kam, iſt ſelbſtverſtändlich. Der Eindruck, den ſein frommer Eifer machen mußte, wurde offenbar noch verſtärkt durch Hartmuths ſympathiſche Perſönlichkeit. Gerade aus der Zeit ſeines Basler Aufenthaltes liegen dafür zwei intereſſante Zeugniſſe vor. Glareanus ſchreibt am 29. Dezember 1522 an Zwingli: „Hier befindet ſich auch der wahrhaft edelgeſinnte und wahrhaft chriſtliche Herr von Kronberg; ich habe noch nie einen Menſchen geſehen, der vollkommenes Elend ruhiger getragen hätte. Denn obwohl er vom Pfalzgrafen völlig unſchuldig — ſo ſagt jeder — ſeiner ganzen Güter beraubt und vertrieben wurde, ſo beklagt er doch dieſen Verluſt nicht im Geringſten, und die, welche

ihn eigentlich tröſten ſollten, denen wird er ſelbſt hier zum Tröſter.“ Und ſogar Erasmus konnte ſich dem Eindrucke von Hartmuths Perſönlichkeit nicht entziehen; in ſeinem Briefe an Laurinus (1. Februar 1523) ſchreibt er: „Kronberg, Sickingens Schwiegerſohn,[12]) iſt zweimal bei mir geweſen. Sein Weſen und ſein Geſpräch haben mich ſehr erfreut; denn er erzeigte ſich als ein einfacher Menſch ohne Falſch, aber mit großem Verſtande begabt. Doch währte unſere Unterredung nicht lange und wurde vor Zeugen geführt.“ Wenn man bedenkt, daß Erasmus in ſeinem Briefe an Laurinus den Zweck verfolgte, von Luther und deſſen Anhängern möglichſt weit abzurücken, ſo wird das Lob, das er einem ſo eifrigen Lutheraner, wie es Hartmuth war, zu ſpenden nicht umhin konnte, doppelt ehrenvoll für dieſen.

Von den Vorkämpfern der Reformation, die Hartmuth von Kronberg im Sickingenſchen Kreiſe kennen gelernt, waren es in erſter Linie zwei, mit denen er in äußere Beziehungen trat: Oekolampad und Bucer. Seit dem März 1522 weilte Johann Oekolampad als Burgkaplan auf der Ebernburg. Schon längſt war die kleine Verſtimmung zwiſchen dem Schloßherrn und ſeinem Vetter Hartmuth wieder gehoben, und Beide pflegten zuſammen mit Diether von Dalberg und Oekolampad eifrig Rat, wie der Gottesdienſt auf der Burg am Beſten den Bedürfniſſen und dem Verſtändnis der Hörer anzupaſſen ſei. Die Ritter wünſchten, daß die Gewohnheit, Sonntags Meſſe und Predigt, Wochentags nur Meſſe zu halten, umgekehrt werde, und wollten täglich eine Predigt, Sonntags eine Meſſe hören. An ſich hatte Oekolampad dagegen nichts einzuwenden; doch wollte er ſich nicht allzuweit von den gebräuchlichen Formen entfernen, und ſchlug deshalb einen Mittelweg vor, für die er auch die Ritter gewann. Er beließ es bei der alten Einteilung, las aber Epiſtel und Evangelium in deutſcher Sprache und bot den Rittern außerdem noch täglich eine Auslegung der Schrift im engeren Kreiſe. An die Austeilung des Abendmahles in beiderlei Geſtalt wurde noch nicht gedacht — die eigentliche deutſche Meſſe wurde auf Sickingens Gütern erſt durch Johann Schwebel eingeführt.[13]) Der in jener gemäßigten Form reformierte Gottesdienſt wurde von Oekolampad mit einer Predigt eingeleitet, und ſpäter, wie ſchon erwähnt, von Hartmuth nach Kronberg verpflanzt.

Gleich Hutten und Hartmuth hat dann ſpäter auch Oekolampad nach der Wendung in Sickingens Schickſal ſeine Schritte nach Baſel gelenkt, wo er der Reformation zum Siege verhalf. Er blieb auch dort in näherer Verbindung mit Hartmuth. Beide nahmen u. a. an einer Disputation Teil, die im Februar 1524 in Baſel über die Rechtmäßigkeit der Prieſterehe ſtattfand. Der Leutepriester von Lieſtal, Stephan Stör, wollte ſich mit ſeiner Haushälterin verheiraten. Die Disputation war zur Rechtfertigung dieſes Schrittes anberaumt. Stör hatte 5 Theſen über die Ehe an den Kirchenthüren und am Kollegium der Univerſität (die noch altgläubig war) angeſchlagen und lud alle Chriſten dazu ein, die Verteidigung dieſer Theſen anzuhören. Als dann zu der Disputation keine Gegner erſchienen waren, ergriff auf Bitten Störs zuerſt Oekolampad das Wort, um ſein Einverſtändnis mit Stör zu erklären. Dann wurde auch Hartmuth von Kronberg aufgefordert, ſeine Meinung zu ſagen; er antwortete kurz und einfach: „Obwohl ich nur ein Laie und an Einſicht der Geringſte bin unter den hier anweſenden Brüdern, ſo haben und leſen wir Laien doch das h. Evangelium in gutem Deutſch und wiſſen folglich, daß das, was die würdigen Herren, unſere Brüder, mit vielen Anführungen der heiligen Schrift erzählt haben, die gründliche, göttliche Wahrheit ſei. In welchen Stücken die Lehrer anders lehren, als das Evangelium Chriſti, darin ſind ſie falſche Propheten. Solches will ich als öffentliches Bekenntnis zur Steuer der Wahrheit allezeit ſagen und, wie ſichs gebührt, frei bekennen.“ — Man ſieht auch aus dieſen Worten Hartmuths wieder, daß er ſich auf theologiſche Einzelfragen nicht gern einließ und ſich auch dabei mit einem allgemeinen Glaubensbekenntnis, mit dem Hinweis auf den Inhalt der Bibel und der leichten Verſtändlichkeit der h. Schrift begnügt. (Vgl. p. 58.) — Im Jahre 1526 berichtet Capito dem Oekolampad von Straßburg aus über eine Zuſammenkunft, die er mit Hartmuth von Kronberg gehabt. Oekolampad ſtarb ſchon 1531.

Von größter Wichtigkeit für Hartmuth von Kronberg war die Verbindung, die er noch von der Ebernburg her mit Martin Bucer[14]) hatte. Bucer war zweimal in den Dienſten Sickingens geweſen. Das erſte Mal zur Zeit des Wormſer Reichstages,

wo er als eines der wichtigſten Glieder der „Rheiniſchen Akademiker“ galt. Noch während des Wormſer Reichstages trat er dann in die Dienſte des Pfalzgrafen Friedrich, kehrte jedoch bald wieder zu Sickingen zurück, der ihn im Mai 1522 zum Pfarrer in Landſtuhl erhob. Vor der Kataſtrophe im Herbſt desſelben Jahres nahm Bucer dann wieder Abſchied und fand ſchließlich in Straßburg eine dauernde Stätte ſeiner Wirkſamkeit. Später war Bucer eine Hauptſtütze der Ausgleichsverſuche zwiſchen den verſchiedenen Gruppen der Reformatoren. Dies brachte ihn in engere Beziehungen zu dem gleichſtrebenden Landgrafen Philipp von Heſſen, und bald war der gewandte und ſcharfſinnige Straßburger Reformator der intimſte Berater des Landgrafen geworden. — Aber Bucer war nicht nur klug und gewandt, er war auch dankbar, und er erinnerte ſich der alten Freunde aus ſeiner Wander- und Lehrzeit warm und herzlich. So hat er denn vom Mai 1539 an unermüdlich für die Söhne Sickingens und für Hartmuth von Kronberg gewirkt, und ihm iſt es vorzugsweiſe, wenn nicht ausſchließlich zu danken geweſen, daß ein Ausgleich zwiſchen dem Landgrafen und den vertriebenen Rittern überhaupt zu Stande kam.

Für Hartmuth von Kronberg lag die Sache damals ſehr ungünſtig. Allerdings hatte der Landgraf angefangen, ſich auf Unterhandlungen mit den Kronbergern einzulaſſen, und hatte im Laufe derſelben ſogar zugeſtanden, daß Hartmuth die Hälfte der ihm zuſtehenden Einkünfte aus Kronberg einſtweilen widerruflich ausbezahlt erhalte. Dann aber waren die Verhandlungen auf einem toten Punkt angekommen. Der Landgraf verlangte, daß das Reichslehen Kronberg ihm übertragen werde; dann ſollten die Kronberger die Beſitzungen als heſſiſches Afterlehen mit ewiger Erböffnung für Heſſen erhalten; außerdem ſollte Hartmuth alle die Summen zurückzahlen, die der Landgraf auf Kronberg verwendet hatte, u. a. 6000 Goldgulden, die Philipp dem (inzwiſchen verſtorbenen) Mainzer Vizedom Jakob von Kronberg für Ablöſung von deſſen Anteil an der Herrſchaft gezahlt hatte. War nun auch Hartmuth, den das Unglück und das Elend der Verbannung mürbe gemacht hatte, bereit, auf dieſe harten Bedingungen einzugehen, ſo hing der Abſchluß des Vertrages doch nicht allein von ihm ab. Es waren vielmehr noch zwei Faktoren bei dem Ausgleich mit in

Rechnung zu ziehen: die Kronbergiſchen Ganerben und der Kaiſer. Außer dem Deutſchordensmeiſter Walter von Kronberg, der aber bei allen dieſen Verhandlungen keine Rolle mehr ſpielte, lebten damals von Mitgliedern der Familie Kronberg außer Hartmuth und ſeinen nächſten Angehörigen nur noch die beiden Söhne Kaſpars. Sie waren unmündige Waiſen geweſen, als die Kataſtrophe über Kronberg hereingebrochen war; ihr Vater, der allerdings an dem Feldzuge von 1518 gegen den jungen Philipp von Heſſen hervorragenden Anteil gehabt, war ſchon 1520 verſtorben. Das hatte aber nicht gehindert, daß die drei Kriegsfürſten auch den Anteil von Caſpars Söhnen an der Stammherrſchaft in Beſitz genommen, dem Landgrafen übertragen und trotz aller Klagen und Proteſte des Vormundes Simon von Kronberg nicht einmal Miene gemacht hatten, die Kinder zu entſchädigen, geſchweige denn in ihren Beſitz wieder einzuſetzen. Daß dieſe Ungerechtigkeit die Jünglinge ſehr bitter gegen den Landgrafen geſtimmt hatte, iſt leicht begreiflich. Es kam dazu, daß in ihnen ein trotziges Selbſtbewußtſein und Unabhängigkeitsgefühl lebte, und daß ſie, durch den Beſitz Kölniſcher Lehen in günſtigen Vermögensumſtänden, ſich in keinerlei Zwangslage befanden. Sie lehnten daher jeden Vergleich ab, der das Reichslehen Kronberg in ein heſſiſches Lehen verwandelt hätte, und weigerten ſich ebenſo entſchieden, dem Landgrafen auch nur einen Pfennig Entſchädigung für deſſen Aufwendungen zurückzuzahlen; ja, ſie drohten mit Entſchädigungsklagen wegen der ihnen 15 Jahre lang widerrechtlich entzogenen Nutzungen ihres väterlichen Erbes, und wollten ſich höchſtens zu einer Erböffnung gegen Heſſen verſtehen. Aber auch der Kaiſer machte Schwierigkeiten. Schon ſeit 1527 hatte er Mandat über Mandat erlaſſen, in denen er die Herausgabe des Reichslehens Kronberg vom Landgrafen verlangte — allerdings ohne praktiſchen Erfolg. Aber er genehmigte deshalb auch den Uebergang des Reichslehens auf Philipp durch Vertrag nicht, und als das oben erwähnte Uebereinkommen zwiſchen dem Landgrafen und Hartmuth am 22. April 1539 geſchloſſen war, ſandte der Kaiſer ſchon zwei Tage ſpäter eine Ladung an Philipp von Heſſen vor das Kammergericht zu Wimpfen, um den Landgrafen zur Verantwortung über die Frage zu ziehen, warum er Kronberg noch nicht an das

Reich zurückgegeben habe. So scheiterte denn auch dieser Vertrag, der auf dem Frankfurter Tage[15]) unter Mitwirkung der vom Kaiser entsendeten Kommissarien Pfalzgraf Ludwig und Markgraf Joachim, sowie durch die Fürbitte zahlreicher Fürsten, wie Kurfürst Hans Friedrich von Sachsen, Herzog Moritz von Sachsen, dem Grafen von Mansfeld ꝛc. zu Stande gekommen war, und jede Aussicht für Hartmuth schien geschwunden. Da trat Bucer in Wirksamkeit. Schon am 28. Mai 1539 legte er ein sehr warmes Wort für Hartmuth ein. Der Landgraf zürnte dem letzteren nicht zum Wenigsten auch deshalb, weil Hartmuth sich bei einer persönlichen Unterredung in Frankfurt nicht dazu verstehen konnte, wider seine Ueberzeugung die Thaten Franz von Sickingens zu verdammen. Nun schreibt Bucer, er habe von Hartmuth selbst vernommen, wie gnädig ihn der Landgraf zu Frankfurt angesprochen und über die Fehden Sickingens gefragt habe; Hartmuth habe dem Landgrafen „einfältigen Bericht gethan", welche Motive Sickingen bei seinen Kriegszügen geleitet, soweit der Kronberger dies gewußt habe. Der Landgraf habe Hartmuth darauf ermahnt, sich „solcher fauler, zugetrungener Sachen hinfür zu entschlagen", worauf Hartmuth erwiderte, daß er das schon längst im Sinne gehabt habe. Bucer selbst weiß von Hartmuth, daß dieser die Anlässe zu Sickingens Fehdezügen für viel zu gering halte. Wenn er aber dem Landgrafen gegenüber keinen Abscheu ob dieser Fehden geäußert habe, so sei dies nach Bucers Ansicht daher gekommen, weil Hartmuth Franz von Sickingen, der abgesehen von seinen Fehden „ein gar teurer, frommer, gottseliger Mann gewesen und die Besserung der Kirche und Polizei im Reiche gar gern gesehen habe", sehr lieb gehabt hätte. Deshalb hätte Hartmuth seinen Vetter so viel wie möglich entschuldigt und namentlich gegen die, wie Bucer selbst weiß, unwahre Beschuldigung verteidigt, daß Sickingen sich zu einem Fürsten zu erheben beabsichtigt habe. Bucer habe nachher in Frankfurt wiederholt beobachtet, daß Hartmuth so gesprochen habe, ohne zu bedenken, in welcher Lage er sich befände und wie ihm das Alles verstanden werden möge. „Er ist wahrlich frömmer und redlicher, denn weltgescheit und gewahrsam." Der Landgraf möge daher Hartmuths Rede „mehr der Einfalt, denn einigem Stolze" zuschreiben und sich seiner Gnade gegenüber Hartmuth

und den Sickingenſchen nicht gereuen laſſen. Bucer beſchwört den Landgrafen noch eindringlich, auch um des Herrn willen Gnade zu üben. — Auf dieſen Brief antwortete Landgraf Philipp mit dem bekannten Schreiben, in dem es u. a. heißt: „Was Hartmuth von Kronberg anlangt, ſo ſind wir dem, was zu Frankfurt abgeredet wurde, nachzukommen willig. Aber wahrlich beſorgen wir, es ſei in allen Ständen Aufſehen auf andere, und auf ſich ſelbſt nit; auch daß ein jeglicher nicht bleibe in dem Beruf, der ihm gebührt: Die Fürſten wollen Könige ſein, der Adel und die Grafen wollen Grafen und Fürſten ſein, die Städte zum Teil feiern auch nicht; die Hoffahrt iſt ja ſo groß bei ihnen als bei andern, und daraus folgt auch ſolche Unordnung in der Welt.“ Bucer antwortet, er entſchuldige oder verteidige Kronbergs oder Sickingens halber Nichts; doch ſolle der Landgraf „alles deuten, verſehen und hoffen nach Barmherzigkeit, und dies würde er nicht bitten, wenn er ſich nicht „aller dieſer Dinge des Beſſern zu ihnen vertröſtete“.

Der Briefwechſel legt ein ſchönes Zeugnis ab einmal für Hartmuths Charakter, der es nicht über ſich gewinnen konnte, auch da, wo es ſich doch um eine Lebensfrage für ihn handelte, wider ſeine Ueberzeugung zu reden — daß ihn Bucer dem Landgrafen mit Unbedachtſamkeit und mangelnder Lebensklugheit zu entſchuldigen ſucht, mag wohl zum Teil zutreffen, iſt aber natürlich auch zum guten Teil Diplomatie des Fürſprechers — dann aber auch für Bucer, der warm und unerſchrocken für den todten Wohlthäter und Freund wie für den noch lebenden Glaubensgenoſſen eintritt. Der Briefwechſel hatte auch die gute Folge, daß der Landgraf weiteren Unterhandlungen zugänglich wurde. Zunächſt wird mit Rückſicht darauf, daß „beim Landgrafen vielerlei Bitten von Kurfürſten und Fürſten ſowie anderen Perſonen eingelaufen ſind“ und zudem Hartmuth „vor einen evangeliſchen Mann höchlich gerümpt wird“, ein neuer Vertrag abgeſchloſſen mit etwas milderen Bedingungen. Abermals ſcheitert er an dem Starrſinn von Hartmuths Vettern und dem Widerſpruche des Kaiſers — noch faſt zwei Jahre ziehen ſich die Verhandlungen hin, und wiederholt muß Bucer den Unwillen des Landgrafen über die ſtets von Neuem auftauchenden Hinderniſſe und Schwierigkeiten

beſchwichtigen. Er ſtellt Philipp vor, wie unabläſſig Hartmuth bemüht iſt, den ſtarren Sinn ſeiner Vettern zu beugen; er bezeichnet dieſe wiederholt als „junge, rauhe und harte Leute“, die auf ihrem Sinne beſtehen, weil ſie es aushalten können und „in keinem beſonderen Mangel ihrer Güter ſtehen“ wie Hartmuth. „Junge, harte, freche Leute“ nennt ſie Bucer ein andermal, die ſich Hartmuths ſchlimme Lage wenig anfechten ließen; dann wieder „junge, freidige [d. h. trotzige], reiche Geſellen“, deren Umgebung dem Landgrafen feindlich geſinnt ſei. Dagegen hebt er Hartmuth in jeder Beziehung hervor. Namentlich betont er immmer wieder, daß ſein Schutzbefohlener Alles gethan habe, um ſeine Vettern zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Bucer weiſt ferner darauf hin, daß Hartmuth ſchon 30 000 Gulden durch die Verbannung verloren habe; wenn ihm der Landgraf daher die Güter auch ohne alle weitere Zahlungsverpflichtungen zurückgebe, werde Hartmuth doch noch „ſo ziemlich“ geſtraft ſein, „nachdem er ſein tag ein böſer Krieger geweſen“. Hartmuth müſſe ſo wie ſo ſeinen Vettern noch eine Entſchädigung von 11 000 Gulden für die Erböffnung an Heſſen zahlen. Ferner ſagt Bucer, Hartmuth ſei alle ſeine Tage „ein onſchedlich frommer Mann“ geweſen; er habe „den Herrn getreulich bekannt“ und werde außerdem durch ſeine Söhne und Freunde ſicherlich dem Landgrafen herrliche Dienſte thun; denn Hartmuth und ſeine Söhne ſeien Leute, die „aus freier Liebe“ viel mehr thäten, denn gezwungen, und die großen Anhang unter dem Adel hätten. Hartmuth möchte „des Evangeliums halber“ dem Landgrafen gern viele Leute günſtig machen. Wiederholt weiſt Bucer — der faſt in jedem ſeiner Briefe auf die Kronberg-Sickingenſche Angelegenheit zurückkommt — darauf hin, daß ſich der Landgraf mit dem Adel gut ſtellen möge, wobei ihm gerade Hartmuth weſentliche Dienſte zu leiſten vermöge und auch getreulich leiſten werde. „Bedenken auch immer, daß Hartmuth der unſchuldigſte iſt und nun ſo lange hart gebüßt hat.“ Auch im Namen von Jakob Sturm und anderen legt Bucer wiederholt Fürbitte ein. Er hebt ferner hervor, daß Hartmuth auf dem Reichstage zu Hagenau (1540) für das Evangelium geſtritten und ſich dabei mancherlei Ungnade zugezogen habe; wenn der Landgraf das genau wüßte, würde er noch mehr gewähren, als

Hartmuth begehre. Selbſt Warnungen läßt Bucer zeitweiſe mit unterlaufen; ſo ſchreibt er am 4. September 1540, daß er ſich der Sache nur deshalb ſo annehme, weil er für den Landgrafen einen „großen Zufall des Adels“ ganz ſicher erhoffe und weil er von dem Adel im Lande allerlei vernommen habe, was dem Landgrafen in dieſer gefährlichen Zeit „zu guten Stellen“ kommen möchte. Denn Hartmuth werde ſich dankbar erweiſen und ſei ſehr getreu, ebenſo ſeine Söhne, welche auch viele vornehme und vielvermögende Freunde beſäßen. Immer und immer wieder weiſt Bucer außerdem darauf hin, daß der Landgraf ſich nun doch einmal entſchloſſen habe, Gnade zu üben, und daß er deshalb die Zwangslage Hartmuths ſeinen Vettern gegenüber, die ſchweren Leiden des Verbannten und Hartmuths jetzige traurige Lage bedenken ſolle.

So gelang es Bucer, den Landgraf zu beſchwichtigen und endlich zum Nachgeben zu überreden; und ſchon am 20. Juli 1540 durfte Bucer dem Landgrafen einen Vertragsentwurf zuſenden, der den Einwänden der Vettern Hartmuths und des Kaiſers Rechnung zu tragen ſchien und die bedingungsloſe Reſtitution der Kronberger in ihre Beſitzungen enthielt, ausgenommen die Auflage der Erböffnung gegen Heſſen. Es koſtete den Landgrafen noch einen harten Kampf, bis er auf dieſen Vertrag einging. Endlich, zu Ende 1540, bewilligte er ihn, — da machte abermals der Kaiſer Schwierigkeiten. Er beanſtandete es, daß die Verpflichtung der Erböffnung gegen Heſſen auch beim Ausſterben des kronbergiſchen Mannesſtammes nicht erlöſchen, ſondern auf die Erben übergehen ſollte, und verſchob die Entſcheidung bis zum Regensburger Reichstag. Bucer muß dies dem Landgrafen mitteilen; er thut es mit dem Bemerken, daß Hartmuth ſchon perſönlich an das kaiſerliche Hoflager in Brabant geeilt ſei, um die Zuſtimmung des Kaiſers zu erlangen, aber keinen Erfolg gehabt habe. Jetzt bittet Bucer den Landgrafen dringend, die Kronberger doch nicht für dieſe unverſchuldete neue Verzögerung büßen, ſondern ſie einſtweilen in den Genuß des Vertrages eintreten zu laſſen. Es ſei hohe Zeit — Hartmuth werde alt und werde wohl nicht mehr lange den Nutzen haben können. Der Landgraf brauſte auf: „Es iſt uns warlich beſchwerlich, daß es Kronberg immer anders haben will, als wir es machen oder gethan.“ Hartmuth

ſoll ſich noch einmal mit allem Fleiß um den kaiſerlichen Konſens bemühen, „denn es wäre uns ſchimpflich und verkleinerlich, ein ſolch Ding alſo liderlich hinzugeben“. Abermals legt Bucer Fürſprache ein mit dem Hinweis auf die Gnade, die der Landgraf zu üben entſchloſſen ſei. Hartmuth werde ſich noch einmal beim Kaiſer bemühen, aber im übrigen möge der Landgraf nachgeben. Da auch die heſſiſchen Räte dafür eintraten, ſo ließ ſich der Landgraf ſchließlich bewegen und ratifizierte den Vertrag, dem dann auch der Kaiſer am 25. April 1541 ſeine Zuſtimmung gab. Damit waren die Leiden Hartmuths aber immer noch nicht erſchöpft — eine neue Schwierigkeit erhob ſich. Als nämlich nach Sickingens Tod und ſeiner Freunde Fall die drei Kriegsfürſten die Beute verteilt und dem Landgrafen die kronbergiſchen Güter zugeſprochen hatten, war ein Abkommen dahin getroffen worden, daß in den Beſitzverhältniſſen Aenderungen nur mit Zuſtimmung aller drei beteiligten Fürſten, Pfalz, Trier und Heſſen, eintreten dürften. Darauf geſtützt, verlangte jetzt Trier ebenfalls Erböffnung in Kronberg. Und abermals muß Bucer ſich an den Landgrafen wenden, um durch deſſen Vermittlung die Einſprache Triers zu beſeitigen. Das gelang denn auch, und ſo konnte dann endlich, am 2. November 1541, der Vertrag von beiden Seiten vollzogen werden und Hartmuth wieder in das Erbe ſeiner Väter einziehen.

Noch einmal hat ſpäterhin Martin Bucer zwiſchen Hartmuth und dem Landgrafen von Heſſen vermittelt. Die Veranlaſſung war folgende:[16]) Hartmuths Oheim Walter von Kronberg, ſeit 1530 Hochmeiſter des Deutſchritterordens, der dritte Wiederherſteller des Ordens, hatte wiederholt im Laufe ſeiner Regierung die Intereſſen des Ordens dem Landgrafen von Heſſen gegenüber mit Energie vertreten, ſo namentlich bei der Beſeitigung der Gebeine der h. Eliſabeth in Marburg (1539). Walter ſtarb 1543 an der Peſt, und nun hielt es der Landgraf an der Zeit, die noch immer in Heſſen nicht unbedeutende Machtſtellung des Ordens einzuſchränken. Zu den Ordensgütern der Balley Heſſen gehörte auch ein Hoſpital in Marburg, das auf landgräflichem Terrain ſtand; das Hoſpital war einigermaßen vernachläſſigt worden und von 60 auf 20 Betten zurückgegangen. Schon in den Zwanziger Jahren hatte Landgraf Philipp verſucht, die Mitverwaltung des

Hospitals zu erhalten, hatte aber vor dem energiſchen Proteſt Walters zurückweichen müſſen, und nur durchgeſetzt, daß der Orden ſtatt der vielen katholiſchen Prieſter einen evangeliſchen Kaplan, 8 Stipendiaten an der Univerſität und einige konvertierte Ordensperſonen unterhalten mußte; im übrigen blieben ſowohl das Hospital wie die anderen Güter des Ordens in Heſſen unangetaſtet. Beim Tode Walters, deſſen Nachfolger der bisherige Landeskomthur von Heſſen, Wolfgang Schutzpar, wurde, nahm der Landgraf die heſſiſchen Ordensgüter bis auf Friedberg, das Widerſtand leiſtete, in eigene Verwaltung und verweigerte dem neuen Landeskomthur Johann von Rehen bis auf weiteren Vergleich den Einzug in Marburg. Es kam in Folge deſſen zu Verhandlungen vor dem Pfalzgrafen und einigen nach Heſſen geſandten Kommiſſarien; der Landgraf verlangte Vorzeigung der (verloren gegangenen) Stiftungsurkunde des Spitals und ſtiftungsgemäße Verwendung der dazu gehörigen Güter; er erklärte ſich bereit zum Nachgeben, ſobald der Orden ſich wirklich reformiere, der Armen warte, Spitäler, Pfarreien und Schulen verſehe und auf eigne Koſten wider die Türken ziehe, nicht auf anderer Leute Seckel. Dem Kaiſer ließ er zugleich vorſchlagen, die Ordensgüter einzuziehen und damit ein ſtehendes Heer gegen die Türken zu unterhalten; doch ſollten vorher Spitäler, Schulen und Pfarreien des Ordens hinlänglich ausgeſtattet werden; dann wollte er dem Orden oder dem Kaiſer alle Güter der Balley bereitwillig ausfolgen laſſen. Daß der Kaiſer darauf nicht einging, verſteht ſich von ſelbſt — aber der Landgraf begegnete auch noch anderem Widerſtande: faſt die ganze deutſche Ritterſchaft erklärte ſich für die Verteidigung der weltlichen Intereſſen des Ordens gegen den Landgrafen. Dieſer mußte zurückweichen und nachgeben; er lieferte die Ordensgüter aus und behielt ſich nur die früheren Leiſtungen des Ordens ſowie eine beſſere Ausſtattung des Marburger Spitals vor. Die Niederlage des Landgrafen war alſo hauptſächlich durch die Ritterſchaft herbeigeführt worden, und die Einigung der letzteren war das Werk der Friedberger Burgmannſchaft, unter der Hartmuth von Kronberg wohl die angeſehenſte Stellung einnahm. Kein Wunder, daß ſich der Groll des Landgrafen hauptſächlich gegen dieſen richtete. Er macht in einem Schreiben vom 4. Nov. 1543

an Bucer dieſem bittere Vorwürfe darüber, daß er zur Begnadigung Hartmuths gedrängt; nun werde ihm, dem Landgrafen, der rechte Lohn der Undankbarkeit, denn Hartmuth habe ſich mit einigen anderen vom Adel ganz beſonders des Marburger Handels angenommen, und etliche vom Adel, „darunter wir dieſen Hartmuth gewißlich der vornehmſten einen achten", hätten ihm in dieſer Sache beim Kaiſer „weidlich und hoch eingeſchenket". Das geht dem Landgrafen nicht wenig ins Gemüt. „Hattens uns zu ihm, Hartmuth, über die gnad und wolthat, ſo wir ihm erzeigt, ſonderlich nit verſehen. Aber es gibt urſach, das wir ein ander mal pillig umb uns und wol auffſehen ſolten, wem wir guts thuen." Der Landgraf findet es um ſo unbegreiflicher, daß ihm der Adel Widerſtand geleiſtet habe, als er die ganze Sache um des Adels willen angefangen habe, der von den Beſitztümern des Deutſch-Ordens mehr Frommen und Nutzen haben ſolle, als bisher; der Landgraf ſelbſt habe für ſich nichts davon begehrt. In einem ſpäteren Schreiben beklagt er es namentlich noch, daß auch der Adel, der ſich doch als evangeliſch ausgebe, wie Hartmuth von Kronberg und ſein Anhang, ihm in dieſer Sache zuwider geweſen ſei. — Bucer, der Hartmuth wohl von den Briefen des Landgrafen Kenntnis gegeben, und dem Hartmuth geantwortet hatte, teilt dem Landgrafen den Inhalt dieſer Antwort mit; dieſelbe lautete dahin, daß Hartmuth nach dem Friedberger Burgfrieden zur Hilfeleiſtung für den Deutſchorden verpflichtet geweſen ſei, und daß der jetzige Deutſchmeiſter der Reformation geneigt wäre. Der Landgraf läßt dieſe Entſchuldigungen nicht gelten; nicht dem Landeskomthur — der höchſtens Verwalter der Friedberger Güter ſein könne — ſondern dem Haus und dem Hospital in Marburg ſtehe das Burgrecht in Friedberg zu, weshalb die Entſchuldigung Hartmuths nicht paſſe. Außerdem wiſſe Hartmuth, daß der Landgraf die Güter nur für Hospital, Pfarrer und Schulen haben wolle und der Komthur nach Marburg zurückkommen dürfe, ſobald die Deutſchherren ein chriſtliches Leben führen wollten. An die Reformations-Freundlichkeit des Deutſchmeiſters glaubt der Landgraf nicht; wenn aber Bucer und Hartmuth es zuwege bringen könnten, daß der Deutſchmeiſter die freie Predigt des Evangeliums, die Kommunion unter beiderlei Geſtalt und die Prieſterehe ſelbſt

annähme und in allen seinen Landen durchführte, so wolle er sich gern unterrichten und weisen lassen. Zum Schlusse sagt der Landgraf: „Daß aber Hartmuths Gemüt gegen uns wohl stehe und er samt seinen Söhnen uns in unsern Nöten nach bestem Können beistehen würde, nehmen wir, wenn es geschieht, zu Dank an; aber wir geben darauf, wie er sich gegen uns bezeugt und beweiset, nicht viel.“ In der Sache selbst kann man dem Landgrafen nicht Unrecht geben; er hat im Grunde nur das ausführen wollen, was Hartmuth selbst 20 Jahre früher so eifrig vertreten hatte: Säkularisation der geistlichen Güter zur Ausstattung der Kirchen, Schulen und Spitäler, sowie zur Aufstellung eines ständigen Heeres gegen die Türken. Daß sich Hartmuth bei dieser Gelegenheit von seiner früheren Anschauung so vollständig emanzipierte, hat eine Reihe rein persönlicher Ursachen. Hartmuth stand schon früher in freundlichen Beziehungen zum Deutschorden,[17]) einmal durch Walter von Kronberg, dann aber wohl auch durch das gemeinsame Standesinteresse — die Mitglieder des Deutschordens gehörten eben dem Ritterstande an, für den ja Hartmuth mit so großem Eifer stets eingetreten ist. Ebenso hatte er durch die Friedberger Burggemeinschaft gemeinsame Berührungspunkte mit dem Deutschorden. Es war deshalb begreiflich, daß sich Hartmuth auf die Seite der Deutschritter stellte, und um so mehr, da es sehr menschlich ist, wenn er dem Landgrafen die lange Verbannungszeit doch nicht so vollständig vergessen hatte, wie Bucer annahm. Man muß sich eben immer vor Augen halten, daß Hartmuth von seinem Recht dem Landgrafen gegenüber stets überzeugt geblieben war, und daß von diesem Gesichtswinkel aus Philipps Handlungsweise selbst in den allerletzten Phasen den Stachel bitterer Demütigung in Hartmuths Brust zurücklassen mußte. Der Landgraf hat auch Recht gehabt, wenn er in seinem letzten Briefe auf die in Aussicht gestellte Unterstützung der Kronberger in Zeiten der Not nicht viel giebt — in der That haben sie später keinen Finger gerührt, um im schmalkaldischen Kriege dem Landgrafen beizustehen; die beiden jüngsten Söhne Hartmuths standen sogar als Reiterführer in kaiserlichen Diensten, wenn auch Hartmuth und sein ältester Sohn Neutralität bewahrten, es aber sicherlich nicht ungern sahen, als sie der Kaiser nach der

Gefangennehmung des Landgrafen des Vertrages mit Heſſen von 1541 entband und wieder vollſtändig in das frühere Reichslehensverhältnis reſtituierte. —

Außer mit Oekolampad und Bucer war Hartmuth von Kronberg auch mit Hedio und Capito, den beiden humaniſtiſchen Predigern am Hofe des Kardinals Albrecht von Mainz, näher bekannt; das brachten ſchon die lokalen Beziehungen zwiſchen den Kronbergern und dem Mainzer Hofe mit ſich. Die Briefe Hedios, die von deſſen lebhafter Anteilnahme an Hartmuths Schickſal zeugen, ſind bereits erwähnt (S. 13). An Capito ſchrieb Hartmuth kurz nach dem Falle von Kronberg; der Brief iſt nicht bekannt, ſcheint jedoch rein religiöſer Natur geweſen zu ſein und jedenfalls keine Bitte um Hilfe enthalten zu haben — Albrecht von Mainz, der ſelbſt von den drei Kriegsfürſten wegen angeblicher Unterſtützung der Sickingenſchen Pläne um 25 000 Gulden erleichtert worden war und ſich auf dem Reichstag zu Nürnberg vergeblich bemühte, durch die Reichsbehörden ſeiner Verpflichtung quitt zu werden, wäre auch ſchwerlich im Stande geweſen, irgend einem Dritten zu helfen. Hartmuths Brief muß die gleiche fromme Ergebung geatmet haben, wie ſein faſt gleichzeitiges Sendſchreiben an die Stände des Nürnberger Reichstags — möglicherweiſe hat Hartmuth auch nur eine Abſchrift dieſes Sendſchreibens an Capito geſendet — denn in ſeinem Antwortſchreiben, das vom 30. November 1522 datiert iſt, bedauert Capito aufrichtig, daß er Hartmuth nicht mündlich ſprechen und bei einem ſolchen Mann „gemeinſamen Troſt ſchöpfen könne ob ſeinem bewährten Glauben“; es will ihm beinahe unnütz erſcheinen, denjenigen viel zu ermahnen, der zur Zeit der Anfechtung Gott ſuchet und ſich in dem Andenken an Gott erluſtet und tröſtet. „Lieber Junker, alſo kommt man zu Gott und zur Seligkeit, alſo pflegt Gott ſeine Diener durch heftige Anfechtung heimzuſuchen.“ Wenn den Ungläubigen ein Unfall trifft, ſo daß er ſeine zeitliche Ehre, Hab und Gut verliert, ſo hat er zugleich allen Troſt verloren und Alles, was er iſt; denn er hoffte nicht auf das Ewige, auf Gott den Starken, ſondern auf ſeine nun vergangene Zeitlichkeit. Wenn aber der Gläubige verfolgt und verjagt wird, ſo iſt er recht beſtätigt und recht daheim bei ſich ſelbſt. Er weiß ſich ja in die Fußſtapfen

der Gerichte Gottes zu ſchicken und ſich zu gedulden und zu leiden in Gott, deſſen Ruhm und Ehre ſeine höchſte Begierde iſt, und er lebt der Zuverſicht, Gottes Ehre durch ſeine Schmach zu verherrlichen. In Summa, die Böſen kommen durch Widerwärtigkeit in Verzweiflung nnd dann aus Verzweiflung ergeben ſie ſich der Wolluſt und der Ergötzlichkeit des Lebens, wie vor der babyloniſchen Gefangenſchaft die Juden thaten. Gottes Kinder aber, wenn ſie in Angſt und Trübſal ſind, ſo ſuchen ſie Gott und die Lehre ſeines Wortes. — Eines ſollen wir uns befleißigen, lieber Junker, daß uns nämlich die Welt um des Namens Jeſu willen und nicht aus anderen Urſachen verwerfen möge. Aber darüber iſt nur unſer Gewiſſen Richter und die göttliche Wahrheit und nicht die Welt mit ihrem Urteil; denn Niemand giebt zu, daß es die Welt oder Gleißnerei ſei, welche uns Chriſten durchächten, denn Niemand will angeſehen werden, als ob er Chriſto zuwider wäre. Die Propheten ſind nie von den Alten verfolgt worden als Diener Gottes, ſondern als Gegner der gemeinen Wohlfahrt, als Verleumder der Obrigkeit der Synagogen. Ihr wiſſet auch, daß man Chriſtum ſelbſt und die Apoſtel Verführer des Volks geheißen hat. Und dennoch hat die Welt in ſolchem alleweg den Namen Gottes verfolgt, obwohl ſie immer andere Meinung vorgeſchützt hat. Dies müſſen wir bedenken, unſere Augen zu Gott erheben, als den wahren Berg des Heils, ſo wird uns Hilfe kommen." — Auch ſpäterhin blieb Hartmuth mit Capito in wie es ſcheint engem Verkehr. Der kurmainziſche Hofprediger war ſchon im Anfang des Jahres 1523, alle Anerbietungen ſeines bisherigen Herrn zurückweiſend, nach Straßburg übergeſiedelt; dort beſuchte ihn Hartmuth u. a. im Januar 1526. Capito ſchreibt darüber an Oekolampad: „Hartmuth von Kronberg war heute bei mir zu Tiſche und das Geſpräch hat viele Stunden gewährt, ſo daß mir nicht viel Zeit zum Schreiben bleibt. Der Herr wird den Mühſeligkeiten dieſes ſo ſtandhaften Mannes wohl auch einmal ein Ende machen!" Capito ſollte die Erfüllung dieſes Wunſches nicht mehr erleben, wenn ſein im Oktober 1541 erfolgter Tod der endgiltigen Wiedereinſetzung Hartmuths auch nur um wenige Wochen vorausging.

Von den ſächſiſchen Reformatoren und Reformationsfreunden

lernte Hartmuth auf dem Reichstage zu Worms zunächſt Johann von Dolzig kennen, wahrſcheinlich auch Spalatin; mit beiden blieb er wenigſtens fortan in reger Verbindung. An Dolzig ſandte Hartmuth ſeine beiden erſten Schriften, den Kaiſerbrief und das Sendſchreiben an Sickingen; durch Dolzigs und Spalatins Vermittlung wurde der Kaiſerbrief und der Brief an die 4 Bettelorden Luther vorgelegt; Spalatins Vermittlung rief Luther an, um Hartmuths Sendſchreiben drucken zu laſſen, weil dieſe in Luthers Umgebung keinen rechten Anklang fanden. Dolzig und Spalatin ſind es auch, denen Hartmuth in ſeiner Herzensfreude über Luthers Miſſive ſchreibt und die Mitteilung gemacht, daß er auf dieſe Schrift geantwortet habe. „Es hat der chriſtliche, von Gott geſendete Doktor Martinus mir eine Schrift gethan, die ohne Zweifel aus chriſtlichem guten Grunde kommen iſt, weshalb ich nicht habe unterlaſſen mögen, meiner Einfalt nach dem Manne Gottes wieder zu ſchreiben. Ich weiß Euch ſonſt nicht ſonderlich viel Neues zu ſchreiben, als daß durch die Gnade Gottes das Wort Gottes in vielen Menſchen ſo ſtark einwurzelt, daß ich nicht an die Möglichkeit glauben kann, Gott wolle denſelben ſeine Gnade wieder entziehen, und daß weder die Menſchen noch der Teufel das Wort aus dem Herzen reißen mögen. — Alle Bücher, die zu Frankfurt in der Meſſe geweſen ſind, hat man frei feil gehabt, ohne Rückſicht auf die Achtbriefe. Das Büchlein des Melanchthon und Doktor Martins Poſtille habe ich deutſch gefunden und ſonſt noch viel guts Ding. Hartmuth erbietet ſich gegen den Kurfürſten und deſſen ganzes Hofgeſind „als ein Leibeigner“, und wünſcht Allen „die Gnade und Hilfe unſeres allmächtigen himmliſchen Vaters, alſo, daß wir durch ſeine Gnade feſtiglich bei ſeinem Worte beſtehen mögen. Der himmliſche Herr und Vater ſtehet uns vor allem Schaden; wenn wir etwas ſeinetwegen verlieren, ſo wird uns dasſelbe hundertfältig wieder erſtattet. Der Herr, der das verſprochen, der mag nicht lügen; er will nur von uns haben, daß wir ihm, als der ewigen Wahrheit, feſt glauben und vertrauen ſollen und nicht zweifeln. Wahrlich, kein Kaiſer, König oder Fürſt vermag alle ſeine Verheißungen, die etwas wichtig ſind, ohne beſondere Gnade Gottes zu halten — die Probe darauf habe ich oft gehört oder

geſehen an Vielen, vor allem bei großen Kriegshandlungen. Aber der himmliſche König iſt allmächtig und wahrhaftig, er mag nicht lügen, und wer ihm vertraut, der wird nicht daran verlieren. Darum laſſet uns Gott von Herzen anrufen um einen feſten, ſtarken Glauben, den wird er uns in ſeiner allmächtigen Güte nicht verſagen." Mit Grüßen von Sickingen und den Dalbergs ſchließt der Brief, auf den Dolzig und Spalatin gemeinſam ſchon am 2. April antworten: „Wir ſind damit auch ganz einig, daß unſer Heil und unſre Seligkeit vornehmlich in einem wahren, echten Glauben und feſten unverrückten Vertrauen zu Gottes Gnade und Barmherzigkeit ſteht, und daß Gott die von Ewigkeit nicht verlaſſen hat und auch in Zukunft nicht verlaſſen wird, die ihm, ohne zu zweifeln, glauben und vertrauen." Sie verſprechen Hartmuth, daß ſie ihm neue Bücher von Luther ꝛc. verſchaffen wollen und machen ihn auf einige Schriften, wie auf Luthers Büchlein von beiden Geſtalten des hochwürdigen Sakraments aufmerkſam. — Der lebendige ſchriftliche Gedankenaustauſch zwiſchen Hartmuth und den ſächſiſchen Reformatoren wird jahrelang fortgeſetzt. Am 20. Mai 1522 ſendet Hartmuth ſeine „Beſtallung" an Dolzig, damit dieſer ſie dem Urteil Luthers unterwerfe. Er lobt in dieſem Briefe die Hochherzigkeit des Kurfürſten Friedrich gegen Luther und ſtellt ſich „mit vielen Andern" mit Leib und Gut dieſem zur Verfügung, wenn es nötig wäre, gegen alle Feinde, welche des Evangeliums wegen ſich etwa gegen den Kurfürſten erheben ſollten. — Spalatin hinwiederum ſchreibt am 8. Juni an Dolzig und billigt in dieſem Briefe Hartmuths Schriften; nur ſind ſie ihm zu heftig und zu wenig mit Sprüchen aus der Bibel belegt. An Spalatin ſendet Hartmuth auch den bekannten Brief, in welchem er Sickingens Unternehmen gegen Trier ankündigt und als Beweggrund angiebt, daß Sickingen „dem Evangelium und dem Worte Gottes eine Thür öffnen wolle, welche von dem Erzbiſchof nach menſchlichem Vermögen aufs heftigſte verſchloſſen gehalten werde." Luther meldet dem Spalatin wiederholt (5. Juni 1522 und 23. Januar 1523), daß er Briefe von Hartmuth habe, oder daß er Hartmuths Briefe, die Spalatin gerne leſen wollte, noch nicht gefunden habe, daß ſie aber, wie ihm Hartmuth ſelbſt mitgeteilt, in Straßburg gedruckt vorlägen. Auch

Melanchthon ſchreibt an Spalatin wegen Hartmuths (23. Februar 1523) und kündigt des letzteren bevorſtehende Ankunft an; ebenſo meldet Melanchthon ſpäterhin (26. April 1532) an Spalatin, daß Hartmuth Boten bei ihm habe, die dann zu Spalatin gehen ſollten. Welch großes Intereſſe der letztere an Hartmuths Geſchick nahm, beweiſt auch der Troſtbrief, den er an den Kronberger richtete, als dieſer 1525 in Sonnenwalde bei Pfarrer Ibach — Meyerſchen Angedenkens — weilte. Der Troſtbrief ſelbſt iſt nicht erhalten, wohl aber Hartmuths Antwort darauf, die letzte der gedruckt vorliegenden Schriften des ritterlichen Reformators. Auch dieſe Schrift zeigt Hartmuth als chriſtlich gefaßten und in den Willen Gottes ergebenen, in ſeinem Glauben ſtarken Mann. „Der Troſt, der uns durch und mit dem Wort Gottes zu teil wird, übertrifft allen Troſt, den die Menſchen und die Welt geben können. Auch kein Reichtum der Welt hat ſolche Kraft. Denn wenn wir auch gemäß der menſchlichen Natur fröhlich werden, wenn uns überflüſſige zeitliche Ehre und Reichtum zufällt, ſo hat doch eine ſolche Freude nur kurzen Beſtand, denn oft fallen Verdruß und Verluſt in eine derartige Freude ein durch alle möglichen Widerwärtigkeiten, und ſtets nehmen die zeitlichen Freuden ein kurzes Ende. Und ein jeder Menſch, der ſein Vertrauen nicht auf und in Chriſtus ſetzt, deſſen Ende iſt nichts, denn die höchſte unausſprechliche Traurigkeit. Dagegen nimmt ein jeder richtige Chriſtgläubige das tröſtliche Wort Gottes an, in dem er den allerſicherſten Troſt findet. Wenn ihm Widerwärtigkeiten und Verfolgung zuſtoßen, ſo iſt er doch gewiß, daß Solches von Gott ſtammt, der gewiß für uns ſorgt mehr und höher, als wir bitten und begehren mögen. Gott hat alle Haare auf unſerem Haupte gezählt, weshalb Alles, was einem recht Gläubigen widerfährt, ſicher zu ſeinem großen Gewinn dienen muß und das Ende zu der höchſten Freude gereicht. Darum wird uns alles, was Gott ſchickt, es ſei ſüß oder bitter, durch den Glauben ſüß. Wenn irgend ein armer Bergmann mit Frau und Kindern plötzlich in einem Bergwerk einen Gang mit köſtlichem Erz träfe und die Sicherheit hätte, daß dieſer Schatz größer wäre, wie er begehrt hätte, ſo würden er, ſeine Verwandten und Gönner ſich deß höchlich freuen. Weil wir nun gewiß ſind, daß unſere Hoffnung aus dem

Worte Gottes ganz ſicher und wahrhaftig iſt, und unſere Trübſal gewiß zu der Ehre Gottes und unſerem höchſten Heil dienlich iſt, ſo ſollen wir alle Widerwärtigkeit der Welt und deren Trübſal für ganz gering und nichtig achten. Alſo iſt dem Ackermann ſeine harte Arbeit leicht, wenn er in der Ernte ſeine Frucht nach Wunſch gut ſtehen ſieht; und ebenſo glaube ich, daß dem Kaiſer und Erzherzog Ferdinand alle Koſten, Mühe und Arbeit auf dem Zug nach Mailand ganz leicht ſei, wenn der König von Frankreich dadurch ſo hart niedergelegt iſt, und hätten die Sieger den Sieg vorher gewußt, ſo wäre ihnen ihre ganze Arbeit, Hunger, Froſt, Anſtrengungen ſehr gering erſchienen. Wir aber wiſſen unſeren Sieg ſo ſicher und gewiß, als hätten wir ihn ſchon jetzt in der Hand, denn wir ſind verſichert durch das Wort Gottes, das ewig bleibt. — Kein treuer Diener ſeines Herrn würde zu Hauſe bleiben, wenn ſein Herr gegen die Feinde zöge, und er wüßte, daß ein glänzender Sieg bevorſtehe; es müßte ein thörichter, nichtswürdiger und fauler Diener ſein, der da ſeiner Faulheit wegen daheim bliebe. Wer wollte nicht viel lieber mit, und kurze Zeit Hunger und Arbeit übernehmen, wenn er des zukünftigen Sieges, der Ehren und reicher Beute gewiß wäre? Es iſt ein wahres Sprichwort: Wenn Einer vorher wüßte, wo das Erz verborgen läge, der würde gut bauen haben und bald reich werden. Wir aber, die dem Wort Gottes glauben, ſind unſeres Sieges und der Beute mit unſerem Herrn Chriſtus gewiß; darum ſoll uns auch nicht beſchwerlich werden, ſein Kreuz, das er uns ſo gnädig auferlegt, mit ganzem Willen zu tragen; und wer wollte ſich ſelbſt ſo Feind ſein, daß er ſich ſolches abwünſchen wollte, da er es doch mit Bewilligung und Zulaſſung Chriſti wohl thun könnte, ſo Gott der Herr uns ſo hoch begnadet hat, daß wir nicht allein Diener, ſondern auch Gottes Kinder und unſeres Herrn Chriſti Brüder ſind. Und darum mögen wir keinen Verluſt an der Sache haben; unſer Sieg iſt gleich ſo gewiß, als hätten wir ihn zuvor in unſeren Händen, und darum glauben wir Gott und ſeinem Wort, ſo werden wir uns aus dem Streit von unſerem Herrn Chriſto nicht abwenden, ſondern vielmehr ihn darin begehren und die Krone des Sieges davon empfahen.“ — Das tröſtet Hartmuth auch in ſeinen Widerwärtigkeiten, und er bittet Gott, nicht,

ihm ſeine Bürde abzunehmen oder nicht zu vermehren, ſondern nur darum, daß Gott ihm in Allem, was er ihm ſchickt, es ſei ſüß oder ſauer, Gnade geben möge, das mit rechtem Herzen, mit wahrem Glauben und rechter Furcht Gottes anzunehmen, zu tragen „zu göttlichem Lob und zu meinem und meines Nächſten Nutz. Der Allmächtige gebe ſeinem Wort den Sieg, wie er gewißlich thut, ſo ſiegen wir auch mit. Amen.“ Hartmuth war damals von Böhmen aus, wo er für den Herzog Ulrich von Württemberg erfolglos thätig geweſen, alſo nach dem Scheitern ſeiner Hoffnung auf gewaltſame Reſtitution, nach Thüringen zu ſeinem alten Freund Ibach gekommen, und auch ſeine Hoffnungen auf rechtliche Austragung ſeiner Beſchwerden gegen Heſſen waren damals ſchon ſehr bedeutend herabgeſtimmt. Die ſchöne und würdige Antwort auf Spalatins Troſtbrief iſt demnach eine beſonders ſympathiſche Kundgebnng ſeines innigen Gottvertrauens und ſeiner Faſſung im Unglück.

Daß Hartmuth durch ſeine litterariſche Thätigkeit auch mit Luther in einen ziemlich lebhaften Gedanken- und Schriftenaustauſch gekommen war, wurde ſchon hervorgehoben. Hartmuth fragt Luther wiederholt wegen ſeiner Schriften, wegen der Einführung einer Kirchenordnung in Kronberg ꝛc. um Rat; und auch mitten in den Vorbereitungen für die Trierer Fehde, in der Unruhe der ritterſchaftlichen Bewegung vergißt er des verehrten Wittenberger Freundes nicht. So ſendet er ihm am 14. Auguſt 1522, alſo vom Landauer Rittertage aus, einen Brief, in dem er mancherlei litterariſche Dinge beſpricht und dem er, außer einer (unbekannt gebliebenen) Schrift von ſich auch einen Abzug des (damals durch Schwebel neu herausgegebenen) Sendſchreibens Sickingens an Diether von Handſchuhsheim beifügt, „darin Ihr ſeinen Geiſt ſpüren möget“. Hartmuth benutzt dieſe Gelegenheit zu einer förmlichen Dithyrambe auf ſeinen Freund und Vetter Franz: „Der Geiſt Gottes und die Gerechtigkeit haben lange Zeit und vor zehen Jahren zu Ebernburg in Franzens Haus gehauſet. Deß bin ich gewiß, der gütige Gott wolle ſolches fürder mit Gnaden mehr erleuchten und erhalten. Jeden Tag lieſt man zu Ebernburg ein Stück der Epiſteln und des Evangeliums während der Meſſe auf Deutſch, und nach der Meſſe einen Propheten, des-

gleichen Abends zu der Salve-Zeit. Item, das Wort Gottes nimmt ziemlicher Maßen an etlichen Orten bei uns zu. Daneben aber wird es an etlichen Orten hart gedrückt, weshalb ich beſorge, dieſe Unterdrücker ſind von Gott verhärtet, vielleicht zu ihrer greulichen Strafe. Der Wille Gottes wird ſeinen Fortgang haben." Das iſt ein nicht mißzuverſtehender Hinweis auf Sickingens Abſicht, in Trier „dem Evangelium eine Oeffnung zu machen" — jedenfalls iſt der fromme Sickingen nicht ohne Abſicht in ſo ſcharfen Gegenſatz zu den „Verdrückern des göttlichen Wortes" geſtellt. In den Kreiſen der ſächſiſchen Reformatoren war man übrigens bekanntlich mit dem Sickingenſchen Unternehmen durchaus nicht einverſtanden — Luther ſelbſt hielt ja an dem Standpunkt unerſchütterlich feſt, daß der Sieg des Evangeliums ohne äußere Gewalt errungen werden müſſe; er ſoll auch Sickingen durch Nickel von Minckwitz und Hartmuth von Kronberg von ſeinem Vorhaben abgemahnt haben. Jedenfalls hatte er unter dem Trierer Feldzuge nicht unerheblich zu leiden, denn der Kurfürſt von Trier machte ihn direkt für den Ueberfall Sickingens verantwortlich; Melanchthon tadelte das Unternehmen denn auch mit den ſchärfſten Worten, weil Sickingen die Sache Luthers auf das ſchlimmſte kompromittiere. Spalatin ſoll dagegen den Krieg als einen gerechten gebilligt haben. Trotz Allem aber bewahrte man in Wittenberg Hartmuth von Kronberg unverändert die freundlichſte Geſinnung und inniges Mitgefühl für die Kataſtrophe, die ihn betroffen. Und als Hartmuth zu Anfang 1523, wenige Monate nach ſeiner Vertreibung, von Baſel aus wieder nach Deutſchland gekommen war, um ſeine Sache vor dem Nürnberger Reichstag perſönlich zu betreiben, und dabei mit dem Grafen von Mansfeld zuſammen auch nach Wittenberg kam, da wurde er von Luther auf das freundlichſte aufgenommen. „Hartmuth von Kronberg iſt mit dem Grafen Albert von Mansfeld bei uns", ſo ſchreibt er an Spalatin, „und Beide haben wir im Kloſter zum Frühſtück gehabt. Der Mann, der ſchon ſo viel gelitten, ſteht noch merkwürdig feſt im Glauben." Luthers Verbindung mit Hartmuth und ſeine Teilnahme an des letzteren Geſchick iſt auch nachher eine rege geblieben; Luther hatte zwölf Jahre ſpäter Gelegenheit, Hartmuth ſeine unverändert freundliche Geſinnung

zu beweiſen und zwar bei einer ebenſo tragiſchen wie für die Zeitgeſchichte intereſſanten Begebenheit.[18])

Hartmuths jüngſte Schweſter Lorche, geboren um das Jahr 1500, war mit Wolf Cemmerer von Worms, genannt von Dalberg, vermählt geweſen. Ihr Gatte war im Jahre 1527 oder 28 geſtorben; der Ehe waren zwei Töchter und ein Sohn entſproſſen. Lorche lebte als Witwe ſtill vor ſich hin, anſcheinend nur mit der Erziehung ihrer Kinder beſchäftigt. Im Frühjahr 1535 erkrankte ſie plötzlich und beſchloß nun, mit Vorwiſſen eines nahen Verwandten ihres Gatten, gleichen Namens wie dieſer, der ſie beſucht hatte, ſich zu einem ihr bekannten Arzte nach Köln zu begeben. In der Woche nach Sonntag Judica (14. März) reiſt ſie mit einem kleinen Mädchen und einem Bauern, einem Hinterſaſſen der Dalbergs zu Herrnsheim, zu Wagen nach Bingen. Von dort läßt ſie den Wagen zurückgehen und fährt mit ihrer Begleitung den Rhein hinauf, dann von Mainz nach Frankfurt. Von da geht ſie zu Wagen nach Erfurt. Etwa 8 Tage ſpäter kommt jener Wolf von Dalberg mit einem Vetter zuſammen, und bei Beiden regt ſich die Beſorgnis, was aus Lorchen in Köln geworden ſei; ſie ſenden einen Boten dahin, der ſich aber vergebens bei dem Doktor Hermann, den Lorche von Heidelberg aus kannte, nach ihr erkundigt; der Doktor weiß von der Anweſenheit Lorches nichts. Endlich, am 4. April, bringt der von Lorche zurückgeſchickte Bauer einen Brief von ihr, der zugleich an Friedrich von Dalberg und Katharina von Kronberg, Lorches Schweſter, gerichtet iſt und das Rätſel löſt. Lorche befindet ſich in Erfurt und geſteht mit „kläglicher Schrift", daß ſie ſich heimlich verheiratet habe und guter Hoffnung wäre; ſie erwarte ihre Niederkunft um Jakobi (25. Juli). Obwohl ihre Ehe nicht ſtandesgemäß ſei, wolle ſie dieſelbe doch nicht verſchweigen. Die Ehe ſei ja frei und könne von Niemand verboten werden. Sie erbietet ſich, alle Kleider und Kleinodien gegen einen „ziemlichen Pfennig" zu verkaufen, da ſie ſich derſelben ohnedies entledigen müſſe, und empfiehlt ihre Kinder, die ſie vorher zu ihrer verwitweten Schweſter gegeben hatte, dem Wohlwollen der Verwandten. Auf dieſen Brief hin fordern Wolf und Friedrich von Dalberg ſowie Hartmuth von Kronberg von Lorchen den Nachweis, mit wem ſie

verheiratet sei, und erbieten sich, standesgemäße Versorgung zu gewähren, wenn sie das Verhältnis löse und zurückkehre. Lorche antwortet, sie habe sich mit einem Juden, genannt Jakob, verheiratet, dessen Vater Alexander heiße; beide wohnten zu Gerau unter dem Landgrafen von Hessen. Der Jude habe schon Frau und vier Kinder, doch sei es ihm nach jüdischer Art nicht verboten, mehrere Frauen zu haben, die eine zu verlassen und eine andere zu nehmen. Sie habe Niemanden lieber als diesen Juden, mit dem sie schon drei Jahre im Verhältnis stehe und den sie nicht verlassen könne, was man ihre Kinder nicht entgelten lassen möge. — Nun beschließen ihre Verwandten, sie zwar nicht an Leib und Leben zu strafen, aber sie unter allen Umständen aus dem Verhältnis herauszubringen. Sie bitten auf Intervention des Kurfürsten von der Pfalz den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen um Beistand, und „der Zufall will", daß die Abgesandten von Lorches Verwandten dem Juden begegnen; wo, ist nicht bekannt, doch scheint es auf sächsischem Boden gewesen zu sein. Zufällig kennen die Abgesandten den Juden persönlich und stellen ihn zur Rede. In seinem Aeußern erschien der Jude wie ein Edelmann zu Pferde, angethan mit einem verbrämten Rocke, einen Hut, mit Zindel überzogen und mit einem Federbusch, auf dem Kopfe. Die Unterredung mit ihm giebt den Abgesandten die Gewißheit, daß sie vor Lorchens Mann stehen; er giebt zu, daß er Lorche vor 6 Tagen in Wittenberg verlassen habe. Da sie nun keinen Befehl haben zur „Vergewaltigung" des Juden, d. h. wohl zu seiner gewaltsamen Festnahme, so entschließen sie sich, da sie ihn doch nicht lebendig ausliefern können, ihn kurzer Hand zu erstechen. Sie führen ihren Entschluß auch aus, binden nach der That das Pferd an einen Baum und lassen die Wehr des Juden dabei liegen. Dann bemächtigen sie sich der Kleinodien des Erstochenen sowie eines in seiner Satteltasche steckenden silbernen Dolches und verschwinden vom Ort der That. — Hartmuths unglückliche Schwester war inzwischen in Wittenberg zurückgeblieben; sie verweilte dort einige Monate und gab einem Kinde das Leben. Sie hatte Luther aufgesucht, ohne sich ihm jedoch zu erkennen zu geben. Obwohl Luther, der „durch falsche Nonnen und Buhlerinnen" sehr mißtrauisch geworden war, ihr

anfänglich nur mit sehr großer Vorsicht entgegengetreten war, so ließ er doch bald diese Zurückhaltung fallen; er erkannte, daß die Fremde von vornehmer Abkunft sein müsse und daß sie in Wahrheit sehr unglücklich sei. Er nahm sich ihrer mit Rat und That an, suchte sie in ihrem Jammer und ihren Thränen zu trösten und wurde sogar der Pathe ihres neugeborenen Kindes. Lorche wagte indeß nach ihrer Niederkunft nicht mehr allzulange in Wittenberg zu bleiben, da sie von ihren Verwandten dort erreicht zu werden fürchten mochte. Luther empfahl sie deshalb auf ihren eignen Wunsch an Justus Menius in Eisenach. Er errät in diesem Briefe (8. August 1535) ziemlich richtig den Zusammenhang der Dinge, und fordert den Freund auf, Samariterdienste an dem unglücklichen, aber „vortrefflichen" Weibe zu üben. 14 Tage später wurde ihm das Rätsel gelöst. Hartmuth von Kronberg kam selbst nach Wittenberg, die Spur seiner Schwester verfolgend; er gab und empfing Aufklärung. Luther nahm sich jetzt erst recht Lorchens an und suchte ihren erzürnten Bruder zu besänftigen. Das gelang ihm auch soweit, daß Hartmuth versprach, für die Schwester aufs Beste zu sorgen, was Luther, der fest auf Hartmuths Wort baute, vollkommeu befriedigte. Er schreibt in diesem Sinne am 24. August an Justus Menius und mahnt ihn, Lorchen zu trösten in seinem Namen und Hartmuth, der schon vor Luthers Boten abgereist war, an sein Versprechen zu erinnern. Er bedauert es sehr, daß Lorche, die er abermals ein „vortreffliches Weib" nennt, sich ihm nicht anvertraut habe — er hätte ihr dann ganz anders helfen und sie ihren Verwandten viel früher zurückgeben können. Jener Jude, ihr Verführer, habe einen sehr schlechten Namen, ebenso wie schon seine Eltern, und man glaube in Wittenberg, daß er mit vollem Rechte den Tod erlitten habe. Auch Spalatin gegenüber äußert sich Luther sehr freundlich über Hartmuths Schwester — er nennt sie „honestissimam mulierem". Ueber die ferneren Schicksale Lorches teilt Luther noch mit, daß sie nach dem Tode ihres Verführers von ihren Verwandten in Frieden berufen worden und aus Schlesien gewichen sei — dorthin hatte sie sich offenbar von Eisenach aus vor ihren Verwandten geflüchtet. Ueber ihr späteres Geschick schweigen die Dokumente — nur eine kurze Nachricht Philipps

von Flersheim meldet aus dem Jahre 1547, daß damals auch Lorche, gleich den anderen Geschwistern Hartmuths, nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Im Zusammenhang mit der Erörterung über die Beziehungen Hartmuths von Kronberg zu einer Anzahl anderer Reformatoren muß noch ein Briefwechsel erwähnt werden, den Hartmuth mit dem Landgrafen von Hessen geführt hat — ein Briefwechsel, der von der, beiden Männern gemeinsamen, religiösen Grundanschauung ausgeht, und in dem Hartmuth einen freilich erfolglosen Versuch macht, durch einen direkten Appell an den Glaubensgenossen wieder zu dem Seinigen zu kommen. Der Briefwechsel fällt in den Dezember 1537; die Situation, welche damals zwischen Hartmuth und dem Landgrafen bestand, war die folgende: Der letztere hatte durch dilatorische Behandlung aller Erlasse des Kaisers, durch kluges Ausweichen und zähe Beharrlichkeit alle Angriffe abgeschlagen, die von Seiten der Centralgewalt in Deutschland wegen der Occupation des kronbergischen Reichslehens gegen ihn gerichtet worden waren; ebenso hatte er alle Vermittlungsversuche zu Gunsten Hartmuths und dessen eigene Bemühungen, eine Aussöhnung herbeizuführen, zurückgewiesen, und über drei Jahre lang war von 1534 an in der kronbergischen Sache fast gar nichts geschehen. Daneben glaubte Philipp vor den Machinationen Hartmuths auf der Hut sein zu müssen, und hatte beispielsweise im Jahre 1536, als Hartmuth in den Niederlanden beim Heere des Grafen von Nassau weilte, einen Ueberfall gegen seine eigenen Lande befürchtet, sich deshalb mit dem Rate der Dreizehn in Straßburg in Verbindung gesetzt und diesen veranlaßt, Kundschafter in das Lager Nassaus zu senden, um Hartmuths angebliche Anschläge und die Bewegungen des kaiserlichen Heeres beobachten zu lassen. Philipp von Hessen war also damals nicht eben in versöhnlicher Stimmung gegen Hartmuth; dieser schreibt nun an ihn: „Durchlauchtiger, hochgeborener, gnädiger Fürst und Herr! Dieweil mich die christliche Pflicht zwingt, bei E. F. G. Gnade und Vertrag unterthänigst zu suchen, und früher hohe und niedere Personen vielfach meinethalben angesucht haben, so will ich aus christlichem Grunde den höchsten Prokurator Christum E. f. G. für mich darstellen, in der tröstlichen Hoffnung, E. f. G. werden demselben, der E. f. G. und

aller Gläubigen Herr und Erlöser ist, zu Gefallen sein und mich, auch meine Hausfrau und unsere Kinder als geringste, jedoch wahrhaftige Christen zu Gnade und Vertrag um Christus willen gnädig kommen lassen. Denn wir Alle, die wir an Christus wahrhaftig glauben, haben dadurch an Gott im Himmel einen wahrhaftigen Vater erlangt und bekommen, und sind versichert des Schatzes ewiger Seligkeit und des Erbteils unsterblichen Lebens; wir erkennen die Größe dieses unseres Vaters, des Schöpfers, Erhalters und Regierers aller Dinge, so im Himmel und auf Erden sind; wir erkennen unsere Nichtigkeit und wären nicht so keck, ihn mit dem Worte „Vater" anzureden oder uns den ehrenreichsten Namen der Kinder zuzueignen (womit auch die Engel nicht begnadet sind), die wir doch seine unwürdigen Knechte genannt werden; wenn uns nicht seine eigne willige Gütigkeit in die Ehre dieses Namens erwählet hätte, wären wir Knechte der Sünde, Kinder des Satans, unselig aus Adam geboren. Gott hat sich aber unser erbarmt durch seinen eingebornen Sohn Jesum, durch welchen wir erlöset und durch die Taufe und den Glauben in seinen Leib eingepflanzt sind; zu sicherem Pfande der Liebe hat er den heiligen Geist gesendet in unsere Herzen, welcher, nachdem er hinweggetrieben hat die knechtische Furcht, uns die Gnade giebt in unsere Herzen, wahrhaftiglich zu schreien: Vater! Vater! Wir, als Kinder zum himmlischen Gesinde erwählet, haben Gewalt zu bitten um die geistliche und himmlische Nahrung, auf daß wir den Willen Gottes thun, wachsen und groß werden in täglicher Nahrung der Tugenden bis zur vollkommenen Wachsung in Christo Jesu, wodurch wir wahrhaftig geistliche Kinder genannt und mit Himmelsbrod gespeist werden, durch welches wir wahrhaftig leben und ewig unsterblich sind und künftig an seinem himmlischen Tisch essen und trinken werden; das würde eine vollkommene Seligkeit sein, die da keine Begierde nach einem anderen Dinge kennen würde, es sei im Himmel oder auf der Erde. Denn das ist uns das ewige Leben, daß wir darin unseren Vater erkennen, den alleinigen einen wahren Gott und den er gesendet hat, Jesum Christum. Und nachdem alle Erwählten Gottes, so lange sie noch in Fleisch auf Erden leben, nicht ohne Sünde sind, deshalb haben wir täglich Verzeihung der Sünden notwendig.

Deshalb hat Chriſtus der Herr uns allen ſeinen Gläubigen dieſe heilſame Arznei gegeben: ſo oft wir verzeihen unſern Nächſten und uns mit ihnen verſöhnen, werden uns von Gott verziehen alle unſere Sünden; durch ſolche höchſte Gnade Gottes werden wir verſichert, daß wir wahrhaftig Kinder zum himmliſchen Geſinde erwählet in der Hand Chriſti (daraus uns Niemand reißen kann) ſind, wenn wir um Chriſtus willen verzeihen und nach unſerem ganzen Vermögen Verſöhnung ſuchen bei denen, von denen wir beſchädigt ſind. Dazu ſoll uns billiger Weiſe dringlich bewegen die höchſte Gutthat und Liebe, ſo Chriſtus gegen uns erzeigt, der auch zuſamt dem Leib die Seele der Nichtgläubigen in ewige Verdammnis zu ſtürzen ſich Gewalt vorbehalten hat. Dazu ſind wir, wenn wir auf ſolchem Maß uns mit dem Nächſten verſöhnen werden, verſichert, daß wir Alles, um was wir den Vater im Namen Jeſu bitten — wenn es uns nützlich iſt — erlangen und haben werden. — Durchlauchtiger, gnädiger Fürſt und Herr! So dem alſo iſt, wie durch Chriſti und auch aller heiligen Apoſtel und Propheten Mund und Schriften klar kundgethan und bezeugt iſt, was E. f. G. viel beſſer und mehr wiſſen, denn ich anzeigen mag, ſo bitte ich unterthänigſt, daß er dem Herrn aller Herrn, Chriſto, zu Wohlgefallen, mir willfahre und hinfort mein gnädiger, chriſtlicher Fürſt mit der That ſein werde. Das begehre und verhoffe ich mit der Hilfe und Gnade Gottes in höchſter Unterthänigkeit zu verdienen. E. f. G. unterthänigſter Hartmuth von Kronberg." — Gleichzeitig mit dieſem Schreiben an den Landgrafen wandte ſich Hartmuth an den heſſiſchen Kanzler, teilte ihm mit, daß er eine „Supplikation" durch ſeinen Schwager Riedeſel an den Landgrafen geſendet habe und erklärt ſich bereit, allen denen, die ihm feindlich geweſen und ihm Schaden zugefügt, zu verzeihen und Verſöhnung gegen den Nächſten zu ſuchen. Riedeſel hatte Hartmuths Brief ein kurzes Begleitſchreiben beigelegt, worin er betont: „Ich weiß, was mein Schwager zuſagt, wird er auch halten." — Am 27. Dezember antwortet dann der Landgraf auf Hartmuths Brief ziemlich ironiſch und nicht ohne Schärfe: „Lieber Hartmuth! Ich habe deine Supplikation und chriſtliche Erinnerung an mich geleſen, und mein Kanzler hat mir deine Schrift an ihn mitgeteilt. Gott weiß, daß ich dir im

Herzen nicht feind bin, obwohl du es um mich und meine Unterthanen nicht verdienteſt. Ich bin auch geneigt, die Sache auf einem geziemlichen, ehrlichen nnd chriſtlichen Wege zu vertragen. Ich weiß wohl, daß ich für meine Perſon vergeben ſoll; aber ich weiß auch, daß ich, wie es einer gutherzigen und ehrbaren Obrigkeit zukommt, meiner Unterhanen Schaden und Nachteil nicht zulaſſen darf. Ich muß auch bedenken, daß ich das einmal mit ſchweren Koſten und dem Blut meiner Unterthanen mit gutem Grund Eroberte nicht ſo leicht und ohne Weiteres aus der Hand laſſen darf, da hieraus meiner Unterthanen und Verwandten Schädigung folgen würde, und ſie könnten mir den Vorwurf machen, daß ich das einmal mit ihrem Zuthun Eroberte ſo leichthin wieder preisgegeben hätte. Und deshalb darfſt du als ein Chriſt, als welchen ich dich doch mehrmals habe rühmen hören, nicht allein an dich denken, ſondern auch an mich, meine Unterthanen und Nachkommen; denn ſo ſchuldig ich bin, dir zu vergeben, ſo ſchuldig biſt auch du chriſtlicher Liebe, an mich und die Meinigen zu denken. Denn mich dünkt, du ſuchſt die Nächſtenliebe und Gottes Gebot allein auf deiner Seite, da dir es wohlthut; du mußt aber hinwiederum, nach der Art der Liebe, auch das Meine ſuchen, wie Paulus ſagt: Ein Jeglicher ſuche nicht das Seine, ſondern was eines Andern. Der Sinn dieſer Worte iſt aber gewiß der, daß einer ſeinen Nutzen allein nicht ſuchen ſoll, ſondern auch den der Andern. Wenn du nun ſo chriſtlich ſein willſt, wie ich von dir hoffe, mußt du mich und die Meinen auch bedenken, ſowie was für Gerede und Unwillen bei meinen Unterthanen daraus folgen wird, und du mußt dich dermaßen in die Sache ſchicken, daß ich mich mit dir vertragen möge und könne, und dabei deine Pracht und Hoffart (was ich dir jedoch nicht zum Nachteil ſchreiben will) nicht höher ſchätzen, als Gottes Ehre, brüderliche Liebe und Verſöhnung mit dem Nächſten; es iſt nicht nötig, daß ich dich deshalb mit der Schrift oder Exempeln aus der Schrift in dieſem meinem Schreiben beläſtige, denn ich glaube, daß du ſie zur Genüge geleſen und verſtanden haſt. Es iſt billig, daß einer vergebe, daß dafür aber der andere nachläßt. Es heißt: Wenn man dir den Rock nimmt, ſo gieb den Mantel dazu; und ich bin doch nicht geneigt, dich ganz zu entblößen,

ſondern gnädig zu halten. Ich habe darum meinen Räten befohlen, dir meine Anſichten mitzuteilen; und wenn du nicht gar zu „prächtig“ biſt und den alten Adam in dir haſt, zu heiſchen, ſo wird in dieſer Sache wohl guter Rat gefunden werden, ſie ohne Schaden für dich und Nachteil für deine Ehre zu vertragen. Du magſt mir wirklich glauben, daß ich dir mit der That vergebe, denn ich hätte wohl weiter gegen deinen Leib und deine Güter zu handeln gehabt. Ich will dir hiermit Gnade in Gott wünſchen, daß du dich in dieſem Handel deinerſeits ſo chriſtlich und verträglich, wie das der Liebe nach ſich gebührt, hältſt, wie ich es denn auch zu thun geneigt bin; und was ein Chriſt von mir begehrt, iſt er auch ſelbſt zu thun ſchuldig. Gott befohlen, der uns allen ſeine Gnade und ſeinen Geiſt gebe.“ Gleichzeitig läßt der Landgraf Hartmuth durch ſeinen Statthalter in Kaſſel mitteilen, daß Hartmuth ſeine Beſitzungen als heſſiſches Mannslehen zurückerhalten ſolle, wenn er die kaiſerliche Einwilligung beibringe — eine Bedingung, die Hartmuth, wie ſchon früher erwähnt, wegen des Widerſtandes ſeiner Verwandten wie des Kaiſers nicht erfüllen konnte. Immerhin war doch wieder ein Anſtoß zu neuen Verhandlungen gegeben, die denn auch ſchließlich zum Ziele führten. Der Landgraf mochte wohl fühlen, daß er es ſich mit der ſchroffen Abfertigung Hartmuths ein wenig ſehr leicht gemacht hatte und daß ſeine ironiſierende Widerlegung Hartmuths vielleicht von ſeinem fürſtlichen Standpunkte aus gerechtfertigt ſein mochte, aber kaum vom chriſtlichen. Andererſeits iſt zu beachten, daß ſich Hartmuth in ſeinem Schreiben trotz aller chriſtlichen Demut noch nicht dazu verſteht, eine direkte Bitte um Entſchuldigung und Gnade auszuſprechen, wie ſie der ſtolze Fürſt wohl erwartet haben mochte; daß ſie nicht kam, ſondern daß Hartmuth ſich gewiſſermaßen gleich auf gleich dem Landgrafen entgegenſtellte, mag wohl nicht zum wenigſten mit den Worten „Pracht und Hoffart“ gerügt ſein. Eine ſolche Bitte wäre aber wieder gegen Hartmuths Ueberzeugung geweſen, der ja bis zuletzt von der Gerechtigkeit ſeiner Sache überzeugt war und dem es ſo wie ſo hart ankommen mußte, ſeinem ſcharfen Gegner bittend zu nahen. Daß unter dieſen Umſtänden ein innerer Ausgleich zwiſchen den beiden Gegnern unmöglich ſein mußte, liegt auf

der Hand — trotz des gemeinsamen religiösen Untergrundes, auf dem sie beide fußten.

* * *

Hartmuth von Kronbergs Lebensabend ist im Großen und Ganzen ungetrübt verlaufen. Auf seinen Besitzungen herrschte die evangelische Kirche, und Hartmuth hatte sogar die Genugthuung, daß auch der für die evangelische Sache so unglückliche schmalkaldische Krieg daran nichts änderte. Als Prediger stand Hartmuth der Usinger Johann Brendel zur Seite, der allerdings der Mainzer Visitation von 1548 weichen mußte, während die Gemeinde im Uebrigen unangetastet blieb. Auch späterhin wurde die evangelische Confession in Kronberg aufrecht erhalten, trotz der kräftigsten Anstrengungen, die der wieder katholisch gewordene und zum Grafen und Erzbischof von Mainz erhobene Enkel Hartmuths, Johann Schweickart von Kronberg, dagegen machte. Es ist fast ein tragisches Geschick zu nennen, daß des Reformators eigener Stamm, in dem sich noch dazu sein eigen Blut mit dem Franz von Sickingens mischte — denn Johann Schweickart war der Sohn von Hartmuths ältestem Sohne gleichen Namens und von Franz von Sickingens Enkelin Barbara — das Lebenswerk des Großvaters zu vernichten drohte. — Hartmuths und seiner Gattin gemeinsames Grabdenkmal zeigt ein Kruzifix mit den knieenden Gestalten der beiden Entschlafenen. Nach einer alten Beschreibung stand über dem Haupte Hartmuths auf einer viereckigen Tafel folgende Inschrift:

Du lamb Gottes welches hinnam
aller welt Sund am Creutzstam
durch den todt ist ewigs leben
allen glaubigen gegeben
daruf ich dan mein Hofnung stelt
da ich noch lebt in dieser welt.

Ueber dem Haupte von Frau Anna stand:

O Mitler zwischen Gott und mir
lob ehr und danck sei darum dir
bist für uns sünder gestorben
an dem Creutz und uns erworben
versönung gen den Vatter dein
und uns erlost von Hellischer pein.

Ueber dem Kruzifix war in zwei Zeilen zu leſen:

Hi hankt am Creutz mein gelibter ſon
an dem ich ein wolgefallen hon
Wer in hört und ſein wort glaubt
wird meiner genaden nit beraubt
ſondern haben ewigs leben
werd auch von ſeint wegen geben.

In der Stadtkirche hing zur Erinnerung an Hartmuth ein Schild des Kronenſtammes mit der Aufſchrift: „Anno Dni 1549 den 7. Auguſti ſtarb der Edel und Ernveſt Hartmut von Kronberg der Elther, hat vielen Leuden guds gethan. Got wolt zue in ſein gnaden han.“ Das Monument iſt zerſchlagen und war nur noch in Stücken erhalten. Insbeſondere ſollen katholiſche Fanatiker im vorigen Jahrhundert die Köpfe und Hände des Denkmals zerſtört haben. Neuerdings ſind die Bruchſtücke zuſammengefügt und ergänzt worden, natürlich, da authentiſche Porträts fehlten, nach der Phantaſie. Die Gruft ſelbſt iſt verſchwunden. Das Grab ſoll in der franzöſiſchen Revolutionszeit erbrochen und die Leichen ſollen ihrer Koſtbarkeiten, der Körper Hartmuths insbeſondere der ſilbernen Sporen beraubt worden ſein. In dieſem Jahrhundert wurde lange Zeit in der Stadtkirche zu Kronberg ein Schädel als derjenige Hartmuths gezeigt; irrtümlicher Weiſe, da dieſer Schädel in einer Gruft der Stadtkirche gefunden iſt, während Hartmuth in der Schloßkirche beigeſetzt war. —

Kein „großer Mann“ im Sinne der Geſchichte, kein welt-umſpannender Geiſt — aber eine jener Erſcheinungen, in denen ſich die Empfindungswelt ihrer Zeit in bevorzugter Weiſe geltend macht, in denen ſich die Reflexe jener Spanne Zeitgeſchichte, die ihnen Gegenwart iſt, wie in einem Brennſpiegel konzentrieren und die deshalb, nicht in der wuchtig elementaren Kraft der führenden Geiſter, aber in dem beſcheidenen Rahmen ihrer natürlichen Fähigkeiten das wärmende Feuer nähren und mehren helfen, aus dem die unaufhaltſam vorwärts drängende Entwicklung der menſchlichen Kultur ihre ſtetigſte und nachhaltigſte Kraft gewinnt — ſo ſtellt ſich Hartmuth von Kronberg dem rückſchauenden Blicke dar. Ein Menſch und ein Kind ſeiner Zeit, mit mancherlei Schwächen, wie ſie eben dieſe Doppeleigenſchaft bedingt — aber

auch mit Vorzügen, die ihn wieder hoch über viele dieſer Schwächen emporheben, darf Hartmuth den Ruhm für ſich in Anſpruch nehmen, daß er in ſeinem Streben und Wirken wohl die Summe deſſen erſchöpft hat, was ihm die Natur an Leiſtungsfähigkeit und Entwicklungsmöglichkeit verliehen hatte — daß er ſein Pfund nicht vergraben, ſondern nach ſeiner Kraft damit gewuchert hat im Dienſte ſeiner Ideale. Und lag ſeine Begabung mehr auf dem Gebiete des Wortes als auf dem der That, ſo hat er doch der treibenden Kraft ſeines Wortes noch das eigene Beiſpiel geſellt, es dadurch eindringlicher und wirkſamer geſtaltend. Mag ihm daher auch Manches verſagt geblieben ſein, wonach er geſtrebt — ſeinem zähen Willen iſt doch mehr geglückt, als Manchem von Natur weit reicher Begabten. Und vor Allem trägt ſein Streben und ſein Wirken den Stempel idealer Begeiſterung und ſittlicher Kraft; aus den reinſten, uneigennützigſten Motiven heraus erhebt er ſeine Stimme, um vor den Mitlebenden laut und öffentlich Zeugnis abzulegen für das, was ſeinen Sinn erfüllt, ſein Herz bewegt. Freudig will er Gut und Blut zum Opfer bringen, die Qualen eines ſchrecklichen Todes auf ſich nehmen für ſeine Ueberzeugung — unentwegt und ungebeugt hält er an ſeinem Glauben feſt auch dann, als ein hartes Geſchick ihn ereilt und ihm das bittere Loos der Verbannung bereitet. Seine demütige Ergebung in den Willen Gottes, ſeine fromme Zuverſicht auf die Vorſehung hält unerſchütterlich Stand auch in Not und Elend — die Lauterkeit ſeines Charakters wird durch keine Prüfung, durch keinen Wechſel des Glückes ins Wanken gebracht, durch keinen Schatten getrübt. Was in Hartmuth von Kronberg lebte und ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt vorwärts trieb, das iſt der Idealgehalt ſeiner Zeit: religiöſe Begeiſterung, die Reaktion gegen Lüge und Heuchelei, gegen ſittliche Verwilderung und Ausartung, das Erwachen des Nationalgefühls, das ſich der erreichten geiſtigen Großthaten der Deutſchen mit Stolz bewußt zu werden beginnt.

Ein lebhaftes Standesgefühl und Pflichtbewußtſein verbindet ſich in Hartmuth mit unerſchrockener Offenheit und Standhaftigkeit, mit Geradheit und Biederkeit, mit Thatkraft und tiefer, echter Frömmigkeit zu einem Charakterbilde ſympathiſchſter Färbung. Ein

gesunder Menschenverstand, der sich trotz des Mangels durchgreifender Schulung nicht ohne Erfolg auch an tiefere geistige Probleme heranwagt, der sich nicht damit begnügt, aufzusammeln, was vom Tische Reicherer gefallen, sondern darnach strebt, selbstständig die empfangenen Keime weiter zu entwickeln, individuell zu durchdringen und zu beleben; ein, wenn auch nicht allzuweitgreifendes, doch das Durchschnittsmaß übersteigendes Darstellungsvermögen, das durch hohe Schaffensfreudigkeit und unermüdliche Lernbegierde weiter entwickelt und zu beachtenswerter Höhe gesteigert wurde — das sind die Eigenschaften, die es Hartmuth ermöglichten, selbst in den gewaltigen Geisteskampf seiner Zeit nicht ohne Erfolg einzugreifen. Und mag er auch nicht frei gewesen sein von Einseitigkeit und Naivetät, von Uebereifer und Unbesonnenheit — sein Wollen war gut, sein Streben lauter, sein Leben rein! Der Kern seines Wahnes mutet uns an wie die verkörperte Innerlichkeit der ersten, begeisterungsfrohen Jugendzeit der deutschen Reformationsbewegung; mit ihrem Maßstab muß Hartmuth von Kronberg gemessen werden.

Beilage.

Hartmuth von Kronbergs Brief an Walter von Kronberg. Vom 6. November 1521.

Der Brief beginnt:

„Dem Erwirdigen Hern Walthern von Cronbergk teuſchordens Chumthur zu Franckfurt, ꝛc. meynem früntlichen liben hern vnd Vettern, Embieten ich Hartman von Cronbergk ꝛc." Hartmuth hat ſich vorgenommen, ſeinem Vetter zu ſchreiben, wie er es verſprochen, um Luther in Schutz zu nehmen gegen den Vorwurf, als habe dieſer in der Bezeichnung des Papſtes als Vikar des Teufels, Antichriſt und dergleichen zu viel gethan. Hartmuth will ſich dabei allein auf Gott beziehen, dem alle Dinge und auch alle Herzen der Menſchen offenbar ſind, und er will nur der „luthern vnwiderſprechlichen warheit willen" und aus herzlicher brüderlicher Liebe gegen alle Menſchen ſchreiben, „wie ich in krafft des tauffs der allerhöchſten brüderſchaft mynem hymelſchen gnedigen könig ſchuldig bin"; die Höhe der Gnade in der Taufe ſei ſo groß, daß, wenn Alle auf einem Haufen wären, die von Anbeginn der Welt gelebt hätten, ſie dieſe überhohe Gnade aus menſchlicher Vernunft nicht zu erkennen vermöchten. Denn je höher und mehr die menſchliche Weisheit dazu gebraucht würde, um ſo „vnerkantlicher" würde die Gnade. Sollen wir ſie recht erkennen, ſo müſſen wir von aller menſchlichen Vernunft abſtehen und kein Vertrauen auf unſere oder aller Menſchen Weisheit ſetzen, um Weisheit und Gnade bei Gott mit der höchſten innerlichen Demütigkeit bitten, mit feſtem Vertrauen in die unwandelbare Wahrheit der Verheißung, die uns in dem h. Evangelium und

durch den Mund Chriſti klar verſchrieben, mit dem Blut Chriſti und ſeinem Tode verſichert und beſtätigt iſt. Wenn wir dann dies wahrhaftig glauben, ſo mögen wir dadurch leicht zum Verſtändnis der höchſten Gnaden kommen: durch die Gnade Gottes, von der uns nach unſerem ganzen Begehren zu nehmen gegeben iſt, ſofern wir nicht auf unſere Weisheit vertrauen, ſondern uns „einig vnd demütiglich“ in die Gnade Gottes ergeben und die Weisheit bei Gott ſuchen.

Dafür bietet das Evangelium an vielen Orten klare Beweiſe. H. führt an: Als Chriſtus die Apoſtel fragt, was ſie von ihm hielten, und Petrus antwortet: „Du biſt ein Sohn des lebendigen Gottes“, da erwidert er ihm: „das hat dir Fleiſch und Blut nicht geſagt, ſondern mein Vater, der im Himmel iſt.“ Weiter: Die Apoſtel haben Chriſtus gebeten, ihren Glauben zu mehren. — Alle menſchliche Vernunft iſt vor Gott lauter Thorheit, das ſei erkennbar, weil „aller hoch weltwyſen weyßheit“ ſich allein gründe auf zeitliche und vergängliche Dinge und Güter, und die ewigen himmliſchen Güter fahren laſſe und gering achte; wäre aber die wahre Weisheit in uns, ſo würden wir umgekehrt verfahren und alle irdiſchen Güter gegen die überreichen ewigen gering achten, welche von Gott ſo „hoch verſichert vnd gefryhet“ ſind, daß uns alle Kreaturen auf Erden und in der Hölle keinen Schaden an denſelben thun können, wenn unſer Gemüt einzig auf Gott gerichtet iſt. Er hat einem Jeglichen gegeben, ein Kind Gottes und ein Erbe ſeines ewigen Reiches zu ſein; wer das glaubt, der iſt verſichert, und ſein Gott wird ihn leiten auf ſeinem Weg und behalten, das bedarf keines Zweifels: ſolcher überhohen Gnade mag keiner, der in Chriſtum recht glaubet, undankbar ſein. Deshalb, wollen wir unſerem Herrn Chriſto dankbar ſein für die überhohe Gnade, die er ſeinen unwürdigen Kreaturen erzeigt hat, ſo müſſen wir Acht haben auf die Werke, die Gott dem Herrn am gefälligſten ſind und darauf der ganze chriſtliche Grund ſteht. Das iſt: Gott lieb haben aus aller Kraft des Leibes, des Gemüts und der Seele, und den Nächſten gleich uns ſelbſt.

Daraus folgt, weil durch die allerhöchſte Gnade Gottes von vielen Menſchen klar erkannt wird, daß der Papſt und die Seinen einen teufliſchen, allergefährlichſten Weg gehen und „ſouil vnzalicher

ſchar der menſchen“ von dem wahren ſtarken Weg Chriſti abführen zu der grauſamen Hölle, und alſo miteinander zu dem Teufel wahrhaftig fahren — wie möchte Dr. Luther einen größeren Gefallen ſeinem Gott gethan, auch die ſüße brüderliche Liebe gegen den Papſt und alle Menſchen höher erzeigt haben, denn daß er dem Papſt und uns allen die „lauther worheit“ durch die hohe Gnade und Gütigkeit Gottes mit ſo großem Ernſt und Fleiß geſagt.

Wahrlich, der Papſt und wir ſollten Gott zuvor und Dr. Luther aufs höchſte darum danken; wir ſollen ihn billig nicht allein als unſern treuen Bruder halten, ſondern auch für unſern treuen Vater, welcher nicht allein unſere grauſame Not und Krankheit uns gezeigt hat; ſondern er tröſtet uns daneben ſo überträſtlich und zeigt uns den lebendigen Arzt Chriſtum Jeſum, unſeren Gott und Schöpfer, der uns ſo gnädiglich angeboten, aus aller unſerer Not zu helfen und auf ſeinem „ſtracken lychten allerliebſten weg“ zu leiten und zu behalten. Dr. Luthern hat nicht gebührt, die Wahrheit zu verſchweigen, weil die chriſtliche Lehre, gefloſſen aus dem Brunnen der Wahrheit, Chriſto Jeſu, zu aller Menſchen Heil dienet, aller derer, die ſolche Lehre durch die Gnade Gottes recht zu Gemüte faſſen. Die wahre Weisheit lehret Dr. Luthern, daß ihm nützer iſt, des Papſtes und aller ſeiner Anhänger Ungnade und Strafe zu leiden, denn daß er die Wahrheit Chriſti unſeres Herrn verſchweigen ſollte. Ich will Euch eine Probe ſchenken von unſerer menſchlichen Weisheit.

Ihr wißt, daß auf den großen Reichstagen der Nutzen und die Notdurft des ganzen römiſchen Reiches, mit großem Rat und hoher menſchlicher Weisheit alles Menſchliche „vff das höchſt betracht vnd bewegt würt“. Nun wird aber der Mißbrauch in allen Ständen und beſonders „die grewlichen ſchatzung des babſt, ſo durch den aploß an genannte biſchoffsmentel mit unzalbarlicher namen vnd maß, deßglych mit andern manigfaltigen gemeyner beſchwerungen als kauffmansgeſellſchaften, vnd derglychen viel vnd alle des rychs nottorfft nach der lenge bedacht vnd darvon beratſchlagt,“ und fehlt auf ſolchen Reichstagen keine menſchliche Weisheit. Aber was uns fehlt, das iſt die Gnade Gottes, die wir „vß eigenem mutwilligem Kopf“ nicht gebrauchen wollen. Wir

halten es nicht für nötig, mit Ernſt die himmliſche Weisheit bei Gott zu ſuchen, laſſen uns damit begnügen, ſo im Anfang des Reichstages etliche Meſſen von dem heiligen Geiſt oder ſonſt geſungen werden; aber unſere Herzen laſſen wir ſtehn, wie ſie ſind. Jeglicher betrachtet ſeinen Gewinn und Nutzen höher, als den ſeines Nächſten, die brüderliche Liebe verliert ſich, Jeder lernt und trachtet ſich vor dem anderen zu hüten; das heißt weltliche Geſchicklichkeit, und ſie haben eine große Freude an dieſer unſerer menſchlichen Weisheit; was würde aber gutes dadurch geendet? nichts anderes, denn unſer Geld unnützlich verzehrt, und daß alle Sachen ein wenig ärger werden und daß wir einander dermaßen haben erkennen lernen, damit wir kein großes Vertrauen auf einander ſetzen; dazu bringt uns die menſchliche Weisheit, wenn wir unſer Vertrauen auf ſie ſetzen und nicht bei Gott ſuchen.

Die wahre Weisheit aber, die uns die Gnade Gottes zu gebrauchen frei erlaubt, und welche ausgeſprochen iſt durch die ewige himmliſche Weisheit Chriſtum Jeſum, nämlich die Meinung: Ihr ſollt zuerſt das Reich Gottes ſuchen, ſo werden Euch alle Dinge im Ueberfluß zufallen und kommen. Wahrlich, wenn „keyſerlich majeſtat vnd die chriſtenlichen fürſten“ dieſen Anfang der wahren Weisheit zu Gemüt faſſen würden: ſie würden dadurch bewegt, den gnädigen Gott um göttliche Weisheit von Herzen zu bitten, und ihre Herzen gegen Gott und ihre Nächſten recht ſtillen: denn Gott achtet nicht der vielen äußerlichen Werk, des Gepränges und der langen Gebete; er will ein gutes Herz haben; das heißt wahrhaftig das Reich Gottes geſucht.

Kaiſer und Fürſten ſollten aber zuerſt und vornehmlich „am höchſten betrachten“, daß die Gewalt des Papſtes, die er von den Menſchen und durch menſchliche Weisheit an ſich gebracht, keinen Grund hat und „von Gott vnlydlich iſt“; deshalb ſollen wir mehr bewegt ſein, die Ehre Gottes und ſein Reich hierin zu ſuchen, dann das unſere und unſeren eigenen Nutzen. Daraus würde von ſelbſt folgen, daß alle „beſchwerung vnd ſchatzung“, womit der Papſt und die Seinen uns wider Gott und alle Billigkeit ſo unmilde beſchwert und beladen haben, fallen und wir durch die Gnade Gottes davon entledigt werden, und daß wir vermahnt werden mehr zu Barmherzigkeit gegen den Papſt und

die Seinen, als zu Rache und Grimm. Dazu ſoll uns veranlaſſen die Wahrheit, daß uns Gott ſolch einen blinden Hirten unſerer eigenen Sünden halber gegeben hat, der laſterhaften Sünde und Undankbarkeit wegen, womit wir uns ſo überhoch verſündigt, weshalb wir durch die ſtrenge Gerechtigkeit Gottes alle zeitliche und ewige Strafe verſchuldet haben. Und wenn wir den Fall Lucifers und ſeiner Geſellſchaft betrachten, dazu Adams und Evas Fall, und wie ſtreng die Gerechtigkeit Gottes über ſie ergangen iſt, ſo mögen wir keine Einrede dagegen haben, daß wir tauſendmal mehr an zeitlicher und ewiger Strafe verſchuldet haben, wie Lucifer und ſeine Geſellſchaft, und aus dem Grund: Wir haben erſtlich die Warnung der göttlichen ſtrengen Strafe, die über die „engeliſch Creatur“ ergangen iſt von wegen der Hoffahrt; desgleichen die ſtrenge Beſtrafung von Adam und Eva wegen der Uebertretung „des eintzigen verbotten obß“; ganz zu geſchweigen von den mannigfaltigen Warnungen, die uns im alten Teſtament durch menſchliche Uebertretungen und die darauf folgende übergrauſame Strafe Gottes werden. Hauptſächlich aber müſſen wir bedenken, daß vom allmächtigen Gott die „ſünd vnd übertretung des apffels“ durch keinen andern Weg hat ſollen gebeſſert und das ganze Menſchengeſchlecht von der ewigen Strafe nicht anders mögen erlöſt werden, als einzig durch die Menſchwerdung, das Leiden und Sterben des himmliſchen ewigen Königs und Gottes. Weil aber der gütige barmherzige Gott aus überflüſſiger und unermeßlicher Gnade ganz unverdient um unſerer Erlöſung willen Menſch geworden, um unſerer Sünde willen ſo grauſam gelitten hat und geſtorben und uns alle nicht allein von dem Tod erlöſt, ſondern uns zum Miterben gemacht hat ſeines ewigen himmliſchen Reiches, das er uns ganz frei zu unſern Händen geſtellt hat; ein Jeder mag es annehmen und behalten und kann ſich frei vertröſten, daß alle Kreaturen auf Erden und in der Hölle ihm daran keinen Schaden thun mögen. Denn wer an Chriſti Verheißung feſt glaubt und vertraut, den hebt er wieder auf, ſo oft er fällt. Dazu hat er uns „ein engeliſch hymelliſchs vnd lebendig brot zu eyner teglichen ſpyſe geben, das iſt das lebendig wort gottes, das er ſelber iſt“. In welchem Brot uns verliehen wird wahre Weisheit, alle Gnade

und ewiges Leben. Weil wir die unaussprechlich hohe Gnade Gottes so gering achten und die „lycht bürde Cristi“ verachten und dadurch in das höchste Laster der Undankbarkeit gefallen sind — abgesehen von den klaren und lauteren Warnungen unseres Gottes und Seligmachers, den vielfachen Verheißungen der höllischen und ewigen Strafen im Evangelio für Alle, die solche Gnade nicht annehmen — und weil der allmächtige Gott durch seinen eigenen göttlichen Mund und durch seinen Sohn so klar seinen Weg angezeigt hat und wir alle „vnser notturfft“ genugsam in dem h. Evangelio gelernt, daraus wohl zu verstehen ist durch die Gnade Gottes Alles, was uns durch Christum geboten und verboten ist. Das h. Ev., das Wort Gottes, ist so klar und lauter, daß es auch durch keinen Menschen mag verbessert werden. Das hat Gott selbst bekräftigt, als er sprach: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte müssen bleiben ewiglich. Es haben auch die h. Apostel nichts Anderes gelehrt. Und S. Paulus spricht: Ob ein Engel vom Himmel oder sie selbst wiederkämen und anders lehren wollten, so sei es vermaledeyt. Weil wir aber Alles das nicht so hoch zu Gemüt gefaßt, wie wir uns schuldig zu sein erkennen müssen, deshalb hat uns Gott zur Strafe billig solche blinde Hirten gegeben, die „der allerhöchsten gnaden Gottes nit erschmecken, auch iren schoffen zu erschmacken verhinderten“, was wir mehr bedenken sollten, als alles Gold und Silber, und allen Reichtum der ganzen Welt; und betrachten die große Liebe, die Gott zu uns trägt, welcher unser gnädiger Gott aus überflüssiger weiterer Gnade uns die Augen aufthut, unangesehen unserer grausamen Sünde und Undankbarkeit. Darum zu Ehren unsers Gottes sollen wir dem Papst und den Seinen brüderlich verzeihen aller unbilliger Schatzung, damit Gott der Allmächtige desto geneigter sei, uns wieder mit Gnaden anzusehen, und daneben bedenken, daß solches zur Strafe unserer großen Sünden von Gott über uns billig verhängt ist; und daß wir den Papst brüderlich ermahnen, daß er fortan von allem unbilligen Geiz und von dem teuflischen Weg abstehe, und nach dem Befehl Christi dessen Schafe fortan weide und durch ein freies christliches Konzilium allen geistlichen Stand reformiere und dem Kaiser in allen

gebührlichen Dingen gehorſam ſei nach dem Gebot Gottes, wie das im h. Ev. und durch S. Paulus klar ausgeſprochen. Ich werde berichtet, wie im päpſtlichen Geſetz geſchrieben ſtehe, der Papſt möge nicht irren, und ob er wohl unzählige Seelen zu dem Teufel führet, ſollte man ihn doch nicht abſetzen ꝛc. Solches mag wohl einen teufliſchen Grund haben, aber keinen chriſtlichen, denn je mehr Seelen ſo dem Teufel ins Haus kommen, um ſo lieber iſt es ihm. Aber Chriſtus Meinung ſteht gnädiger gegen uns, denn das teufliſche Geſetz. Denn Chriſtus ſpricht: „Welcher den wenigſten vß den ſynen ärgere, dem were nützer, daß jm ein mülſtein an ſynen halß in die dieffſten des meres verſenckt werde.“ Das h. Ev. und die Lehre Chriſti zeigt ſich allenthalben auf die ſüße brüderliche Liebe, das teufliſche päpſtliche Geſetz iſt an vielen Orten ganz wider Chriſtum und wider alle wahrhaftige brüderliche Liebe. Zu Allem dem hat uns menſchliche Weisheit und unſer eigenes Gutdünken gebracht. Darum ſollen wir Gott um ſo dankbarer ſein, daß er uns in dieſer Zeit der Gnade die Augen öffnet und unſere eigne Thorheit ſo klar ſehen läßt.

Man ſagt, daß die Weiſen nicht kleine Thorheiten begehen; alſo mag unſeren Hochweiſen auch geſchehen ſein, die auf dem Reichstag in Worms ſo kindiſch in der Sache gegen Dr. Luther gehandelt, denn ein wahrhaftigerer chriſtlicher Lehrer hat ohne Zweifel in 1000 oder viel mehr Jahren nicht gelebt, als dieſer Doktor Luther, das beweiſe ich mit gutem Grunde aus dem Worte Gottes, das klar ſagt, daß er den nicht lobe, der das Licht anzünde und unter das „ſömere“ (Scheffel) ſtelle, ſondern den lobt er, der das Licht anzündet und frei auf den Leuchter ſtellt, damit alle die ſehen mögen, die in dem Hauſe ſind. Chriſtus gebietet weiter „ſyne wort vff den tachen gepredigt zu werden“. Dieſer Doktor hat ſich erfreuet, daß er von Gott gewürdigt, um der Wahrheit willen von den Menſchen vermaledeit und durchächtet zu werden. Auch weiter um der Wahrheit willen den Tod zu leiden, hat ſein chriſtlich Gemüt nicht von der Wahrheit abwenden können; er hat viel lieber den Tod und alle Grauſamkeit des Papſtes erleiden wollen, als die Wahrheit verſchweigen, damit er die hohe chriſtliche brüderliche Liebe beweiſe gegen den Papſt und alle Menſchen. Der iſt kein treuer Unterthan, Freund oder Bruder,

welcher ſeines Herrn oder Nebenmenſchen „unwiderbrüchlichen“ Schaden ſieht und aus Furcht vor Ungnade oder Unwillen ſchweigt. Dieſen Doktor hat gezwungen die hohe Gnade Gottes, die Liebe zu Gott und allen Menſchen nach dem Gebot Gottes. Er hat betrachtet, wie er ſeinem Gott Dankbarkeit nach ſeinem Vermögen erweiſen möchte und zu Herzen gefaßt die Worte des Herrn im Evangelio, wie großes Gefallen und Freude Gott mit allem himmliſchen Heere habe von der Bekehrung eines einzigen Sünders und ſo wir unſerem Nächſten etwas Gutes thun, daß Gott es nicht anders rechnen will, denn als ob es ihm ſelbſt geſchehen.

Weil dann Dr. Luther den großen elenden Mangel des lebendigen Wortes Gottes und die grauſame Finſternis bei uns armen Deutſchen gemerkt, begriffen und verſtanden, ſo hat er zum Lob und zum Dank Gott dem Allmächtigen, zum Troſte und zur Hülfe allen Frommen und Auserwählten Gottes das Licht frei angezündet, dadurch alle die ſehen mögen, die im Hauſe ſind. Und dazu Alle, die durch Gottes Gnade und die chriſtliche Lehre in das Haus kommen, werden ſie alle ſelig ſein, die dieſes Licht recht brauchen.

Und darum ſchließe ich hiermit, daß dem Papſt und den Seinen, auch uns allen Not iſt, unſere Gebrechen zu erklären; und ſteht der ganze Grund der wahren Weisheit auf dem, daß wir Gott mehr fürchten ſollen denn die Menſchen, und daß wir die Wahrheit, die zu unſeres Nächſten Notdurft dient, nicht verſchweigen um menſchlicher Furcht willen. Und iſt die ewige Belohnung und die ewige Strafe mehr zu achten, denn die zeitliche und vergängliche Belohnung oder Strafe. Darum iſt Dr. Luther wahrhaftig weiſe geweſen, daß er ſich nicht hat bewegen laſſen durch zeitliche Belohnung oder grimme Strafe der Menſchen, die ihm an ſeiner ewigen Belohnung durch ſeine feſte Beſtändigkeit keinen Schaden thun mögen. Mit chriſtlichem Gebet ſollen wir zu Gott rufen und bitten, daß der Allmächtige durch ſeine große überflüſſige Gnade und Güte unſerem hochadligen Blut und Kaiſer Karolo ſamt anderen Fürſten die überhohe Gnade thun wolle, mit dem wahrhaftigen Verſtand der wahren ewigen Weisheit, dadurch ſie gründlich und wahrhaftig den rechten Unterſchied verſtehen zwiſchen der göttlichen und der menſchlichen Weisheit.

Wahrlich, ſo die rechte Weisheit durch die Gnade Gottes recht erkannt würde, ſo müßte die menſchliche Weisheit verachtet und vernichtet werden. Damit würde zerfallen und in ſich ſelbſt zunichte werden alle unchriſtliche Furcht vor dem Papſt und allen ſeinen menſchlichen Geſetzen.

Der Papſt und die Seinen werden ſelbſt tugendlich abſtehen von allen unchriſtlichen Geſetzen, und mit Willen abtreten und ſich mit uns erfreuen des himmliſchen Lichtes in dieſer unſerer gräulichen Finſternis. Aller Eigennutz würde verwandelt werden in brüderliche Liebe, alles auf Grund „gemelter zwayer Stuck“, woraus dann weiter folgen würde, daß Jeder für ſeines Nächſten Notdurft ſorgen würde, wie für ſeine eigenen Sachen. Und dadurch würde die Gerechtigkeit in die Herzen und Gewiſſen der Menſchen „geſtilt“ werden und nicht ſoviel auf die „vnvßgrüntlichen“ Juriſtenbücher wie bisher geſetzt, denn die chriſtliche brüderliche Liebe mag die unendliche Juriſterei nicht erleiden, in welcher kein Endſchaft zu finden iſt, wie wir augenſcheinlich ſehen in allen großwichtigen Sachen. Sollte nicht einem Jeden, der gern recht thun wollte, faſt lieber ſein, ſeine Sachen an etliche fromme Perſonen zurecht zu ſtellen, und daß dieſelbigen Perſonen nach Verhörungen der Sachen der Kundſchaft, und was die bloße Notdurft darin erfordert, ihrem Gewiſſen nach, Recht ſprechen und damit aus der Sache und weiteren Koſten helfen? Sollte ſolche brüderliche Liebe nicht angemeſſener und tauſendmal beſſer ſein, als daß wir ſo große Koſten aufwenden, welche die Hauptſachen zuweilen nicht wohl ertragen mögen, und zu Nichts Anderem nütz ſind, denn zur Erhaltung und Mehrung eines eigennützigen und untreuen Hauſens der Prokuratoren und ihrer Geſellen, darunter mancher Biedermann iſt, der Solches ſelbſt erkennt; ich will uns gleich alleſamt aus demſelben Hauſen nicht gemeint haben, denn Jeder ſucht in demſelben ſeinen Vorteil, und ſeinem Widerſacher das Recht zu verkürzen ſeines eigenen Nutzens wegen. Wenn aber die wahre Weisheit in uns wäre, ſo würden wir wiſſen und verſtehn, daß wir uns ſelbſt tauſendmal mehr Schaden thun, ſo wir unſeren Nächſten wiſſentlich betrügen. Die Erfahrung giebt uns einen klaren Verſtand, daß wir auch unſer zeitlich Ende, ſo wir mit großer menſchlicher Vernunft ſuchen, nit erlangen mögen,

ſo wir uns unterſtehen, unſeren Nächſten wiſſentlich zu betrügen; entweder gehen ſo viel Koſten darauf, daß wir es „ſanffterer“ (beſſer) auf das allerteuerſte erkauft hätten, „oder aber es gen ſunſt drymal darneben ſouil zuſchytern“. Mancher ſammelt „ein narung“, die kommt nicht weiter als auf den erſten Erben, ſo meint derſelbe, er habe es ganz gut getroffen. Wenn aber die rechte Weisheit in uns wäre, ſo würden wir die Warnung Chriſti betrachten vor ewiger Straſe, nämlich der Beraubung ſeines ewigen Reiches, und die ewige hölliſche Pein. Wahrlich, er wird uns nicht lügen, denn Alles, was er geſagt hat, das haben wir wahrhaftig „in dem vergangen“ gefunden. Wir werden das zukünftig, als Lohn oder Straſe, ſo gewiß haben, als hätten wir es im Säckel. Wenn wir die richtige Weisheit hätten, wir würden manches für Thorheit erachten, was wir für große Weisheit halten.

Summa ſummarum, die ganze wahre Weisheit ſteht auf dem einzigen Stück des wahren Glaubens an Chriſtum; welcher Menſch denſelben erlangt, der iſt ſelig, ſonſt iſt er des Teufels ewiglich. Darauf könnte Einer ſprechen: Wenn wir denn Chriſten ſind und an Chriſtum glauben, ſo bedürfen wir nichts weiter. Darauf antworte ich: Wer ſieht eine große Grube vor ſich ſtehen voller Teufel, und daß Alle, die darein fielen, ewig in der Hölle bleiben müßten, und er geht eigenwillig weiter und fiele in die Grube, wahrlich, dieſer Unweiſe hat nicht den rechten Glauben gehabt, weil er die wahrhaftige unzweifelhafte Warnung durch ſeine Thorheit verachtet hat. Alſo iſt es mit allen denen, die das Wort Gottes nicht annehmen oder glauben wollen. Wer aber den wahren Glauben an Gott einmal erlangt hat, der iſt gewiß, daß er in die ewige hölliſche Grube fürder nicht falle. Denn obwohl derſelbe Menſch durch menſchliche Blödigkeit in ſchwere Sünde fällt, durch Uebertretung der Gebote Gottes gegen Gott und den Nächſten, ſo wird dieſer gläubige Menſch, ſo oft er auch falle, durch Chriſtum wieder aufgehoben; das iſt ſo wahrhaftig und gewiß, wie das h. Vaterunſer. Doch iſt einem jeglichen Chriſtgläubigen not, daß er nicht aufhöre mit feſtem Vertrauen zu Gott zu rufen und zu bitten um Mehrung des wahren Glaubens, wie die Apoſtel auch gethan.

Und daß ich noch weiter beſchließe auf den ganzen einzigen

Grund der wahren ewigen Weisheit und Seligkeit, so steht es gänzlich darauf, wollen wir den Glauben, Weisheit und wahre Seligkeit in unseren Verstand bringen, daß wir kein Vertrauen setzen in alle menschliche Kunst, Weisheit und Vernunft aller der Gelehrten und Weisen, die das Leben haben; sobald wir das thun, fahren wir neben dem Weg wie vorhin, und mögen nicht kommen zu der wahren Erkenntnis. Denn soviel weltweiser und hochgelehrter Menschen sind, soviel weniger sie die Gnade und Seligkeit der rechten Weisheit verstehen mögen, weil sie ihrer menschlichen Kunst und Weisheit vertrauen. — Darum lasset uns den gnädigen milden Gott mit Herzen anrufen, damit wir durch seine Gnade abstehen mögen von dem Vertrauen in alle menschliche Weisheit. Dann wird Alles leicht zu seligem gutem Ende zu bringen sein, und unser Herr der Kaiser und die Fürsten würden alle Sachen zum Besten helfen mögen, und alle Mängel des römischen und anderer Reiche wären leicht in den allerbesten Weg zu bringen. Auch aller Mißbrauch und Mangel der ganzen geistlichen und weltlichen Stände würde auf das leichteste zu einem seligen Ende zu bringen sein und dadurch leicht aller Eigennutz in brüderliche Liebe verkehrt werden, wodurch wir bewegt würden, mehr für unseres Nächsten Notdurft zu sorgen, denn für uns selber. Dadurch werden wir die Gnade vor Gott erlangen, daß wir durch die Liebe gegen Gott und unseren Nächsten werden selig sein, hier zeitlich und in dem himmlischen Reich ewiglich, wozu uns helfen wolle der gütige und barmherzige Gott, unser Herr Jesus Christus. Amen.

Anmerkungen.

S. 1. 1) Auf Veranlaſſung von Herrn Prof. D. Kawerau in Breslau ſind die vorliegenden Ausführungen über Hartmuth von Kronbergs Beziehungen zur Reformation und den Reformatoren entſtanden. Sie gründen ſich auf eine ausführliche Darſtellung von Hartmuths Leben und Wirken, die der Verfaſſer auf der Grundlage eingehender Quellenſtudien zum Abſchluß gebracht hat. Mit Rückſicht auf das bevorſtehende Erſcheinen dieſer Arbeit konnte bei dieſen Ausführungen meiſt von genaueren Litteratur- und Quellennachweiſungen abgeſehen werden, namentlich ſoweit ſie ſich auf bekanntere Werke, wie die einſchlägigen von Münch, Ulman, Rommel, Seckendorf, Enders, de Wette, Strauß, Böcking, Heyd, Baum, Hagenbach, Spangenberg ꝛc. beziehen.

S. 2. 2) Die Lehensverpflichtungen der Kronberger gegen Trier waren nicht eben bedeutender Art, ſo wenig wie die gegen Heſſen.

S. 4. 3) Das iſt die in den ritterlichen Kreiſen allgemein geltende Auffaſſung. In der Beſchwerde Sickingens an den fränkiſchen Rittertag in Schweinfurt (1523) wegen Hartmuths Vertreibung heißt es u. a.: „wenn die Ritterſchaft, wie Hartmuths Beiſpiel zeige, ſich künftig „zur pilligkeit“ weder Rat, Hilfe, Beiſtand oder Dienſt beweiſen könnte ꝛc.“

S. 8. 4) Wie ſie namentlich Thelemann in ſeiner kurzen Biographie Hartmuths vorausgeſetzt hat. (Deutſche Blätter von Füllner, 1875, S. 16.)

S. 9. 5) Es iſt ein Geſchäftsbrief Hartmuths, an ſich ganz gleichgiltiger Natur, im Marburger Archiv, aus dem Sommer 1522 ſtammend.

S. 12. 6) Hartmuths Sendſchreiben ſind zum Teil bei Münch, Sickingen, II. Teil, Walch XV. Bd., Enders (Luthers Briefe ꝛc.) III. Bd., ꝛc. wiedergegeben; ein Teil iſt bisher noch nicht wieder abgedruckt; 4 von dieſen (die Sendſchreiben an den Straßburger Rat, an den Reichstag, an alle Stände der deutſchen Nation, den Troſtbrief an Spalatin) vereinigt ein Sammelband der Univerſitäts-Bibliothek in Halle mit den meiſten anderwärts wieder reproduzierten in Originalabdrücken. Das Sendſchreiben an Walter von Kronberg iſt nur noch in einem Originalabdruck in Dresden erhalten, der Brief an die Böhmen handſchriftlich im Marburger Archiv. — Von dem Sendſchreiben an das Reichsregiment befand ſich nach Weller

(Suppl. zum Rep. typ. Nr. 248) ein Originalabdruck in der Bibliothek zu Rudolstadt; meine Nachforschungen daselbst durch Vermittlung von Herrn Oberbibliothekar Dr. Velke in Mainz blieben indes erfolglos. — Ganz verschollen scheint das Schreiben an Erzherzog Ferdinand zu sein, von dem nur Buchholtz (Gesch. Ferd, II., S. 87) Kunde giebt. Der Absagebrief an Erzbischof Richard von Trier abgedruckt (aus dem Dresdener Archiv) bei Mende, Sickingen (Programm der St. Annen-Realschule in Dresden 1863) S. 83.

S. 16. 7) Hartmuth hat sich niemals den Rittertitel erworben, der ja zu Anfang des 16. Jahrhunderts bereits sehr stark an Beliebtheit eingebüßt hatte und nur noch in relativ seltenen Fällen begehrt wurde.

S. 17. 8) Vgl. außer Ritter (Ev. Denkmahl) und Kirchner, Gesch. von Frankfurt II., namentlich auch Steitz (Archiv für Frankf. Gesch., Neue Folge, IV).

S. 17. 9) Baum, Capito und Bucer; Jung, Gesch. der Reformation in Straßburg.

S. 19. 10) In einem dieser Briefe (10. Nov. 23, Stuttgarter Staatsarchiv) warnt Hartmuth den Herzog vor dem König von Frankreich: „Mir gefällt übel an dem König, daß er, obgleich er es wohl hat, E. f. G. Geld, Geschütz und Pulver vorzustrecken, dies nicht thut und E. f. G. so ganz schlecht abfertigt. Aber vielleicht wird des Königs Untreue E. f. G. Glück sein. Denn sollte es ihm übel gehen nach dem Anschlag seiner Feinde, wie es wohl anzunehmen ist, wenn er sich nicht mit der Zeit anders dazu schickt, so wäre E. f. G. nützlicher und auch zu raten, auf dem gewinnenden Teil zu sein. Das hoffe ich zu Gott, in dessen Willen es steht, den Sieg zu verleihen, welchem Teil er will."

S. 43. 11) Vgl. Szamatolski, Huttens deutsche Schriften.

S. 45. 12) Wie schon erwähnt, ist diese Angabe unrichtig. Die Verwandtschaft Hartmuths mit Franz von Sickingen ist vielmehr die folgende: Hartmuths Großvater war vermählt mit einer Schwester von Sickingens Vater; außerdem war Hartmuths Vater mit einer Kousine von Franz von Sickingens Gattin vermählt. Späterhin knüpften sich die Bande zwischen den Kronberg und Sickingen allerdings noch enger, indem Hartmuths ältester Sohn eine Enkelin Franz von Sickingens, die Tochter von dessen ältestem Sohne Schweickert, heimführte.

S. 45. 13) Smend, Die ev. deutschen Messen, 61 ff.

S. 46. 14) Ein Teil der Verhandlungen zwischen Butzer und dem Landgrafen Philipp über Hartmuth bei Lenz, Briefwechsel Philipps mit Butzer; die dort fehlenden Stellen sind aus dem Marburger Archiv ergänzt.

S. 49. 15) Es handelte sich auf diesem „Tage" bekanntlich hauptsächlich darum, den Versuch einer religiösen Einigung der Nation zu machen; doch hatte der Kaiser auch ausdrücklich Hartmuths Sache auf diesen „Tag" verwiesen.

S. 53. 16) Lenz, a. a. O. und Rommel, Hess. Gesch. I.

S. 56. 17) Schon 1519, auf dem Mainzer Rittertage, hatte ſich Hartmuth als „Rottmeiſter“ zur Hilfeleiſtung für den bedrängten Deutſchorden in Preußen verpflichtet, ebenſo wie Sickingen, wenn er auch den wirklich zu Stande gekommenen Zug ſpäter nicht mitmachte. Joachim, Politik des letzten Hochmeiſters, II, 73.

S. 65. 18) Außer den Briefen Luthers an Juſtus Menius und Spalatin (bei de Wette) iſt für das Folgende ein längerer Bericht Wolf von Dalbergs an den Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen (im Weimarer Archiv) benutzt.

S. 68. 19) Marburger Archiv.

Hartmuths Schriften.

1. Sendschreiben an Kaiser Karl V. (Okt. 1521.)
2. Sendschreiben an Franz von Sickingen. (15. Okt. 1521.) Beide sind zusammen gedruckt unter dem Titel: „Des Edlen vnd Ehrnvhesten Hartmudts von Cronberg tzwen Brieff, Eyner an Romische Kayserliche Maiestat, vnd der ander an Franciscus von Sickingen seinen vettern, der gotlichen vu Euangelischen ler vnd warheit vnd gemejner Christenheit zu furderung geschrieben. Ein schrifft von Hansen von Doltzck vnnd Bernhardt von Hirßfeldt an Joachim Marschalck zu Pappenheym ꝛc. außgangen wie folget."
3. Sendschreiben an Walter von Cronberg. (6. Nov. 1521.) Der Titel lautet: „Ableynung des vermeinlichen vnglimpffs, so dem Andechtigen Hochgelerten vnd Christenlichen vatter doktor Martin Luther Augustinerordens ꝛc. von vielen zugelegt, jndem das er vnsern vatter den Bapst ein Vicarj des Teufels vnd Antecrists ꝛc. genannt hat."
4. Sendschreiben an Papst Leo X.
   Titel: „Eyn schrifft von mir Hartmudt von Cronnbergk an Bapst Leo den tzehenden gemacht des Willens, solich schrifft vn ermanung dem Bapst tzusenden, in dem selbigen jar ist der gemelt Bapst mit tod verschieden tzuuor vnnd Ehe diese schrifft außgangen ist." Das Sendschreiben ist zusammengedruckt mit folgenden 3 Schriften:
5. Sendschreiben an die Einwohner von Cronberg,
6. Sendschreiben an den Stadtschreiber Jakob Kobel zu Oppenheim,
7. Sendschreiben an die 4 Bettelorden. (Alle diese Schriften aus dem Dezember 1521 bis Februar 1522.)
8. Sendschreiben an Martin Luther. (März 1522.)
   Zusammengedruckt mit dem Missive Luthers an Hartmuth von Kronberg unter dem Titel: „Ein missiue allen den, so von wegen des wort gottes verfolgung leiden tröstlich von Doktor Martin Luther an den Ernsesten Hartmut von Cronberg ge-

ſchrieben, vnd auff die ſelbig Hartmut von Cronbergs antwurt.“ Ferner iſt noch mitgedruckt:

9. Hartmuths „Beſtallung.“ (März 1522.)
Titel: „Ein Aufzeichnuß etlicher Hauptartikel aus der Stallung zogen des allmächtigen Künigs, allen Kaiſern, Küngen, Fürſten vnd Herrn, der ganzen Welt und allem Kriegsvolk zu Roß vnd Fuß tröſtlich vnd annemlich, vnd allen verſtockten Feinden des göttlichen worts Gottes erſchrecklich.“

10. Warnungsbrief vor den „falſchen Wölfen und Propheten,“ an die Einwohner von Frankfurt; (16. März 1522.)

11. Die Briefe an Dr. Peter Meyer zu Frankfurt. (Juni 1522). Zuſammen mit Meyers Briefen veröffentlicht unter dem Titel: „Schrifften von Juncker Hartmudt vonn Cronberg außgangen wider doktor Peter Meyer, Pfarrher zu Franckfurt, ſein verblendt verſtockt vnd vnchriſtlich leer betreffendt. Sampt zweyer gegenantworten desſelben Pfarrher.“

12. Sendſchreiben an das Reichsregiment zu Nürnberg. (16. September 1522.)
Titel: „Meyn Hartmudt von Cronbergs perſonlich fürbringen füer dem hochlöblichen keyſerlichen Regiment zu Nürnberg, das heylig Euangelium vn wort Gottes betreffent.“

13. Sendſchreiben an Erzherzog Ferdinand. [Septbr. 1522 (?)]

14. Aufruf an das böhmiſche Volk. (November 1522.)

15. Sendſchreiben an die Stände auf dem Reichstag zu Nürnberg. (25. Nov. 1522.)
Titel: „Ein treuwe vermanung an alle Ständ vnnd geſchickten auf dem Reichßtag yetzund zu Nürnberg, von einem armen verjagten vom Adel, mit beger, ſolliche vermanung vnd trüwen radt zu hören, bedenken vnd anzunemen, von aller Edlen wegen die keinen ſtandt im Reich haben.“

16. Sendſchreiben an die Eidgenoſſen. (Dez. 1522.)

17. Sendſchreiben an Meiſter und Rath zu Straßburg. (21. Januar 1523).
Titel: „Ein ſchrifft vnd Chriſtlich vermanung an die Strengenveſten Erſamen vnnd weiſen Meiſter vnnd Rath zu Straßburgk. Von Hartmudt von Cronenburgk geſchrieben Anno M. D. im XXIII.“

18. Sendſchreiben an Papſt Hadrian. (1523.)
Titel: „Eyn ſendbrieff an Bapſt Adrianum, darinn mit Chriſtennlichem wahrhaftigem grundt angezaygt wirt ein ſicherer hayllſamer weg zu außreuttung aller ketzereyen, vnd zu hayllſamer rettung ganzer Chriſtenhait von der Türken tyranney. Von Hartmudt von Cronbergk.“

19. Sendschreiben an alle Stände des römischen Reiches. (24. Juli 1523).
Titel: „Ein christlich schrifft vnd vermanung an alle Stend deß Römischen Reychs, von mir Hartmundt von Kronberg zum lob Gottes, vnd zu nutz allen Christen."

20. Trostbrief an Spalatin. (1525.)
Titel: „Hartmud von Cronberg an Georgium Spalatinum. Eyn trostlich schrifft, vnd billig eyn Spiegel gotlicher gnaden, eim gemeynen man." Vgl. auch oben S. 89 und 90, Anm. 6.

Hartmuths Bild.

Das Titelbild ſtellt Hartmuth von Kronberg kurz vor ſeinem Tode dar. Es iſt einem großen Bilde entnommen, das von den Kindern Hartmuths als Neujahrsgeſchenk für das Jahr 1549 — am 7. Auguſt dieſes Jahres ſtarb Hartmuth — den Eltern gewidmet wurde. Das Bild, in der Widmung als „Diſch“ bezeichnet und nach der Dicke der dazu verwendeten Eichenplatte zu ſchließen, wohl auch als Prunktiſch gedacht, zeigt die ganze Familie Hartmuths; in der Mitte Hartmuth ſelbſt, mit goldener Ehrenkette, vollkommen in ſeine Stahlrüſtung gehüllt, den Helm neben ſich am Boden. (Ueber die Herkunft der Ehrenkette war etwas Sicheres nicht feſtzuſtellen; ſie könnte eine Gabe Ferdinands oder des Kaiſers Karl ſein, die ja in der letzten Zeit dem Kronberger ſehr gewogen waren und ihn auch zu mancherlei Dienſten verwendet haben; ſo war Hartmuth der Ueberbringer des Goldnen Vließes an den Grafen Wilhelm von Naſſau (1532). Andererſeits zeigt ein Bild, das ſich im Beſitze J. M. der Kaiſerin Friedrich befindet und das mit großer Wahrſcheinlichkeit ebenfalls Hartmuth darſtellt und zwar als etwa dreißigjährigen Mann, bereits gleichfalls die Ehrenkette mit einer Schaumünze. Es wird dadurch wahrſcheinlich, daß die Kette entweder ein Geſchenk Sickingens geweſen iſt, oder eine Ehrengabe des Königs Franz von Frankreich. Da Hartmuth zu den intimſten Beratern und Freunden Franz von Sickingens gehörte, und deſſen kühne Parteigängerpolitik von Anfang bis zu Ende mitmachte, ſo wird er auch unter den 12 ritterlichen Freunden Sickingens nicht gefehlt haben, welche Ende 1516 denſelben zu ſeiner Zuſammenkunft mit König Franz zu Amboiſe

begleiteten und von dem König mit koſtbaren goldenen Ehrenketten bedacht wurden; allerdings nennt weder die Flersh. Chronik noch Fleurange oder Le Glay Hartmuths Namen bei dieſer Gelegenheit.)

Auf dem Bilde befindet ſich neben Hartmuth ſeine Gattin Anna in dunklem taillenloſen Gewande, die grauen Haare unter der Schaube großenteils verborgen. Um die Eltern gruppieren ſich die Kinder — zur Rechten von Hartmuth die drei Söhne, Philipp, Hartmuth der Jüngere und Walter, zur Linken der Mutter die beiden Schwiegertöchter: Klara von Landsberg, die Gattin Philipps, und Barbara von Sickingen, die Tochter von Franz von Sickingens älteſtem Sohne Schweicker, die Gattin Hartmuths des Jüngeren. Der Jüngling Walter iſt noch unvermählt. Auch die Enkelkinder fehlen auf dem Bilde nicht — unter ihnen auch der junge Schweicker, in dem ſich das Blut Hartmuths und Sickingens miſcht und der trotzdem, als Erzbiſchof von Mainz, eine der feſteſten Säulen der Gegenreformation wurde. — Die drei Söhne Hartmuths ſind ebenfalls in blanke Stahlrüſtung gehüllt. Die ganze Familie ſteht auf einem Podium; vor demſelben links unten ſitzt ein greiſer, ungemein charakteriſtiſch gehaltener Diener des Hauſes, der ein Bündel Stäbe vergeblich zu zerbrechen ſucht, während zerſplitterte Einzelſtäbe umherliegen; die Nutzanwendung für die Thätigkeit dieſer ſymboliſchen, aber jedenfalls porträtähnlichen Figur wird auf einem daneben befindlichen großen Spruchband noch beſonders hervorgehoben. Ganz links unten ein Narr, der ebenfalls ein Spruchband hält, wie ſich ſolche auch am oberen Rande des Bildes finden. Ueber dem greiſen Elternpaare thront Gottvater in reichem Biſchofsgewande mit der Tiara, auf dem Schoße die nackte Figur des leidenden und mit den Wundmalen gezeichneten Chriſtus haltend, darüber die Taube. — Dekorativ eingefügt ſind noch die Wappen des Kronbergiſchen Kronen- und Flügelſtammes, ſowie die der Landsberg und Sickingen.

Das Ganze iſt in kräftigen Farbentönen gehalten, die Köpfe aller Figuren ſind offenbar mit beſonderer Sorgfalt, charakteriſtiſch und lebensvoll wiedergegeben — abgeſehen von den Kindergeſtalten. In der Haltung der Figuren iſt wenig Leben und Natürlichkeit;

doch müſſen, wie geſagt, ſämtliche Köpfe als wohlgelungene Porträts angeſehen werden; das Ganze kein Meiſterwerk, aber eine auch künſteriſch nicht unintereſſante Arbeit. — Das Bild iſt in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts aus einem alten Hauſe in einem der Rheingauer Städtchen in den Beſitz der Fürſten Metternich übergegangen und befindet ſich auf deren Schloß Johannisberg bei Geiſenheim.

30. Kawerau, Wald., Thomas Murner und die Kirche des Mittelalters
31. Walther, Wilh., Luthers Beruf. (Luther im neuesten römischen Gericht, 3. Heft.)
32. Kawerau, Waldemar, Thomas Murner und die deutsche Reformation.
33. Tschackert, Paul, Paul Speratus von Rötlen, evangelischer Bischof von Pomesanien in Marienwerder.
34. Konrad, P., Dr. Ambrosius Moibanus. Ein Beitrag zur Geschichte der Kirche und Schule Schlesiens im Reformationszeitalter.
35. Walther, Wilh., Luthers Glaubensgewißheit.
36. Freih. v. Wintzingeroda-Knorr, Levin, Die Kämpfe u. Leiden der Evangelischen auf dem Eichsfelde während dreier Jahrhunderte. Heft I: Reformation und Gegenreformation bis zu dem Tode des Kurfürsten Daniel von Mainz (21. März 1582).
37. Uhlhorn, D. G., Antonius Corvinus, Ein Märtyrer des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses. Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung des Vereins für Reformationsgeschichte am Mittwoch nach Ostern, 20. April 1892.
38. Drews, Paul, Petrus Canisius, der erste deutsche Jesuit.
39. Kawerau, Waldemar, Die Reformation und die Ehe. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts.
40. Preger, Dr. Konrad, Pankraz von Freyberg auf Hohenaschau, ein bairischer Edelmann aus der Reformationszeit.
41. Ulmann, Heinrich, Das Leben des deutschen Volks bei Beginn der Neuzeit.
42. Freih. v. Wintzingeroda-Knorr, Levin, Die Kämpfe u. Leiden der Evangelischen auf dem Eichsfelde während dreier Jahrhunderte. Heft II: Die Vollendung der Gegenreformation und die Behandlung der Evangelischen seit der Beendigung des dreißigjährigen Krieges.
43/44. Schott, Dr. Theodor, Die Kirche der Wüste. 1715—1787. Das Wiederaufleben des französischen Protestantismus im achtzehnten Jahrhundert.
45. Tschackert, D. Paul, Herzog Albrecht von Preußen als reformatorische Persönlichkeit.
46/47. Bossert, Dr. Gustav, Das Interim in Württemberg.
48. Sperl, August, Pfalzgraf Philipp von Neuburg, sein Sohn Wolfgang Wilhelm und die Jesuiten. Ein Bild aus dem Zeitalter der Gegenreformation.
49. Lenz, Dr. Max, Geschichtsschreibung und Geschichtsauffassung im Elsaß zur Zeit der Reformation.
50. Götzinger, Ernst, Joachim Vadian, der Reformator und Geschichtschreiber von St. Gallen.
51/52. Jakobi, Franz, Das Thorner Blutgericht. 1724.
53. Jacobs, Ed., Heinrich Winckel und die Reformation im südlichen Niedersachsen.
54. von Wiese, Hugo, Der Kampf um Glatz. Aus der Geschichte der Gegenreformation der Grafschaft Glatz.
55. Cohrs, Ferdinand, Philipp Melanchthon, Deutschlands Lehrer. Ein Beitrag zur Feier des 16. Februar 1897.
56. Sell, Karl, Philipp Melanchthon und die deutsche Reformation bis 1531.

Verlag von **Max Niemeyer** in **Halle a. S.**

Ignatius von Loyola

und

die Gegenreformation

von

Eberhard Gothein.

Preis 15 Mark.

Das Apostolicum

in drei, am 1., 3. und 5. Trinitatissonntag 1895, im akademi
Gottesdienste zu Halle gehaltenen Predigten ausgelegt.

von

D. **Friedrich Loofs.**

Preis 60 Pfennig.

Zum Verständnis des Apostolat

im Neuen Testament

von

Erich Haupt.

1896. Mk. 3,—

Deutsches Wörterbuch

von

Hermann Paul.

1896. Lex. 8. Preis geh. 8 Mark. geb. 10 Mark.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

alle a. S.

jola

ll

im akademiſchen
ausgelegt.

oſtolats

th

Mark.